FONDO PROVINCIA

NAZIONALE
B. Prov.
IV
1028
BIBLIOTECA
VITT. EM III
NAPOLI

BIBLIOTECA PROVINCIALE
Armadio
Palchetto
Num.° d' ordine 25
30059

14-11-3

~~XII~~
~~3~~
~~1-18~~

B. Prov.
IV
1028 - 1049

F. L. Stolberg.

Geb. zu Bramstedt 7. Novbr. 1750
Gest. zu Sondelburg 18. Sept. 1819

Verlag der Ad. Spaarmann'schen Verlagsbuchhandlung in Oberhausen u. Leipzig.

61hh88

Fr. Chr. Schlosser's

Weltgeschichte

für

das deutsche Volk.

Zweite Ausgabe.

Zweite unveränderte Auflage.

Mit Zugrundelegung der Bearbeitung von Dr. G. L. Kriegk

besorgt von

Dr. Oscar Jäger u. Prof. Dr. Th. Creizenach.

Fortgeführt bis auf die Gegenwart von Dr. Th. Bernhardi.

Erster Band.

Oberhausen und Leipzig.
Ad. Spaarmann'sche Verlagshandlung.
1870.

BIBLIOTECA NAZIONALE VITTORIO EMANUELE III - NAPOLI

Vorwort.

Die erste Ausgabe von Schlosser's „Weltgeschichte für das deutsche Volk, unter Mitwirkung des Verfassers bearbeitet von Dr. G. L. Kriegk“ (Frankfurt 1844—1857), ist seit geraumer Zeit völlig vergriffen, nachdem dieses Werk in allen Schichten der Nation eine weite Verbreitung gefunden und eine Wirksamkeit entfaltet hat, deren sich nicht viele historische Bücher unter uns haben rühmen können.

Dieses Werk, welches hier in erneuerter Gestalt seine, durch Umstände, deren nähere Darlegung kein allgemeines Interesse hat, unterbrochene Wirksamkeit wieder aufnehmen soll, ist die reife und letzte Frucht eines langen Manneslebens, welches fast ausschließlich historischen Studien gewidmet war. Mit wenigen Zügen vergegenwärtigen wir uns das Bild und den Lebensgang des mächtigen Geistes, dem es seine Entstehung verdankt.

Die äußeren Ereignisse, an denen dieses innerlich so reiche Leben verläuft, sind bald erzählt. Friedrich Christoph Schlosser ist am 17. Novbr. 1776 zu Jever im Oldenburgischen geboren, der Sohn eines dortigen Advokaten, das jüngste von 12 Kindern. Das Schicksal versagte ihm die Gunst, in wohlgeordneten Verhältnissen, in friedlichem, einträchtigem Familienkreise aufzuwachsen; schon im sechsten Jahre seines Lebens verlor er den Vater, der sein Geschäft vernachlässigt, sein Vermögen vergeudet und mit der Mutter in Zwietracht gelebt hatte. Der Knabe ward einem Verwandten auf dem Lande übergeben und offenbarte bald jenen außerordentlichen und selbstständigen Lerneifer, dem er bis in's höchste Greisenalter treu blieb, und in regelloser Lesewuth hatte er, während er als Fünfzehnjähriger das Gymnasium seiner Vaterstadt Jever besuchte, schon

Massen von Bücher durchlaufen, ehe sein heller Verstand ihm die Nothwendigkeit eines geregelten Studiums der auf der Schule getriebenen Wissenschaften, der Mathematik und der alten Sprachen vor Allem, einleuchtend machte. Um Theologie zu studiren, bezog er im Jahre 1794 mit 18 Jahren die Universität Göttingen, wo er bei den Männern lernte, welche damals die Zierde dieser Hochschule bildeten — den Spittler, Planck, Heeren, Eichhorn, Meiners — von denen die beiden erstgenannten am tiefsten auf ihn gewirkt zu haben scheinen. Er fungirte alsdann eine kurze Zeit als Candidat der Theologie im Waldeck'schen, kehrte 1796 nach Jever zurück und wurde hier Hauslehrer bei dem Grafen von Bentinck-Rhoone, der die Grafschaft Varel unter oldenburgischer Hoheit, die Herrschaft Knyphausen als Souverän, regierte.

Mit einigen kräftigen Strichen zeichnet Schlosser selbst das Leben dieses kleinen Hofes: „Leichter Ton, Verdorbenheit, falsche Empfindsamkeit, prahlerische Wohlthätigkeit, scheinbare Feinheit, wahre Rohheit, oberflächliche Bildung, Verachtung aller Gründlichkeit und Gelehrsamkeit als Pedanterie — die Züge des elenden Geschlechts, von dem ich, als der nouvelle cour angehörig, im Gegensatz der ancienne cour, dort so viel reden hörte, lernte ich hier im 21. Jahre an der Quelle kennen." Die Zeit, welche ihm seine Zöglinge übrig ließen, widmete er philosophischen Studien, indem er sich vorzugsweise in Plato und Kant vertiefte, zugleich aber dem Studium der älteren Mystik zuwandte, deren beschauliche Idealität ihn stets gemüthlich ansprach. Er verließ dann 1798 die ihm wenig zusagende Stelle, lebte kurze Zeit als Hülfsprediger auf dem Lande, dann, da ein Plan, nach Rußland zu gehen, sich als unausführbar erwies, wieder als Hauslehrer in der Nähe von Altona, von wo er im Jahre 1800 nach Frankfurt a. M. in gleicher Eigenschaft übersiedelte.

Hier, in der reichen, anregenden Umgebung warf er sich mit ganzer Kraft in mannigfache Studien und er zog in diese Studirwuth seine Zöglinge mit hinein: „Wir lasen", schreibt er, „den größten Theil der klassischen Autoren, trieben Mathematik, Physik, Chemie, besonders mehrere Jahre lang Botanik; ich las alle berühmtere neuere Historiker, von Hume und Rapin an bis auf Voltaire und Johannes von Müller." Er verließ Frankfurt im Jahre 1808 auf kurze Zeit, um in seiner Vaterstadt Jever die Konrektorstelle am Gymnasium zu übernehmen, kehrte aber schon

im folgenden Jahre nach Frankfurt zurück, wo er nun, im Mittelpunkt der Ereigniſſe, die kritiſche Zeit, welche den Thron Napoleons ſtürzte und Deutſchland ſich ſelbſt zurückgab, verlebte. Seine erſten Schriften waren erſchienen: Abälard und Dulcin 1807; Leben des Theodor de Beza und Peter Martyr Vermili 1809; Geſchichte der bilderſtürmenden Kaiſer des oſtrömiſchen Reichs 1812. Zuerſt ertheilte er geſchichtliche Lehrſtunden am Gymnaſium; ſodann verlieh ihm der damalige Herr von Frankfurt, der Fürſt Primas Karl von Dalberg eine Profeſſur an dem neuen Lyceum (1812), für welche er, als dieſe Schöpfung ſchon nach zwei Jahren ſammt der Herrſchaft des Fürſten Primas von den Wogen des großen Völkerkampfes verſchlungen ward, durch die Stelle eines Stadtbibliothekars entſchädigt wurde. Wir wiſſen aus der Selbſtbiographie eines ihm naheſtehenden Schülers und Freundes, G. Eilers, welch' eine bedeutende Geſtalt er in dem damals beſonders reich ſich geſtaltenden Leben Frankfurts war, in welcher Achtung er in dieſem ehrwürdigen Sitze deutſchen Bürgerthums, der eben damals ſeiner deutſchen Bedeutung aufs Neue inne ward, ſtand. Es wird dort eine Anekdote erzählt, wie er ſelbſt einem Manne, vor dem alle gewöhnlichen Menſchen zu verſchwinden ſchienen, dem Freiherrn vom Stein gegenüber ſich in ſeiner harten frieſiſchen Selbſtſtändigkeit behauptete. „Ich war zufällig zugegen", erzählt Eilers, „als dieſe harten Köpfe, Stein und Schloſſer, einmal gegeneinander ſtießen. Schloſſer war Bibliothekar, die Bücher ſtanden im Kaiſerſaale. Stein drängte ſich, die Andern bei Seite ſchiebend, ſtürmiſch an die Barriere, innerhalb deren Schloſſer ſtand. „„Geben Sie mir raſch das Buch."" Schloſſer mit dem grellſten Tone: „„Nein!"" Stein ſtand einen Augenblick wie verdutzt, beſann ſich dann und ſprach faſt ſanftmüthig: „„Erweiſen Sie mir doch die Gefälligkeit, mir das Buch zu geben."" „„Nun will ich es Ihnen geben"", antwortete Schloſſer und damit war die Sache abgemacht." Bekannter iſt, wie er um dieſelbe Zeit in einem Geſpräche mit demſelben großen Manne, dem ſein Standesbewußtſein ſo wohl anſtand, mit voller Unbefangenheit das Glück ſeines oldenburgiſchen Heimathlandes rühmte, „weil ſie dort vom Adel nichts wüßten". Dieſe Freimüthigkeit hatte nichts Gemachtes und Tendentiöſes, ſie war der natürliche Ausdruck innerer Unabhängigkeit, die er überall, nicht den Großen allein gegenüber behauptete; und dieſe innere

Unabhängigkeit einer ſtarken Natur und eines geſchloſſenen Charakters gab auch ſeinen hiſtoriſchen Werken von Anfang an eine Bedeutung, wie ſie kein bis dahin erſchienenes deutſches Geſchichtsbuch beſeſſen.

Schon in Frankfurt faßte er den großartigen Gedanken einer quellenmäßigen Darſtellung der ganzen Weltgeſchichte. Hier erſchien 1815 der erſte Band ſeiner „Weltgeſchichte in zuſammenhängender Erzählung", die er aber nicht ſtetig fortſetzte und die ein Torſo geblieben iſt: ihr letzter Band (1841) iſt durch einen Zeitraum von 26 Jahren und durch die Abfaſſung ſeiner beiden großartigſten Werke, der univerſalhiſtoriſchen Ueberſicht der Geſchichte der alten Welt und ihrer Kultur (9 Bände, 1826—32) und der Geſchichte des 18. Jahrhunderts (1836—43, 9 Bände, 5. Auflage 1863) von dem erſten getrennt. Den Gedanken ſelbſt, das Ganze der Weltgeſchichte darzuſtellen, hielt er feſt; er verwirklichte ihn, freilich in anderer Weiſe, als er ihn urſprünglich gedacht, in dem vorliegenden Werke, von dem er hoffte, daß es in weiten Kreiſen der Nation eine ähnliche Wirkſamkeit entfalten könne, wie er ſie von ſeiner Art, die Geſchichte zu behandeln, in dem nächſten Kreiſe ſeiner Thätigkeit, in Heidelberg, wohin er im Jahre 1819 als Profeſſor der Geſchichte berufen wurde, wahrnehmen konnte.

Dort zu Heidelberg lebte er ſeit jener Zeit ununterbrochen ſeinem akademiſchen Berufe, der ſich durch ſeine Schriften ergänzte und ohne daß er es ſuchte, zu dem größeren eines Lehrers der geſammten Nation erweiterte. Sein äußeres Leben floß ruhig und ohne beſondere Ereigniſſe, erſt ſeit er das 50. Lebensjahr erreicht hatte, an der Seite einer feingebildeten und liebenswürdigen Gattin dahin: ſelten, wie 1822, wo er zum Zwecke ſeiner Geſchichte des 18. Jahrhunderts einen längern Aufenthalt in Paris nahm, durch Reiſen unterbrochen. Zu ſeinen Füßen ſammelte ſich eine zahlreiche Zuhörerſchaft, welche dem frei, ohne äußeren Schmuck und ohne ſchriftliche Hülfsmittel, aus den Tiefen einer reichen Welterfahrung und Menſchenkenntniß, einer warmen, begeiſterten Seele, einer unermeßlichen Beleſenheit ſich hervorringenden Vortrage zu dauerndem Gewinn ſich hingab. Einen auserwählten Kreis liebte er Abends in ſeinem Hauſe zu vereinigen, wo er wohl, etwa über der Erklärung des Dante, den er mehr als dreißig mal geleſen, mehr als zwanzig mal erklärt hat, ganz dem Pathos ſeines Gegenſtandes hingegeben, in tiefer

Begeisterung sich selbst und seine Umgebung völlig vergessen konnte. Vom frühen Morgen bis in die späte Nacht der Arbeit hingegeben, aber jedem zugänglich; streng sich auf den Beruf des Gelehrten beschränkend, aber den Blick frei und sicher auf das Leben und seine Bedürfnisse gerichtet; ohne thätige Mitwirkung an der mehr und mehr sich in den Vordergrund drängenden Politik, aber stets mit patriotischem Antheil und mit unerschrockenem Wort die Geschicke seiner Nation begleitend; ohne voreilige Hoffnungen und ohne mürrisches Verzagen in die Zukunft schauend: so lebte er in kraftvoller, nie gestörter Gesundheit, in freundlicher Umgebung, in vertrautem Umgang mit allem Großen der Vorzeit und im Bewußtsein einer mächtigen und dauernden Wirksamkeit, ein glückliches, in strenger Regelmäßigkeit wohlgeordnetes Leben, aus dem ihn am 23. September 1861 ein schmerzloser Tod abrief.

Es ist hier nicht unsere Aufgabe, die Bedeutung dieses außerordentlichen Mannes für seine Zeit und für die deutsche Geschichtschreibung ausführlich zu würdigen, um so weniger, als der hervorragendste und ihm am meisten geistesverwandte seiner Schüler, Gervinus, mit Meisterhand das Bild dieses Mannes unter uns aufgerichtet hat, den ein anderer seiner Schüler, G. Eilers, der auf seinem Lebensgange einer ungewöhnlichen Zahl bedeutender Menschen begegnete, neben Stein und Eichhorn als den Bedeutendsten aller, die er kennen gelernt habe, nennen durfte.[1])

Daran wenigstens ist nicht zu zweifeln, daß er unter allen deutschen Historikern bis jetzt die tiefgehendste Wirksamkeit ausgeübt hat, daß er bis jetzt der gelesenste und populärste derselben gewesen ist. Er verdankte diese Popularität nicht irgend welchen Vorzügen glänzender Darstellung, künstlerischer Gestaltung des Stoffes, denn er wollte sein Leben lang von irgend einer solchen Kunst der Darstellung weder bei sich, noch bei andern etwas wissen und verdammte mit harter und ungerechter Kritik Alles, was ihm bei alten oder neuen Geschichtsdarstellern nach solcher Rhetorik, wie er es nannte, aussah. Er verdankt seine Popularität auch nicht der Anbequemung an irgend eine herrschende wissenschaftliche, religiöse oder politische Zeitströmung, in deren Sinn er Geschichte geschrieben hätte. Obgleich

---

[1]) Friedrich Christoph Schlosser, ein Nekrolog, von G. G. Gervinus, Leipzig 1861. G. Eilers, Meine Wanderung durchs Leben. Bd. 1, p. 272 ff.

kein Anderer die Litteratur und Dichtung der Zeiten und Völker in so umfangreicher Weise in den Zusammenhang mit dem Gange der Weltbegebenheiten gezogen hat, wie er, so war ihm doch die anderweitig so beliebte, so populäre ästhetische Betrachtungsweise ganz fremd und er würdigte selbst diejenigen litterarischen Kunstwerke, an denen er in seinem Kämmerlein am tiefsten sich erbaute, in seinen Schriften nur nach ihrem historischen Werth und Einfluß. An der physiologischen Auffassung jüngerer Historiker, welche sich seitdem einen so breiten Raum erobert hat, nahm er nicht minder Anstoß, wie an der ebenso weit verbreiteten nationalökonomischen Betrachtungsweise, welche „von den Menschen wie von Gänse- und Schaafheerden spreche!“ Gleichermaßen blieb ihm die eigentlich philosophische Geschichtsbetrachtung fremd, die eben um die Zeit, in der seine Hauptwerke erschienen, ihre Triumphe feierte. Und endlich schrieb er niemals Geschichte nach dem Sinne irgend einer der großen Parteien, welche auf kirchlichem oder politischem Gebiete dominirten und denen es so leicht wird, solchen, die in ihrem Geist und Geschäftsinteresse Geschichte schreiben, Ruhmeskränze zu verleihen. Man hat allerdings mit Recht gefunden, daß ein gewisser demokratischer Zug durch sein Wesen und seine Werke gehe, und daß er überall mit Vorliebe es hervorhebe, „wie es Söhne von Hirten und Zimmerleuten, von Bildhauern und Bergmännern, arme Fischer und verfolgte Missionare waren, die die Menschheit von den Wunden geheilt, die ihr Stolz und Ueppigkeit und Barbarei geschlagen“: aber demokratisch im Sinne der politischen Partei, welche diesen Namen trägt, ist seine Geschichtschreibung so wenig, als sie monarchisch oder aristokratisch ist: und wenn er allerdings durch seine große That der „Geschichte des 18. Jahrhunderts“ mehr vielleicht als irgend ein einzelner Mann dazu beigetragen hat, den fürstlichen Absolutismus im Bewußtsein der leitenden Kreise unserer Nation kritisch zu vernichten, so zeichnet er auf der andern Seite mit nicht minderer, vielleicht mit herberer Strenge die rasche Entartung der Demokratieen des Alterthums. Es ist endlich nicht forcirtes Deutschthum, in welchem sich der populäre und man darf wohl sagen nationale Charakter seiner Geschichtschreibung äußert; denn wenn ein Volk von seiner rauhen und harten Scheltrede getroffen wurde, so ist es neben dem englischen sein eigenes Volk gewesen, dem er in allen seinen Stän-

den, Personen und Parteien keinen Fehler und keine Schwäche nachsah.

Was diese Geschichtschreibung so populär machte, waren keine auf der Oberfläche liegenden und für die Oberfläche berechneten Vorzüge, sondern ernstere Tugenden — Tugenden, bei denen man gerne übersah, daß die Tugenden des Mannes zuweilen zu Fehlern des Geschichtschreibers wurden. Es war zunächst eben die kräftig ausgesprochene Subjectivität seiner Darstellungsweise, die ihn zum populären Schriftsteller machte; es war dies, daß Schlosser für seine Geschichtserzählung überall eintrat mit dem ganzen Gewicht seiner Persönlichkeit, mit dem Nachdruck eines starken, nicht vorurtheilsfreien, aber überall ehrlichen, tapferen und reinen Charakters; es war die Betonung des sittlichen Standpunktes bei der Beurtheilung der Menschen und der Dinge, welche dem ruhigen Gang seiner Erzählung Wärme und Leben gab; es war die vollkommene Unabhängigkeit, mit welcher man ihn gegen jeden äußeren Einfluß, von oben oder unten, von wissenschaftlichen und politischen Coterieen und Parteischlagwörtern gewappnet wußte, und welche in der That seit Thucydides kein Geschichtschreiber in diesem Maaße besessen zu haben scheint. Dazu kam der universelle Charakter seiner Studien, welche sehr früh auf eine Darstellung des ganzen ungeheuren Gebietes der Menschengeschichte sich richteten, und der auch den ausführlichen Darstellungen einzelner Zeitabschnitte jenes „universalhistorische" Gepräge gab, der uns Deutschen besonders zuzusagen scheint. Jeder Andere wäre verzagt bei dem Gedanken, mit den Kräften eines einzelnen Menschendaseins eine auf Kenntniß der ersten Quellen beruhende Darstellung der gesammten Weltgeschichte zu geben. Nicht so Schlosser, der mit einer eisernen Beharrlichkeit, mit einem Fleiße ohne Gleichen und einer nieversagenden Geistesfrische diesen Plan durchgeführt hat, so weit er überhaupt durchführbar war. Endlich aber ist seine Geschichtschreibung darum so populär, weil sie von vornherein das Leben und seine Bedürfnisse im Auge hatte, nicht für Gelehrte und solche, die wieder Bücher schreiben, bestimmt war, sondern für alle, die aus der Erkenntniß der Vergangenheit Kraft und Einsicht für die Aufgaben der Gegenwart ziehen wollen.

Diese Eigenthümlichkeiten, — Tugenden und Fehler — finden sich in dem vorliegenden Werke vereint, dem er selbst den Namen

gegeben hat: „Friedrich Chriſtoph Schloſſer's Weltgeſchichte für das deutſche Volk“ und die in der That in hohem Grade das wirklich geworden iſt, was dieſer ſtolze Name ſagen wollte.

Es leuchtet ein, daß dieſes Vermächtniß eines der Nation theuren und um ihre Bildung hochverdienten Mannes, ehe es zum zweitenmale in die Oeffentlichkeit trat, einer Durchſicht und da und dort einer ergänzenden oder berichtigenden Hand bedurfte, wenn es der ernſten und ſtrengen Auffaſſung wahrheitsgetreuer geſchichtlicher Darſtellung, welche den raſtlos forſchenden Verfaſſer und den erſten Bearbeiter beſeelt hat, treu bleiben und bei der ſo raſch fortſchreitenden Erkenntniß auf allen Gebieten der Geſchichte ſeiner hohen Beſtimmung werth bleiben ſollte. Da der verdiente und gelehrte Mann, der das Vertrauen des großen Hiſtorikers, wie des Publikums in ſo hohem Maaße gerechtfertigt hat, Herr Dr. Kriegk, die nochmalige Durchſicht und Weiterführung des Werkes zu übernehmen Bedenken trug, ſo wendete ſich der jetzige Verleger an die Unterzeichneten, welche mit wenigen Worten darlegen wollen, wie ſie ſich zu dieſer Aufgabe ſtellten.

Was ſie zur Uebernahme der mühevollen und aus einleuchtenden Gründen nicht überall dankbaren Aufgabe bewog, war der Gedanke, daß man ein Werk wie dieſe Geſchichte, in welcher ein wahrheitsliebender, von Gunſt und Abgunſt der Großen und der Menge in ungewöhnlichem Grade unabhängiger Mann die Ergebniſſe eines eiſernen, von wenigen Menſchen irgendwo und irgendwann auch nur annähernd erreichten Fleißes für ſein Volk niedergelegt hat, nicht umkommen laſſen dürfe, ſondern ihm die Möglichkeit einer fortwährenden Wirkſamkeit erhalten müſſe. Es mag ſein, wie eingewendet worden iſt, daß in Stoff und Methode, im Ganzen der Auffaſſung wie in manchen Einzelnheiten, dieſe Darſtellung von den raſchen Fortſchritten einer Zeit, in welcher auf allen Gebieten und von den verſchiedenſten Punkten der Betrachtung aus an der Aufhellung vergangener Zeiten gearbeitet wird, überholt worden iſt; es mag auch ſein, daß, wie Andere bedächtig erinnert haben, die Zeit, wo eine „Weltgeſchichte“ im ſtrengſten Sinn geſchrieben werden kann, noch gar nicht gekommen iſt: allein ſchon der Verſuch einer ſolchen, ausgeführt von einem ſolchen Manne, iſt ſo großartig, daß er die fortdauernde Aufmerkſamkeit aller, die nach Erkenntniß der

Vergangenheit ſtreben, in hohem Maaße verdient: und die Fortſchritte der Wiſſenſchaft in allen Ehren, ſo glauben wir doch nicht, daß die große Menge derer, welche geſchichtlicher Belehrung bedürfen, in den 12 Jahren, welche ſeit dem erſten Abſchluß dieſes Werkes verfloſſen ſind, ſo weiſe geworden iſt, um nicht von einem Manne wie Schloſſer noch lernen zu können, ſelbſt auf die Gefahr hin, auf manchen Seiten nicht eben das Allerneueſte und auf mancher andern ein Urtheil zu leſen, welches zwar immer der Ausdruck einer wohlgeprüften und ehrlichen Ueberzeugung, darum aber noch nicht unbedingt richtig iſt. Dem erſten Mangel kann und ſoll eben durch erneuerte Durchſicht nach Möglichkeit abgeholfen, es ſollen die geſicherten und unzweifelhaften Ergebniſſe neuerer Forſchung in die Schloſſer'ſche Weltgeſchichte eingetragen werden; und was das zweite, die einſeitigen, harten, herben Urtheile betrifft, ſo berichtigt ſie der Kenntnißreichere leicht, und der minder Kenntnißreiche mag ſich tröſten, daß er bis zu beſſerer Belehrung mit einem Manne irrt, der was immer andere in einzelnen Partieen der Geſchichte geleiſtet haben, doch das Ganze der Geſchichte gründlicher durchgearbeitet hat, als irgendwer vor ihm, und der, wo er irrte, ebenſo wie in den weit zahlreichern Fällen, wo ſein hartes Urtheil gegründet iſt, ein gerader, wahrhaftiger, ſittenſtrenger, für alles Edle tief und rein begeiſterter Mann war.

Das vorliegende Werk darf als das eigenſte Werk des großen Hiſtorikers anerkannt werden und iſt von ihm ſelbſt auch in den Partieen, wo er nicht unmittelbar, ſondern wo der Mann ſeines Vertrauens, Herr Dr. Kriegk, nach ſeinen Materialien arbeitete, als ſolches anerkannt worden. Als ſolches, als Schloſſer's Werk und Worte ſoll es auch in dieſer neuen Ausgabe beſtehen bleiben. Die Herausgeber haben ſich in die Arbeit ſo getheilt, daß Dr. Jäger die 4 (jetzt 3) erſten Bände, die Geſchichte des Alterthums, und die 3 letzten, die Geſchichte von 1700—1815 enthaltend — Profeſſor Dr. Creizenach die übrigen beſorgen wird; die Fortführung bis zur Gegenwart wird Herr Dr. Theodor Bernhardt in Bonn übernehmen, der durch ſelbſtſtändige und anerkannte hiſtoriſche Arbeiten und durch Herausgabe der verdienſtlichen „Neueſten Geſchichte", von Lorentz, für die Aufgabe ausgerüſtet iſt. Die Arbeit der Unterzeichneten iſt redaktioneller Art; mit ſachter Hand iſt, wo es nöthig ſchien, offenbar Irriges berichtet, unklar Ausgedrücktes deut-

licher gesagt, sind wichtige und unzweifelhafte Ergebnisse neuerer Forschung eingeschaltet: nur an einzelnen Stellen haben längere Abschnitte gänzlich umgearbeitet werden müssen. Im ersten Bande ist der Abschnitt über die Indier ganz, der über die Aegypter und Perser zum Theil neu bearbeitet worden; wo dies in den folgenden Bänden nöthig war, wird es in kurzen Vorbemerkungen Erwähnung finden, nicht aber im Texte selbst, da dies der Zweck, dem Schlosser das Werk bestimmte, nicht gestattet.

Eine solche Arbeit macht den Unterzeichneten eine große Resignation zur Pflicht, wie sie in musterhafter Weise der erste Bearbeiter, Herr Dr. Kriegk geübt hat; sie glauben ein Recht auf die Nachsicht der Leser zu haben.

So mag dieses Vermächtniß eines freien und guten Mannes, der streng sich bescheidend in der Stille seines Studirzimmers für sein Volk gewirkt und gearbeitet hat, seinen Weg zum zweitenmal antreten und in einer Zeit, die geneigt ist, das Leben der Menschen und der Völker in eine Reihe bloßer Naturprozesse aufzulösen, die Geschichte der Menschheit unter dem ernsteren Gesichtspunkte sittlicher Verantwortlichkeit aufs Neue vor die Seele stellen.

O. Jäger.

Th. Creizenach.

Köln, 10. März 1870.

Frankfurt a. M., 20. März 1870.

Geschichte der alten Welt.

I. Orientalische Völker.

Die Weltgeschichte, welche in die Geschichte des Alterthums, des Mittelalters und der neueren Zeit eingetheilt zu werden pflegt, zerfällt für den ersten dieser Abschnitte in zwei Haupttheile, in die Zeit der älteren orientalischen Völker und in die griechisch-römische Zeit. Die Entwickelung des Menschengeschlechts ist nämlich, ihrem Hauptgange nach, dem täglichen Laufe der Sonne gefolgt. In Asien, wo dasselbe entstanden ist, und in dem benachbarten Aegypten blühte zuerst eine Cultur auf, und diese blieb eine lange Reihe von Jahrhunderten hindurch auf den Orient beschränkt. Etwa tausend Jahre vor Christi Geburt trat Europa in die weltgeschichtliche Entwicklung ein und während hierauf die orientalischen Völker immer mehr sanken, ward durch die Griechen und Römer jener Erdtheil zum Mittelpunkt der Weltbegebenheiten gemacht. Durch diese beiden Hauptvölker des älteren Europa und durch das Christenthum wurde in der letzten Zeit des Alterthums die menschliche Cultur ebenso über die westliche Hälfte Europa's verbreitet, wie tausend Jahre später dieselbe ihrem Gange von Osten nach Westen weiter folgend über die Grenze der alten Welt hinaus nach Amerika fortschritt.

Der Hauptunterschied jener beiden Zeiträume des Alterthums besteht darin, daß die Cultur der früheren orientalischen Völker stets mehr oder weniger im Zustande der Gebundenheit blieb, mit dem Auftreten des griechischen Volkes aber eine neue und wahrhaft freie Entwickelung des Menschengeschlechts begann. Einige Völker des Orients haben jenen Charakter der älteren Zeit bis auf unsere Tage unverändert beibehalten. Es sind die Chinesen und die Indier, die beiden ältesten aller noch jetzt in besonderen Staaten bestehenden Völker. Beide können deswegen auch am besten Zeugniß geben, wie die Staaten der Urzeit beschaffen waren, und welche Folgen es für die Menschheit gehabt haben würde, wenn dieselben fortgedauert hätten. Von diesen beiden Völkern gehört das erste dem mongolischen, das zweite dem kaukasischen Menschenstamm an, und ihre Geschichte führt uns deshalb auch in die ersten Zeiten derjenigen zwei Haupt-Abtheilungen unseres Geschlechts ein, welche vorzugsweise die Geschichte der Menschheit bestimmten. Die Chinesen sind zugleich noch dadurch für die geschichtliche Belehrung von Wichtigkeit, daß sie als das gebildetste aller mongolischen Völker uns den Haupt-Charakterzug dieses Menschenstammes in seiner höchsten Entwickelung zu erkennen geben. Die mongolischen Völker haben zwar

in China, Hinterindien und Japan ſich zu einem gewiſſen Grade von Civiliſation erhoben, aber ſie ſind, nachdem dies geſchehen war, auf der von ihnen betretenen Stufe durch alle Jahrhunderte hindurch ſtehen geblieben. Die übrigen Völker dieſes Stammes haben den nomadiſchen Zuſtand niemals verlaſſen.

Von den Völkern des kaukaſiſchen Menſchenſtammes hat nur das indiſche die Cultur der Urzeit ohne bedeutende weitere Entwickelung bis zur gegenwärtigen Stunde bewahrt: ein Volk, grundverſchieden von dem chineſiſchen, aber wie dieſes eine Welt für ſich bildend, welche lange Zeit von den Einflüſſen des Weſtens ſo gut wie unberührt geblieben iſt. Alle übrigen Völker dieſes Stammes, welche eine höhere Civiliſation erhielten, ſind aus dem Charakter jener Zeit herausgetreten. Sie haben, während die Indier ſich von dieſem Zuſammenhange lostrennten, durch eine Art von gemeinſamer Arbeit eine fortſchreitende Cultur entwickelt, in welcher bald das eine, bald das andere Volk den übrigen voranging. Dadurch iſt dieſer Stamm, welcher ſchon in der älteſten Zeit ſich über den andern erhoben hatte, auch in allen ſpäteren Zeiträumen an der Spitze unſeres Geſchlechtes geblieben und er bildet, von den erſten Tagen der Geſchichte an bis auf die gegenwärtige Zeit herab, ohne irgend eine Unterbrechung gleichſam den Kern der Menſchheit und den Angelpunkt, um welchen ſich die ganze Weltgeſchichte dreht.

Anders, als mit dieſen beiden Menſchenſtämmen, verhält es ſich mit der dritten Haupt-Abtheilung der Bewohner der alten Welt, oder mit dem Negerſtamm. Dieſe zahlreiche Völkergruppe, welche immer auf den afrikaniſchen Welttheil beſchränkt blieb, hat faſt gar keinen unmittelbaren Einfluß auf die Geſchicke der übrigen Menſchheit gehabt. Die meiſten Negervölker haben ſich nie zu einer eigentlichen Cultur erhoben und die wenigen, welche bis zur erſten Stufe derſelben emporgeſtiegen, haben nur in ſo geringem Grade eine Entwickelung erhalten, daß ihre Geſchichte faſt blos aus einem Wechſel von zufälligen äußeren Ereigniſſen beſteht. Der Negervölker wird daher auch, zum Unterſchied von den Hauptvölkern der beiden anderen Menſchenſtämme, im Verlauf der Weltgeſchichte kaum einige wenige Male gedacht. Nur in uralter Zeit ſcheint, nach einer zu den Griechen gedrungenen dunkeln Kunde, ein Theil der Negervölker eine höhere Stufe der Geſittung und Bildung erreicht und dadurch im nördlichen Afrika eine bedeutende Rolle geſpielt zu haben. Deshalb iſt es am angemeſſenſten, hier, bei dem Eintritt in die Geſchichte der Urſtaaten, dieſes Menſchenſtammes zu gedenken, welcher ſeit jener Zeit gleichſam im Vorhofe der Weltgeſchichte ſteht.

Die Griechen, welche alle im Süden von Aegypten und im mittleren Afrika wohnenden Völker Aethiopen nannten, hatten eine alte Sage, daß in der Urzeit die aethiopiſchen Völker des nördlichen Afrika, durch

ihre engere Verbindung mit einander und durch eine unter ihnen entstandene höhere Cultur, eine große Macht erlangt hätten, und daß sie damals unter einem Könige, welcher Tearko hieß, erobernd bis an die Küsten des Mittelmeeres vorgedrungen seien. Diese Macht, durch welche sie eine Zeitlang selbst den Europäern im Osten wie im äußersten Westen unseres Erdtheils gefahrdrohend wurden, zerfiel jedoch bald wieder, und die Negerstaaten sanken schon früh in den Zustand zurück, in welchem sie bis auf den heutigen Tag geblieben sind. Ja, es ist nicht einmal mit unzweifelhafter Gewißheit zu sagen, daß alle Völker Tearko's wirkliche Neger waren, weil die Griechen mit dem Namen Aethiopen nicht blos die Menschen dieses Stammes bezeichneten, sondern alle Bewohner des ihnen bekannten äußersten Südens überhaupt. Eben deswegen ist es auch nicht gewiß, ob ein berühmter aethiopischer Staat, der schon in uralter Zeit eine Cultur besaß, dem Negerstamme angehörte. Dies ist der Staat Meroe, welcher im Süden des Landes Nubien lag, schon in der ältesten Zeit der Aegypter blühte und bis kurz vor Christi Geburt bestand. Es war ein von Priestern geleitetes Reich mit einem Könige an der Spitze, der aber ganz von jenen abhängig war. In der gleichnamigen Hauptstadt befand sich ein berühmtes Orakel, und sie bildete zugleich den Mittelpunkt eines lebhaften Karawanenhandels zwischen Aegypten und dem inneren Afrika.

Wie es sich nun auch mit diesem uralten Staate und mit den Negervölkern der Urzeit verhalten haben mag, gewiß ist: diejenigen Völker, deren Geschichte gleichbedeutend ist mit der Entwicklungsthätigkeit der Menschheit selbst, diejenigen Völker, deren Geschichte zu erzählen der Mühe lohnt, gehören alle entweder dem kaukasischen oder dem mongolischen Menschenstamme an. Doch ist die Bedeutung des Letzteren gering im Vergleich mit der des Ersteren. Alle mongolischen Völker, welche eine Cultur erlangten, haben schon früh jede weitere Entwickelung derselben aufgegeben und nehmen deshalb nur die zweite Hauptstufe menschlicher Cultur ein. Aus diesem Grunde und weil das gebildetste mongolische Volk seine jetzige Civilisation schon in der Urzeit erhalten hat, beginnen wir die Geschichte der älteren Staaten mit den Chinesen. Von der Darstellung des bei ihnen am höchsten entwickelten mongolischen Cultur-Elements aber geht sie zunächst zu den Indiern über, weil dieses Volk von allen Gliedern des kaukasischen Stammes am meisten in seinem älteren Cultur-Zustande zurückgeblieben ist, und durch die Unveränderlichkeit desselben einen Haupt-Charakterzug der mongolischen Völker angenommen hat. Die übrigen Hauptvölker unseres Stammes haben fortschreitend die höheren Stufen der Entwickelung bestiegen und auf diesem Wege nicht nur sich selbst die Herrschaft der Welt erworben, sondern auch für die gesammte Menschheit die Mittel

und Formen eines besseren Daseins geschaffen; denn den Völkern des kaukasischen Stammes gehört die Erfindung oder Ausbildung alles dessen an, was in den Einrichtungen der Staaten, des geselligen Verkehrs und des häuslichen Lebens, sowie in den Wissenschaften und Künsten von edlerer Art und eines vernünftigen Wesens wahrhaft würdig ist.

Die Chinesen.

Die Chinesen stehen, als der gebildetste Theil des mongolischen Menschenstamms, an der Spitze dieser großen, dem östlichen Asien angehörenden Abtheilung unseres Geschlechts. Die Cultur der Chinesen ist uralt und ihr Staat der älteste von allen noch jetzt bestehenden. Sie haben in der Weltgeschichte besonders dadurch eine Bedeutung, daß der Charakter ihrer späteren Cultur dem ihrer Urzeit sehr ähnlich ist und daß sie das Beispiel eines Volkes darbieten, welches, trotz seiner frühen und nicht geringen Cultur, stets auf einer und derselben Stufe geistiger Entwickelung stehen geblieben ist.

Die Griechen und Römer, durch deren Schriften wir sonst die meisten zuverlässigen Nachrichten über die Völker des Alterthums erhalten, berichten uns nichts über die Chinesen. Sie kamen mit diesem Volke, welches bei ihnen den Namen der Serer führte, in gar keine Berührung, außer daß sie, seit den Zeiten Alexander's des Großen, von chinesischen Kaufleuten in der Bucharei Seide erhielten. Dagegen besitzen die Chinesen selbst Geschichtswerke, deren Abfassung bis mehrere Jahrhunderte vor Christi Geburt hinaufreicht. Von jener Zeit an bis auf unsere Tage ist bei ihnen die Geschichte China's ununterbrochen in besonderen Werken niedergeschrieben worden. Aus den früheren Zeiten haben sich bei den Chinesen nur unsichere Nachrichten und fabelhafte Sagen erhalten, welche jedoch von ihnen als ein Theil ihrer wirklichen Geschichte in jene Werke mit aufgenommen sind. Auf diese Weise reichen zwar die Begebenheiten, die in den chinesischen Geschichtsbüchern erzählt werden, bis zum Jahre 3082 vor Christus hinauf; die zuverlässigen Nachrichten aber gehen nicht weiter, als bis zum Jahr 782 vor unserer Zeitrechnung zurück.

Aller Wahrscheinlichkeit nach sind die Urväter des chinesischen Volks von dem Gebirge Kuenlün oder Kulkun her, welches im Westen des nördlichen China liegt, in China eingewandert. Wann dies geschah, ist durchaus unbekannt. Die Chinesen waren aber nicht die ersten Ansiedler in jenem Lande, sondern sie fanden dasselbe schon von einem Volke bewohnt, das von ihnen erst unterworfen und theilweise ausge-

rottet ward, und von welchem noch jetzt Ueberreste, die Miaotse genannt, als Wilde in den Gebirgen des südlichen China leben. Der mittlere Theil des Landes China war es, wo zuerst die Voreltern der heutigen Chinesen sich niederließen und zuerst eine Cultur zu entwickeln begannen. Die Zeit dieses ersten Anfangs der chinesischen Cultur ist nicht zu ermitteln; nur das steht über allem Zweifel, daß dieselbe uralt ist.

Von dem, was die Sagen der Chinesen über ihre ersten Zeiten berichten, ist das Bemerkenswertheste, daß auch sie von großen Ueberschwemmungen reden, durch welche das Menschengeschlecht bis auf geringe Reste vertilgt worden sei. Sie führen zwei solcher Ueberschwemmungen oder Sündfluthen an: die eine soll um das Jahr 2600 v. Chr., zur Zeit des chinesischen Herrschers Fu-hi, Statt gehabt haben, die andere dagegen zur Zeit des Herrschers Jao, dessen Regierung man in die Zeit um das Jahr 2350 v. Chr. verlegt. Beide Männer wurden von den Chinesen zugleich als die ersten Gründer ihrer Cultur und als große Gesetzgeber gerühmt. Von den übrigen Regenten jener dunkeln Zeiten, welche die chinesische Sage anführt, ist nur der Kaiser Wu-wang bemerkenswerth. Dieser war ursprünglich ein dem chinesischen Kaiser unterworfener Fürst einer Provinz, empörte sich aber in Verbindung mit andern Großen gegen seinen Herrn, stürzte denselben (im Jahre 1122 v. Chr.) und schwang sich selbst auf den Thron. Da er und seine Nachkommen diesen zu behaupten wußten, so ist er dadurch zugleich auch der Gründer einer neuen Dynastie geworden, welche den Namen Dynastie der Tschehu führt und von 1122 bis 248 v. Chr. herrschte. Etwa von der Mitte der Zeit dieser neuen Herrscherfamilie an beginnen die Nachrichten der chinesischen Geschichtsbücher zuverlässig zu werden.

Bis auf Wu-wang war die Regierungsform des chinesischen Volks dieselbe, welche wir bei allen Völkern des früheren Alterthums als die älteste finden, und die auch später wieder von den Chinesen angenommen ward und seitdem sich bei ihnen allein von allen alten Völkern bis auf unsere Tage erhalten hat. Diese Regierungsform ist die patriarchalische und besteht darin, daß das ganze Volk als eine Familie und der Herrscher als der Vater derselben angesehen wird, welchem ebenso wie dem Haupte jeder Familie alle Einzelnen mit unbedingtem Gehorsam untergeben sind. Während der Herrschaft der Dynastie Tschehu war diese Regierungsform in China aufgehoben und durch eine andere ersetzt. Weil nämlich Wu-wang nur mit Hülfe anderer Großen den Thron erlangte, so erkannten diese ihn nicht als unumschränkten Herrscher an, sondern das ganze Land ward unter sie vertheilt und zerfiel so in eine Anzahl Fürstenthümer, deren Gebieter den Kaiser zwar als ihren Oberherrn ansahen, ihm aber nicht in allen

Stücken zu Gehorsam verpflichtet waren, sondern in den meisten Fällen frei und nach eigener Willkür in ihren Herrschaften walteten. Diese Verfassung hatte für China den Nachtheil, daß dadurch die Kraft der obersten Staatsleitung geschwächt ward, gewährte aber andererseits den Vortheil, daß durch die vielen einzelnen Herrschaften die Civilisation sich mehr über das ganze Land verbreitete. Durch die vielen Hofhaltungen wurden die Künste, die Gewerbe und der Handelsverkehr zugleich in vielen Gegenden des Reichs belebt. Dadurch vermehrte sich in dem überaus fruchtbaren Lande die Bevölkerung rasch; statt daß es bisher nur Dörfer und Flecken im Lande gegeben hatte, entstanden jetzt aus den Residenzen der einzelnen Fürsten Städte, und mit dem Steigen der Gewerbe und des Handels nahm auch die Zahl der Städte immer mehr zu. Auf diese Weise erhielt China damals zuerst einen Theil des eigenthümlichen Ansehens, welches ihm bis zum heutigen Tage geblieben ist: es entstand nämlich neben dem Ackerbau die erste Industrie und es begann jene ungeheure Bevölkerung, welche uns so sehr in Staunen setzt und die im eigentlichen China größer ist, als in irgend einem andern Lande der Welt.

Die Herrschaft der Dynastie Tschehu ist auch dadurch merkwürdig, daß unter ihr der größte und berühmteste Mann des chinesischen Volkes auftrat. Dies war Kong-fu-tse oder, wie er in Europa gewöhnlich genannt wird, Konfucius. Die Zeit seines Lebens ist nicht ganz sicher bekannt, nach der wahrscheinlichsten Angabe aber lebte er um das Jahr 551 v. Chr. Dieser Mann ist der Gründer der chinesischen Litteratur, der Stifter eines religiösen Glaubens und der eigentliche Schöpfer der heutigen Staatsverfassung China's; man verfährt aber richtiger, wenn man in dieser dreifachen Beziehung ihn nicht einen Schöpfer, sondern einen Reformator nennt. Seine große Wirksamkeit war keine Einführung neuer Ideen, neuer Lebensweisen und neuer Staatsformen; sondern gleich den meisten großen Männern, mit deren Auftreten ein neues Zeitalter beginnt, wirkte er dadurch auf die Geschicke seines Volkes mit bleibendem Erfolge ein, daß er dasjenige, was der chinesischen Nation von jeher eigenthümlich war, erkannte, und nicht sowohl nach seinen eigenen Ideen und Ansichten, als vielmehr nach dem eigentlichen Wesen und Charakter seines Volkes, das religiöse Leben, die geistige Bildung und die Staatsverhältnisse desselben einrichtete. Er suchte die Ideen über höhere Dinge, welche seit alter Zeit im chinesischen Volke herrschend waren, auf, sammelte die Lehren, welche die Weisen der chinesischen Vorzeit gegeben hatten und erforschte die gleichsam zur andern Natur gewordenen Gewohnheiten seines Volkes; und indem er dasjenige, was davon ganz oder theilweise untergegangen war, wieder herstellte, oder durch Neues von ver-

wandter Art ersetzte, verband er alles dies zu einem Ganzen und bildete daraus gleichsam das neu angefachte Lebens-Element seines Volkes. So ist also Konfucius nicht ein Schöpfer der Cultur, der Religion und der Staatsverfassung der Chinesen zu nennen, sondern er wirkte als Sammler, Ordner und Wiederhersteller des Alten und des der Nation ursprünglich Eigenthümlichen. Was Konfucius, welcher noch jetzt als der größte Mann des chinesischen Volks in vielen ihm errichteten Tempeln verehrt wird, für die geistige Bildung und den religiösen Glauben seines Volkes that, wird unten näher angegeben werden. In Bezug auf die Form des chinesischen Staats ist sein Auftreten dadurch besonders wichtig und erfolgreich gewesen, daß er die Chinesen wieder an die frühere patriarchalische Einrichtung gewöhnte und so die Wiederherstellung derselben veranlaßte, welche für das gesammte Reich erst zwei Jahrhunderte nach seinem Tode Statt fand. Bald nach Konfucius trat ein anderer Mann Namens Mung-tse auf, welcher im Geiste jenes Reformators lehrte und von den Chinesen für den größten Weisen nach Konfucius gehalten wird.

Etwa 200 Jahre nach des Konfucius Tode, nämlich im Jahre 248 v. Chr. Geburt, stürzte der mächtigste der verschiedenen chinesischen Fürsten, Tschwang-siang-wang, seinen Oberherrn und machte der Dynastie der Tschehu ein Ende. Er ließ sich selbst zum Kaiser ausrufen und ward der Stifter einer neuen Dynastie, welche die der Tsin heißt, aber schon im Jahre 206 wieder vom Throne verdrängt wurde. Er und sein nächster Nachfolger, Tsching-wang, verjagten die einzelnen Fürsten des Landes, vereinigten so alle Theile desselben zu einem Ganzen und stellten die frühere patriarchalische Regierungsweise wieder her. Außerdem erweiterte Tsching-wang auch das Reich durch Eroberungen. Eben demselben Kaiser, einem der berühmtesten der chinesischen Geschichte, schreibt man auch die Aufführung jener großen Mauer zu, welche jetzt im Zustande des Verfalls ist und die, mit vielen Krümmungen über Berge und Thäler hinziehend, den Nordosten des eigentlichen China gegen die benachbarten räuberischen Völkerschaften der Tartaren schützen sollte. Diese an manchen Stellen doppelte oder dreifache Mauer hat eine durchschnittliche Höhe von 26 und eine Breite von 15—16 Fuß, und zieht in einer Längen-Ausdehnung von etwa 400 deutschen Meilen bis zum Meere. Uebrigens hat Tsching-wang nicht die ganze Mauer erbauen lassen, sondern schon vor ihm hatten zwei jener kleineren Fürsten, welche als Vasallen des kaiserlichen Thrones in China herrschten, einzelne Theile derselben zum Schutze ihrer Länder errichtet; Tsching-wang ließ diese mit einander verbinden und durch eine Fortsetzung derselben das große Werk vollenden. Von Tsching-wang wird ferner erzählt, daß er, um unum-

schränkt regieren zu können und jede Erinnerung an frühere Rechts-Gewohnheiten zu vernichten, alle Schriften außer denen, die von dem Ackerbau, der Arzneiwissenschaft und anderen ihm nicht bedenklich scheinenden Dingen handelten, habe verbrennen lassen; wahrscheinlich ist aber diese Angabe eine Erdichtung.

Auch die Dynastie der Tsin ging durch eine Empörung unter und es folgte nun in den nächsten vierzehn Jahrhunderten eine Reihe neuer Dynastieen, von welchen nur die der Song namentlich hervorzuheben ist. In diesem langen Zeitraum sind Folgendes die bemerkenswerthesten Begebenheiten. Im Jahre 57 v. Chr. kamen zum ersten Male die Japanesen mit China in Berührung. Zu jener Zeit nämlich erschienen Gesandte dieses Volkes, welches ebenfalls zum mongolischen Menschenstamm gehört, in China und brachten dem chinesischen Kaiser Geschenke. Nach den Berichten der Chinesen waren die Japaner damals noch halbe Wilde; von dieser Zeit an aber erhielten sie von China her, mit welchem Lande sie nun in Verbindung blieben, eine eigentliche Cultur. Um eben dieselbe Zeit wurde die Macht eines räuberischen und streitbaren Volkes gebrochen, welches im Norden China's wohnte und bereits seit einigen Jahrhunderten das Land oft bedrängt hatte. Dies waren die Hiong-nu, ein Volk des türkischen Völkerstammes, welches kurz vor jener Zeit seine verheerendsten Einfälle in China machte, aber mit Hülfe eines anderen mittelasiatischen Volkes, das den Chinesen verbündet war, in dem Zeitraum mehrerer Jahrzehnte vor und nach Christi Geburt theils unterworfen, theils nach dem Westen verjagt wurde. Man hat die Hiong-nu mitunter für die in der europäischen Geschichte berühmt gewordenen Hunnen gehalten; allein es ist für diese Annahme kein anderer Beweis zu finden, als die Aehnlichkeit des Namens. Im Jahr 386 nach Christi Geburt zerfiel das Land in zwei verschiedene Reiche, welche man nach ihrer Lage das des Nordens und das des Südens zu benennen pflegt, und von denen jedes seine besonderen Kaiser hatte. Im Jahr 581 wurden dieselben wieder in eins vereinigt. Türkische und mongolische Horden brachen in jenen Zeiten, so wie schon vorher und auch nachher noch, öfters verheerend in das Reich ein. Spätestens um das Jahr 930 unserer Zeitrechnung ward die Buchdruckerkunst in China erfunden; dieselbe war aber und ist noch von der unsrigen ganz verschieden, denn sie besteht nicht aus dem Zusammensetzen von einzelnen Lettern, sondern die Bücher werden vermittelst Holzplatten gedruckt, in welche die Schrift jeder ganzen Seite eines Werkes eingeschnitten ist.

Die letzte Dynastie des angegebenen langen Zeitraums ist die der Song. Die Herrscher dieses Geschlechts, welches von 960—1280 n. Chr. den Thron besaß, zeichneten sich großentheils durch ihre Liebe

zur Wissenschaft und Kunst aus, so wie dadurch, daß sie der Freiheit des Denkens und dem Verkehr mit fremden Völkern keine Schranken setzten. Sie wurden aber eben deshalb von den Chinesen aller späteren Zeiten bitter getadelt, weil sie, wie man ihnen vorwarf, von der guten alten Sitte des Landes abgewichen und deswegen von Barbaren-Völkern des Auslands nicht allein selbst gestürzt worden wären, sondern auch das Vaterland mit in ihren Sturz verwickelt hätten. Hätte das Streben dieser Kaiser, deren Schicksal in China noch jetzt häufig als ein abschreckendes Beispiel gegen jede Neuerung und jeden Verkehr mit Fremden angeführt wird, Wurzel gefaßt: dann würde vielleicht das chinesische Volk eine fortschreitende Entwickelung erhalten haben und wieder mit der Gesammtheit des Menschengeschlechts, von der es seit vielen Jahrhunderten sich getrennt hat, in Verbindung getreten sein. Uebrigens herrschten die Song nur in dem südlichen und mittleren Theile von China; im Norden behaupteten sich einige andere Herrschergeschlechter unabhängig. Der letztere Theil des Landes wurde alsbald von den Mongolen unterworfen, und diese breiteten hierauf ihre Herrschaft auch nach Süden hin aus und zwangen dort die Kaiser der Song-Dynastie, ihnen Tribut zu zahlen. Endlich gründete der große Eroberer Dschingiskhan, welcher aus türkischen und mongolischen Stämmen sich eine Macht gebildet hatte, sein großes Reich; und der Waffengewalt seiner Völker erlag das gesammte China: im Jahre 1280 wurde der letzte Kaiser aus dem Hause Song gestürzt, und das ganze chinesische Volk mußte Dschingiskhan's Enkel, Kublaikhan, als seinen Herrn anerkennen.

Die Herrschaft der Mongolen in China währte von 1280 bis 1368. Die mongolischen Kaiser dieses Landes, deren Dynastie den Namen der Ywen führte, hatten ganz andere Sitten als die Chinesen. Sie gestatteten, wie die Song, den freien Verkehr mit Fremden; zu jener Zeit wurden deshalb auch vom Abendlande her christliche Bischöfe als Missionäre nach China gesendet, wo sie bis nach dem Sturz der Mongolen blieben, und der berühmte Venetianer Marco Polo unternahm damals (1271) seine Reise nach China, deren Beschreibung noch jetzt eine der Hauptquellen für unsere Kenntniß dieses Landes bildet. Auch die Religion der Ywen, der sogenannte Lamaismus, schlug damals in China festere Wurzeln. So war also China unter der mongolischen Herrschaft in eine noch nähere Berührung mit fremder Cultur und Sitte gebracht worden, als zur Zeit der Song; allein dessen ungeachtet trat auch damals in dem Wesen der Chinesen keine Aenderung ein, sondern alles Fremde, was in China Eingang fand, ging damals wie zu jeder andern Zeit entweder alsbald wieder unter, oder es erhielt ein ganz chinesisches Gepräge.

Im Jahre 1368 empörten sich die Chinesen und warfen, unter der Anführung eines Mannes von geringer Herkunft Namens Tschu oder, wie er nachher als Kaiser hieß, Hong-wu, das mongolische Joch ab. Hong-wu wurde der Stifter einer kaiserlichen Dynastie, welche die der Ming heißt. Dieses Herrschergeschlecht erlag im Jahre 1644 einer Empörung und den durch dieselbe herbeigezogenen Fremden. Als nämlich ein unternehmender gemeiner Chinese mit Glück die Fahne der Empörung aufgepflanzt hatte, rief man das nordöstlich von China wohnende Volk der Mandschu, welches zu dem sogenannten tungusischen Zweige des mongolischen Menschenstammes gehört, zu Hülfe. Diese erschienen und stürzten den Usurpator, erhoben aber ihren eigenen Fürsten auf den chinesischen Thron. Von den Nachkommen dieses Mandschu-Kaisers, dessen Dynastie den Namen der Tai Tsin führt, und noch jetzt die Herrschaft besitzt, sind der von 1661 bis 1722 regierende Kang-hi und der von 1736 bis 1799 regierende Kienlong die berühmtesten. Auch diese Herrscher haben, obgleich sie selbst von fremder Abkunft sind, keine Aenderung in dem Charakter des chinesischen Volks hervorgebracht, sondern es ist vielmehr ihr eigenes nationales Wesen ganz und gar in jenen umgewandelt worden.

Dies sind die bemerkenswerthesten Punkte der chinesischen Geschichte und schon aus diesen wenigen Notizen läßt sich der Hauptcharakter des chinesischen Wesens erkennen. Die Abgeschlossenheit, durch welche das chinesische Volk seit alter Zeit sich von den übrigen Theilen der Menschheit getrennt hält, ist allein durch die ungeheure Ausdehnung seines Reiches möglich gewesen. Man berechnet die Größe desselben mit allen dazu gehörenden zinsbaren Ländern auf mindestens das Doppelte und die des eigentlichen China auf mehr als die Hälfte des Flächeninhalts von Europa. Die Bevölkerung des Reichs beträgt, nach der Zählung des Jahres 1813, nahe an 370 Millionen Seelen, (414 Millionen 1842), d. h. über 100 Millionen mehr als die von Europa. Wegen jener großen Ausdehnung begreift das chinesische Reich eine solche Mannigfaltigkeit des Bodens, der Producte und des Klima's in sich, daß es der fremden Erzeugnisse und des Verkehrs mit dem Ausland viel mehr entbehren kann, als dies selbst unserm ganzen Welttheil, seitdem er civilisirte Völker enthält, jemals möglich gewesen wäre.

Der wichtigste Charakterzug des chinesischen Wesens besteht in der Unveränderlichkeit desselben oder in dem seit alter Zeit dasselbe auszeichnenden Mangel einer fortschreitenden Entwickelung. Das Staatswesen, die herrschenden Ideen und die Gewerbsthätigkeit im Allgemeinen sind der Hauptsache nach seit dritthalbtausend Jahren dieselben geblieben und haben sich nur in untergeordneten Dingen geändert. Die Chinesen zeichnen sich durch eine in der Geschichte der Völker

beispiellose Zähigkeit und Starrheit aus, mit welcher sie an dem Ueberlieferten und Gewohnten festhalten. Diese Eigenschaft ihrer Natur ist so mächtig, daß, selbst wenn sie einmal Fremdes annahmen, sie durch dasselbe nie auf eine andere Bahn geführt wurden, sondern vielmehr dieses selbst stets alsbald seines Wesens entkleideten und dem ihrigen nicht allein unterwarfen, sondern dasselbe auch ganz und gar in die Eigenthümlichkeiten desselben einzugehen zwangen.

Der zweite Haupt-Charakterzug des chinesischen Volks, durch welchen es in ebenso hohem Grade, als durch den vorher angegebenen, von den Völkern des Abendlands verschieden ist, besteht darin, daß bei ihm Gemüth und Phantasie nur äußerst wenig entwickelt sind. Das chinesische Volk ist, wie keine andere Nation, ein eigentliches Verstandesvolk. Phantasie und Gemüth, auf denen die Eigenthümlichkeit unseres nationalen Wesens mehr als zur Hälfte beruht, haben in China von jeher so wenig Einfluß auf den Nationalcharakter gehabt, daß den Chinesen alles dasjenige, was darin seine Wurzel hat, größtentheils abgeht. Ihre Litteratur besteht der Hauptsache nach aus Werken des bloßen Verstandes; solche Producte der höheren Poesie aber, um deretwillen sie andern geistig großen Völkern an die Seite gestellt werden könnten, fehlen ihnen so gut wie ganz; ihr Leben entbehrt des höheren poetischen Genusses und die Dichtung, die bei uns in ihren mannigfaltigen Gestalten einen Hauptschmuck des Lebens bildet und in die wichtigeren Momente desselben verherrlichend eingreift, spielt bei ihnen eine untergeordnete Rolle und ist ihnen im Grunde nur Gegenstand der Unterhaltung und Zerstreuung, nicht aber die Quelle eines tieferen und nachhaltigeren Genusses, wenn es ihnen auch an fein empfundenen und zierlich gesetzten Liedern nicht fehlt. Ebenso ist in den Producten ihrer bildenden Kunst das Nützliche, das Zweckmäßige, das Künstliche und überhaupt das Berechnete und von Verstand und Fleiß Ausgehende in demselben Grade das Vorherrschende, in welchem diese Dinge bei unseren Kunstwerken umgekehrt den Forderungen der Idee des Schönen untergeordnet sind. Ihre Religion wurzelt nicht in dem Gemüthe, sondern in dem Verstande, und ist deshalb bei dem gemeinen Volke eine bloße Sache abergläubischer Vorstellungen und Gebräuche, bei den Gebildeten bloße Philosophie und Moral. Ebenso fehlt ihnen im Allgemeinen der Sinn für höhere Ehre. Wir vermissen deswegen auch in ihrer Geschichte jene allgemeine Vaterlandsliebe und Nationalbegeisterung und jene kriegerische Tapferkeit, durch welche so viele andere Völker ganze Zeitalter hindurch sich selbst über die übrigen Nationen zu erheben und vor Mit- und Nachwelt zu ehren strebten. Der dritte Haupt-Charakterzug der Chinesen endlich besteht in dem Vorherrschen des sinnlichen Bedürfnisses, oder darin, daß die stets

überwiegende Rückſicht auf den Nutzen für das äußere Leben die Beſtrebungen der Einzelnen wie der Geſammtheit leitet. Wegen dieſes vorherrſchenden Sinnes finden wir auch in China alles, was dem äußeren Leben und ſeinen Bedürfniſſen dient, wie z. B. die Induſtrie, den Ackerbau, das Kanalweſen, ſchon ſehr früh in einem bedeutenden Grade entwickelt und vervollkommnet, während dagegen alles, was das Gemüth und die Phantaſie anregt und hebt, zu allen Zeiten roh und unbeholfen war.

Der Grund-Charakter der in China beſtehenden Regierung iſt von jeher der patriarchaliſche geweſen, wiewohl dieſes aus der Urzeit herrührende Regierungsſyſtem der Hauptſache nach ſchon längſt nur noch als eine bloße Form beſteht. Das Volk bildet gleichſam nur eine einzige große Familie, welcher der Kaiſer als das alleinige Haupt derſelben mit unumſchränkter Gewalt vorſteht. Dem Kaiſer wird die größte Ehrerbietung gezollt, die ſich ſelbſt bis auf den bloßen Namen, den Palaſt und die Kleidung desſelben erſtreckt und um ſo tiefer begründet iſt, da der Herrſcher zugleich auch als ein Sohn des Himmels angeſehen und mit dieſem Titel benannt wird. Unbedingter Gehorſam, gleich dem der Kinder gegen den Vater, iſt das höchſte und heiligſte Geſetz; auf der andern Seite wird der Kaiſer für Alles, was geſchieht, ſelbſt für die Naturereigniſſe, Mißwachs oder Erdbeben, verantwortlich gemacht. Auch gibt es unter den Bürgern des Staats keine erblichen Vorrechte und die kaiſerliche Familie iſt der einzige Adel des Landes; außer ihr haben nur die Nachkommen des Konfucius erbliche Vorzüge, ſonſt ſind von Geburt aus Alle einander gleich. Ungeachtet der angegebenen Grundzüge des chineſiſchen Staats und ungeachtet der großen Ehrfurcht vor dem Kaiſer und ſeiner dem Namen nach unumſchränkten Gewalt iſt das Reich doch keine reine Monarchie, ſondern der Kaiſer ſelbſt iſt abhängig von jenem unveränderlichen Geiſte, der ſeit alter Zeit das chineſiſche Volk durchdringt und beherrſcht, und von den uralten Einrichtungen, Sitten und Gewohnheiten der Nation. Die Verwaltung des Landes iſt in den Händen von Gelehrten, aus denen allein die Beamten gewählt werden und von welchen die allergelehrteſten den hohen Staatsrath bilden, der, vom Kaiſer präſidirt, die Geſetze gibt und alle Angelegenheiten in höchſter Inſtanz entſcheidet. Unter jener bloßen Form einer Monarchie beſteht alſo in China die Herrſchaft einer Ariſtokratie, wiewohl keiner erblichen. Dieſe iſt eine Ariſtokratie der Gelehrſamkeit. Die Gelehrten, d. h. nicht etwa das, was wir die gebildete Klaſſe nennen, ſondern diejenigen, welche eine beſtimmte, durch Prüfungen von immer ſteigender Strenge bewährte Maſſe von Wiſſen in ſich aufgenommen haben, bilden den angeſehenſten Theil des chineſiſchen Volks; und die Mandarinen oder Beamten, welche nur aus ihnen genommen werden, ſind die dem Range nach

höchste Klasse desselben. Alle übrigen Bürger des Staats stehen tief unter diesen und namentlich ist die gewerbtreibende Klasse oder der eigentliche Bürgerstand, welcher in Europa den Kern der Völker bildet, und dem unsere Staaten ihre Macht und Größe verdanken, in China verachtet und wird gleichsam blos als große Masse oder als Pöbel angesehen. Die Mandarinen selbst sind unter sich in neun verschiedene Rangordnungen eingetheilt, je nach dem Grade ihrer Kenntnisse und den davon abhängenden höheren oder niederen Stellen. Dieser Rangunterschied wird auch in der äußeren Erscheinung jedes Mandarinen angezeigt und zwar hauptsächlich durch die Beschaffenheit des auf seiner Mütze befindlichen Knopfes. Die Mandarinen sind nach ihrem verschiedenen Range einander untergeordnet und so stufenweise von einander abhängig: jeder einzelne ist der Sklave seines Vorgesetzten und der Gebieter des ihm untergebenen Beamten.

Wie die Beamten eine Anzahl von Abtheilungen bilden, welche stufenförmig über einander stehen, so sind auch die Provinzen, Städte und Dörfer des Reichs nach einer bestimmten Rangordnung eingetheilt. Die Verwaltung des Landes ist bis ins Einzelnste an bestimmte Regeln und Vorschriften gebunden. Alle Verhandlungen werden seit alter Zeit schriftlich geführt, und haben folglich den Nachtheil, daß sie umständlich sind. Auch ein sehr großer Theil der Privatangelegenheiten ist nach gesetzlichen Vorschriften geregelt; ja, man kann geradezu sagen, daß in China fast alles, was geschieht, vorgeschrieben ist. Keiner darf öffentlich auf die ihm genehme Weise leben, sondern er muß sich auch darin an bestimmte Regeln binden. Selbst die Kleidung und die Hauseinrichtung sind großentheils vorgeschrieben; ebenso müssen die Häuser je nach dem Rang ihrer Besitzer in gesetzlich bestimmten Formen und Verhältnissen gebaut werden, und ein Privatmann darf, wenn er auch noch so reich ist, nicht anders bauen, als wie es für die Leute seines Standes erlaubt ist. Der Staat ist auf diese Weise im Grunde nur eine große Polizei-Anstalt. Die Hauptmittel, durch welche derselbe geleitet und erhalten wird, sind die moralischen Lehrsätze, welche man die Jugend lernen läßt, der Reiz der Standesauszeichnung und endlich die Stockschläge. Die Letzteren sind ein sehr gewöhnliches Strafmittel und alle Stände sind demselben unterworfen.

So hat in China der Staat einen geregelten Gang, der auf überlieferten Gesetzen und Einrichtungen beruht und durch polizeiliche Gewalt geschützt und erhalten wird. Leben ist in einem solchen Staate nicht und politische Entwickelung ist ein dem chinesischen Volke ganz und gar unbekannter Begriff. Das Ganze ist gleichsam eine Maschine, deren Räder aus den verschiedenen Klassen dieses Volkes und den vielen Abstufungen seiner Beamten und Landestheile bestehen und

welche von dem an der Spitze stehenden Fürsten mit seinem Staatsrath geleitet wird, von der aber, um jede Störung dieses Uhrwerks zu vermeiden, alles Neue, das nicht zu den überlieferten Regeln und Einrichtungen paßt, ferne gehalten werden muß. Oder wie ein Chinese selbst es bildlich ausdrückt, der chinesische Staat ist ein stets denselben Weg fahrender Wagen, bei welchem der Kaiser der Fuhrmann, die höchsten Beamten dessen Hände, die anderen aber die Zügel sind, und bei dem die Gesetze den Zaum, die Strafen die Peitsche bilden.

Wie der Staat, so sind von jeher auch Industrie und Gewerbe hauptsächlich vom Herkommen abhängig und zeichnen sich besonders dadurch aus, daß sie meistens uralt und wenig veränderlich sind. Ein Theil derselben ist zu einer großen Vollkommenheit gebracht, war aber schon vor vielen Jahrhunderten ebenso beschaffen, wie heut' zu Tage; ein anderer Theil ist noch jetzt ebenso unvollkommen, wie er in uralter Zeit gewesen war. Der Ackerbau z. B. wird noch immer nach den Vorschriften getrieben, welche in den ältesten Büchern der Chinesen gegeben sind; das zur Feldarbeit wenig tüchtige Thier, welches man den Wasserstier nennt, ist nie durch ein anderes Zugvieh ersetzt worden; Menschen ziehen noch immer den Pflug; und ebenso ist die Art und Weise des Flußbaues und des Kanalwesens unverändert dieselbe geblieben. Man prägt noch immer keine anderen Münzen, als ganz kleine, etwa einen halben Pfennig Werth haltende, durchlöcherte Stücke aus einer Mischung von Kupfer und Zinn, und behilft sich für größere Zahlungen theils mit diesen Münzen, von welchen je 100 auf einer Schnur zusammengereiht werden, theils mit Stücken Silber, die nach dem Gewichte geschätzt werden, theils endlich mit den von Europa her erhaltenen spanischen Thalern. Dagegen verfertigt man seit sehr langer Zeit gutes Porcellan. Bequemere Schreibmaterialien, als viele der älteren Völker je kennen gelernt haben, bereiteten die Chinesen schon in den Zeiten, die der Periode ihrer zuverlässigen Geschichte vorangehen; und dasjenige Papier, welches sie gegenwärtig gebrauchen, war in China schon 150 Jahre v. Chr. erfunden. Die Bereitung wollener und baumwollener Zeuge und die Verfertigung vieler Werkzeuge und Hausgeräthe reichen ebenfalls bis in die Urzeit hinauf. Ebenso verhält es sich mit der Seide, deren Bereitung eine Erfindung dieses Volkes ist und schon vor mehr als dritthalbtausend Jahren in China verfertigt wurde. Ihre Bereitung blieb sehr lange ein alleiniges Eigenthum der Chinesen und die Seide war außerhalb ihres Landes im ganzen Alterthum ein seltener und kostbarer Stoff, den die Griechen und Römer über die Bucharei her von ihnen bezogen. Erst im sechsten Jahrhundert unserer Zeitrechnung fing man im östlichen Europa an, Seide zu ziehen, und erst im zwölften wurde dieselbe in Italien producirt.

Auch das geistige Leben der Chinesen ist, dem Grundzuge ihres Charakters gemäß, von dem unsrigen sehr verschieden. Alles Lernen und Wissen ist der Hauptsache nach eine auf äußeren Nutzen berechnete Gedächtnißsache; und die Erziehung der Jugend hat nur den Zweck, die Sittenlehre und das von den Voreltern überlieferte Wissen auswendig lernen zu lassen und so die nächste Generation fähig zu machen, dasselbe zu treiben, was die vorhergehende getrieben hat. Von einer Entwickelung des jugendlichen Geistes zum selbstständigen Denken und zur Befähigung, alles menschlich Wichtige zu erkennen und zu beurtheilen, ist keine Rede. Statt dessen gestattet man, außer dem bloßen Wissen und der Geschäftsgewandtheit, blos Spitzfindigkeiten und leere Grübeleien. Auch ist die Beschaffenheit der chinesischen Schrift ein großes Hinderniß für die Entwickelung einer wahren und selbstständigen geistigen Bildung. Diese besteht nämlich nicht aus Buchstaben, d. h. aus Zeichen für die einzelnen Laute, sondern aus lauter solchen Zeichen, die einen bestimmten Begriff ausdrücken. Es gibt also für jedes Wort ein besonderes Zeichen. Doch lassen sich alle diese Zeichen wieder in eine kleinere Zahl von sogenannten Grundzeichen oder Schlüsseln zerlegen, welche durch ihre verschiedene Verbindung mit einander die verschiedenen Wörter ausdrücken. Dadurch ist nun zwar das Erlernen der chinesischen Schrift nicht so schwierig, als man unter uns dies gewöhnlich sich vorstellt; allein immer erfordert dasselbe doch eine viel längere Zeit, als das Lesen-Lernen bei den Völkern, welche eine alphabetische Lautschrift haben.

Das blos auswendig Gelernte also und die Fähigkeit, es zum Nutzen des äußeren Lebens anzuwenden, ist dasjenige, was man unter den Chinesen Bildung nennt; geistige Unabhängigkeit aber, Poesie und schöne Kunst haben und geben bei ihnen kein Ansehen. Dazu kommt nun noch als ein anderer Hauptzug der chinesischen Cultur, daß Bildung und Wissenschaft ganz und gar von der Regierung abhängig sind und von derselben ebenso regulirt werden, wie etwa bei uns Maß und Gewicht. Das geistige Gut der Nation ist dort kein freies Eigenthum, an welchem jeder Antheil nehmen darf und von dem jeder die freie Nutznießung hat, sondern die Regierung bestimmt die Art und den Inhalt des Unterrichts, läßt die nöthigen Bücher machen, unterwirft diejenigen, welche die wissenschaftliche Laufbahn betreten haben, öfteren Prüfungen und gewährt ihnen als Gelehrten die Stellung und das Ansehen, welche bei uns nur von dem Urtheil der gebildeten Klasse abhängen. Jeder wird examinirt, der Krieger wie der Civilbeamte; und die ganze gelehrte Welt ist in Stufen und Rangordnungen eingetheilt, deren keine übersprungen werden darf und für welche es die genauesten gesetzlichen Vorschriften gibt. An

der Spitze der Bildung zu ſtehen und durch ſein Urtheil Einfluß auf den Geiſt ſeiner Nation zu haben, iſt nur demjenigen geſtattet, welcher alle dieſe Stufen erſtiegen und dabei nach jenen Vorſchriften ſeinen Geiſt gemodelt hat.

Uebrigens iſt auch die geiſtige Bildung der Chineſen eine uralte. Der Mann, welcher jenen Charakter derſelben zuerſt feſt begründete, war Konfucius. Seine Werke ſind deshalb auch ſtets ein Hauptgegenſtand des Unterrichts und des Studiums geweſen, und bei den Prüfungen kommt es ſehr darauf an, daß man nicht nur in den Anſichten und der Denkweiſe, ſondern auch ſogar in der Schreibart ihm ähnlich zu werden ſich beſtrebt hat.

Die wichtigſten Schriften der chineſiſchen Litteratur ſind die ſogenannten King's, d. h. fünf Werke, welche die älteſten erhaltenen Schriften der Chineſen ſind, und als unübertreffliche und gewiſſermaßen heilige Bücher angeſehen werden. Sie ſind von Konfucius theils verfaßt, theils aus den Schriften der Vorzeit von ihm oder ſeinen Schülern zuſammengetragen, und heißen der Y-king, der Tſchu-king, der Tſchi-king, der Li-king und der Tſchun-tſieu. Der Inhalt derſelben beſteht in Lehren der Moral und der bürgerlichen Pflichten, in Gedichten und in der Darſtellung der älteren Geſchichte China's. Das berühmteſte und wichtigſte dieſer Werke iſt der Tſchu-king, eine bis zum Jahre 620 v. Chr. reichende Geſchichte China's, die Konfucius in der Abſicht ſchrieb, die wahre Regierungsweisheit und die ächten Grundſätze für das bürgerliche Leben zu lehren, und welche deswegen reich an Denkſprüchen, Klugheitsregeln und Reden großer Männer iſt. Außer den King's beſitzen die Chineſen noch viele andere Werke aus älterer Zeit, von welchen einige ihrem Anſehen nach unmittelbar unter jene geſtellt werden und den Namen der kleinen King's führen. Eines der wichtigſten Werke der chineſiſchen Litteratur ſind die Reichs-Annalen, welche etwa ein Jahrhundert v. Chr. begonnen und bis auf die gegenwärtige Dynaſtie fortgeſetzt wurden. Sie umfaſſen gewöhnlich ſechzig ſehr ſtarke Bände und enthalten nicht blos die Geſchichte des Staats, ſondern auch die des Handels, der Erfindungen und der Litteratur, ſowie ſtatiſtiſche und geographiſche Angaben.

Wie die Bildung, ſo iſt auch die Religion in China dem Zweck des Staates untergeordnet, oder vielmehr ſie iſt demſelben von jeher geopfert worden. Jeder muß der Form und dem Namen nach die Religion des Kaiſers annehmen, ebenſo wie in England bis vor wenigen Jahren (1828) Jeder, der ein öffentliches Amt oder einen Sitz im Parlamente erhalten wollte, die ſogenannte Teſt-Acte oder gewiſſe Dogmen der engliſchen Staatskirche beſchwören mußte; ob er daran glaubt, iſt gleichgültig. Deswegen kann auch in China jede Religion,

die sich dem Staate fügt und dem chinesischen Wesen anpaßt, bestehen; aus eben demselben Grunde aber konnte das Christenthum, welches seiner innersten Natur nach eine Religion für selbstständige, denkende Menschen ist, dort nicht Wurzel fassen. Vollkommene Freiheit ist dem Bekenntniß jedes Glaubens gewährt, welcher nicht gegen die Autorität der Regierung und den Geist des Staates auftritt. Ein eigentlich religiöses Bedürfniß kann bei einem Volke, in welchem das Gemüth so wenig und der Verstand in so überwiegendem Maße entwickelt ist, nur in geringem Grade vorhanden sein; und wirklich besteht auch bei den Chinesen die Religion blos in der Ausübung moralischer Pflichten und außerdem nur entweder in philosophischen Lehren oder in einem bloßen äußeren Cultus. Aus diesem Grunde waltet auch nur eine geringe Feindschaft zwischen den drei Religionen, welche in China die herrschenden sind; ja, Viele aus dem Volke besuchen abwechselnd die Tempel von allen dreien, um zu beten. Diese Religionen sind die Lehre des Konfucius, die des Lao-tse und die des Fo. Die Erstere ist die Religion der meisten Gebildeten oder Gelehrten, und weil diese den Staat leiten, so muß man dieselbe als die eigentliche Staatsreligion ansehen, zumal da sie von denselben Principien ausgeht, auf welchen das Regierungssystem beruht. Sie erkennt zwar einen unsichtbaren Gott an, welcher Schang-ti genannt wird und der im sichtbaren Himmel Tien gegenwärtig erscheint; allein sie ordnet keine bestimmte Anbetungsweise desselben an und macht die Pflichten des Menschen nicht von seinem Verhältniß zur Gottheit abhängig, so daß deshalb auch ein Anhänger der Lehre des Konfucius zugleich einer andern Religion huldigen kann. Ebenso wenig wollte Konfucius über das Geheimniß des göttlichen Wesens und aller übersinnlichen Dinge oder über den Zustand des Menschen nach dem Tode Licht gewähren. Er hatte es nur mit dieser Welt und ihren Verhältnissen zu thun. Seine Lehre ist eine Anweisung zum wahren Glücke, welches nach ihm in der Selbsterkenntniß, in der errungenen Herrschaft des edleren Theils unserer Natur, in der Pflicht-Erfüllung und dem Wohlwollen gegen Andere besteht. Auch in dieser Religion gilt, wie im chinesischen Volk überhaupt, Gehorsam gegen die Eltern und den Staat für eine der höchsten Tugenden; und daraus ist bei ihren Bekennern die Verehrung der Ahnen und großer Männer der Vorzeit entsprungen, wie denn unter Andern auch dem Konfucius sehr viele Tempel errichtet sind. Der Gottheit selbst opfert nur der Kaiser, welcher der Sohn des Himmels und gleichsam der Stellvertreter Gottes ist.

Die zweite herrschende Religion ward kurz vor dieser Lehre von Lao-tse oder Lao-kiün, einem älteren Zeitgenossen des Konfucius, gestiftet. Ihre Bekenner nennen sich Tao-tse. Sie ist aus einer

uralten, in Ostasien einheimischen Weltansicht entsprungen, nach welcher ein höchstes und ewiges geistiges Wesen der Urgrund aller Dinge ist, und die Seelen nur Ausflüsse (Emanationen) desselben sind. Lao-tse lehrte dieser Vorstellung gemäß die Seelenwanderung oder den auch bei andern Völkern vorkommenden Glauben, daß die Seele des Menschen, wenn sie von Sünden rein bleibt, beim Tode wieder in das göttliche Wesen zurückkehrt, daß sie aber, wenn sie während des Lebens entartet, am Ende desselben an andere Formen der Körperwelt gebunden wird. Er predigte deswegen auch die Geringschätzung des Aeußeren und die Unterdrückung der Begierden und Leidenschaften, und erklärte den daraus hervorgehenden Seelenfrieden für das höchste Gut. Seine Nachfolger haben sich mit dieser Lehre nach und nach in ein Gewirre des ärgsten Aberglaubens verirrt, und die Religion der Tao-tse ist jetzt ein Gemisch von Glauben an Zaubereien und Vorbedeutungen und von den wunderlichsten Ideen und Bestrebungen, wie z. B. derjenigen, einen Trank der Unsterblichkeit oder den Stein der Weisen aufzufinden.

Die am allgemeinsten verbreitete Religion ist die des Fo, welche nichts Anderes ist, als die in Indien entstandene und in China umgeänderte Lehre des Buddha, den die Chinesen Fo nennen und der vielleicht ein Zeitgenosse des Lao-tse war. Sie kam im Jahre 58 unserer Zeitrechnung nach China, erhielt aber dort erst im Jahr 265 eine allgemeinere Verbreitung. Diese Religion, deren Priester Bonzen heißen, ist also eine Abart des bei den Mongolen, den hinterindischen Völkern und den Tibetanern herrschenden und ebenfalls durch Aberglauben sehr entstellten Buddhaismus, den man in Europa oft auch Lamaismus nennt und von welchem in dem nachfolgenden Abschnitt über die Indier das Nähere angegeben werden wird. Sie ist in ihrer jetzigen Gestalt eine Religion des Truges, vermittelst deren eine Menge Priester, Mönche und Nonnen, die angeblich mit den Göttern in der nächsten Berührung stehen, auf Kosten des Volks in träger Ruhe leben, und welche statt einer eigentlichen Moral abergläubische Gebräuche und Gehorsam gegen die Priesterschaft predigt.

Die Indier.

Das Volk der Indier, obgleich demselben Völkerstamme entsprossen, wie die Perser, die Griechen und die italischen Völker, die Celten und die Germanen, hat doch an dem Leben und der Kulturentwicklung dieser westlichen Völker keinen Antheil genommen. Früh

von dem indogermanischen Hauptstamm sich lösend, hat es in der fernen, auf drei Seiten vom Meere umflossenen, nach Norden durch das höchste Hochgebirge der Erde, die Kette des Himalaya abgesperrten Halbinsel, die ihm zum Wohnort und Erbtheil zufiel, eine eigene Welt für sich gestaltet, wie die Chinesen, aber freilich eine von diesen völlig und in allen ihren Grundlagen verschiedene Welt. Wie bei diesen Alles den Charakter trockener, berechnender Verständigkeit trägt, Alles geregelt, geordnet, nach pedantisch beschränkten Maaßen zugeschnitten ist, so waltet bei den Indiern vielmehr die Phantasie, die Neigung zum Maaßlosen, Ueppigen, Ungeheuerlichen vor: und nur das haben sie gemeinsam, daß ein wirkliches organisches Fortschreiten hier wie dort bald unmöglich wurde und beide Völker den Wandlungen der Zeiten zum Trotz wesentlich auf derselben Stufe bis auf den heutigen Tag stehen geblieben sind.

Die vorderindische Halbinsel ist von dem Rumpfe des asiatischen Kontinents durch das Himalayagebirge geschieden, welches bei einer durchschnittlichen Breite von 50 Meilen, in einer Länge von etwa 350 Meilen von Osten nach Westen sich erstreckt, und sie ist die mittlere der drei großen Halbinseln, welche der Welttheil Asien nach Süden vorstreckt und denen in Europa die pyrenäische, die Apenninen- und die Balkanhalbinsel entsprechen. Mächtige Ströme, der Indus, Ganges und Brahmaputra entspringen jenem gewaltigen Alpenlande, das wie eine riesige Mauer sich erhebt, und bilden zwei umfangreiche Tiefländer, die Indus- und die Gangesebene, welche durch eine Wüste von einander getrennt sind. Den südlichen Theil des großen Dreiecks, welches die Halbinsel bildet, nimmt das Hochland des Dekan ein, welches im Norden durch das Vindhjagebirge, westlich und östlich von den „die Ghats" genannten Bergen eingefaßt, gegen Westen nur einen schmalen, gegen Osten dagegen einen breiteren Küstensaum frei läßt: zuerst das Indus-, später das Gangesland und jener östliche Küstensaum bilden die Gebiete, auf welchen die Geschichte des eigenthümlichen Volkes spielt.

Den Griechen kam durch Herodot (um 450 v. Chr.) und etwa 50 Jahre später durch Ktesias, der Leibarzt bei dem persischen Könige Artaxerxes Mnemon (um 400 v. Chr.) war, Kunde von diesem Volke: und obwohl die Fabeln und abenteuerlichen Berichte des letzteren allmälig helleren Einsichten Platz machten, so blieb ihnen doch das entlegene Land mit seiner gewaltigen Bevölkerung, die gegenwärtig für die gesammte Halbinsel auf etwa 160 Millionen geschätzt wird, mit seinen mächtigen Strömen, seiner eigenthümlichen Thierwelt von Elephanten, Tigern, Rhinoceroten, Affen, Papageien, Pfauen, seinen Riesenbäumen, unter deren Schatten wohl Heere von 10,000 Mann lagerten, ein Land

der Wunder, und erſt den neueren Zeiten war es vorbehalten, durch das genaue Studium der Sprache und der Litteraturdenkmale des alten Indiens die Schickſale und Eigenthümlichkeiten dieſes Volkes klar zu legen, die zerſtreuten Andeutungen der griechiſchen Schriftſteller zu berichtigen und zu ergänzen.

Ein weſentlicher Punkt iſt ſchon den Griechen aufgefallen: der Unterſchied einer hellfarbigen und einer dunkleren Race der Bevölkerung. Die letztere, wenig kultivirte, phyſiſch und geiſtig untergeordnete Klaſſe bilden die Ureinwohner des Landes; die erſtere, die „weißen Inder", ſind die vom Nordweſten eingewanderten Stämme, welche im Beſitz einer höheren Begabung und Bildung, ſich zum herrſchenden Volke gemacht haben. Dieſe Einwanderer bezeichneten ſich mit demſelben Namen, den auch die Völker des iraniſchen Hochlands, die Perſer, Meder und ihre Verwandte ſich beilegen, als Arier, d. h. als die erſten, die hervorragenden; ihre Sprache, das Alt-indiſche oder Sanskrit, ihre Anſchauungsweiſe, ihre Götter und ihre Religionsvorſtellungen überhaupt ſind weſentlich dieſelben wie die der Iranier und berühren ſich in unzweideutigen Anklängen urſprünglicher Familieneinheit mit denen der europäiſchen Hauptvölker. Oſtiraniſche Stämme alſo waren es, welche — um 2000 v. Chr. etwa muß es geſchehen ſein — von dem Hauptſtock ihres Volkes ſich trennten und über die Berge hinabſtiegen in das Land des Indus und ſeiner Nebenflüſſe, das fruchtbare, weidereiche, waſſerreiche „Land der fünf Ströme", um dort zu einem neuen und eigenen Volke zu werden.

Vom Leben dieſer Stämme im Fünfſtromlande während der erſten Jahrhunderte nach ihrer Einwanderung gibt uns das älteſte Buch in der Sammlung der heiligen Schriften der Indier, der Rigveda, einige Kunde. Das Volk erſcheint in viele Stämme getheilt, mit Stammfürſten (Viçpati) an der Spitze. Ihren vornehmſten Beſitz bildeten ihre Heerden, Viehzucht ihre Hauptbeſchäftigung. Doch trieben ſie auch Ackerbau und Gewerbe in ihren vielen Dörfern und wenigen Städten; um Viehheerden und gute Weideſtrecken kämpfen ſie, ein muthiges und ſtreitbares, doch nicht vorzugsweiſe kriegeriſches Volk, in gelegentlichen Fehden. Die religiöſen Vorſtellungen, denen die Gebete und Lobgeſänge des Rigveda Ausdruck geben, ſind noch einfacher Art. Die Geiſter des Waſſers und des Feuers, welches das Dunkel der Nacht und die Raubthiere verſcheucht, die Nachtgeſpenſter oder Rakſhaſas, welche im Finſtern ihr Weſen treiben, Vritra, der Geiſt der dunkeln Wolken, welche das Licht einhüllen, Rudra, der Herr des tropiſchen Orkans, deſſen Furchtbarkeit das Volk in dem neuen Lande kennen lernte, — ſind die Weſen, welche ihre Gedankenwelt beherrſchen. Unter den hellen Göttern, den Devas oder den Leuchtenden, tritt

besonders Indra hervor, ein Gott des lichten Himmels, wie der griechische Zeus: schwungvolle Lieder feiern seine Siege, wenn er im Gewitter mit den Dämonen kämpft, wenn sein Blitz die dunkeln Wolken spaltet, daß der befruchtende Regen niederströmt. Als göttliches Zwillingspaar, wie die Griechen ihre Dioskuren, begrüßen sie die beiden Açvinen, die ersten Lichtstrahlen der ersehnten Morgenfrühe; andere Lieder preisen Savitar, den Gott der Sonne, Mithra, den Gott des Lichts, den sie mit den Persern gemeinsam hatten; Varuna, dessen Namen wir im griechischen Uranus wiederfinden, den Gott des allumfassenden Himmelsgewölbes. Diese lichten Götter, die Alles wissenden, Alles sehenden, werden auch als sittliche Mächte, als Hüter und Beschützer reinen Sinns und reinen Wandels verehrt. Besonders häufig wird in den Liedern des Rigveda Agni, der Gott des Feuers, angerufen. Um das Feuer des Heerdes sammelt sich die Familie: so ist Agni der Freund und Genosse der Menschen, deren Opfer und Gebete er mit der lodernden Flamme zu den Göttern emporträgt. In einer Ueberfülle von Bildern strömt der phantasievolle Geist des Volks seine Andacht aus und von der Kraft des Opfers, namentlich des Somatranks, den man aus einer narkotischen Pflanzenart bereitete, hegt man die ausschweifendsten Vorstellungen. Doch war der Gottesdienst noch einfach. Das Opfer wurde im Haus oder im Freien dargebracht, Tempel und Götterbilder waren noch unbekannt. Die Todten wurden zur Erde bestattet oder verbrannt und ihr Gedächtniß gefeiert. Jama, der erste Mensch, der auch als der erste den Tod erfahren, wurde später zum Todtengott. Die Weisen, die Beter und Sänger spielen neben den Kriegern in diesen alten Liedern eine große Rolle; man kennt Vorbeter und Sängergeschlechter, aber noch keinen geschlossenen Priesterstand, so wenig als das griechische Volk in den Zeiten Homer's, mit deren schlichter, von gesunder Kraft getragener, vom milden Lichte der Poesie erhellter Sitte diese Jugendzeit des indischen Volkes eine wohlthuende Familienähnlichkeit nicht verleugnet.

Dieses einfache Leben aber erhielt sich nicht. Die kriegerischen Hirtenstämme erwuchsen allmälig zum großen Volke, dem das Land zu enge ward. Am Saum der großen Wüste, welche die beiden nördlichen Tiefländer der Halbinsel trennt, hinziehend, erreichten die auswandernden arischen Stämme und Schaaren das Gangesland. Sie drangen vor, „unwiderstehlich wie abwärts strömende Wasser", seit 1500 v. Chr. etwa und setzten sich im oberen und mittleren Theile des Stromgebietes fest. Geschichtliche Ueberlieferungen im eigentlichen Sinne besitzen wir über diese Eroberung des Gangeslandes nicht, denn es hat niemals in Indien Geschichtschreiber gegeben, da dem phantastischen Volke sich das wirklich Geschehene sofort ins Abenteuerliche

und Fabelhafte umsetzte, wohl aber legte die friedlichere Zeit, welche der Eroberung folgte, die Erinnerungen und den allgemeinen Eindruck, welche von dieser heroischen Epoche zurückgeblieben waren, in Heldengedichten nieder. Zwei große epische Dichtungen, das Mahabharata und das Ramayana, beide durch spätere Zudichtungen und Einschiebungen zu mächtigem Umfang angeschwollen, geben uns eine Anschauung vom Leben und der Vorstellungsweise des indischen Volkes in dieser wichtigen Periode seiner Geschichte. Das erste und ältere dieser Gedichte verherrlicht die Kriegsthaten der Bharata, eines Volkes am oberen Ganges und in den Vorbergen des Himalaya, und ihres Helden und zeigt einen kriegerischen und heroischen Geist; das zweite, welches einem priesterlichen Sänger Valmiki zugeschrieben wird, ist jünger und trägt schon stark die Spuren priesterlichen Einfluffes. Die Tugenden seines Helden, des Königssohnes Rama, sind andere, als die des Bharata; unterwürfiger Gehorsam, treue Liebe, aufopfernde Hingebung treten an die Stelle kriegerischer Kraft und der einfachere Charakter weicht der Neigung zum Ungeheuerlichen und Abenteuerlichen. Ihre jetzige Gestalt haben übrigens die beiden Gedichte, von denen uns die schönsten Partieen durch vielfache und zum Theil wohlgelungene Uebersetzungen zugänglich gemacht worden sind, erst in den letzten Jahrhunderten v. Chr. erhalten.

Durch die Eroberungen im Gangesland erhoben sich, indem die Kraft der Einwanderer gegenüber den Eingeborenen straff zusammengefaßt werden mußte und die Nothwendigkeit umfassenderer politischer Organisation eintrat, größere Reiche mit mächtigen Königen an der Stelle der alten Stämme und ihrer Stammfürsten: und bei diesen neuen Staatsbildungen trat auch der Unterschied der Stände schärfer hervor, als dies im Fünfstromlande der Fall gewesen war. Die Masse des siegreichen Volks wurden Vaiçja oder Stammesgenossen genannt. Das fruchtbare Land, in dessen Besitz sie gelangt waren, lud zu einem ruhigen Leben des Erwerbs und des Ackerbaues ein, und so wurde der Schutz des Reiches, die Führung der Kriege einem eigenen Stande, den Kshatrias überlassen, welche das Waffenhandwerk als eine vom Vater auf den Sohn erbende Beschäftigung trieben und so, mit reichlichem Grundbesitz ausgestattet, einen kriegerischen Adel bildeten. Ein Ansatz zu einem eigenen Priesterstande ferner war schon im Induslande vorhanden und das Bedürfniß wie der gläubige Sinn des Volkes kam einem Stande entgegen, der es verstand, durch Opfer und Gebete, in richtiger Form vollzogen, die Gnade der Götter zu sichern, deren man in den Kriegen besonders zu bedürfen glaubte. Was aber besonders dazu beitrug, diesen Unterschied der Stände, welche man mit einem portugiesischen Worte Kasten nennt und welche die Indier

selbst Varnani oder Farben nannten, zu schärfen, das war das Verhältniß zu den Unterworfenen, welche von anderem Stamme, anderer Farbe waren, als die herrschenden Arier, mit denen demgemäß die Sieger Gemeinschaft der Ehe und der Götter zu pflegen zu stolz waren und die deshalb den drei reinen und oberen Kasten, den Vaiçjas, Kshatrias und Brahmanen gegenüber, als Sudras eine dienende und gering geachtete Klasse bildeten.

In der ersten Zeit nach der Eroberung behaupteten die Kshatrias, aus deren Mitte der König stammte, einen Vorrang vor den Priestern oder Brahmanen. Allein dieß änderte sich bald. Die friedliche Zeit, das erschlaffende Klima begünstigten den beschaulichen Hang, der von Anfang an im Volke lag und die Priester, welche vorzugsweise im Besitze der geistigen Waffen waren, gewannen, indem sie sich enge zusammenschlossen, allmälig die Oberhand. Sie bildeten die eigenthümliche, auf einem sehr verständigen Princip beruhende Schrift, das Devanagari, aus und gestalteten die Litteratur in ihrem Sinne um, indem sie die religiösen Lieder und die Formeln des mehr und mehr sich verwickelnden Opferrituals zu einer Sammlung, dem Veda d. h. Wissen, vereinigten und den Heldengedichten durch Ueberarbeitungen und Einschiebungen einen andern Charakter verliehen. Der Veda zerfällt in drei Theile, den Rigveda, Samaveda und Jadschurveda, denen in später Zeit noch ein vierter, der Atharvaveda, hinzutrat; sie bildeten die heiligen Schriften der Indier und waren die Grundlage aller späteren Theologie und Philosophie der Indier, deren Pflege vorzugsweise den Brahmanen anheimfiel.

Die Kenntniß und die Pflege dieser Litteratur begründeten einen weiteren Vorzug und bildeten eine weitere Quelle der Macht für die Brahmanen. Indeß blieben diese nicht dabei stehen, die alten Vorstellungen zu sammeln und in ihrem Sinne umzudeuten. Sie schufen eine neue Lehre und einen neuen Gott, Brahmanaspati, den „Herrn des Heiligen", indem sie den Geist des Gebets, die Kraft der Andacht personificirten. In weiterem Fortschritt faßten sie dann diesen Geist des Gebets als ein abstraktes, unpersönliches Wesen, als das Heilige oder Göttliche, als Brahma schlechthin. Dieses höchste Wesen, so glaubten und lehrten sie, schwebt über Allem und wirkt in Allem. Die Götter selbst vollbringen ihre Thaten in seiner Kraft. Aber weder das Volk noch der große Haufe der Priester selbst konnte diesen Gottesbegriff in seiner Reinheit festhalten. Ihnen wurde diese Alles umfassende Gottheit selbst wieder zu einem einzelnen Gott, nur daß er als der mächtigste und höchste der Götter gedacht wurde. Doch blieb die dem neuen Gott der Priester zu Grunde liegende Idee der Einen, Alles durchdringenden, in Allem sich offenbarenden Gotteskraft nicht verloren und man findet diesen Pantheismus der indischen Spekulation

nicht ſelten in tiefen und ſchwungvollen Liedern und Sprüchen ausgeprägt. Alle Geſchöpfe, ſo iſt die neue prieſterliche Lehre, gehen aus Brahma hervor und allen Erſcheinungen liegt das Eine Göttliche zu Grunde und bildet ihr wahres Weſen. Dabei aber vergeſſen die Prieſter die Rangſtufen der Weſen nicht und ſchärfen ein, daß die Brahmanen aus Brahma's Munde, die Kſhatrias aus ſeinen Armen, die Vaiçjas aus ſeinen Schenkeln und die Sudras aus ſeinen Füßen hervorgegangen ſind.

Indeß waren die Prieſter nicht gewillt, die alten Götter zu ſtürzen, die im Volksbewußtſein lebendig blieben: vielmehr verſchmolzen ſie alten und neuen Glauben und Aberglauben und gaben demſelben, ihn weiter ausbildend, nur diejenige Richtung, welche ihrer Herrſchaft über die Gemüther die günſtigſte war. Dazu dienten ihnen beſonders die Vorſtellungen vom Leben nach dem Tode; indem Jama zum Todtenrichter und Todtengott gemacht wurde, eröffnete ſich der Phantaſie ein weites Feld von Schreckniſſen, mit denen man die Sünder bedrohen und die eifrige Verehrung der Prieſter und ihrer Satzungen einſchärfen konnte. Sie gefielen ſich in der Ausmalung der Qualen der Hölle und fügten denſelben ein zweites Schreckniß hinzu in der Lehre von den Wiedergeburten. Der Sünder, lehrten ſie, macht erſt die Qualen der Hölle durch, deren Dauer nach Jahrtauſenden und Jahrmillionen bemeſſen wird, alsdann wird er in einer niederen Exiſtenz, als Elephant, Löwe, Tiger, Wurm oder auch als Sudra wiedergeboren, um allmälig in einer Reihe ſich folgender neuer Exiſtenzen, wenn es gut geht, wieder in die Höhe zu kommen. Mit allen Pönen ſchärfen ſie die Verehrung des prieſterlichen Standes ein; wer einen Brahmanen getödtet hat, wird erſt ſo viele Jahre, als das rinnende Blut des Getödteten Sandkörner geröthet hat, in der Hölle von wilden Thieren zerfleiſcht und dann als eines der niederſten Thiere wiedergeboren.

So bekamen die Brahmanen den Schlüſſel zu Himmel und Hölle in ihre Hände. Beſonderer Werth wurde jetzt auf den Begriff der Reinheit gelegt. Nahrung, Kleidung, alle Funktionen des Lebens wurden mit peinlichen und ſubtil ausgeklügelten Satzungen und Ordnungen geregelt und durchwoben: und hier war es, wo das brahmaniſche Syſtem ſeine ſchrecklichſten Feſſeln um das Volk ebenſo wie um ſeine eigenen Erfinder und Vertreter ſchlang. Wer gegen eines dieſer peinlichen und zum Theil aberwitzigen Geſetze verſtößt, für den gibt es Bußen und Sühnungen, Gebete, Faſten, neue Reinigungen und Peinigungen, welche wohl bis zu freiwilliger Selbſttödtung geſteigert werden; überall aber iſt die Ehre, die dem Prieſter gebührt, das letzte und höchſte: „hat ein Kſhatria einen Brahmanen abſichtlich getödtet, ſo laſſe er ſich ſelbſt von Bogenſchützen erſchießen oder werfe ſich dreimal

mit dem Kopfe ins Feuer, bis er todt ist." Man muß hinzufügen, daß die Brahmanen selbst als Hüter und Vollstrecker dieser Gesetze am meisten gefesselt waren; mit der peinlichsten Genauigkeit ist ihnen vorgeschrieben, in welcher Stellung sie die ihnen erlaubte Nahrung genießen, unter welchen Ceremonien und Vorbehalten sie mit Leuten anderer Kaste verkehren, wie sie die Geschäfte ihres Haushalts verrichten dürfen, und für jedes kleinste Vergehen gab es Bußübungen, Strafen und Wiedergeburten von endloser Länge. Das letzte Ziel, das dem Menschen gesteckt ist, ist die Rückkehr zu Brahma, wodurch er, der Qual fernerer Wiedergeburten enthoben, endlich die ersehnte Ruhe findet. Dazu ward das Studium der Veden und eine Menge guter Werke empfohlen und da man den Körper als ein Hemmniß dieser Rückkehr zu Brahma auffaßte, so wurde auf die Ascese ein hoher Werth gelegt und das Verlassen der Welt anempfohlen. Das Leben eines Einsiedlers im Walde mit allerlei ausschweifenden und sinnlosen Büßungen, tagelangem, unaufhörlichem Aufstehen und Niedersitzen, Wälzen auf der Erde, vollständigem Schweigen, unbeweglichem Stehen auf den Fußspitzen und ähnlicher Thorheit galt für besonders preiswürdig, und im Bewußtsein des geknechteten Volkes traten an die Stelle der alten Kampfesheroen jetzt die frommen Büßer, die großen Heiligen, die durch die Kraft ihrer Buße Dinge vollbringen, welche selbst die Götter nicht vermögen, Zeit und Raum, Himmel und Erde aus ihren Angeln heben.

Wie sich das Staats- und Volksleben in den indischen Reichen um diese Zeit und unter diesen Einflüssen gestalteten, darüber gibt uns ein ausführliches Gesetzbuch Kenntniß, dessen Redaktion in die zweite Hälfte des siebenten Jahrhunderts v. Chr. gesetzt wird, — die Gesetze des Manu. In ausführlichen und scharfgefaßten Bestimmungen regelt es das gesammte Leben. Es behandelt Recht und Macht der Könige, ihre Weihe und Thronfolge, die Verwaltung des Landes, die Beamten und deren Beaufsichtigung, die Preise der Waaren und die Besteuerung, Gerichte, Strafrecht, Beweisverfahren und Gottesurtheile, Hochverrath, Diebstahl, Mord, auswärtige Politik und Kriegführung, Rechte und Pflichten der einzelnen Kasten, der reinen und der unreinen, die Mischehen zwischen Leuten verschiedener Kasten, — bei dem peinlichen Standesgefühl der Indier ein überaus verwickeltes Kapitel, — Stellung der Frauen und Pflichten der Kinder, Erbrecht.

Das Stammfürstenthum ist verschwunden, ein König mit unbeschränkter Gewalt, „eine große Gottheit in menschlicher Form" steht an der Spitze. Seine Pflichten werden im Gesetzbuch ausführlich erörtert, er wählt sich seine Räthe, die ihm einen besonderen Eid der Treue leisten, doch mag er neben ihnen einen Brahmanen von hoher Einsicht um Rath fragen. Die unterste Einheit des Staatsganzen

bilden Geſchlechtsverbände und lokale Gemeinden; auch Korporationen z. B. der Kaufleute gibt es, welche Beſchlüſſe faſſen können, die für ihre Mitglieder bindende Kraft haben. Ueber jedes Dorf aber iſt ein königlicher Beamter geſetzt; dann ein höherer über je 16—20 Dörfer, welche zuſammen einen Kreis bilden; 5 oder 10 Kreiſe bilden einen Bezirk und eine Anzahl Bezirke wieder ein Gebiet mit einem oberſten Vorſteher. Dieſe königlichen Beamten erhalten ein regelmäßiges Gehalt, „weil ſie in der Regel Schelme ſind", wie das Geſetzbuch hinzufügt; eine ſtrenge Polizei überwacht das Verkehrsleben und regelt die Preiſe der Waaren; Trunk und Spiel ſind unterſagt und ſtehende Truppen geben den Verordnungen der Obrigkeit Nachdruck. Die Steuern ſind nicht übermäßig hoch, doch können ſie in Fällen der Noth, oder wie das Geſetzbuch ſich ausdrückt, „wenn der König ſein Volk mit aller Macht ſchützt", bis zum vierten Theile der Jahresernte geſteigert werden. Dem König wird der Rath ertheilt, den jährlichen Tribut nur in kleinen Portionen zu erheben, „wie der Baum und der Blutigel nur nach und nach ihre Nahrung einſaugen", nur von den Brahmanen ſoll der König niemals Tribut erheben, auch wenn er Hungers ſtürbe: ſie entrichten ihr Sechstheil in Fürbitten. Die ſtrafende Gerechtigkeit wird beſonders eingeſchärft und die Strafen namentlich für Verletzungen des Eigenthumsrechts ſind ſtreng. Die Richter ſollen, „da der König doch nicht Alles allein thun kann", aus den drei oberen Kaſten genommen werden. Die Strafen ſind jedoch für die verſchiedenen Klaſſen nicht gleich und hier iſt es ebenſo verkehrt wie bezeichnend, daß je niederer der Stand, deſto ſchwerer die Strafe bemeſſen wird. Aus den gemiſchten Ehen, den Verbindungen von Individuen aus verſchiedenen Kaſten, deren Rangordnung genau geregelt und unter Anderem auch durch die Kleidung kenntlich gemacht war, gingen dann wieder beſondere Kaſten hervor; außer- oder unterhalb aller Kaſten waren die Parias und die Tſchandalas, mit denen der Brahmane keine Art von Verkehr haben durfte. Die Frauen werden in ſtrengſter Unterwürfigkeit gehalten, wie überall im Orient. Das Geſetz behandelt ſie durchaus als Unmündige. Als der erſte Stand erſcheint allenthalben der prieſterliche. Die Macht der Kſhatrias, des alten kriegeriſchen Adels, iſt gebrochen, wenn ſie auch den unteren Ständen gegenüber ihre beſonderen Privilegien haben.

So waren die Zuſtände um das ſechste Jahrhundert v. Chr. Die Lehre der Brahmanen drückte ſchwer auf dem Volke und dieſer Druck ward immer härter; aber auch die Prieſter ſelbſt wurden ihrer Macht und ihres Lebens nicht froh; ſie waren, einmal auf der abſchüſſigen Bahn eines aberwitzigen Syſtems begriffen, eifrig an der Arbeit, die Bande, in welche ſie das Leben des Volks und ihr eigenes geſchlagen, immer feſter zu

schlingen und immer verwickelter zu gestalten. Es ist für dieses Volk unter solcher Leitung charakteristisch, daß, während andere gesunde Nationen langes Leben für ein Gut halten und in reineren oder trüberen Formen ein Leben nach dem Tode erhoffen, den Glauben an die Unsterblichkeit der menschlichen Seele nähren und an diesem Glauben sich aufrichten und stählen, die Indier vielmehr als letztes Ziel ihrer Wünsche und ihrer Tugendmühen die Ruhe des Todes ohne ein Wiedererwachen ersehnten.

Eine Erlösung aus dieser schweren und schrecklichen Geistesknechtschaft zeigte sich um die Mitte des siebenten Jahrhunderts v. Chr. Um das Jahr 623 v. Chr. wurde einem Fürsten im Nordosten des Landes der Koçala, in den Vorbergen des Himalaya, vom Stamme der Çakja, dem Geschlecht der Gotama, ein Sohn geboren, des Namens Sidartha. Der junge Prinz erhielt die gewöhnliche Erziehung eines indischen Königssohns und lebte, als er zu seinen Jahren gekommen, anfangs das Leben eines vornehmen Mannes. Aber betroffen vom Eindruck des ihn umgebenden menschlichen Elends, versank er in Nachdenken über die Entstehung des Uebels und der Dinge überhaupt, wie sich denn der spekulative Sinn der Indier auch seither schon mit diesen Problemen abgemüht und aus der Grundanschauung des Brahmaismus heraus verschiedene, zum Theil entgegengesetzte, philosophische Systeme herausgebildet hatten, von denen zwei, die Vedanta- und die Sankjalehre, eine weite Verbreitung gefunden hatten. Sidartha zog sich in die Einsamkeit zurück und lebte, alle Aufforderungen zur Rückkehr an den väterlichen Hof zurückweisend, als bedürfnißloser Bettler. Ohne Beruhigung zu finden, besuchte er nun die Schulen berühmter Brahmanen und zog sich dann abermals, unter dem bescheidenen Namen des Einsiedlers aus dem Geschlechte Çakja, Çakjamuni, in die Einsamkeit zurück, wo er sich Betrachtungen und Bußübungen hingab, die ihn aber auf die Dauer dennoch nicht befriedigten. Endlich aber reifte in ihm die Erkenntniß, die ihm ein volles Genüge that und er war sicher, die Wahrheit gefunden zu haben; er ward zum Erleuchteten, zum Buddha, und nicht begnügt mit dem einsamen Besitze dieser Erkenntniß, begann er alsbald auch Anderen dasjenige zu predigen, was ihm als Wahrheit aufgegangen war.

Vom Umtriebe der Welt geängstet, hatte er die Ruhe und den Tod ohne die Nothwendigkeit, von Neuem geboren zu werden, gesucht. Warum, so hatte er sich gefragt, sind die Uebel da und wie lassen sie sich vernichten? Er sah, daß Alles fließe, Alles unbeständig und eitel sei, daß aber dieser beständige Wandel, der Jugend zum Alter, der Gesundheit zur Krankheit, mit Schmerzen verbunden sei und daß diese Schmerzen überall, daß sie ein Allgemeines seien. Was ist die Quelle dieser Uebel? Er antwortet: das Verlangen. Das Verlangen aber

wurzelt in der Empfindung und die Empfindung im Körper: von ſeiner Herrſchaft muß ſich die Seele befreien. Aber nicht etwa durch Selbſtmord und nicht durch die gewöhnlichen Mittel, mit denen man die Sinne bändigt, ſoll es geſchehen, ſondern auf eine viel wirkſamere, viel gründlichere Weiſe, durch Aufgebung der Individualität, durch ein Aufgehen in's Allgemeine. Nur indem er ſich vom Ich befreit, gelangt der Menſch „an's jenſeitige Ufer", in jenen Zuſtand vollkommener Einheit mit dem Allgemeinen, den Buddha als Nirwana, als Verlöſchung oder Verwehung bezeichnete. Mit einem heroiſchen Entſchluſſe warf der Weiſe die ganze phantaſtiſche Welt des Brahmaismus, ſeine Götter, ſeine Bußübungen, das harte und unerträgliche Joch ſeiner Satzungen ab: er verlangt nicht ſinnloſe Bußübungen, nicht endloſe Gebete, Waſchungen, Faſten, Reinigungen, Selbſtquälereien, ſondern daß man mit ernſtem Entſchluſſe der Welt, dem Gewinn, dem Ehrgeiz, der Sinnenluſt den Rücken kehre: Keuſchheit und Armuth waren die Tugenden, die er verlangte.

Es war keine fröhliche, aber es war eine einfache Weltanſchauung, die Buddha dem gequälten Volke brachte, und weittragend waren ihre Folgen. Dieſer Anſchauung, welche der Betrachtung des vielgeſtaltigen Elends der Menſchen entſprungen war, erſchien die Welt als ein Jammerthal, worin alle Menſchen nur eine große Leidensgenoſſenſchaft bildeten: vor dieſer dem Anſcheine nach ſo troſtloſen Idee brach die viel troſtloſere Wirklichkeit, der Kaſtenzwang und die ſelbſtquäleriſchen Forderungen der Prieſterreligion zuſammen, ſiegreich brach ſich der erhabene Gedanke Bahn, daß die Menſchen aller Kaſten, ſelbſt die Sklaven und die Parias, jene verachteten Klaſſen, deren bloße Berührung den Brahmanen verunreinigte, Brüder ſeien, und indem dieſe Lehre ihre ſchärfſte Spitze gegen das Ich, gegen den Egoismus kehrte, erhoben ſich die milden Tugenden der Nachſicht, des Mitgefühls, der Barmherzigkeit für alle Menſchen. Mein Geſetz, ſagte der Weiſe, iſt ein Geſetz der Gnade für Alle.

Buddha fand Widerſpruch, aber noch mehr Anhang. Bettelnd wie er, zogen ſeine Schüler von Ort zu Ort und trugen die Botſchaft dieſer milden Lehre allenthalben in die Straßen der Städte und in die Hütten der Ausgeſtoßenen: und ehe die Brahmanen noch den vollen Umfang der Gefahr ermaßen, mit welcher dieſe Lehre ihre Herrſchaft bedrohte, hatte ſie ſchon unausrottbar Wurzel gefaßt.

In dem Kampfe, der ſich nun zwiſchen Brahmaismus und Buddhismus, zwiſchen der neuen und der alten Religion entſpann, hatte die buddhiſtiſche Lehre große Vortheile voraus. Durch die Verneinung des Kaſtenunterſchiedes übte ſie eine große Anziehungskraft auf die gedrückten Klaſſen des Volkes aus, durch die Ausſicht auf die Ruhe

des Todes ohne Wiedergeburten, durch die Einfachheit ihrer Moral übte sie diese Anziehungskraft auf Alle. Die Brahmanen waren anspruchsvoll und ihre Verkettung mit Familienpflichten hemmte sie: die buddhistischen Apostel waren frei von solchen Familienbanden, sie kannten keine Rücksichten, weil sie wenig Bedürfnisse und eine kräftige Begeisterung hatten. Indeß, einmal in weitere Kreise eingedrungen, konnte die buddhistische Lehre ihren einfachen Charakter nicht völlig bewahren. Die Forderungen des neuen Systems waren in ihrer ganzen Strenge, welche gänzliche Weltentsagung von Jedem forderte, nicht durchführbar: so bildete sich ein Unterschied der Geweihten, der Geistlichen, gegenüber der Menge, und innerhalb der Geweihten selbst, da der Lehrer dem Schüler, der Aeltere dem Jüngeren, der völlig Entsagende dem weniger Entschlossenen gegenüber einen Vorrang behauptete, eine Rangordnung, eine Hierarchie, welche bei wachsender Macht und Ausdehnung der neuen Lehre, in großen Versammlungen oder Concilien dem buddhistischen Glauben bestimmtere Formen gab.

Die ursprüngliche Lehre Buddhas kannte keine Götter, überhaupt keine Gottheit — ein seltsames, in sich widersprechendes Beispiel einer Religion ohne Gott: aber die Religion bedurfte eines Kultus und der Kultus eines Gegenstandes, und so wurde nun Buddha selbst, der Stifter der neuen Religion, eine Art Gott für die Buddhisten und der Gegenstand ihrer religiösen Verehrung. Ein Reliquiendienst kam auf, der die Stätten, wo der Weise gelebt und gelehrt hatte, seinen Almosentopf, seinen Wasserkrug mit besonderer Andacht ehrte und dasselbe mit den Hervorragendsten seiner Schüler that. Die alten brahmanischen Vorstellungen, an welche die Masse des Volkes einmal gewöhnt war, drangen durch allerlei Hinterthüren wieder ein und auch die alten Götter, welche die neue Lehre nicht vernichtet, sondern nur in Schatten gestellt hatte, traten bald, nur in veränderter Gestalt, neben den neuen Heiligen wieder hervor. Immerhin aber war der Buddhismus eine reinere Religionsform und wirkte erfrischend auf das Leben des indischen Volkes.

In dem Kampfe der Brahmareligion und der Buddhareligion konnte auch die erstere nicht einfach stehen bleiben. Der Brahmaismus nahm Einzelnes, wie die Sitte der Wallfahrten, vom Buddhismus in sein religiöses Leben herüber: und vor Allem suchte er Eins sich anzueignen oder einen Ersatz dafür zu finden, was der buddhistischen Lehre einen nicht geringen Theil ihrer Macht über die Gemüther verlieh. Dies war der Umstand, daß der Stifter des Buddhismus und der Gegenstand ihrer gläubigen Verehrung kein unnahbarer Gott, sondern ein wirklicher Mensch gewesen war. Diese ersetzten die Brahmanen durch eine neue Doktrin, die Lehre von den Avataren oder Menschwer-

dungen des Gottes Viſchnu, der in dem alten Götterſyſtem keine hervorragende Stellung eingenommen hatte, nunmehr aber in Folge von Einflüſſen, die ſich im Einzelnen nicht mehr nachweiſen laſſen, im Bewußtſein des Volkes als ein lebenerhaltender, freundlicher Gott in den Vordergrund trat. Von dieſem Gotte lehrten die Brahmanen, daß er von Zeit zu Zeit menſchliche Geſtalt annehme, als Menſch auf Erden wandle und wirke: „ſo oft Erſchlaffung des Rechts und Erhebung des Unrechts eintritt", ſagen ſie, „erſchafft Viſchnu ſich ſelbſt". Dieſen Gott der Erhaltung ſtellten ſie mit ſeinem Gegenbilde Çiva, dem Gotte der Zerſtörung und mit Brahma, an deſſen Idee ſie feſthielten, zu einer oberſten Dreiheit, Trimurti, zuſammen.

So führten ſie den Kampf mit der neuen Lehre weiter und errangen auch endlich in Indien ſelbſt den Sieg über dieſelbe. Die Reiche, in denen der Buddhismus Staatsreligion geworden, zerfielen wieder; aber buddhiſtiſche Miſſionare hatten ſie längſt über die Gränzen der Halbinſel hinausgetragen. In den Nachbarländern Tibet und Hinterindien ſchlug ſie Wurzel: ſeit dem erſten Jahrhundert v. Chr. drang ſie auch in China vor und behauptete ſich, freilich nicht in ihrer urſprünglichen Reinheit, ſondern in mancherlei verſchiedenen Formen, Umgeſtaltungen und Verzerrungen, in dieſen Ländern: und heute zählt der Buddhismus, während die Brahmareligion auf Indien beſchränkt geblieben iſt, in ſeinen verſchiedenen Gebieten mehr als 300 Millionen Anhänger und iſt ſo neben dem Chriſtenthum die am meiſten verbreitete Religion der Erde.

Die Eroberung der Halbinſel war mittlerweile vollendet worden: auch die große Nebeninſel Vorderindiens, Ceylon, war im Laufe des ſechsten Jahrhunderts v. Chr. in den Beſitz des ariſchen Volkes gekommen: nur das Innere der Halbinſel, die ſchwer zugänglichen Thäler, Berge und Schluchten des weiten Gebirgslandes des Vindja, behielt ſeine Selbſtſtändigkeit. Der Schwerpunkt des indiſchen Lebens war im Gangeslande: die Bevölkerung des Induslandes wurde von den Wandlungen, denen wir gefolgt ſind, weit weniger berührt, und das Volk des Gangeslandes ſah mit einer gewiſſen Geringſchätzung auf dieſe in den alten Stammſitzen zurückgebliebene Bevölkerung herab, deren Zuſtände wir bei Gelegenheit des indiſchen Feldzuges Alexanders des Großen kennen lernen werden.

Das Leben der weſtlichen orientaliſchen und europäiſchen Völker berührte ſich mit den Indiern am Ganges ſo gut wie gar nicht. Dieſe bildeten eine Welt für ſich, welche auf den Gang der Kulturentwicklung im Abendlande keinen Einfluß ausgeübt und ebenſowenig während des Alterthums in irgend einem nennenswerthen Umfang Einflüſſe von dorther empfangen hat.

Erst seitdem in neueren Zeiten die europäischen Völker dorthin vorgedrungen sind und unter ihnen die Engländer eine große und dauernde Herrschaft in Ostindien gegründet haben, hat man die Sprache der Indier, das Sanskrit, welche aber nicht mehr gesprochen wird, sondern auch bei den Indiern selbst Gegenstand gelehrter Studien ist, in ihrer großen Wichtigkeit erkannt und die gelehrte Forschung hat sich der unermeßlich reichen und mannigfaltigen Litteratur bemächtigt, welche das indische Volk hervorgebracht hat: der Veden und der aus ihnen hervorgegangenen theologischen und philosophischen Schriften, der Heldengedichte, der Lehrgedichte, der Fabeln, Märchen und Spruchdichtung, der lyrischen und der gleichfalls reichen dramatischen Litteratur: und überall muß man den Reichthum, den poetischen Schwung, die tiefe und sinnvolle philosophische Kraft des indischen Geistes anerkennen. Man hat auch den Kunstbestrebungen der Indier Aufmerksamkeit zugewendet, jenen eigenthümlichen, kuppelförmigen, steinernen Gebäuden oder Stupas, welche bestimmt waren, die Reliquien der buddhistischen Heiligen aufzunehmen und die wunderbaren Felsen- und Grottentempel auf der Insel Elefante bei Bombay und im Gebirge bei Ellora, welche in den Berg hineingearbeitet sind: aber allenthalben, in der Religion wie in der Dichtung, im Staatsleben wie in der Architektur und namentlich der Skulptur hat das Phantastische, die Sinnbildnerei, die mit Zierrathen überladene Masse den Sieg davongetragen über das Einfach-Schöne, das dem Volke im Leben wie in der Kunst durch die Ueberfülle der ihn umgebenden Natur und durch die einseitige Pflege der religiösen Interessen verloren gegangen ist.

Die Babylonier und Assyrer.

Das südwestliche Asien ist der Stammsitz einer zu dem kaukasischen Menschenstamm gehörenden Völkergruppe, welche hauptsächlich durch den eigenthümlichen Charakter ihrer Sprachen von den indo-germanischen Völkern verschieden ist, aber zugleich mit ihnen den für die Entwickelung unseres Geschlechts wichtigsten Theil der Menschheit bildet. Diese zweite Hauptgruppe von Völkern erhielt den Namen des semitischen oder aramäischen Völkerstamms, mit Beziehung auf Sem, den biblischen Stammvater derselben, und wegen des Landes Aram oder Syrien, eines Haupt-Wohnsitzes der semitischen Völker. Zu dem semitischen oder aramäischen Völkerstamm gehörten unter den Völkern des Alterthums vornehmlich die Juden, die Araber, die Syrer, die Phönicier und die Punier oder Karthager. Gewöhnlich zählt man

auch die Babylonier, Assyrer und Aegypter zu den Semiten; manche Gelehrte bezweifeln zwar nach den Ergebnissen der neuesten Sprachforschungen die Richtigkeit dieser Annahme, sie sind aber nicht im Stande, für jene Völker eine nähere Verwandtschaft mit denen irgend eines anderen Stammes nachzuweisen. Von den Völkern der neueren Zeit sind, außer den Juden und Arabern, die Kopten, die Nestorianer in Kurdistan, die Maroniten, die Drusen und einige andere kleine Stämme in Syrien semitischer Abkunft. Auch die Abyssinier gehören der Mehrzahl nach zu diesem Stamme.

Im Osten der syrischen Wüste, an den Flüssen Euphrat und Tigris, befand sich der Mittelpunkt zweier Staaten, welche in der älteren Geschichte des Orients unter dem Namen des babylonischen und des assyrischen Reichs eine große Rolle spielen. Das Hauptland des einen, oder das eigentliche Babylonien, lag zwischen den beiden genannten Flüssen, war im Norden von Mesopotamien, im Süden vom persischen Meerbusen begrenzt und hatte das vom Euphrat durchströmte, im Süden der heutigen Stadt Bagdad gelegene Babylon oder Babel zur Hauptstadt. Assyrien dagegen lag jenseit des Tigris im Osten von Mesopotamien und seine Hauptstadt war Ninive am Tigris, in der Nähe der jetzigen Stadt Mosul. Babylonien, dessen südwestlicher, an Arabien grenzender Theil Chaldäa hieß, ist dasjenige Land, welches heut' zu Tage Irak Arabi genannt wird; Assyrien entspricht größtentheils dem heutigen Kurdistan und Mosul. Das letztere Land ist im Norden gebirgig, in seinem größeren südlichen Theile aber eine von Flüssen reichlich bewässerte und darum meist fruchtbare Ebene. Das Land Babylonien dagegen ist eine durchaus berglose Fläche, ein Niederland, welches alljährlich den Ueberschwemmungen des Euphrat und Tigris, besonders des Ersteren, ausgesetzt ist; und wenn, was im Alterthum geschah, diese Ueberschwemmungen durch Kanäle geregelt und so die Ländereien gegen Versumpfung geschützt und in gehöriger Weise bewässert werden, so ist es eines der fruchtbarsten Länder des Erdbodens.

Die ältesten bekannten Bewohner beider Länder bildeten schon früh unter dem Namen Babylonier und Assyrer besondere Völker. Das babylonische Volk und Reich ist das ältere; denn Assyrien ward nach dem ersten Buch Mosis erst von Babylonien aus bevölkert und die Gründung der Stadt Babel oder Babylon fällt, nach eben derselben Geschichtsquelle, noch in die frühesten Zeiten des Menschengeschlechts.

Die ältere Geschichte beider Reiche ist in Dunkel gehüllt und durch Sagen entstellt. Als der erste Beherrscher von Babylonien wird Nimrod angeführt, der ein gewaltiger Jäger gewesen sein soll, und dessen Namen in dieser Beziehung sprichwörtlich geworden ist. Die Baby-

lonier wurden schon früh ein Ackerbau und Gewerbe treibendes Volk, das in Folge dieser Beschäftigungen einen sanfteren Charakter annahm und an Schwelgerei sich gewöhnte, deshalb aber auch viel von den umwohnenden roheren und kräftigeren Völkern zu leiden hatte. Zuletzt erlag es der Macht des assyrischen Reichs unter dem sagenhaften König Ninus, welcher der Gründer dieses Reichs und der Erbauer der Stadt Ninive genannt wird; und nun bildete Babylonien Jahrhunderte lang eine Provinz von Assyrien. Ninus, über welchen das Alterthum uns nur fabelhafte Nachrichten überliefert hat, wird durch diese als ein großer Eroberer dargestellt. Er lebte, nach einer der verschiedenen Angaben über ihn, etwa 2000 Jahre v. Chr. Geburt, nach einer andern aber gegen 800 Jahre später, und soll das ganze westliche und mittlere Asien sich unterworfen haben. Als er auch das in der heutigen großen Bucharei gelegene ältere Reich Baktrien erobern wollte, war er im Kampfe mit demselben lange unglücklich. Zuletzt gelang es ihm aber, die Baktrier zu besiegen und ihr Land, bis auf ihre Hauptstadt Baktra, zu unterwerfen. Diese belagerte er lange vergebens, bis endlich Semiramis, die Gemahlin eines seiner Generale, einen Weg entdeckte, durch welchen man in die Stadt gelangen und sie überrumpeln konnte. Ninus vermählte sich nach der Eroberung Baktra's mit dieser Frau. Die von ihm gegründete Stadt Ninive hatte in späteren Zeiten einen Umfang, den man auf 11—12 deutsche Meilen berechnet, und eine Bevölkerung, welche nach dem Propheten Jonas auf etwa 2 Millionen Seelen anzuschlagen ist. Ihre Mauern sollen 100 Fuß hoch und so breit gewesen sein, daß auf ihnen drei Wagen neben einander fahren konnten, und enthielten nicht weniger als 1500 Vertheidigungsthürme. Ninive ward, etwas über 600 Jahre vor unserer Zeitrechnung, von den vereinigten Medern und Babyloniern zerstört; in der Folgezeit aber wurde entweder an eben derselben Stelle oder in ihrer Nähe eine neue Stadt des Namens Ninive erbaut, von welcher noch heut' zu Tage Trümmer vorhanden sind.

Nach des Ninus Tode übernahm seine Gemahlin Semiramis als Vormünderin ihres Sohnes Ninyas die Regierung, trat dieselbe aber erst nach mehreren Jahrzehnten an diesen ab. Auch ihre Geschichte ist durch Fabeln und Sagen entstellt. Das Alterthum dachte sich die Königin Semiramis als eine zum Herrschen geborene, unternehmende und kriegerische Frau, und schrieb ihr dieser Vorstellung gemäß eine Menge Werke und Thaten zu. Sie soll erobernd bis nach Indien einerseits und bis in das Innere von Afrika andererseits vorgedrungen sein, die Stadt Babylon neu gegründet und mit den großartigsten Bauten geschmückt, in ihrem Lande viele Kunststraßen und Kanäle angelegt und überall, wohin sie auf ihren Zügen kam, ähnliche Bauwerke

errichtet haben. In der späteren Zeit pflegte man dieser Sage gemäß in vielen Gegenden Asiens alle großen Werke dieser Art, deren Ursprung man nicht kannte, der Semiramis zuzuschreiben. Die Stadt Babylon, welche nach den Sagen des Orients Semiramis durch ihre Bauten zu einem der Wunderwerke der Welt gemacht haben soll, deren großartige Bauwerke aber nach andern und wahrscheinlicheren Nachrichten dem viel späteren babylonischen Könige Nebukadnezar zuzuschreiben sind, hatte nach den Berichten der Alten einen Umfang von 12 deutschen Meilen und eine sie umschließende Mauer von 350 Fuß Höhe und 87 Fuß Dicke. 25 Thore führten auf jeder Seite in die ein großes Viereck bildende Stadt, und einige hundert Vertheidigungsthürme waren auf der Stadtmauer errichtet. Mitten durch die Stadt floß der Euphrat, an dessen Ufern zwei große königliche Paläste erbaut waren. In der Mitte Babylon's befand sich ein hoher Thurm, welcher dem Gott Belus zu Ehren errichtet war. Das berühmteste Werk in dieser Stadt aber waren die sogenannten hängenden Gärten, d. h. eine große aufgemauerte Steinmasse mit vier ungeheuren Terrassen, welche mit Erde bedeckt und als Gärten angelegt waren. Von dem einst so großen Babylon, das bereits zur Zeit von Christi Geburt fast ganz in Ruinen zerfallen und verödet war, finden sich jetzt nur noch Schutthügel und Trümmerhaufen als Ueberreste. Die Trümmerstücke sind zum Theil mit einer eigenthümlichen Art von Schriften bedeckt, welche ein von der aegyptischen und der aus dieser entstandenen phönicischen Schrift ganz verschiedenes System darstellt und die Laute und Silben durch verschieden gestellte Keilfiguren bezeichnet. Diese Keilschrift haben die Assyrer und nachmals die Meder und Perser von den Babyloniern angenommen und wieder auf ihre Weise ausgebildet.

Um 1240 v. Chr. etwa erlag Babylon den Assyrern, welche ihre Herrschaft auch über Armenien, Medien und einen großen Theil des iranischen Hochlands ausdehnten. Auch nach Westen dehnten sie ihre Eroberungen aus und so kamen diese Völker im Anfang des achten Jahrhunderts auch mit den Juden in feindliche Berührung. Damals herrschte ein König, der in dem alten Testament Phul genannt wird, über Assyrien. Dieser griff im Jahre 773 den Staat Israel und das demselben benachbarte Reich Syrien oder Damaskus an, ließ sich aber durch Geld wieder zum Frieden bewegen. Ihm folgte Tiglath Pileser auf dem Throne nach und diesen bat der damalige König von Juda, Ahas, um Hülfe, als die Beherrscher von Israel und Syrien sich gegen ihn mit einander verbündet hatten (740). Tiglath Pileser leistete mit Freuden die gewünschte Hülfe und eroberte bei dieser Gelegenheit ganz Syrien und den größten Theil von Israel. Die unterworfenen Länder wurden zu einer Provinz des assyrischen Reichs

gemacht, der angesehenste Theil ihrer Bewohner aber in die Nähe des kaspischen Meeres geschleppt und dort angesiedelt. Der König von Juda huldigte dem Beherrscher von Assyrien, ward tributpflichtig und räumte einem der assyrischen Götzenbilder einen Platz im Jehova-Tempel ein.

Von jetzt an, wo die Bewohner Palästina's von dem assyrischen Reiche abhängig geworden waren, gerieth dieses in feindliche Berührung mit den Aegyptern; Palästina wurde der Kampfplatz beider Mächte und das Reich Israel fiel zuerst als das Opfer ihrer gegenseitigen Eifersucht. Hosea, der letzte König desselben, ward durch Salmanassar, den Nachfolger Tiglath Pileser's, zum Tribut gezwungen, verweigerte denselben aber alsbald und suchte sich durch ein Bündniß mit Aegypten gegen die Uebermacht der Assyrer zu schützen. Salmanassar richtete hierauf seine siegreichen Waffen sogleich von neuem gegen ihn, eroberte nach dreijähriger Belagerung die Hauptstadt Samaria und machte Israel zu einer Provinz seines Reiches (730—722). Auch Phönicien, mit Ausnahme der Inselstadt Tyrus, mußte damals dem assyrischen König huldigen.

Dem Salmanassar folgte Sanherib auf dem assyrischen Throne nach. Dieser hatte zuerst eine Empörung zu unterdrücken, welche unter Merodach Baladan in Babylonien ausgebrochen war. Hierauf beschloß er, die Aegypter in ihrem eigenen Lande anzugreifen und auch dieses Volk der assyrischen Herrschaft zu unterwerfen. Schon war er mit seinen Truppen bis zur Grenze Aegyptens gekommen, als er von seinen Feinden zu einem schnellen Rückzug genöthigt ward. In Palästina verlor er durch ausbrechende Pest den größten Theil seines Heeres, und als der zugleich über Aegypten und Aethiopien herrschende König Thirhaka gegen ihn heranzog, eilte Sanherib nach Assyrien zurück (um 712 v. Chr.). Hier wurde er bald darauf von zweien seiner Söhne ermordet. Dies benutzte Assarhaddon, der assyrische Vice-König von Babylonien, um sich des Thrones zu bemächtigen. Die Mörder Sanherib's waren genöthigt, aus dem Lande zu entfliehen und Assarhaddon herrschte nun acht Jahre lang über Assyrien und Babylonien. Nach ihm regierte Sammuges 21 Jahre lang und nach diesem der durch seine Schwelgerei sprichwörtlich gewordene Sardanapal.

Unter Sardanapal war ein unternehmender Mann, welcher Nabopolassar oder Nebukadnezar I. genannt wird, assyrischer Statthalter in Babylonien. Dieser machte sich (610 v. Chr.) in seiner Provinz unabhängig. Er verband sich hierauf mit dem medischen König Cyaxares, dessen Tochter sich mit seinem Sohne Nebukadnezar vermählte, und griff mit ihm das assyrische Reich an. Sardanapal unterlag

im Kampfe mit diesen Feinden: er wurde von ihnen in Ninive belagert, und als durch das Anschwellen des Tigris ein Theil der Mauern der Stadt einstürzte, verbrannte er sich mit seinen Weibern und Schätzen. Die Stadt wurde zerstört und das assyrische Reich zwischen den Eroberern getheilt.

In Babylonien, welches nun einer der herrschenden Staaten in Vorder-Asien wurde, waren zu einer uns unbekannten Zeit von den Assyrern die Chaldäer angesiedelt worden, ein kriegerisches Volk, das seither in den nördlich von Assyrien gegen das schwarze Meer hin liegenden Gebirgen gewohnt hatte und lange Zeit den Kern des assyrischen Heeres bildete. Es ist höchst wahrscheinlich dasselbe Volk, welches heut' zu Tage den Namen der Kurden führt und dem persischen Völkerzweig des kaukasischen Menschenstamms angehört. Dieses kräftige, kriegslustige Volk wurde alsbald der vorherrschende Theil der Bevölkerung des Landes Babylonien, in welchem sogar die Priesterkaste nach ihm ihren Namen erhielt, so daß also das Wort Chaldäer eine doppelte Bedeutung hat und bald jenes Volk, bald die Mitglieder der babylonischen Priesterkaste bedeutet. Auch Nabopolassar, der Gründer der neuen babylonischen Dynastie, gehörte diesem Volke an.

Nabopolassar gerieth in einen Krieg mit dem aegyptischen König Necho. Diesem gelang es für eine Zeitlang, seine Herrschaft erobernd bis zum Euphrat auszubreiten. Nebukadnezar II. aber, Nabopolassar's Sohn, der anfangs als dessen Mitregent herrschte, brachte 604 v. Chr. dem aegyptischen König bei der Stadt Karchemisch oder Circesium am Euphrat eine vollständige Niederlage bei, unterwarf die von diesem eroberten Länder Asiens wieder, und zwang auch den König Jojakim von Juda, ihm zu huldigen. Die Juden fielen mehrere Male von ihm ab, wurden aber jedes Mal wieder unterworfen; zuletzt zerstörte er ihre Hauptstadt Jerusalem (585), und ließ den größten Theil von ihnen nach Babylonien wegführen. Die Phönicier unterwarfen sich ihm gleich anfangs freiwillig, mit Ausnahme von Tyrus. Der babylonische König bekriegte zwar die heldenmüthigen Bewohner dieser Stadt drei Jahre lang, vermochte aber nicht, sie zu besiegen. Dieser große Eroberer ist es wahrscheinlich gewesen, welcher die von dem Alterthum als Wunderwerke angestaunten und gewöhnlich der Semiramis zugeschriebenen Bauwerke in Babylonien, nämlich die ungeheuren Mauern, die prächtigen Thore, die königlichen Paläste und die hängenden Gärten, errichten ließ. Er war der größte der babylonischen Regenten und ließ sich auch die Künste des Friedens angelegen sein, hob Ackerbau und Handel, führte große Kanalbauten aus und schützte seine Hauptstadt durch ein wohlberechnetes Befestigungssystem. Er starb 561 v. Chr.

Nach dem Tode dieses Königs, welchem sein Sohn Evilmerodach

in der Regierung nachfolgte, sank das babylonische Reich schnell von seiner Höhe herab, während das der Meder und Perser sich hob und an Umfang zunahm. Nachdem noch einige Könige über Babylonien geherrscht hatten, griff der Perser-König Cyrus dieses wankende Reich an, dessen letzter Beherrscher mit dem kurz zuvor von Cyrus besiegten lydischen König Krösus gegen die Perser verbündet gewesen war. Nach einer Niederlage des babylonischen Heeres wurde Babylon von Cyrus belagert. Die Stadt gerieth, wie es heißt, dadurch in die Gewalt der Feinde, daß diese den durch Babylon fließenden Euphrat ableiteten und sodann, in dem trocken gelegten Bette desselben vordringend, nächtlicher Weile in die Stadt einbrachen. Babylonien verlor seine Selbstständigkeit und wurde zu einer persischen Provinz gemacht (539 v. Chr.).

Dies ist die Geschichte der beiden Reiche, welche vom Euphrat und Tigris her abwechselnd einen großen Theil von Vorder-Asien beherrschten. Ueber Sitten, bürgerliches Leben und Religion der Assyrer sind uns wenige Nachrichten überliefert worden, welche aber in neuerer Zeit durch umfassende Ausgrabungen vervollständigt worden sind. Ebenso sind wir durch dieselben Mittel über die Verhältnisse Babylons unterrichtet. In beiden Reichen herrschten die Könige mit unumschränkter Gewalt und ihre Verfassung war also dieselbe, welche seitdem in der westlichen Hälfte Asiens herrschend geblieben ist, d. h. die einer rein despotischen Regierung. Die assyrischen Könige herrschten über ein kriegerisches Volk, bei dem der Priesterstand nicht zu eigentlicher Uebermacht gelangte. Auf den ausgegrabenen Abbildungen erscheinen die Könige höher als die übrigen Figuren, auch als die Priester: und mit Vorliebe stellt man sie in kriegerischer Thätigkeit, auf Streitwagen, Feinde erlegend, Flüsse überschreitend, Städte bestürmend dar. Ihre Religion war derjenigen der Babylonier ähnlich, welche die Gestirne, besonders Sonne und Mond, sowie die hervorbringende Kraft der Erde als Hauptgottheiten ehrten. Die Leitung des Gottesdienstes und die ganze höhere Bildung dieses Volkes war im Besitz einer Priesterkaste, neben welcher jedoch keine andere Kaste bestand, weil das Kasten-Wesen nur in den Zeiten der Priesterherrschaft zu gedeihen pflegte, auch in Babylonien aber schon sehr früh eine despotische Monarchie sich gebildet hatte, vor der auch das Priesterthum sich beugte. Die babylonische Priesterkaste, deren Zustand in den älteren Zeiten wir nicht kennen, bestand später nicht, wie die indische und aegyptische, blos aus solchen Mitgliedern, welche durch Geburt ihr angehörten, sondern es wurden auch Leute aus dem übrigen babylonischen Volk und mitunter sogar Ausländer, wie z. B. der Prophet Daniel, ihrer Kenntnisse wegen oder in Folge eines Befehls des Königs, in dieselbe aufgenommen. Ihre Mitglieder, welche in der späteren Zeit der babylonischen Geschichte

den Gesammtnamen der Chaldäer führten, und in der Bibel auch mit dem im alten Persien für die Priesterkaste gebräuchlichen Namen Magier benannt werden, waren im Lande vertheilt und lebten von bestimmten ihnen angewiesenen Gütern. Sie hatten ein vom König ernanntes Oberhaupt und zerfielen nach ihren besonderen Beschäftigungen in eine Anzahl Unterabtheilungen oder Klassen. Die Griechen und Römer schrieben den Chaldäern große astronomische Kenntnisse zu. Da in Babylonien die Gestirne als Götter verehrt wurden, da es dort Brauch war, daß nach der Stellung derselben von den Chaldäern für jede vorzunehmende Handlung die glückliche Stunde bestimmt ward, und da endlich die jährlichen Ueberschwemmungen und das Kanalwesen schon früh eine genauere Beachtung der Zeiten des Jahres nöthig machten: so mußte man freilich in Babylonien schon in uralter Zeit sich mit der Sternkunde befassen. Allein sehr weit hatten es die Chaldäer, die dort allein sich mit Wissenschaften beschäftigten, in der Astronomie nicht gebracht. Auch ihre Geometrie, welche sie wegen des Baues der Kanäle und Dämme schon früh trieben, war nichts weiter, als eine ganz einfache Feldmeßkunst, die nicht über die ersten Elemente hinausreichte. Uebrigens befaßten sich die Chaldäer auch mit Traumdeuten, mit Zauberei und mit Arzneikunde und ihr Maaß- und Gewichtsystem, das sie mit besonderer Genauigkeit feststellten, ist von den Phöniciern und weiterhin auch von den Griechen angenommen worden.

Die frühe Entstehung der Baukunst in Babylonien und die ungeheuren Werke derselben lassen sich aus der Lage und Beschaffenheit des Landes leicht erklären. Dieses war nämlich nicht durch Gebirge geschützt und doch lange Zeit von kriegerischen Nomadenvölkern umgeben; man war also schon früh genöthigt, Festungswerke zu errichten. Da aber das Land keine Bausteine enthielt, so wurden dadurch die Babylonier auf die Kunst, Backsteine und Ziegel zu bereiten, geführt; und wollten sie vermittelst Backsteinmauern sichere Befestigungswerke erbauen, so mußten sie diese sehr dick und massiv machen. Ihre Könige gefielen sich, wie meist die despotischen Herrscher des Orients, in der Herstellung kolossaler Prachtbauten, weil aber das Material weniger dauerhaft war, so sind sie weit mehr in Trümmer zerfallen, als die Bauwerke des alten Aegyptens.

Das Land war, mit Hülfe der Bewässerungsanstalten, schon in früher Zeit gut angebaut. Die vielen großen Städte aber, welche sich in demselben befanden, sowie der Umstand, daß auch während der Unterwerfung Babyloniens unter Assyrien die Residenz oft in Babylon war, und endlich der Luxus, den die glänzende Hofhaltung der dortigen despotischen Herrscher hervorrief, machten die städtischen Gewerbe

nicht allein nothwendig, sondern förderten auch ihre Entwickelung und Vervielfältigung. Webereien in Leinwand und Wolle, Stickereien, Färbereien, die Verfertigung von Teppichen und wohlriechenden Wassern und andere Manufacturen und Fabriken blühten schon früh in Babylon. Ebenso trieb man dort von alter Zeit her einen ziemlich lebhaften Handel nach Medien und Persien einerseits und nach Vorder-Asien andererseits. Dagegen ist es nicht wahrscheinlich, daß die Babylonier mit Indien in directem Verkehr standen.

Die Bewohner Babyloniens erscheinen vom Anfang ihrer Geschichte an als ein unkriegerisches und weichliches Volk, welches Pracht und Schwelgerei liebte und überhaupt sittlich sehr gesunken war.

Die Aegypter.

In dem Lande Aegypten, dessen heutige Bevölkerung gering an Zahl ist und größtentheils im Elende lebt, bestand einst Jahrtausende hindurch eine Blüthe der Cultur, deren Trümmer noch jetzt die Welt mit Bewunderung erfüllen. Die Ueberreste dieser alt-aegyptischen Cultur enthalten die gewaltigsten Bauwerke aller Zeiten und überraschen außerdem durch ihre auffallend große Zahl. Noch staunenswerther aber, als die außerordentliche Größe und Menge dieser Werke, ist das hohe Alterthum derselben und die frühe Zeit, in welcher Aegypten eine blühende Cultur entwickelt hat; denn ein Theil jener Baureste bildet die ältesten Denkmale der Menschheit und die geschichtlichen Nachrichten aus der Vorwelt zeigen uns keinen Staat, der mit Zuverlässigkeit für älter zu halten wäre, als der aegyptische. Schon zu Abrahams Zeit, mit welchem die Geschichte der Juden als eines besonderen Volkes erst ihren Anfang nahm, bestand nach den Büchern Mosis, einer der ältesten und sichersten Quellen aller Geschichte, in Aegypten ein hoch civilisirter Staat; und schon zur Zeit Joseph's, wo die Juden noch im Zustande des Nomadenlebens sich befanden, hatte die aegyptische Cultur fast ihre höchste Blüthe erreicht.

Das Wesen der alten Aegypter war mehr, als das irgend eines andern Volkes, durch die eigenthümliche Beschaffenheit ihres Landes bedingt; und man kann den Charakter dieser Nation und ihrer Cultur nicht verstehen, ohne von den Verhältnissen des Landes Kenntniß zu haben. Aegypten beginnt nahe an der Grenze der heißen Zone und erstreckt sich von da bis zum mittelländischen Meere in einer Ausdehnung, welche beinahe eben so groß ist, als die Breite Deutschlands von der Nordsee an bis zum adriatischen Meere. Der nördlichste Theil des

Landes oder Unter-Aegypten ist eine große Fläche, welche von dem dort in mehrere Arme zerfließenden Nil-Fluß durchströmt wird und die im Westen mit der libyschen, im Osten mit der arabischen Wüste zusammenhängt. Der viel größere übrige Theil des Landes oder Mittel- und Ober-Aegypten ist ein langes, vom Nil durchströmtes Thal, das von zwei Gebirgszügen eingeschlossen wird, von denen das der Westseite den Namen der libyschen, das der Ostseite dagegen den der arabischen Kette führt. Diese Gebirge, welche bald mehr, bald weniger von einander entfernt sind, bestehen an der südlichen Grenze Aegyptens hauptsächlich aus Granit, weiter nach Norden zu aus Sandstein und von der Gegend der alten Stadt Theben an bis zur Grenze von Unter-Aegypten aus Kreide und Kalkstein. Sie sind von geringer Höhe und mit Ausnahme einzelner weniger Sträucher, die sich hier und da finden, zeigt sich auf ihnen keine Vegetation. Auch diese Gebirge werden auf ihrer äußeren Seite von Wüsten begrenzt, die im Osten bis zum arabischen Meere reichen, im Westen aber mit der großen libyschen Wüste, der Sahara, zusammenhängen.

Aegypten ist also ein langer, im Norden sich fächerartig ausbreitender Streifen fruchtbaren Landes, welcher inmitten von Wüsten liegt. Auch nach Süden zu ist Aegypten fast ganz von der übrigen Welt abgeschlossen, da der Nil dort ebenfalls von Wüsten umgeben ist und überdies in geringer Entfernung von der Grenze des Landes durch Klippen und Stromschnellen unfahrbar gemacht wird. Im Osten Aegyptens enthält die Wüste bis zum rothen Meer keine einzige Stätte fruchtbaren Landes; im Westen dagegen liegen, bald mehr, bald weniger von dem Thale des Nil entfernt, wie Inseln im öden Sandmeer, einige vereinzelte Strecken Landes, welche Quellen und, indem so zur Wärme die belebende Feuchtigkeit kommt, eine reichliche Pflanzendecke enthalten. Diese Strecken, von den Arabern Wah's oder Wadi's, von den Europäern aber nach einem alt-aegyptischen Worte Oasen genannt, sind vertiefte Stellen der Wüste, in welchen aus dem Fuß des umliegenden höheren Landes Quellen hervorbrechen und so dem Pflanzenleben eine Stätte bereitet ist. Die wichtigsten derselben sind: die am weitesten von Aegypten entfernte Oase Siwah oder, wie sie im Alterthum hieß, die Oase des Ammoniums, die Oasen el Bahryeh, Farafreh und Dakhel, und die am südlichsten gelegene Oase el Khargeh, die bei den Alten den Namen der großen Oase führte. Alle diese Oasen gehörten in alter Zeit zum aegyptischen Reiche. Die berühmteste derselben war die zuerst genannte, weil sie einen Tempel hatte, der wegen seiner Orakelsprüche auch außerhalb der Grenzen Aegyptens großes Ansehen besaß. Der Tempel war vorzugsweise dem Gotte Ammon-Ra, dem höchsten der von den Aegyptern verehrten Götter,

gewidmet, der mit einem Widderkopfe dargestellt und von den Griechen und Römern Zeus oder Jupiter Ammon genannt wurde. Dem Dienste dieses Gottes und seinem Orakel stand eine zahlreiche Priesterschaft vor, welche zugleich die Regierung auf der Oase führte. Von dem Tempel haben sich noch bis auf den heutigen Tag Trümmer erhalten.

Aegypten selbst würde eine Wüste sein, wie die es begrenzenden Landstriche, wenn es nicht vom Nil durchflossen wäre; denn mit Ausnahme einzelner schwacher Regenschauer gibt es im unteren Theile dieses Landes nur selten Regen, in Ober-Aegypten aber regnet es nur alle 15—20 Jahre einmal und es würde daher nirgends eine Pflanze gedeihen können, wenn nicht der Nil den Boden des Landes regelmäßig befeuchtete, welches ein griechischer Schriftsteller deßhalb als ein „Geschenk des Nils" bezeichnete. Dieser Fluß, dessen Wasser auch das alleinige Trinkwasser für die Bewohner des Landes ist, steigt jedes Jahr von Ende Juni an bis zur Tag- und Nachtgleiche des Herbstes, bleibt dann etwa vierzehn Tage auf seiner höchsten Wasserhöhe stehen und fällt hierauf wieder mit langsamer, bis Ende Mai des nächsten Jahres dauernder Abnahme. Während seines höchsten Standes hält der Nil eine Zeit lang einen Theil des Landes zu beiden Seiten seiner Ufer überschwemmt. Soweit nun diese Ueberschwemmung reicht, ist das Land fruchtbar, unmittelbar an der Grenzlinie derselben aber beginnt die pflanzenlose Wüste. Der Nil hat also in Aegypten zwei Betten, ein großes, das er ein Mal im Jahr bei Hochwasser einnimmt, und ein kleines, welches er zu jeder Zeit ausfüllt. Alles, was außerhalb seines größeren Bettes liegt, ist Wüste; und die Grenze zwischen ihr und dem Pflanzen-tragenden Lande ist meistens so scharf bestimmt, daß man fast mit dem einen Fuße in dem letztern, mit dem andern in der Wüste stehen kann. Jedoch nicht allein Feuchtigkeit gibt der Nil dem Boden, sondern er düngt denselben auch. Er enthält nämlich während der Zeit seines jährlichen Hochwassers einen ungemein fruchtbaren Schlamm, den er auf das überschwemmte Land niederlegt. Das regelmäßige Steigen des Nils kommt von den in der heißen Zone zu einer bestimmten Zeit des Jahres eintretenden starken und anhaltenden Regengüssen her, und der Schlamm desselben besteht wahrscheinlich aus zersetzten vulkanischen Steinen, welche in Abyssinien durch jene Regengüsse in ihn geschwemmt werden und die überall eine fruchtbare Erde bilden.

Der Nil hat durch den jährlichen Niederschlag dieses Schlammes nach und nach den Boden Aegyptens immer mehr erhöht und in uralter Zeit sogar ganz Unter-Aegypten zuerst geschaffen. Die alten Aegypter behaupteten, daß in den frühesten Zeiten ihrer Geschichte Unter-Aegypten noch ein bloßer Sumpf gewesen sei und erst später, durch den fort-

während abgesetzten Nil-Schlamm, weit genug erhöht worden sei, um ein trockenes und bewohnbares Land zu bilden. In ganz Aegypten wird aus eben demselben Grunde der Boden beständig erhöht, so daß jetzt die Straßen der noch in Ruinen erhaltenen alten Städte nicht mehr über, sondern unter der Erde sich befinden. Diese Erhöhung ist indessen nicht überall im Lande gleich, sondern je weiter flußabwärts, um so geringer ist sie; an der südlichen Grenze Aegyptens vergehen etwa 188 Jahre, bis das Land einen Fuß höher geworden ist, dagegen steigt der Boden da, wo die alte Stadt Theben lag, erst in 244 Jahren um einen Fuß. Man hat in neuerer Zeit diesen Umstand benutzt, um zu berechnen, wann die Gebäude, deren Trümmer noch vorhanden sind, errichtet wurden, und um so die Zuverlässigkeit der geschichtlichen Berichte zu prüfen, die von ihrer Erbauung reden. Auch diese Berechnungen bewähren es, daß schon in den ersten Zeiten, von welchen die Geschichte uns bestimmte und sichere Nachricht gibt, Aegypten von einem alten und seit lange civilisirten Volke bewohnt wurde.

Der Nil steigt nicht jedes Jahr gleich hoch; ja manchmal erhebt sich derselbe so wenig, daß er nur einen sehr kleinen Theil des Landes überschwemmt. Dann tritt eine Mißernte ein; denn der Boden Aegyptens kann ohne diese Befeuchtung nichts hervorbringen. Um die Fruchtbarkeit desselben zu vergrößern, sowie um das Wasser des Flusses an solche abgelegene Stellen, die dasselbe sonst nicht erreichen würde, zu bringen, hat man schon in sehr alter Zeit viele Dämme und Kanäle erbaut. Durch diese wurde zugleich auch die Befeuchtung und Düngung des Bodens geregelt und es konnte namentlich das Wasser länger auf den Feldern zurück gehalten werden, als es von selbst da geblieben wäre. In neuerer Zeit sind diese Anstalten sehr vernachlässigt worden, und deshalb kann das Land nicht mehr so viel hervorbringen, als im Alterthum. Wie groß aber damals die Fruchtbarkeit war, geht schon daraus hervor, daß zu Joseph's Zeit der Ueberfluß von sieben guten Jahren hinreichte, um in sieben auf einander folgenden Mißjahren davon leben zu können.

Aegypten, dessen Ackerland außer der Sorge für eine geregelte Bewässerung fast jede andere Arbeit überflüssig macht, konnte einst eine so große Bevölkerung ernähren, daß die griechischen Schriftsteller die Zahl seiner größeren Ortschaften zur Zeit der Eroberung des Landes durch die Perser auf 20,000 anschlugen. Diese Annahme ist zwar offenbar übertrieben, allein schon die Größe der Uebertreibung zeigt, wie stark das alte Aegypten im Vergleich mit andern Ländern bevölkert sein mußte. Die damalige Einwohnerzahl wird auf 7 Millionen geschätzt, während die Berechnungen der heutigen Bevölkerung zwischen 2 und $3^1/_2$ Millionen schwanken. Auch das Klima Aegyptens ist

gesund und es herrschen daselbst nicht einmal jene Fieberkrankheiten, welche anderwärts, wo regelmäßige Ueberschwemmungen Statt finden, so häufig wüthen, weil der fast stets wolkenlose Himmel und die brennende Sonne die Bodenfeuchtigkeit nach dem Zurücktreten des Nils schnell auftrocknen.

Das Land zerfällt in zwei natürliche Haupttheile, welche Ober- und Unter-Aegypten genannt wurden. Das Erstere umfaßte den südlichen Theil und hatte Theben zur Hauptstadt, das Letztere aber begriff den größeren nördlichen Theil, von da wo der Nil in eine Menge verschiedener Arme auseinandergeht, mit der Hauptstadt Memphis in sich. Später schied man von Unter-Aegypten alles das, was noch zwischen den beiden Gebirgsketten lag und nannte es Mittel-Aegypten, so daß Unter-Aegypten seitdem nur die zwischen dem Meere und dem nördlichen Ende jener Gebirge liegende Ebene umfaßte. Als die Hauptstadt von Mittel-Aegypten wurde Memphis, als die von Unter-Aegypten aber Heliopolis angesehen. Das untere Aegypten im späteren engern Sinne des Wortes nannten die alten Griechen auch das Delta, weil der dort in zwei Hauptarme getheilte Nil demselben die Form eines Dreiecks gibt, dessen dritte Seite aus der Meeresküste besteht; Delta aber ist der Name, den bei den Griechen der Buchstabe D führt, und dieser hat in der griechischen Schrift die Gestalt eines Dreiecks.

Die merkwürdigsten Orte des alten Aegyptens waren die nachfolgend verzeichneten. In Ober-Aegypten, welches nach seiner Hauptstadt auch Thebaïs hieß, war Philä die südlichste Stadt. Sie lag auf einer gleichnamigen Insel des Nils. In ihrer Nähe befand sich, ebenfalls auf einer Insel des Flusses, die Stadt Elephantine. Nahe bei diesen Inseln beginnen die sogenannten Nilkatarrhakte, d. h. Stromschnellen oder Stellen im Flußbette, wo Felsen dasselbe durchsetzen und das Wasser eine Strecke weit über die durch diese gebildeten Klippen hinabstürzt. Keiner dieser Wasserstürze ist höher als 5 bis 8 Fuß und an der linken Uferseite ist der Fall des Wassers so beschaffen, daß die Schiffe dort, wiewohl nicht ganz ohne Gefahr und nur mit gehöriger Vorsicht, sowohl abwärts fahren, als auch vermittelst eines Seils aufwärts gezogen werden können. Unterhalb des nördlichsten Katarrhakts, in der Nähe des heutigen Ortes Assuan, lag die Stadt Syene, von welcher eine dem Granit sehr ähnliche Felsart den Namen Syenit führt.

Von den übrigen Städten Ober-Aegyptens war Theben, die Hauptstadt desselben, die größte und berühmteste. Diese Stadt lag auf beiden Seiten des Nils und erstreckte sich vier Stunden lang an demselben hin. Wie von den vorhergenannten Orten, so sind auch von

Theben noch bis zum heutigen Tage Ueberreſte vorhanden. Zu dieſen gehören die großen auf der rechten Seite des Nils liegenden Tempel von Luxor und Karnak, welche dieſe Namen von den zwei jetzt auf ihnen ſtehenden Dörfern erhalten haben. Der Tempel von Luxor hat eine Länge von 500 Fuß. Der über eine halbe Stunde lange Raum zwiſchen ihm und dem Tempel von Karnak enthielt förmliche Alleen von koloſſalen Sphinx-Statuen, und zwar in ſo großer Zahl, daß eine dieſer Alleen aus nicht weniger als 600 ſolchen Koloſſen beſtand. In jener Gegend ſind auch die Ruinen des Palaſtes von Karnak, deſſen Hauptſaal 318 Fuß lang und 159 Fuß breit iſt, und der 134 Säulen enthält, von welchen die dickſten 11 Fuß Durchmeſſer, die Kapitäle derſelben aber 64 Fuß im Umfang haben, ſo daß auf der eine jede bedeckenden Platte 100 Menſchen bequem beiſammen ſtehen können. Auf der linken Seite des Fluſſes liegen die gleichfalls höchſt großartigen Tempel- und Palaſt-Ruinen von Medinet-Abu, ſowie andere Tempel-Trümmer, welche, wie zuweilen die ganze weſtliche Seite der Stadt Theben, das Memnonium heißen. Dort ſtehen auch zwei berühmte, 61 Fuß hohe Statuen eines Königs, deren jede aus einem einzigen Steine beſteht. Sie heißen die Memnon-Säulen und erhielten dieſen Namen aus dem Grunde, weil die alten Griechen ſie für Darſtellungen des in ihrer Sagengeſchichte vorkommenden Helden Memnon, eines Sohnes der Aurora, hielten. Die eine derſelben war bei den Griechen und Römern beſonders berühmt, weil ſie, wie man allgemein glaubte, jeden Morgen bei Sonnenaufgang harmoniſche Töne von ſich gab. Dieſe Töne, mit denen, wie man ſagte, Memnon ſeine Mutter begrüßte, mochten vielleicht von loſen Blättchen und Körnern des Granits der Statue herrühren, welche durch die von der aufgehenden Sonne erwärmte Luft in Bewegung gebracht wurden. Auf der linken Seite des Fluſſes befinden ſich auch die Ueberreſte einer doppelten aus ſteinernen Sphinxen beſtehenden Allee, ſowie die großartigen Ruinen vom Grabe des Königs Oſymandyas und die Trümmer einer Statue dieſes Königs, welche von der einen Schulter bis zur andern 21 Fuß breit iſt und an der ſich als Aufſchrift die Worte befunden haben ſollen: „Ich bin Oſymandyas, der König der Könige; wer wiſſen will, wie groß ich war und wo ich ruhe, der übertreffe mich in einem meiner Werke!“ Endlich ſind noch die Ueberreſte der unterirdiſchen Bauwerke von Theben anzuführen, oder die berühmten Felſengräber dieſer Stadt. In dem Gebirge der Weſtſeite von Theben nämlich ſind, einige Stunden weit, von Strecke zu Strecke die Felſen zu größeren und kleineren Räumen ausgehauen, welche, zum Theil mit einander durch Gänge verbunden, ſich weithin in das Innere des Gebirgs verbreiten und zur Aufbewahrung der Todten dienten. Die merk-

würdigsten dieser zahlreichen Felsengräber sind die sogenannten Königsgräber von Theben, welche namentlich in dem den Namen Biban el Moluk führenden Thale jenes Gebirges sich befinden. Sie dienten wirklich zu Grabstätten der königlichen Leichen und zeichnen sich durch ihre Pracht und Größe aus; sie sind aber schon seit sehr langer Zeit ein Gegenstand der Zerstörung und Plünderung der späteren Bewohner Aegyptens gewesen.

Von Theben abwärts gelangt man zu den Ruinen der Stadt Tentyra, welche in neuester Zeit besonders wegen des im Inneren eines Tempels derselben abgebildeten Thierkreises berühmt geworden sind. Dieser Thierkreis, der sich jetzt in Paris befindet, ist aber kein Werk der alten Aegypter, sondern rührt, wie der Tempel selbst, aus der Zeit der römischen Herrschaft her.

In Mittel-Aegypten ist zuerst die große, runde Ebene zu bemerken, welche in dem Gebirge der Westseite des Landes ringsum von Bergen und Wüsten eingeschlossen liegt und im Alterthum nach ihrer Hauptstadt Arsinoe benannt wurde, in neuerer Zeit aber el Fayum heißt. Diese höchst fruchtbare Ebene hängt durch eine Schlucht, die den einzigen natürlichen Zugang zu ihr bildet, mit dem Nil-Thal zusammen. Ein großer Kanal, den man den Joseph-Kanal zu nennen pflegt, setzt die Ebene mit dem Nil in Verbindung und befruchtet dieselbe durch dessen Wasser. Er endigt in den sogenannten See Möris, der in sehr alter Zeit unter einem gleichnamigen König durch Menschenhand geschaffen worden sein soll, vielleicht aber ein natürliches Wasser-Bassin ist und unter diesem König nur erweitert wurde. Der See Möris hatte einst einen Umfang von mehr als 24 deutschen Meilen und aus seiner Mitte erhoben sich damals zwei hohe Pyramiden. Er regelte sowohl bei zu geringem wie bei zu großem Anschwellen des Nils die Ueberschwemmung und sicherte dadurch die Fruchtbarkeit des Bodens nicht allein in der Ebene von Fayum, sondern auch in einem Theile von Mittel-Aegypten. An der Seite jener Ebene, einige Stunden südöstlich von der Stadt Medinat el Fayum, befinden sich gewaltige Schutt- und Steinmassen, welche man für die Ueberreste des berühmten Labyrinths hält. Dieses war nach den Beschreibungen der alten Griechen das größte Gebäude der Welt und von so außerordentlichem Umfang, daß alle Bauwerke Griechenlands zusammengenommen ihm nicht gleich kamen. Es soll aus einer Vereinigung von zwölf Palästen bestanden und 3000 Zimmer enthalten haben, in deren jedem die Decke nur aus einem einzigen Stein bestand. Das Ganze bildete ein Viereck, an welchem jede Seite gegen 650 Fuß lang gewesen sein soll. Wegen der Menge der Gänge und Gemächer dieses Gebäudes, in welchem man ohne Führer sich nicht zurecht finden konnte, ist der Namen des-

selben zur Bezeichnung jedes in ähnlicher Weise aus Irrgängen bestehenden Raumes gebräuchlich geworden. Der Zweck dieses Gebäudes ist nicht sicher bekannt. Nach einer unwahrscheinlichen Angabe altgriechischer Schriftsteller wäre es von zwölf, einst zugleich herrschenden Königen Aegyptens als eine Vereinigung von ebenso vielen Palästen erbaut worden.

Memphis, die Hauptstadt von Mittel-Aegypten, lag im Süden der heutigen Stadt Kairo, am Ende des Thales, welches die beiden den Nil bis zum Anfang des Delta hin begleitenden Gebirge bilden. Sie war einst ebenso groß als Theben, bietet aber jetzt nicht gleich dieser Stadt eine Menge von Ueberresten dar, weil ihre Trümmer durch den Schlamm des Nils und den Sand der Wüste ganz und gar bedeckt worden sind. In der Nähe des Ortes, wo einst Memphis lag, nämlich im Westen dieser Stadt und des Nil-Flusses, befinden sich die größten aegyptischen Pyramiden. Sie bilden mehrere Gruppen, und ihre gesammte Zahl beträgt etwa vierzig. Die größten und berühmtesten sind drei von derjenigen Gruppe, die man nach einem neueren Orte die Pyramiden von Ghize zu nennen pflegt. Sie sind von zahllosen Felsengräbern umgeben und werden nach ihren angeblichen Erbauern die Pyramide des Cheops, die des Chephren und die des Mycerinus genannt. Die größte von ihnen und das größte bekannte Gebäude der Welt überhaupt ist die Pyramide des Cheops. Sie besteht aus 203 Steinschichten, hat eine senkrechte Höhe von 468 Pariser Fuß und auf jeder ihrer vier Seiten eine Länge von 716½ Fuß. Oben bildet sie in ihrem jetzigen Zustand eine Fläche von fast 31 Fuß Durchmesser. In einer Höhe von 38 Fuß befindet sich der Eingang in das Innere. Die Pyramide des Chephren ist 428 und die des Mycerinus 307 Fuß hoch. Nach der Erzählung des griechischen Geschichtschreibers Herodot waren mit dem Transport des Bau-Materials für die Pyramide des Cheops und mit der Erbauung derselben 100,000 Menschen 20 Jahre lang beschäftigt. Wie diese Pyramide, so haben auch die andern hoch oberhalb ihres Fußes, und zwar immer auf der Nordseite, eine Oeffnung, welche durch einen niedrigen Gang in das Innere führt. In der Pyramide des Cheops findet man einen tiefen Schacht, auf- und absteigende, zum Theil sehr steile Gänge und einige Kammern, in deren einer ein länglicher steinerner Kasten steht, welcher für einen königlichen Sarkophag gilt und früher eine Mumie enthalten haben soll. In ähnlicher Weise ist das Innere der anderen Pyramiden Aegyptens beschaffen, in welche man gedrungen ist. Nahe bei den Pyramiden von Ghize befindet sich die aus dem Felsen der Erde selbst gehauene und also mit dem Boden verwachsene Statue der Sphinx, welche eine Länge von 117 Pariser Fuß hat und jetzt bis

an den Hals vom Sande verschüttet ist. Der aus demselben hervorragende Theil hat etwa 27 Fuß Höhe und der Umfang des Kopfes beträgt um die Stirn herum 81 Fuß. Zwischen den Vorderbeinen und dem Hals hat man in neuester Zeit eine Oeffnung gefunden, die aber jetzt wieder durch den Sand verdeckt ist. Sie soll, wie Manche annehmen, durch unterirdische Gänge bis in die größte der Pyramiden führen.

In Unter-Aegypten war Heliopolis die Hauptstadt. Es erhielt diesen Namen, der soviel als Sonnenstadt bedeutet, von den Griechen, weil Heliopolis der Gottheit der Sonne geweiht war, welche daselbst ihren berühmtesten Tempel hatte. Der aegyptische Name der Stadt war On und unter diesem wird sie auch in der Bibel bei der Erzählung der Geschichte Joseph's erwähnt. Sie war, wie auch Theben und Memphis, durch eine wissenschaftliche Schule der Priester berühmt und wurde gleichsam als eine der Universitäten von Aegypten angesehen. Kanopus im Westen und Pelusium im Osten waren die beiden Städte, bei welchen die zwei äußersten der sieben Arme des unteren Nils mündeten. Saïs, welches im Inneren des Delta lag, war nächst Heliopolis die berühmteste Stadt von Unter-Aegypten und gleich diesem durch seine Priesterschule ausgezeichnet. Dort hatte Amasis, einer der letzten Könige des alten Aegyptens, einen kleinen Tempel aufstellen lassen, der aus einem einzigen Steine bestand und mit dessen Transport von der Insel Elephantine, wo er verfertigt ward, bis nach Saïs 3000 Arbeiter drei Jahre lang beschäftigt waren. Er hatte 34 Fuß Länge, und war 24½ Fuß breit und 12 Fuß hoch. Die berühmteste Stadt von Unter-Aegypten, Alexandria, wurde erst einige Jahrhunderte nach dem Untergang der Selbstständigkeit Aegyptens von Alexander dem Großen erbaut.

Die Quellen für die aegyptische Geschichte sind die Angaben des alten Testaments, welche von allen Berichten über dieselbe die zuverlässigsten sind; die auf mündliche Aussagen hin mitunter etwas leichtgläubig angenommenen Nachrichten altgriechischer Geschichtschreiber, die erhaltenen Bruchstücke einer ebenfalls wenig zuverlässigen Geschichte, welche Manetho, ein aegyptischer Priester, im dritten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung aus den Tempel-Archiven seines Vaterlandes zusammengetragen hatte: ferner einige aufgefundene alt-aegyptische Manuscripte, und vor Allem die Bau-Denkmale des Landes und das auf die Wände dieser Gebäude in Hieroglyphen Niedergeschriebene, das auf unerwartete Weise über diese uralte Geschichte des merkwürdigen Volkes Licht verbreitet.

Die Aegypter rühmten sich selbst, das älteste aller Völker zu sein und bis zum Jahre 3500 v. Chr. zurück kann man in der That ihre

Geschichte verfolgen. Das Volk, von den Negerstämmen Afrika's bestimmt unterschieden, gehörte dem semitischen Zweige des kaukasischen Völkerstammes an und seine Einwanderung erfolgte von Asien aus: wie und wann diese Einwanderung geschah, ist nicht mehr sicher zu ermitteln.

Der älteste Staat hatte Memphis zum Mittelpunkt und als sein erster König wird Menes genannt, dessen Regierungsanfang ins Jahr 3233 gesetzt wird. Oberaegypten mit dem Mittelpunkte Theben, anfangs von Memphis abhängig, machte sich selbstständig und errang sogar die Herrschaft über das Reich von Memphis. Seine Herrscher werden auf den Inschriften als „Herren der beiden Länder" bezeichnet und tragen die rothe und die weiße Krone, die Abzeichen des nördlichen und des südlichen Landes, und der erste dieser Herrscher über das vereinigte Reich war Amenemha I. um 2391 v. Chr. Die Denkmale geben Kunde von rühmlicher Thätigkeit dieses Königs und seiner Nachfolger in Krieg und Frieden. Die Unterwerfung Nubiens, große Bauten wie der Reichspalast oder das Labyrinth und die Ausgrabung des Moerissees, fallen in diese Zeit und die Felsengräber von Benihassan, welche gleichfalls dieser Periode angehören, geben uns ein anschauliches Bild eines entwickelten Culturlebens: so rühmen unter anderem deren Inschriften einen Beamten von Hermopolis in Oberaegypten, er habe die Arbeiten für den König ausgeführt, die Tribute seines Bezirks richtig abgeliefert, er habe den Bezirk geliebt, Wittwen und Waisen nicht betrübt, Fischer und Hirten nicht gestört, für die Kanäle gesorgt und Hungersnoth abgewehrt, habe alle Felder bestellen lassen und seine Wohlthaten Großen und Kleinen gleichmäßig zu Gute kommen lassen.

Diese gedeihliche Entwicklung wurde vor 2090 v. Chr. gewaltsam gestört durch den Einbruch der Hakschasu oder Hyksos, eines Nomadenvolkes semitischer Abstammung, welches von da an 511 Jahre in Aegypten herrschte. Indeß berührte diese Fremdherrschaft das altaegyptische Wesen weniger als man denken sollte. Die höhere Kultur, welche das aegyptische Volk besaß, bewies dem rohen Hirtenvolke gegenüber ihre überlegene Kraft, schon 260 Jahre nach dem Einbruch der Hirten gab es in Oberaegypten wieder einheimische Könige, welche die Hyksos mehr und mehr flußabwärts drängten, deren letzte Schaaren um 1580 unter Kapitulation das Land verließen.

So war Aegypten sich selbst zurückgegeben und eine neue Zeit der Blüthe begann. Von Oberaegypten war die Befreiung des Landes ausgegangen und zu Theben war die Residenz einer neuen Reihe kriegerischer und siegreicher Fürsten, deren Thaten und Eroberungen die griechischen Berichterstatter unter dem Namen des Einen Heldenkönigs Sesostris zusammenfassen. Unter Ramses III. (1285—1273)

erreichte das Reich von Theben seine höchste Blüthe. Im Süden gegen die Negervölker, im Westen gegen die libyschen Stämme, im Norden gegen die Völker Syriens, dehnten die thebaischen Könige ihre Eroberungen aus und mehr als einmal drangen ihre Heere bis zum Euphrat vor. Eine dunkle Kunde von der Riesenstadt am oberen Nil, von deren Pracht und Größe wir jetzt aus den Ruinen eine deutlichere Anschauung gewinnen, drang auch zu den Griechen, deren Dichter von dem 100thorigen Theben zu erzählen wissen. Die Thaten Ramses II. gegen die Chetiter preist ein schwungvolles aegyptisches Gedicht, das uns in zwei Exemplaren, einer Papyrusrolle und auf der südlichen Wand der Tempelruinen von Karnak enthalten ist.

Die nächste Zeit der aegyptischen Geschichte ist in Dunkel gehüllt, und wird nur hier und da durch die Berichte des alten Testaments erhellt. Innere Unruhen, Einfälle fremder Völker und die völlige Eroberung des Landes durch nubische und aethiopische Könige erschütterten und verwirrten das uralte Reich, welches um diese Zeit allmälig aufhörte, isolirt dazustehen, und in eine fortdauernde Berührung mit den vorderasiatischen Reichen gerieth. Nach dem Tode des 14ten Ramses um 1095 v. Chr. bestieg eine neue Dynastie mit König Smendes den Thron. Mit dem jüdischen König Salomo stand der gleichzeitige Beherrscher oder Pharao von Aegypten anfangs in einer freundschaftlichen Verbindung, am Ende seiner Regierung aber wandelte sich dieses freundliche Verhältniß beider Reiche in Feindschaft um; denn es brach (981 v. Chr.) in Aegypten unter dem 6ten Nachfolger des Smendes eine Revolution aus, durch welche es dem Rebellen Sefonchis, wie ihn die Griechen, oder Schischack, wie ihn die Hebräer nennen, gelang, seinen König zu stürzen und sich selbst auf den Thron zu schwingen. Dieser neue König unterstützte den Jerobeam gegen Salomo's Sohn Rehabeam, brandschatzte das jüdische Land, bemächtigte sich auch der Stadt Jerusalem und beraubte den dortigen Tempel aller seiner Kostbarkeiten (971 v. Chr.). Unmittelbar nach diesem König ist die aegyptische Geschichte schon wieder dunkel und verwirrt. Unter Assa, dem dritten Beherrscher des Reiches Juda, erscheint zwar von Aegypten her ein König Serach als Feind desselben in Judäa und wird von ihm besiegt (947 v. Chr.); allein die Bibel nennt denselben einen Kuschiten, und da unter diesem Namen bald die arabischen Stämme auf beiden Seiten des rothen Meeres, bald die Aethiopier verstanden werden, so ist es ungewiß, ob Serach ein aethiopischer König war, welcher Aegypten erobert hatte, oder der Beherrscher eines zwischen Aegypten und dem rothen Meer entstandenen Reichs.

Gegen die Mitte des achten Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung unterwarfen die Aethiopier, unter der Anführung ihres Königs Sabako,

sich das Land Aegypten (726 v. Chr.). Damals war das Reich Israel durch die assyrischen Könige Tiglath Phileser und Salmanassar sehr bedrängt und der israelitische König Hosea wandte sich an Sabako um Hülfe; dieser hatte aber keine Lust, sich mit dem mächtigen assyrischen Reich in Krieg einzulassen und Israel erlag der Uebermacht seiner Feinde. Dadurch wurden die Grenzen des assyrischen Reichs bis in die Nähe von Aegypten vorgerückt und diese beiden Staaten kamen nun nothwendiger Weise in eine fortdauernde feindliche Berührung miteinander. Nach dem Berichte eines griechischen Geschichtschreibers warfen die Aegypter bei Sabako's Tod das aethiopische Joch wieder ab und ein Mann aus der Priesterkaste, welcher Sethos genannt wird, bestieg bald nachher den aegyptischen Thron und behauptete ihn längere Zeit; nach viel wahrscheinlicheren anderen Berichten aber, die auch mit den Angaben der Bibel übereinstimmen, folgte Sabako's Sohn, Sebichos, seinem Vater in der Regierung nach und nach dessen Tod bemächtigte sich der aethiopische König Tharak oder Thirhaka (700—672) der Herrschaft von Aegypten. Der Letztere, welcher zugleich Aegypten, Aethiopien und die benachbarten Völker der Wüste beherrschte, gerieth mit Sanherib, dem damaligen Könige von Assyrien, in Krieg. Dieser wollte Aegypten erobern und rückte mit einem mächtigen Heere gegen dasselbe heran, Thirhaka aber zog ihm mit einer noch größeren Macht entgegen und Sanherib, der in Palästina den größten Theil seines Heeres durch die Pest verlor, mußte unverrichteter Sache nach Assyrien zurückeilen.

In der nächsten Zeit, deren Geschichte wieder nicht im Zusammenhange erkannt werden kann, ward der aethiopische Königsstamm von den Aegyptern gestürzt; es entstand aber zugleich Anarchie im Lande und mit dieser eine Vielherrschaft, bis es zuletzt, um die Mitte des siebenten Jahrhunderts v. Chr., einem dieser vielen Herrscher, Psammetich aus Sais, gelang, die übrigen Fürsten zu verdrängen und eine neue, das ganze Land beherrschende Dynastie zu gründen. Die Griechen nannten die Zeit unmittelbar vor Psammetich die Dodekarchie oder Zwölf-Herrschaft, weil das Land in zwölf verschiedene Theile mit eben so vielen Oberhäuptern zerfallen war. Einer der griechischen Geschichtschreiber erzählt von dieser Zeit Folgendes, was offenbar nur eine romanhafte Ausschmückung der einfachen Thatsache ist, daß Psammetich mit Hülfe fremder Söldnertruppen die andern Herrscher im Lande verdrängte. Die zwölf Fürsten verbanden sich nach dieser Erzählung zu einer gemeinschaftlichen Regierung und erbauten zum Zeichen ihrer innigen Freundschaft das großartige, aus zwölf Palästen bestehende Labyrinth, welches Gebäude aber nach andern Berichten erst später von Psammetich allein, und nach noch

anderen sogar schon viel früher errichtet wurde, und irgend einen andern Zweck, vielleicht blos den eines Staunen erregenden ungeheuren Werkes hatte. Ein Orakel sagte den Fürsten, daß derjenige von ihnen, welcher in einem gewissen Tempel aus einem ehernen Gefäße opfern würde, berufen sei, Alleinherrscher zu werden. Nun feierten eines Tages die Zwölf ein gemeinsames Opferfest in jenem Tempel und als der Oberpriester zu dem gewohnten Trankopfer jedem der Fürsten eine goldene Schale darreichte, waren aus Versehen nur elf Schalen in den Tempel gebracht worden. Da nahm Psammetich, welcher der Letzte war und deshalb leer ausging, seinen ehernen Helm vom Kopfe und bediente sich desselben zur Opferspende. Die anderen Fürsten sahen in diesem Verfahren Psammetich's eine absichtliche Beziehung auf jenen Orakelspruch, beraubten ihn der Herrschermacht und verbannten ihn in eine Gegend von Unter-Aegypten. Er aber, entschlossen, Rache zu nehmen, befragte deshalb ein Orakel und erhielt die Antwort, daß eherne Männer aus dem Meere kommen würden, um ihn zu rächen. Dieser Spruch, den er anfangs nicht verstand, erhielt seine Erfüllung dadurch, daß einst griechische und karische Seeräuber, welche eherne Rüstungen trugen, in Unter-Aegypten landeten. Psammetich erkannte in ihnen die Vollstrecker seiner Rache, erwarb sie durch glänzende Versprechungen für seinen Dienst und besiegte an ihrer Spitze die andern elf Beherrscher des Landes.

Psammetich, der mit Hülfe fremder, in Bewaffnung und Tapferkeit den Aegyptern überlegener Söldner die Herrschaft über Aegypten erlangte, hielt sich auch nach dem Sturz seiner Gegner ein aus solchen Ausländern bestehendes Heer, welches ihm ganz und gar ergeben war und mit dem er seine neue Herrschaft befestigte. Darüber aufgebracht, wanderte ein großer Theil der einheimischen Krieger aus und ließ sich in Aethiopien nieder. Psammetich's Regierung ist besonders dadurch merkwürdig, daß er gegen die seitherige Gewohnheit der Aegypter, welche sich von dem Verkehr mit der übrigen Welt so viel als möglich abgeschlossen hatten und Fremde nur ungern in ihrem Lande sahen, den Zutritt der Fremden erleichterte und beförderte. Er suchte besonders den Handel mit den rüstigen und gewerbthätigen Griechen zu beleben und so die Vorzüge, welche diese vor den Aegyptern voraus hatten, auch seinem Volke zu verschaffen. Uebrigens strebte Psammetich auch nach der Erweiterung seines Reiches gegen die asiatische Seite hin. Er griff zu diesem Behufe die Philister an, konnte sie aber erst nach einem sehr langen und hartnäckigen Kampfe besiegen. Unmittelbar nachher wurde er durch den Tod an der weiteren Verfolgung seines Planes gehindert.

Ihm folgte sein Sohn Necho (610—595 v. Chr.) nach, ein

König, der seine ganze Aufmerksamkeit auf die Erweiterung des Handels und auf Eroberungen richtete. Er schuf wieder eine aegyptische Seemacht und machte des Handels wegen auch den Versuch, das rothe Meer durch einen Kanal mit dem mittelländischen zu verbinden. Der von ihm angelegte Kanal, welcher aus dem oberen Theile des östlichsten Nil-Armes nach dem Hintergrunde des rothen Meeres gehen sollte, wurde nicht vollendet; der Grund, warum Necho das begonnene Werk wieder aufgab, ist unbekannt. Necho setzte die von seinem Vater begonnene Unternehmung zur Erweiterung des Reiches mit dem größten Eifer fort. Er zog zur Eroberung des babylonischen Reiches aus, schlug unterwegs den jüdischen König Josias, der ihn auf seinem Marsche aufzuhalten versuchte, in einer Schlacht bei Megiddo (608 v. Chr.) und zwang ihn, dem aegyptischen Reiche tributpflichtig zu werden. Gegen die Babylonier war er anfangs glücklich: er unterwarf sich den ganzen Landstrich von Palästina an bis zum Euphrat; im Jahre 605 aber wurde er bei Karchemisch am Euphrat von Nebukadnezar total geschlagen. In Folge dieser Niederlage gingen alle gemachten Eroberungen wieder verloren und Necho's Reich war am Ende seiner Regierung auf die Grenzen Aegyptens beschränkt.

Necho's Nachfolger und Sohn, Psammis oder Psammetich II., welcher von 595 bis 589 v. Chr. regierte, unternahm einen Zug nach Aethiopien, von welchem nichts Näheres gemeldet wird, der aber nicht gerade glücklich gewesen sein kann, weil keine Spur eines errungenen Vortheils wahrgenommen wird. Sein Sohn Apries oder Hophra dagegen, welcher von 589 bis 563 regierte, nahm wieder Psammetich's und Necho's Plan auf. Er wandte seine Waffen gegen die Phönicier und war im Kampfe mit ihnen auch glücklich. Allein seine kriegerischen Unternehmungen, seine Willkür und Grausamkeit und seine Begünstigung der Fremden, die einen großen Theil des Heeres bildeten, erweckten allgemeine Unzufriedenheit in Aegypten; und als er die im Westen dieses Landes gelegene griechische Kolonie Cyrene angriff und dabei eine Niederlage erlitt, fiel der aegyptische Theil seines Heeres von ihm ab und rief den Amasis, einen der Generale, zum König aus. Es kam zwischen Beiden zu einer Schlacht, in welcher die dem Apries allein treu gebliebenen fremden Söldner zwar sehr tapfer fochten, zuletzt aber doch der Uebermacht der aegyptischen Truppen erlagen. Apries selbst gerieth in Gefangenschaft. Amasis, welcher mit seinem Gefangenen alsbald nach Saïs, der damaligen Residenz, zog, hatte zwar die Absicht, ihn am Leben zu lassen und behandelte ihn in der Gefangenschaft königlich; allein er mußte zuletzt dem Ungestüm des gegen Apries aufs höchste erbitterten Volkes nachgeben. Der gestürzte König wurde dem Pöbel der Hauptstadt ausgeliefert und von diesem

erwürgt. In jener Zeit, wahrscheinlich während des Kampfes zwischen Apries und Amasis, war Aegypten von dem König Nebukadnezar bedroht und kurze Zeit nahe daran, den Babyloniern unterworfen zu werden. Das rasche Sinken der babylonischen Macht, welches mit dem Tode jenes Königs begann, rettete damals die Aegypter vor dem bleibenden Verluste ihrer politischen Selbstständigkeit.

Amasis, welcher, wie die Könige der von ihm gestürzten Dynastie, zu Saïs residirte, regierte von 563 bis 525 v. Chr. Er stellte die in der letzten Zeit wankend gewordene und durch die gewaltsame Thronveränderung noch mehr erschütterte Ordnung wieder her, leitete mit kräftiger Hand die Verwaltung des Landes und nahm gleich seinen nächsten Vorgängern bald wieder griechische Söldner in Dienst, weil er, wie jene, wohl einsah, daß die Griechen weit bessere Kriegsleute waren, als die aegyptische Kriegerkaste. Er suchte auch den Handel auf jede Weise zu beleben, schloß zu diesem Behufe Bündnisse mit verschiedenen griechischen Staaten und beförderte den Verkehr mit den Griechen mehr, als irgend einer der früheren Könige Aegyptens; denn er gestattete ihnen nicht nur bleibende Niederlassungen im Lande zum Zwecke des Handels, sondern erlaubte ihnen auch, sich eigene Tempel in Aegypten zu erbauen und daselbst öffentlich ihren Gottesdienst zu halten. Ja, er machte sogar einigen Tempeln in Griechenland kostbare Geschenke und gab namentlich zur Wiederherstellung des berühmten Tempels zu Delphi eine sehr bedeutende Unterstützung. Unter seinen griechischen Verbündeten ist keiner berühmter geworden, als Polykrates, der Beherrscher der Insel Samos. Dieser war in allen seinen Unternehmungen so unausgesetzt vom Glücke begünstigt, daß sein Freund Amasis darüber in Sorgen gerieth. Im Gedanken an die Unsicherheit aller menschlichen Dinge, in der Ueberzeugung, daß kein Mensch beständig glücklich sein könne und daß, je größer sein Glück sei, um so härter nachher das unausbleibliche Unglück ihn treffe, bat Amasis den Polykrates, sich selbst einen Schmerz zuzufügen, um so gleichsam das neidische Schicksal zufrieden zu stellen und sich den Wechsel von Leid und Freud zu schaffen, aus welchem das menschliche Leben, wenn es jenen „Neid der Gottheit" nicht herausfordern solle, nothwendiger Weise bestehen müsse. Polykrates befolgte den gegebenen Rath und warf, was ihm das liebste seiner Besitzthümer war, einen kostbaren Ring in das Meer. Wenige Tage nachher machte ein Fischer dem Polykrates einen besonders schönen Fisch, den er gefangen hatte, zum Geschenk, und als dieser für die fürstliche Tafel zubereitet wurde, fand sich in seinem Bauche jener Ring. Polykrates glaubte hierin eine besondere Gunst der Götter, deren er sich zu erfreuen habe, erkennen zu müssen und schrieb in diesem Sinne einen Brief an Amasis, in welchem er ihm das

Ereigniß erzählte. Amasis aber erschrak hierüber noch mehr und hielt sich gerade wegen dieses Uebermaßes von Glück überzeugt, daß Polykrates später ein um so größeres Unglück werde erleiden müssen. Er kündigte ihm sogleich die Freundschaft auf, um, wie der griechische Schriftsteller Herodot, der uns diese Geschichte überliefert, sagt, sich selbst vor dem Schmerze zu bewahren, den er würde empfinden müssen, wenn Polykrates bei dem einst über ihn einbrechenden Unglücke noch sein Freund wäre. Auch blieb der Tag des Unglücks für den Beherrscher von Samos nicht aus: ein Perser beraubte ihn bald nachher durch List seiner Herrschaft und ließ ihn erwürgen.

Aegypten befand sich, nach allen Berichten, unter des Amasis Regierung in einer glücklichen Lage; sein Wohlstand nahm in Folge der durch Ansiedlung der Griechen gesteigerten Handelsthätigkeit sehr zu und Amasis wurde durch denselben in den Stand gesetzt, einige Städte des Landes, besonders Memphis und Saïs, mit neuen großartigen Bauwerken zu schmücken und mehrere Tempel durch neue Statuen zu verherrlichen. Allein auch Aegypten sollte den Wankelmuth des Glückes und den raschen Wechsel menschlicher Dinge erfahren; denn noch unter Amasis brach der Sturm los, welcher dieses Land seiner Unabhängigkeit beraubte. In Asien war während der Regierung des Amasis das große persische Reich durch Cyrus gegründet worden und der zweite Beherrscher desselben, Kambyses, hatte kaum den Thron bestiegen, als er auch Aegypten seinem Scepter zu unterwerfen beschloß. Amasis selbst entging durch den Tod der drohenden Gefahr; aber noch ehe er starb hatte Kambyses bereits die Rüstungen zum aegyptischen Kriege beendigt, und sechs Monate nach Amasis Tode war Aegypten eine persische Provinz. Die Phönicier, wahrscheinlich auf den blühenden Handel der von Amasis begünstigten Griechen eifersüchtig, Polykrates von Samos und die Bewohner von Cypern, welche Amasis früher unterworfen hatte, schlossen sich bereitwilligst an seine Feinde an und unterstützten die Perser mit ihrer Flotte. Ein General der griechischen Soldtruppen, welchen Amasis beleidigt hatte, entfloh zu Kambyses und war durch seine Kenntniß der aegyptischen Verhältnisse den Persern bei der Entwerfung des Feldzugsplanes behülflich.

Psammenit, Amasis Sohn, bestieg den Thron nur, um ihn an die Perser zu verlieren; denn kaum sechs Monate nach seines Vaters Tode war er ein Gefangener des persischen Königs (525 v. Chr.). Die Perser zogen zu Lande gegen Aegypten und Psammenit hatte deshalb an der östlichen Grenze bei der Stadt Pelusium ein Lager aufgeschlagen. Hier kam es, sobald die Perser erschienen waren, unter der Anführung der beiderseitigen Könige zu einer blutigen Schlacht, in welcher die Aegypter nach einem langen und hartnäckigen Kampfe

geschlagen wurden. Noch siebenzig Jahre nachher sah der griechische Geschichtschreiber Herodot das Schlachtfeld mit den Gebeinen der in jener Schlacht Gefallenen bedeckt. Unter diesen glaubte er die Schädel der Perser durch ihre Zerbrechlichkeit von den steinharten Köpfen der Aegypter unterscheiden zu können; und man erklärte ihm dies daher, daß die Perser stets eine Kopfbedeckung trügen, in Aegypten aber die untere Volksklasse von früher Jugend an das Haupthaar scheere und den Kopf der Luft und den Sonnenstrahlen aussetze. Das geschlagene aegyptische Heer zog sich nach Memphis zurück, diese Stadt wurde aber bald von Kambyses erobert und der aegyptische König gerieth mit seinem Heere in persische Gefangenschaft. Die Aegypter hatten vor der Einnahme der Stadt einen an sie abgeschickten persischen Unterhändler sammt der Bemannung des Schiffes, in welchem er angekommen war, ermordet, und es ist wohl möglich, daß, wie berichtet wird, zur Strafe dafür, in Folge eines Spruchs der persischen Heeresrichter, eine große Zahl junger Aegypter in Memphis hingerichtet wurde. Der König Psammenit selbst ward von Kambyses auf die schonendste Weise behandelt, mit welcher die Perser der älteren Zeit stets besiegte Fürsten zu behandeln pflegten; er erhielt eine Herrschaft in der Nähe der persischen Stadt Susa und durfte sich sechstausend Aegypter auswählen, um sie zu seiner Gesellschaft dahin mitzunehmen. Nach einem anderen Berichte, der aber viel unwahrscheinlicher ist, hätte Psammenit ein hartes Loos zu erdulden gehabt. Es heißt nämlich, auch sein einziger Sohn sei mit jenen jungen Aegyptern hingerichtet worden; Psammenit habe ihn gefesselt an seinem Hause vorüberführen sehen, aber keine Thräne vergossen. Ebenso seien seine Augen ohne Thränen geblieben, als seine Tochter in Sklaventracht jammernd vor seinem Fenster vorübergegangen sei, um Wasser zu tragen. Als er aber einen ihm befreundeten greisen Aegypter, aller seiner Habe beraubt, habe Almosen betteln sehen, da sei er in einen Strom von Thränen ausgebrochen und habe laut jammernd das Schicksal seines Freundes beweint. Kambyses, davon benachrichtigt, heißt es weiter, habe den Psammenit um den Grund dieses sonderbaren Verhaltens befragen lassen und von ihm die Antwort erhalten, daß er nur über das Unglück eines Freundes habe weinen können, daß aber sein Schmerz über das Schicksal seiner Kinder für Thränen zu groß gewesen sei. Da habe Kambyses Mitleid empfunden und seitdem den Psammenit nicht allein freundlich behandelt, sondern sogar zu seinem Statthalter in Aegypten gemacht; Psammenit aber habe alsbald eine Verschwörung angezettelt und deshalb den Tod erleiden müssen.

Auch viele andere barbarische Handlungen wurden später von den Aegyptern dem persischen König Schuld gegeben. Namentlich soll er

eine Menge Tempel und Gräber beraubt und zerſtört und die religiöſen Vorſtellungen und Gebräuche der Aegypter verhöhnt haben. Dieſe Erzählungen ſind offenbar theils erdichtet, theils übertrieben, und rühren wohl meiſtentheils von dem großen, auch noch lange nach Kambyſes Tode fortlebenden Haſſe der Aegypter gegen ihn wie gegen die perſiſche Nation überhaupt her. Unter Anderm ſoll Kambyſes in Saïs das Grab des Amaſis haben öffnen und ſeine Leiche herauswerfen laſſen. In ebenſo barbariſcher Weiſe ſoll er, als einſt bei ſeiner Rückkehr von einem unglücklichen Zuge in die Wüſte das Volk in Memphis gerade ein Freudenfeſt über die Geburt eines heiligen Stiers feierte, den Stier ſpottend erſtochen, die Bürger mißhandelt und über die Prieſter die Strafe der Geißelung verhängt haben. Kambyſes wollte auch die Oaſe Siwah mit ihrem Ammonstempel unterwerfen und ſchickte deshalb einen Theil ſeines Heeres dahin ab; dieſer verirrte aber in der Wüſte und kam bis auf den letzten Mann um, ohne daß man erfuhr wie. Kambyſes ſelbſt zog mit den meiſten übrigen Truppen nach Aethiopien, um auch dieſes Land ſich zu unterwerfen es ging ihm aber nicht viel beſſer; denn das Heer hatte den mitgenommenen Proviant ſchon nach wenigen Tagen aufgezehrt, man lebte hierauf von dem Fleiſch der Zugthiere und von Gräſern und Wurzeln und ſchon fing ein Theil des Heeres an, einzelne Soldaten auszuloſen, um ſie zu ſchlachten, als Kambyſes ſeinen Plan aufgab und nach Aegypten zurückeilte.

Aegypten blieb eine perſiſche Provinz, bis zwei Jahrhunderte ſpäter Alexander der Große den Oſten umgeſtaltete und nun auch dieſes Land unter einer Dynaſtie griechiſcher Könige wieder auf längere Zeit frei ward. Das alte aegyptiſche Weſen erhielt ſich zwar durch die Zeit der perſiſchen Herrſchaft hindurch und ſogar noch lange nachher, aber es erlangte ſeine frühere Bedeutung nicht wieder. Aegypten war einer jener Staaten der Urzeit geweſen, in welchen die Völker nur durch prieſterliche Pflege entwickelt wurden; allein ein neues Zeitalter der Welt hatte begonnen und in ihm konnte nur das aufblühen und gedeihen, was dieſem neuen Geiſte angemeſſen war. Die Grundſätze und Formen, welche eine lange Reihe von Jahrhunderten hindurch in Aegypten gewaltet hatten, paßten nicht in den Geiſt der neuen Zeit und darum blieb die uralte Cultur dieſes Landes das, was ſie ſeit der Eroberung durch die Perſer geworden iſt — eine nur noch für die Belehrung der Geſchichte lebende Trümmermaſſe.

Der weſentlichſte Charakterzug des aegyptiſchen Staates war, wie der der meiſten Urſtaaten, das patriarchaliſch-despotiſche Königthum, der mächtige Einfluß der Prieſterſchaft und das Kaſten-Weſen. Die Zahl der Kaſten, in welche das aegyptiſche Volk zerfiel, wird zwar

verschieden angegeben; es ist aber als gewiß anzunehmen, daß vier Haupt-Kasten in Aegypten bestanden und daß alle anderen Stände-Unterschiede nur Unterabtheilungen derselben waren. Die beiden ersten und vornehmsten Kasten waren die der Priester und der Krieger; die beiden letzten umfaßten die ganze arbeitende Klasse der Aegypter, ohne daß man angeben kann, wie dieselbe in diese beiden Kasten vertheilt war, weil hierüber die Berichte der alten Schriftsteller sich widersprechen.

Die Priesterkaste war die angesehenste von allen und beherrschte durch ihren überwiegenden Einfluß das ganze Volk. Ihr gehörten alle Priester und jede Art von Dienern der Religion an. Sie war allein im Besitz aller Religionsgeheimnisse, aller Wissenschaften und selbst des Schlüssels zu allen Künsten und Gewerben. Sie hatte das ganze bürgerliche Leben auch dadurch in ihrer Gewalt, daß aus ihr allein die Richterstellen besetzt wurden, daß die Priester den höchsten Rath des Königs bildeten und daß sie in allen Zweigen der Verwaltung die obersten Aemter bekleideten. Auch der König mußte gleich bei seiner Thronbesteigung Mitglied der Priesterkaste werden. Die Priesterkaste hatte endlich eine ganz unabhängige Stellung im Staate, indem sie abgabenfrei und im Besitz besonderer Ländereien war, welche ein Drittel des gesammten aegyptischen Culturbodens betragen haben sollen. Das Haupt der Kaste war der Oberpriester, nächst dem König die angesehenste Person im Lande. Es gab verschiedene Kollegien von Priestern und die vornehmsten derselben waren die von Theben, Memphis und Heliopolis, aus welchen auch stets die höchsten Richter des Landes genommen werden mußten. Die Mitglieder der Priesterkaste zerfielen in viele Abtheilungen von vornehmerer und geringerer Art, welche nach den Gottheiten, in deren Dienst die einzelnen Mitglieder standen und nach den besonderen Beschäftigungen derselben sich von einander unterschieden. Außerdem gab es aber auch für die geheimen Religionslehren viele Stufen der Erkenntniß, welche jeder Priester nur nach einander beschreiten durfte und nach denen deshalb ebenfalls eine Verschiedenheit des Ansehens unter den Mitgliedern der Priesterkaste bestand. Zu der höchsten Stufe der Erkenntniß gelangten immer nur Wenige. In diese Religionsgeheimnisse wurde stets auch der König bei seiner Thronbesteigung eingeweiht. Außer ihm ward Niemand aus einer andern Kaste mit denselben bekannt gemacht; nur in der späteren Zeit kamen Ausnahmen vor, aber auch dann ließ man einen Laien blos zu den unteren Graden zu. Uebrigens gab es, was früher zweifelhaft war, durch neuere Forschungen aber zur Gewißheit erhoben ist, auch Priesterinnen, und diese wurden aus der Priesterkaste oder aus der königlichen Familie genommen. Die Priester der einzelnen Gottheiten hatten in den Tempelgebäuden ihre Wohnung und waren

insgeſammt manchen Pflichten unterworfen, welche nur für die Mitglieder ihrer Kaſte vorgeſchrieben waren. So war z. B. Reinlichkeit ihre wichtigſte äußere Tugend, und ſie durften deshalb keine wollenen Stoffe tragen und mußten durch häufiges Raſiren alle Haare von ihrem Körper entfernen, weswegen denn auch die Prieſter auf den bildlichen Darſtellungen ſtets an ihrem nackten Scheitel und Geſicht zu erkennen ſind.

Die Kriegerkaſte war dem Range nach der erſte Stand nach den Prieſtern. Sie hatte in Aegypten ein größeres Anſehen, als ſonſt der Kriegerſtand in Prieſterſtaaten zu haben pflegte, weil Aegypten, als ein reiches und von armen Landſtrichen und uncivilisirten Völkern umgebenes Land, beſtändigen Raubangriffen ausgeſetzt war. Die Kriegerkaſte war nur von dem König abhängig und gab dadurch dieſem eine Macht in die Hand, ohne welche derſelbe leicht nur ein Werkzeug der Prieſter geworden ſein würde. Auch die Kriegerkaſte war frei von Abgaben und beſaß Ländereien, welche unter die einzelnen Familien derſelben vertheilt waren. Außerdem ſollen die Männer dieſer Kaſte im Kriege noch einen beſonderen Sold erhalten haben. Nach den Angaben griechiſcher Schriftſteller belief ſich um die Mitte des fünften Jahrhunderts die Zahl der Krieger auf mehr als 400,000, von welchen aber im Frieden nur etwa 180,000 im Durchſchnitt unter den Waffen waren. Dieſe bildeten die Beſatzung in einigen Städten und in den Grenzfeſtungen, wechſelten öfters ihre Garniſon und wurden nach einer gewiſſen Zeit im Dienſte abgelöſt. Das Land war in militäriſcher Hinſicht in zwei Theile getheilt und die Krieger wurden, je nach ihrer Anſiedelung in dem einen oder dem andern, Kalaſirier und Hermotybier genannt. Oberanführer im Kriege war in der Regel der König ſelbſt, Generale waren die Prinzen und einzelne Vornehme der Kriegerkaſte. Außer den Mitgliedern der Kriegerkaſte hob man bei größeren Kriegen auch aus den unterworfenen Ländern Truppen aus. Das Heer beſtand aus Fußgängern und Wagenkämpfern. Reiter kommen in den unzähligen Abbildungen aegyptiſcher Truppen auf den alten Denkmalen nicht ein einziges Mal vor, wiewohl man ſich der Pferde zum Reiten bediente und die aegyptiſchen Pferde wegen ihrer Trefflichkeit in der älteren Zeit ſogar außerhalb des Landes berühmt waren. Da indeſſen in dem alten Teſtament und in andern Schriften der aegyptiſchen Reiter öfters Erwähnung geſchieht, ſo muß man annehmen, daß auch dieſe Truppe im alten Aegypten gebräuchlich war, wiewohl ſie nur eine untergeordnete Bedeutung gehabt haben kann. Der Kern des Heeres waren die Bogenſchützen, welche theils zu Fuß, theils zu Wagen kämpften. Die Kriegswagen waren zweiräderig und nur zum Stehen eingerichtet. Die Waffen beſtanden aus Panzer, Schild, Helm,

Schwert, Lanze, Wurfspeer, Streitaxt, Keule und Schleuder, die Kriegsmusik aus Trompeten und Trommeln. Auch Fahnen und Standarten hatte das Heer; die Zeichen derselben waren von sehr verschiedener Art.

Die Volkskasten, wie man die beiden übrigen Kasten nennen kann, waren der gehorchende und Abgaben zahlende Theil des Staats. Sie enthielten den Handelsstand und die gesammte arbeitende Klasse, von den Ackerbauern an, welche das in Aegypten am meisten geachtete Gewerbe trieben, bis zu den Hirten, deren Geschäft für das niedrigste von allen galt und unter denen die Schweinehirten am meisten verachtet waren. Man hatte auch Sklaven und zwar sowohl weiße als schwarze; und nicht nur die Kriegsgefangenen verfielen in Sklaverei, sondern es wurde, wie die Geschichte Joseph's zeigt, auch eigentlicher Sklavenhandel getrieben. Unterworfene Völker wurden meistens als Leibeigene des Staats angesehen und häufig im Dienste desselben als Arbeiter beschäftigt.

Die Kasten-Einrichtung wurzelte im aegyptischen Volke so fest und war mit den Ansichten und Gewohnheiten desselben so innig verschmolzen, daß sie sich auch nach dem Untergang der Selbstständigkeit Aegyptens noch Jahrhunderte lang erhielt. Hatte sie sich ja doch schon vorher, ungeachtet der öfteren Zwistigkeiten zwischen den beiden oberen Kasten und dem König, beständig erhalten! Einmal namentlich war es in früherer Zeit sogar zu einem blutigen Kampfe zwischen den Kriegern und den Priestern gekommen, weil die Letzteren sich die weltliche Herrschaft angemaßt hatten; und unter Psammetich wanderte, wie wir sahen, ein großer Theil der Kriegerkaste aus, weil dieser König seine Herrschaft auf fremde Truppen stützte.

An der Spitze des Staates stand ein König, welcher der Kriegerkaste angehörte, bei seiner Thronbesteigung aber in die Priesterkaste aufgenommen wurde. Er war das Oberhaupt zugleich des Staates und der Religion; denn Beides war in Aegypten nie von einander getrennt. Der Thron war erblich und der König hatte dem Anschein nach eine unumschränkte Gewalt; allein da er stets von Priestern als seinen höchsten Beamten umgeben war, und da die Sitten, Gewohnheiten und alten Gesetze des Landes von dem gesammten Volk als heilige, durch das Gebot der Götter bestehende Einrichtungen angesehen wurden, so war der Wille des Herrschers sehr gebunden. Ja, ein Theil jener alten Gesetze erstreckte sich sogar auf das Privatleben des Königs: seine Beschäftigungen wie seine Vergnügungen waren durch dieselben für jeden Tag und jede Stunde vorgeschrieben; unter dem Volke, das ängstlich auf Reinheit bedacht war, mußte er der Reinste, in Allem, was das Volk hoch hielt, Vollkommenste sein; nicht einmal

die tägliche Speiſe hing von ſeiner Wahl ab und der Wein, welcher im alten Aegypten gern und von Jedermann getrunken wurde, war dem Könige entweder ganz verboten, oder doch nur in geringem Maße erlaubt. Die königliche Gewalt war alſo in Wirklichkeit ſehr beſchränkt. Allein in Folge anderer eigenthümlicher Verhältniſſe des Landes, vor Allem der unbedingten Verehrung, welche das Volk ſeinen Königen entgegentrug, konnte ein kräftiger Regent ſich leicht eine größere und ſelbſtſtändigere Macht verſchaffen. Die Kriegerkaſte war nicht den Prieſtern, ſondern dem König untergeben und die Nachbarſchaft roher Völker machte öfters Kriegszüge nöthig. Wenn nun ein König als glücklicher Führer im Kriege die zweite Kaſte ganz für ſich gewann, ſo konnte er, auf dieſe geſtützt, den Einfluß und die Macht der Prieſter brechen und willkürlicher herrſchen. War ja doch zu Joſeph's Zeit der aegyptiſche König ſo wenig von der Prieſterſchaft und den alten Gewohnheiten des Landes abhängig, daß er einen Fremden zu ſeinem Miniſter machen konnte!

Der König wurde, wie überall im Orient, von Allen mit der größten Ehrerbietung behandelt und bei ſeiner Thronbeſteigung auf eine ſehr feierliche Weiſe in ſeine Würde eingeſetzt. Eine beſondere Tracht, der Hirtenſtab und der über ihn gehaltene Fächer von Straußfedern waren die Haupt-Abzeichen ſeiner Würde. In den Malereien und Sculpturen, ſowie auf den königlichen Bannern wurde dieſelbe durch das Bild des Habichts und der Weltkugel allegoriſch dargeſtellt; dies war eigentlich das Emblem der Sonne und ſollte andeuten, daß, wie die Sonne am Himmel, ſo der König auf der Erde der höchſte Herrſcher ſei. Daher rührt auch der in der Bibel ſo häufig vorkommende Name Pharao, welcher eigentlich Phra lautete und in der aegyptiſchen Sprache ſo viel als Sonne bedeutete: in der übertreibenden Sprache orientaliſcher Unterwürfigkeit, welche den Aegyptern mit den übrigen Völkern des Morgenlandes gemeinſam iſt, erſcheint er ſelbſt als der höchſte Gott des Landes. Der königliche Palaſt war in der Nähe eines Tempels und mit demſelben verbunden. Obgleich er aus ſchönen und vielen Gebäuden beſtand, ſo war er doch nicht ſo prachtvoll, als die für die Leichen der Könige beſtimmten Wohnungen. Die Ehre des Königs im Tode beſchränkte ſich übrigens nicht allein auf die glänzende Ausſchmückung ſeiner Leiche und ſeines Grabes, ſondern es wurde auch 72 Tage lang eine Landestrauer gehalten, während welcher alle Tempel geſchloſſen waren und das ganze Volk Trauerzeichen trug, Gebete verrichtete und ſich des Genuſſes von Fleiſch und Wein enthielt. Ein ſehr merkwürdiger Gebrauch fand am Ende dieſer Trauerzeit Statt. Die einbalſamirte Leiche des Königs wurde nämlich am Eingang ſeines Grabmales aufgeſtellt. Hier hielt ein Prieſter vor dem verſammelten

Volke eine Lobrede auf ihn. Wenn nun das Volk mit der Regierung des Verstorbenen unzufrieden gewesen war und das Lob desselben mit Murren aufnahm, so wurde der König der Ehre eines königlichen Grabes verlustig und konnte gleich einem Manne aus dem Volke nur in einem gemeinen Grabe bestattet werden.

Die Verwaltung des Landes geschah auf eine sehr einfache Weise. Dasselbe war in eine Anzahl sogenannter Nomen oder Districte eingetheilt und über jeden von diesen war ein Beamter gesetzt, welcher alle Regierungsangelegenheiten zu leiten hatte. Die Nomen zerfielen wieder in kleinere Theile, an deren Spitze ebenso Beamte von geringerem Ansehen standen. Wie es in Aegypten sich mit der Gesetzgebung verhielt, ist nicht bekannt; sie scheint übrigens höchst selten erneut worden zu sein oder Zusätze erhalten zu haben. Von den Gesetzen selbst wird uns manches gemeldet, was die eigenthümlichen Ansichten der alten Aegypter über das Recht zu erkennen gibt. Ein Hauptgrundsatz der aegyptischen Gesetzgebung bestand darin, daß man einem Verbrecher die Möglichkeit, sein Vergehen zu wiederholen, nehmen müsse. Deshalb wurden z. B. die Verfälscher von Papieren und die Falschmünzer mit dem Verlust beider Hände, als der Werkzeuge ihres Verbrechens, bestraft, und wenn Jemand dem Feinde Staatsgeheimnisse verrieth, so wurde ihm die Zunge abgeschnitten. Ein anderer Grundsatz war der, daß man Verbrechen verhindern müsse und daß Jeder, der dies unterlasse, strafbar sei. Dem gemäß wurde Jeder, der einen Mord begehen sah und ihn nicht zu hindern suchte, mit derselben Strafe, wie der Mörder belegt; ferner hatte Jedermann nicht allein das Recht, sondern auch die Pflicht, ein Verbrechen, welches vor seinen Augen begangen wurde, zur Anklage zu bringen, und wer dies unterließ, wurde mit Ruthen gepeitscht und mußte drei Tage lang fasten. Dagegen erlitt der falsche Ankläger dieselbe Strafe, welche auf das von ihm zur Anklage gebrachte Verbrechen gesetzt war. Eine dritte Eigenthümlichkeit der aegyptischen Gesetzgebung bestand darin, daß man einen Verbrecher auch noch im Tode anklagen konnte und daß Jeder, welchem dann noch ein Verbrechen nachgewiesen wurde, die Ehre des Begräbnisses verlor. Ferner wurde der Mord nach den aegyptischen Gesetzen härter bestraft, als nach den griechischen und römischen; denn selbst die Tödtung eines Sklaven, wenn sie mit Vorbedacht geschah, mußte mit dem Leben gebüßt werden. Ausgenommen war der Kindermord; Eltern, welche ihr Kind umbrachten, wurden blos damit bestraft, daß sie drei Tage und drei Nächte hindurch die Leiche ihres Kindes im Arme halten mußten, wobei Soldaten sie bewachten. Man scheint bei dieser Ausnahme von dem Gedanken ausgegangen zu sein, daß, wer einem Wesen das Leben gegeben habe, durch die Tödtung des-

ſelben nicht eben ſo ſchuldig werde, als durch die Ermordung eines anderen Menſchen. Die gerichtlichen Verhandlungen im alten Aegypten zeichneten ſich durch die ſonderbare Einrichtung aus, daß zwar der Kläger und Angeklagte denſelben beiwohnten, aber nichts ſprechen durften, ſondern daß der Erſtere ſeine Anklage ſchriftlich einreichte und der Letztere ebenſo ſeine Vertheidigung vor Gericht niederſchrieb und übergab, worauf dann der Urtheilsſpruch erfolgte; überhaupt ſehen wir das Schreiben eine große Rolle ſpielen, was bei der ſchwerfälligen Art ihrer Schrift überraſchen muß.

Die Lebensweiſe des gemeinen Volkes war einfach und dem Klima angemeſſen. Das gewöhnliche Brod, von welchem man neuerdings noch einiges in Gräbern gefunden hat, war aus dem Durrah oder der Moorhirſe bereitet. Außerdem hatte man auch Brod von anderen Getreidearten und von dem Samen des Lotus, einer Sumpfpflanze, von welcher auch die Wurzel gegeſſen ward und deren Blume ihres Duftes wegen ſehr beliebt war. Sonſt beſtand die Nahrung hauptſächlich in Fleiſch von verſchiedener Art, in Obſt und in einer großen Zahl von Küchengewächſen; Schweinefleiſch war verboten. Wein wurde von den vornehmeren Klaſſen viel getrunken; auch hatte man ein aus Gerſte bereitetes Bier. Das gewöhnliche Getränk war das Nil-Waſſer, welches noch jetzt für ein ſehr geſundes Waſſer gilt und das die Aegypter für die Zeit der Ueberſchwemmung, wo der Fluß durch Schlamm getrübt war, in beſonderen Gefäßen einſammelten. Die Wohnungen der höheren Stände waren zum Theil prachtvoll ausgeſchmückt und mit den mannigfaltigſten Möbeln verſehen; und nach den Darſtellungen, welche ſich auf den Denkmälern finden, hatten die Aegypter auch große und ſchön angelegte Luſtgärten.

Die Frauen hatten eine unabhängigere und freiere Stellung, als ſonſt im Orient; doch war die Vielweiberei erlaubt, obgleich ſie nur ſelten vorkam. Auch erſchienen die Frauen, gegen die vorherrſchende Sitte des Orients, mit den Männern in Geſellſchaft.

Die Religion der Aegypter war ihrem urſprünglichen Weſen nach eine ſehr einfache Lehre. Sie beſtand in dem Glauben an ein einziges, unſichtbares, höchſtes Weſen, und die vielen Götter, welche man verehrte, waren eigentlich nichts Anderes, als die Perſonification der verſchiedenen Eigenſchaften und Aeußerungen jenes Weſens. Alles war alſo in dieſer Religion ſinnbildlich. So ſahen dieſelbe aber nur die wenigen Prieſter an, welche in die Erkenntniß des eigentlichen Weſens der aegyptiſchen Religion eingeweiht waren. Die große Maſſe des Volkes dagegen glaubte an die wirkliche Exiſtenz aller jener Götter, hielt die von ihnen erzählten Mythen, welche eigentlich auch nur allegoriſche Darſtellungen der Glaubenslehren hatten ſein ſollen, für buch-

stäblich wahr und hatte somit einen reinen Götzendienst. Da die Priester absichtlich die Wahrheit von dem Volke fern hielten, so entwickelte sich daraus der ärgste Aberglaube. Dazu kam noch, daß die Vorstellungen von dem Leben nach dem Tode das Volk in der Erfüllung seiner Religionsgebräuche sehr ängstlich machten, daß es dadurch immer abergläubischer wurde und daß so die aegyptische Religion zuletzt in einen Unsinn ausartete, der selbst den übrigen Völkern des Alterthums ein Gräuel war und in welchem die ursprüngliche reinere Quelle sich kaum noch entdecken ließ. In Betreff des Lebens nach dem Tode glaubten die Aegypter an eine Seelenwanderung. Nach ihrer Ansicht nämlich hat jede menschliche Seele vor der Geburt die verschiedenen Gattungen von Land-, Wasser- und Luft-Geschöpfen durchwandert; nach dem Tode aber kommt sie in die Unterwelt, Amenthi genannt, und wird hier von Osiris, dem Gott derselben, gerichtet. Wenn sie rein und gut befunden wird, so gelangt sie in eine schönere Welt, in welcher sie ungestört glücklich lebt; ist sie aber mit Sünden belastet, so wird sie an einem höllischen Orte mit Qualen bestraft, kommt hierauf in den Leib eines Thieres und muß mindestens 3000 Jahre lang wieder die verschiedenen Thierarten durchwandern; dann aber kehrt sie zur Menschheit, und zwar in ihren eigenen früheren Leib zurück.

Das höchste Wesen, dessen Attribute und Eigenschaften, nach der Geheimlehre der Priester, durch die vielen von den Aegyptern verehrten Götter dargestellt wurden, hatte bei den Aegyptern keinen Namen und wurde unter keiner bestimmten Gestalt gedacht. Die übrigen aber zerfielen in acht große und viele kleinere Götter, und außerdem verehrte man noch besondere Schutzgötter von Städten, Gegenden, Monaten und Tagen.

Auch gab es einen Gott des Bösen; sein Name war Typhon. Von allen Gottheiten aber waren Isis und Osiris diejenigen, welche am meisten und in allen Städten verehrt wurden, und sie sind deshalb auch außerhalb Aegypten die berühmtesten geworden. Ueber die Erklärung des Wesens der einzelnen Götter waren schon die Schriftsteller des Alterthums verschiedener Meinung: so hielt man z. B. Osiris und Isis bald für Sonne und Mond, bald für Sonne und Natur, bald für die Personification des fruchtbringenden Nil-Wassers und der Erde. Erschwert wird die sichere Erkenntniß des Wesens der einzelnen Götter namentlich dadurch, daß die alten Aegypter oft den Charakter und die Attribute der einen Gottheit auf eine andere übertrugen.

Die Tempel waren gewöhnlich mehreren Göttern zugleich gewidmet, und die aegyptischen Götter zerfielen somit in viele Gruppen. Diese waren in den einzelnen Städten verschieden.

Die allgemeinen Kennzeichen oder Attribute der Götter, welche in

der bildlichen Darſtellung derſelben ſelten fehlten, waren das Scepter, der ſogenannte Nil-Schlüſſel und bei männlichen Göttern eine aufwärts gerichtete Bartflechte am Kinn. Dasjenige Abzeichen, welches man den Nil-Schlüſſel nennt, beſteht aus einem kleinen Stab und einem an deſſen oberem Ende befindlichen Querſtabe, welcher mit jenem die Form eines großen lateiniſchen T bildet; es wird vermittelſt einer Handhabe, welche auf dem Querſtabe angebracht iſt, in der einen Hand gehalten. Dieſes Abzeichen war das Symbol des Lebens. Früher hatten die Gelehrten ſich die irrthümliche Vorſtellung gebildet, es würde durch daſſelbe die Wohlthat angedeutet, welche die Gottheit durch die regelmäßigen Ueberſchwemmungen des Nils den Aegyptern erweiſe; und daher kommt es, daß man dieſem Attribut den Namen Nil-Schlüſſel gab. Die einzelnen Götter wurden in dreifacher Weiſe dargeſtellt: nämlich entweder in reiner Menſchengeſtalt, welcher jedoch die beſonderen Attribute der Gottheit beigefügt waren, oder mit einem menſchlichen Leibe und dem Kopf des dem Gotte geweihten Thieres, oder endlich in der ganzen Geſtalt dieſes Thieres, welches dann aber mit den üblichen Attributen des Gottes geſchmückt war. Daß man Thiere für heilig hielt und verehrte, geſchah wahrſcheinlich aus verſchiedenen Gründen: hauptſächlich wohl wegen des Nutzens, den manche Thiere den Menſchen gewähren, wegen des Glaubens an eine Seelenwanderung, oder weil ein Thier aus irgend einer Urſache als das Sinnbild einer gewiſſen göttlichen Eigenſchaft angeſehen wurde. Uebrigens gab es eine Menge derſelben und ebenſo viele heilige Pflanzen. Von den erſteren war ein mit beſonderen Zeichen geborener Stier, den man Apis nannte, das wichtigſte. Dieſer Thierdienſt artete allmälig in eine ſinnloſe und abſcheuliche Fratze aus. Wer mit Abſicht ein heiliges Thier tödtete, mußte ſterben; wer ohne Abſicht, mußte eine Buße zahlen, und wo ein Tempelthier ſtarb, trauerte der ganze Bezirk, um den Apisſtier das ganze Land. Der Gottesdienſt war voll Schaugepränge und beſtand zum Theil aus abſcheulichen Gebräuchen. Religiöſe Feſte und Proceſſionen waren ſehr häufig und für die Tempel der Götter und die bildliche Darſtellung ihrer Mythen wurden ungeheure Ausgaben gemacht und die ganze Thätigkeit und Kraft der niederen Kaſten in Anſpruch genommen.

Mit dem religiöſen Glauben der Aegypter hing die bei ihnen gebräuchliche Einbalſamirung der Todten enge zuſammen. In neuerer Zeit hat ein franzöſiſcher Gelehrter die Meinung aufgeſtellt, daß die Rückſicht auf die Geſundheit der Lebenden die Prieſter der älteſten Zeit zu der Einführung dieſes Gebrauchs bewogen habe. Die jährlichen Ueberſchwemmungen des Nils nämlich, durch welche der Boden bis in eine gewiſſe Tiefe aufgeweicht wird, bringen eine ſchnelle

Fäulniß der in der Erde begrabenen Körper, diese aber eine Verpestung der Luft hervor. Um nun den daraus möglicher Weise entstehenden Krankheiten vorzubeugen, ward, wie jener Gelehrte meint, der Gebrauch eingeführt, die Leichen der Menschen und der in Aegypten am zahlreichsten vorkommenden Thiere einzubalsamiren; und diese Sitte wurde von den schlauen Priestern, welche den eigentlichen Grund geheim hielten, mit dem religiösen Glauben in Verbindung gebracht, weil dieser mehr, als alle Strenge der bürgerlichen Gesetze, die Befolgung gegebener Vorschriften bewirkt. Den Beweis glaubt jener Gelehrte darin zu finden, daß die heut' zu Tage im Orient so oft wüthende Pest jedes Mal in Aegypten entsteht, daß sie nicht früher vorkam, als im sechsten Jahrhundert unserer Zeitrechnung, wo zuerst das Einbalsamiren der Todten in Aegypten ganz aufhörte, und daß diese mörderische Krankheit noch nie Ober-Aegypten heimgesucht hat, weil dort der Nil schon lange nicht mehr über seine Ufer tritt. Diese Annahme ist jedoch nicht im mindesten wahrscheinlich und zwar schon aus dem einfachen Grunde, weil man jenen Zweck viel leichter dadurch erreicht haben würde, daß man die Todten in der nahen Wüste begraben hätte, wo sie schnell vertrocknet wären. Auch bedarf es soweit hergeholter Gründe nicht, um den aegyptischen Gebrauch der Einbalsamirung der Todten zu erklären. Kein Volk der Erde hat mehr für seine Todten gethan, als das aegyptische, keines war mit mehr Sorgfalt auf die Erhaltung derselben bedacht, bei keinem hat der Gegensatz von Tod und Leben so sehr alle Vorstellungen beherrscht, wie denn dieser Gegensatz dem Volke durch die Natur des Landes, das fruchtstrotzende Nilthal und hart daneben die starre Wüste, besonders nahe gerückt war. Es kann daher auch kein bloß äußerer Grund gewesen sein, der den Gebrauch der Einbalsamirung veranlaßte, sondern die Entstehung derselben muß mit dem innersten Wesen des aegyptischen Volks, mit seiner eigenthümlichen Ansicht vom Leben und mit seinen religiösen Vorstellungen zusammenhängen. Vermuthlich war der Glaube, daß die Seele einst wieder in ihren Leib zurückkehre, der hauptsächlichste, wiewohl nicht der einzige Grund dieses Gebrauchs.

Die Art der Einbalsamirung war je nach dem Vermögen einer Familie verschieden. Die Leichen der Aermsten wurden blos einige Wochen hindurch in eine Flüssigkeit, welche die Fäulniß abwandte, gelegt und dann mit einem groben Tuch oder einer Matte umhüllt; die der Reichen dagegen wurden nicht allein durch die Anwendung der kostbarsten chemischen Stoffe gegen die Verwesung geschützt, sondern auch in viele und zum Theil sehr feine leinene Tücher eingeschlagen und in schön verzierten Särgen von Stein oder Holz aufbewahrt. Die Mumien der Aermeren wurden in gemeinschaftlichen, öffentlichen Grä-

bern beigesetzt, die der Reicheren aber in besonderen Grabmälern, welche oft aus mehreren Gemächern bestanden und auf das prachtvollste mit Malereien und Bildhauerarbeit verziert waren; denn die Behausung der Todten ist, nach der Ansicht der alten Aegypter, die eigentliche und ewige Wohnung der Menschen, das von ihm während des Lebens bewohnte Haus aber blos eine Herberge. Noch jetzt findet sich in den Gräbern Aegyptens eine zahllose Menge von Mumien; die reichsten und schönsten derselben sind längst ihrer Kostbarkeiten beraubt und der übrigen bedienen sich in Ober-Aegypten die Araber schon seit langer Zeit als eines wohlfeilen Brennmaterials statt des in diesem Lande seltenen Holzes. Die Todten wurden von den Hinterbliebenen noch oft durch Opfer, die man ihnen brachte, geehrt, und blieben, indem man für die Erhaltung ihres Körpers Sorge trug, gewissermaßen in Verbindung mit ihrer Familie. Die Vernachlässigung derselben von Seiten der Ihrigen galt für entehrend. Eine eigenthümliche Sitte, welche die Vertrautheit der Aegypter mit dem Gedanken an den Tod und ihre ernste Ansicht vom Leben zu erkennen gibt, waltete öfters bei festlichen Mahlen: man trug nämlich mitten in der Freude derselben plötzlich ein aus Holz geschnitztes Bild, das eine Mumie vorstellte, oder auch eine wirkliche Mumie an den Gästen vorüber, nicht um, wie Manche glaubten, ihnen damit zu sagen, daß das Leben kurz sei und deshalb Jeder dasselbe genießen möge, sondern, um die Anwesenden zur Mäßigung aufzufordern und an die höheren Zwecke des Lebens zu erinnern.

Die Wissenschaft war in Aegypten der priesterlichen Pflege anheimgegeben; ja, es beschäftigten sich sogar nur die Mitglieder der Priesterkaste mit ihr. Diese Beschränkung der höheren Bildung auf einen bestimmten Theil des Volkes hemmte von Anfang an ihre Entwickelung. Andere Hindernisse lagen in der Kostbarkeit des Schreibmaterials und der Beschaffenheit der Schrift. Die Aegypter hatten ein Papier, welches in uralter Zeit bei ihnen erfunden worden war und durch sie auch außerhalb Aegypten in Gebrauch kam. Sie selbst bedienten sich nur dieses Papiers und auch in den civilisirten Ländern von Europa dauerte es sehr lange, bis dasselbe durch das im zweiten Jahrhundert vor Christo erfundene Pergament gänzlich verdrängt ward. Man bereitete es aus einer Wasserpflanze, welche Papyrus heißt, indem man den Stamm derselben in dünne Blättchen zerlegte, und diese auf und an einander leimte. Von jener Pflanze erhielt es nicht allein selbst seinen Namen, sondern dieser wurde in den Sprachen der civilisirten Völker des Abendlandes auch auf andere Schreibmaterialien übertragen.

Die Schrift der Aegypter war eine dreifache, nämlich die hiero-

glyphische, die hieratische und die demotische oder gemeine Schrift. Diese drei Arten sind eine aus der andern hervorgegangen. Die ursprüngliche Hieroglyphen-Schrift war eine Zeichnung und bestand aus den Figuren der Gegenstände, von welchen man redete; es gibt in den Ueberresten aegyptischer Schriften etwa 800 solcher Figuren. Die hieratische Schrift war nur eine Abkürzung der hieroglyphischen oder der erste Uebergang der Aegypter vom Zeichnen zum Schreiben. Statt nämlich eine Figur ganz zu zeichnen, stellte man nur einen Theil derselben dar, z. B. statt des Bildes eines Löwen blos den Hintertheil seines Leibes. Die demotische Schrift ist eine Abkürzung der hieratischen und entstand dadurch, daß man für den Gebrauch des täglichen Lebens größere Schnelligkeit im Schreiben nöthig hatte. Nicht nur waren in ihr die Zeichen abgekürzt, sondern man hatte auch eine geringere Zahl derselben, als in der hieratischen, in welcher es noch ebenso viele gab, als in der hieroglyphischen. Es ist leicht einzusehen, daß man, um auch nur einen einzigen Satz zu schreiben, sich der Hieroglyphen-Schrift in ihrer ursprünglichen Beschaffenheit, in welcher sie nur bei uncivilisirten Völkern sich erhalten kann, nicht bedienen konnte. Dieselbe mußte also in Aegypten schon in alter Zeit außer den bloßen Abbildungen von Gegenständen noch andere Zeichen enthalten, welche entweder sinnbildlich irgend eine Sache bezeichneten, oder den Laut des sie ausdrückenden Wortes wiedergaben; ja, um Eigennamen schreiben zu können, hatte man sogar schon früh zur Erfindung von Buchstaben d. h. Lautzeichen übergehen müssen. Die aegyptische Hieroglyphen-Schrift verlor also ihre ursprüngliche Beschaffenheit schon früh und bestand aus drei verschiedenen Arten von Zeichen: sie enthielt eine Anzahl abbildlicher Zeichen, außerdem aber sowohl sinnbildliche, wie z. B. aufgehobene Hände für den Begriff „opfern", als auch sogenannte phonetische, d. h. solche bestimmte Zeichen, welche blos den Laut eines ganzen Wortes oder auch eines einzelnen Buchstabens ausdrückten. Die aegyptischen Buchstaben sind so entstanden, daß man die sinnbildlichen oder abbildlichen Zeichen von Gegenständen als Zeichen desjenigen Lautes gebrauchte, mit welchem die Namen derselben anfingen: z. B. das Zeichen des Adlers, welcher im Alt-Aegyptischen Ahom hieß, für den Buchstaben A. Doch war es nur eine gewisse Zahl von Wörtern, deren bildliche Zeichen so zugleich als Buchstaben gebraucht wurden; allein für jeden Buchstaben gab es mehrere Zeichen und erst ein weiterer Schritt, den aber die Aegypter nicht machten, war der, für jeden Laut nur ein bestimmtes einziges Zeichen und damit ein sicheres und unverrückbares Alphabet festzustellen.

So unterscheiden sich also die Hieroglyphen der Aegypter von

unserer Schrift durch die größere Zahl von Buchstaben und durch die Verbindung derselben mit abbildlichen und symbolischen Zeichen. In neuester Zeit ist man endlich dahin gekommen, diese Schrift theilweise lesen zu können. Ein unlängst (1798) aufgefundener Stein nämlich, die Inschrift von Rosette genannt, enthält drei Inschriften, deren eine griechisch ist und unter Anderm die Anzeige enthält, daß sie zugleich auch in hieroglyphischer und demotischer Schrift auf den Stein eingehauen sei. Obgleich nun unglücklicher Weise an der hieroglyphischen Schkift dieses Steins der Anfang zertrümmert war, so brachte man doch ein hieroglyphisches Alphabet heraus, namentlich dadurch, daß man die mehrmals vorkommenden Eigennamen aufsuchte und aus ihrer Vergleichung mit einander die einzelnen Buchstaben ermittelte.

Was schließlich noch den Gebrauch der drei aegyptischen Schriftarten betrifft, so war die hieroglyphische nicht, wie man öfters glaubt, eine geheime, blos den Priestern bekannte Schrift, sondern die Schriftsteller des Alterthums versichern, daß jeder Mann von guter Erziehung sie zu lesen verstanden habe, und in den aegyptischen Gräbern findet sie sich auf den Geräthschaften der geringsten Handwerker in einer solchen Weise gebraucht, daß man danach annehmen muß, auch diese Leute haben dieselbe verstanden. Sie wurde hauptsächlich bei den Aufschriften öffentlicher Gebäude angewandt. Die hieratische Schrift war diejenige, deren sich die Priester beim Schreiben gewöhnlich bedienten. Die demotische diente für den Gebrauch des täglichen Lebens.

Die alten Aegypter hatten zwar Wissenschaften, allein der Grad, bis zu welchem sie dieselben ausbildeten, war keineswegs ein hoher. Sie trieben z. B. schon sehr früh Medicin, wurden aber in derselben von den Griechen weit übertroffen und konnten auch aus dem Grunde in der Arzneiwissenschaft nie weit gelangen, weil sie weder Chemie kannten, noch sich mit der Anatomie beschäftigten. Ebenso verhielt es sich mit ihrer Mathematik. Sie wurden zwar durch die Nil-Ueberschwemmungen und den Ackerbau schon früh zur Feldmeßkunst geleitet, allein ihre Geometrie ging, da sie nicht einmal den Pythagoreischen Lehrsatz und andere Punkte der Elementar-Geometrie kannten, nicht über die ersten Anfänge und die einfachste praktische Anwendung hinaus. Die in ihrem Lande so wichtige Bewässerung wurde in allen Zeiten auf eine und dieselbe Weise getrieben. Ihre Mathematik war ebenfalls unvollkommen. Es muß uns zwar in Erstaunen setzen, daß eine in Theben liegende Statue, die aus einer Entfernung von mehr als fünfzig Stunden dahin transportirt worden ist, eine Schwere von 17,740 Centnern hat, und daß das Gewicht eines anderen aus einem einzigen Stein bestehenden Werkes, welches in einem Tempel von Unter-Aegypten aufgestellt war, auf mehr als

100,000 Centner berechnet wird; allein diese ungeheuren Blöcke vermochten die Aegypter nicht anders als durch Menschenmenge und eine äußerst einfache Maschinerie fortzubewegen, und sie brauchten dazu sehr viele Zeit.

In den Gewerben waren die Aegypter weit gekommen und die in ihren Denkmälern gefundenen Geräthschaften und Stoffe zeigen eine frühe und sehr vorgeschrittene Entwickelung des äußeren Lebens, welche Staunen erweckt; aber wir sehen auch zugleich, daß die Aegypter in ihren Gewerben ebenso, wie in allen andern Dingen, schon früh auf einem gewissen Punkt der Vollkommenheit stehen geblieben sind und nicht weiter vorangingen. Was sie von da an arbeiteten, war nur eine Wiederholung des Früheren oder ein Rückschritt von demselben. Ferner sehen wir dabei eine Vertheilung der Arbeiten bis ins Kleinste, so daß, wie jetzt in unseren Fabrikgegenden eine Klasse von Arbeitern immer nur einen bestimmten Theil der Waare verfertigt, ebenso auch in Aegypten jede Abtheilung der Kasten Generationen hindurch immer eine und dieselbe Arbeit oder auch wohl nur einen bestimmten Theil derselben trieb. Dadurch erlangte das Volk zwar eine große Fertigkeit, aber dasselbe ward zugleich zu einer bloßen Maschine herabgewürdigt. Die Erzeugnisse der aegyptischen Gewerbsthätigkeit waren sehr mannigfaltig. Man hatte, wie die in Aegypten gefundenen Gegenstände zeigen, sehr vielfache Hausgeräthe, Waffen und Kleidungsstoffe. Man verfertigte Gewebe, welche zum Theil sehr fein, stark und prächtig waren, und zwar aus Flachs, Wolle, Baumwolle und einer Mischung der beiden letzteren Stoffe; und die Schriften des Alterthums rühmen namentlich ein Zeug, welches man Byssus nannte und von dem es nicht recht klar ist, ob es aus Baumwolle oder aus Flachs bereitet war. Die Aegypter waren ferner im Besitz einer vollständigen Vergoldungskunst. Außerdem finden sich schon in den ältesten Gräbern ihres Landes Abbildungen der Glas-Bereitung, sowie gläserne Gefäße und Zierrathe; auch wußte man auf eine sehr geschickte Weise gefärbtes Glas und unechte Edelsteine zu machen. Ebenso verstanden sie die Verfertigung von Glas-Porcellan und Email. Das Leder gerbten sie auf dieselbe Art wie wir; sie wußten es in Formen zu pressen, verzierten ihre Lederarbeiten mit hervorstehenden Figuren und machten auch eine Art Corduan. Für dieses Leder und andere Arbeiten hatten sie einen eigenen Firniß erfunden. Ihre Farben dagegen, von welchen sie Grün, Roth, Blau und Gelb am meisten anwandten, wußten sie nur in unvollkommener Weise zu bereiten und zu mischen.

Die Kunst der Aegypter zeigt, wie ihre ganze Cultur überhaupt, denselben Charakter des Stillstands und der mangelnden Entwickelung.

Sie war, wie Alles, mit der Religion in die engſte Verbindung gebracht und deshalb an die Geſetze, welche die Prieſter gegeben hatten, gebunden; auch bezog ſie ſich meiſt blos auf den Religions-Cultus und deſſen Pracht, und diente nur in geringerem Grade den übrigen Lebensverhältniſſen. Die Aegypter blieben in ihrer Kunſt im Ganzen bei den unvollkommenen Muſtern ihrer Vorfahren ſtehen; es ſoll ſogar den Künſtlern verboten geweſen ſein, die Figuren und Formen religiöſer Gegenſtände anders zu zeichnen, als es von alten Zeiten her gebräuchlich und vorgeſchrieben war. Darum ſind denn auch die aegyptiſchen Kunſtwerke zu allen Zeiten einander ſo ſehr gleich geblieben, daß ſchon Plato ſagt, die Gemälde und Statuen, welche die Aegypter vor Jahrtauſenden gemacht hätten, ſeien in keiner Beziehung beſſer oder ſchlechter, als die der Gegenwart. Werke, deren Verfertigung weit von einander entlegenen Jahrhunderten angehört, ſehen oft ſo aus, als wenn ſie von einem und demſelben Menſchen gemacht wären. Auch ſpäter, als die Aegypter einer griechiſchen Herrſcherfamilie unterworfen waren und mit den Werken der griechiſchen Kunſt bekannt wurden, blieben ſie deſſen ungeachtet ihrem alten Kunſtſtyl treu und arbeiteten in denſelben Formen fort, welche von jeher bei ihnen gebräuchlich geweſen waren. Nur die einzige Verſchiedenheit zeigt ſich in ihren Kunſtwerken, daß dieſelben, je älter ſie ſind, ſich um ſo mehr im Plan und Entwurf, wie in der Ausführung auszeichnen.

Die Darſtellungen lebender Weſen, ſowohl in der Bildhauerkunſt als in der Malerei, ſind weit entfernt von der unübertrefflichen Schönheit griechiſcher Kunſtwerke und verrathen die den Aegyptern eigenthümliche Unfähigkeit, das Ideal der Schönheit in den Geſtalten der Körperwelt zu erkennen und wiederzugeben, ſie müſſen ſich begnügen, es ſinnbildlich anzudeuten und gerathen dabei in jene widerwärtigen Zerrbilder, menſchliche Körper mit Thierhäuptern, Sperber-, Katzen- oder Hundsköpfen zu bilden. In allen dieſen Darſtellungen vermißt man die Harmonie, durch welche die einzelnen Theile eines Körpers zu einem Ganzen verbunden ſind und den eigentlichen Charakter desſelben. Ebenſo verhält es ſich mit der Darſtellung von Scenen; denn in dieſen iſt weder eine Perſpective, noch eine eigentliche Gruppirung zu finden. Mit ſehr ſeltenen Ausnahmen ſind ferner alle Figuren ſtets im Profil gezeichnet. Sie drücken außerdem nur eine Handlung im Allgemeinen aus, aber es zeigt ſich in ihnen kein eigentliches Leben, kein Ausdruck einer Empfindung oder Leidenſchaft: der Krieger z. B. iſt vom Prieſter nur durch ſein Kleid und ſeine äußeren Abzeichen verſchieden, und das Geſicht eines Königs iſt ebendasſelbe, er mag als Kämpfer in der Schlacht oder als ein Opfernder in einem Tempel dargeſtellt ſein. Auch die Grazie iſt den

aegyptischen Bildwerken fremd und elegante Formen gewahrt man nur bei manchen ihrer Möbel und Geräthschaften, sowie in einzelnen architektonischen Verzierungen. Uebrigens ist zu bemerken, daß die Thiere meistens mit mehr Wahrheit und Leben dargestellt sind, als die Menschen.

Die Bildhauerkunst der Aegypter zeichnet sich durch kolossale Schöpfungen aus, leidet aber an allen den Mängeln, welche so eben angeführt wurden. Ihre Reliefs sind im Grunde nur Copieen von Gemälden und wurden auch meist so gearbeitet, daß man Bilder an die Wand zeichnete und den Stein rund um die Figuren wegmeiselte. Auch sind diese Reliefs stets mit Farben bemalt. Ein Phantasie-Gebilde, welches die Aegypter oft in Stein darstellten, bedarf einer speziellen Beschreibung, weil es sehr häufig erwähnt wird. Es ist die Sphinx oder die Darstellung eines Löwen-Leibes mit dem Kopfe irgend eines anderen Thieres oder mit einem menschlichen Haupt. Die häufigsten Arten von Sphinxdarstellungen sind der Löwe mit dem Menschenkopf, der mit dem Widderkopf und der mit dem Kopf eines Habichts. Die erstere Art, welche die Verbindung von Weisheit und Körperkraft ausdrücken soll, ist diejenige, welche am häufigsten von unsern Künstlern nachgeahmt wird. Die Sphinxe überhaupt waren Sinnbilder der Könige und der Götter und wurden als das der Letzteren an den diese bezeichnenden Thierköpfen und deren Schmuck erkannt; im Fall aber eine Sphinx einen König bedeuten sollte, wurde dessen Name an ihrer Seite angebracht.

Auch die Werke der aegyptischen Architectur erwecken weniger durch eigentliche Kunst Bewunderung, als vielmehr durch das Ungeheure ihrer räumlichen Verhältnisse, durch die Größe der mechanischen Arbeit und durch die technischen Fertigkeiten, die sich an ihnen zu erkennen geben. Die öffentlichen Gebäude Aegyptens, deren Trümmer noch jetzt alle Reisenden in Staunen setzen, waren Werke einer priesterlichen und despotischen Zeit, in welcher die gesammte Kraft einer Nation für solche Unternehmungen in Anspruch genommen wurde und eine ganze Volksmasse gleichsam wie eine lebendige Maschine an Einem Werke arbeitete. Außerdem verwendete man zuweilen auch noch schutzbedürftige oder bezwungene fremde Völker zu solchen Bauten. Die Ausdauer und Geduld, welche zu solchen Werken erfordert wurden, sind um so staunenswerther, als die Aegypter gerade die härtesten Steine, wie Granit, Syenit und Basalt, bearbeiteten. Sie thaten dies schon in solchen Zeiten, wo sie, wie wir mit ziemlicher Gewißheit annehmen können, noch keine eisernen Werkzeuge hatten; und da sie damals auch ohne dieselben ihre Bilderschrift bis zu mehr als zwei Zoll Tiefe mit der größten Schärfe einzuhauen vermochten, so ist es

wahrhaft unbegreiflich, durch welche Mittel sie kupferne und bronzene Instrumente bis zu diesem Grade zu härten im Stande waren.

Die ältesten Werke der aegyptischen Baukunst befinden sich in Ober-Aegypten. Man baute theils in Felsen, indem man diese aushöhlte, theils mit Ziegelsteinen, welche in der Sonne getrocknet waren, theils mit Werksteinen. Die Letzteren wurden namentlich zum Bau der Tempel angewandt und man verarbeitete dieselben zum Theil in so großen Stücken, daß z. B. in den Ruinen des Palastes von Karnak sich ein Sandsteinblock eingemauert findet, welcher eine Länge von vierzig Fuß hat und fünf Fuß dick ist. In Holz wurde sehr wenig gebaut, was schon wegen der Holzarmuth des Landes natürlich war: mit äußerst seltenen Ausnahmen bestanden die Decken aller Tempel aus horizontalen Quadersteinen. Die Kunst des Wölbens findet sich erst kurz vor der Zeit der Eroberung Aegyptens durch die Perser angewandt. Obgleich dessenungeachtet Manche annehmen zu dürfen glauben, daß die Aegypter diese Kunst schon viel früher verstanden hätten, so ist doch wenigstens so viel gewiß, daß Gewölbe nicht früher vorkommen und daß die ganze aegyptische Baukunst auf gewölbte Formen durchaus nicht angelegt war. Die aegyptischen Gebäude sind fast durchgehends, sowohl an ihren äußeren Wänden, als auch im Inneren, mit lebhaften Farben ausgeschmückt und sehr oft mit gemalten Figuren und mit Bilderschrift bedeckt. Die Säulen sind derjenige Theil dieser Bauwerke, in welchem allein einige bedeutendere Verschiedenheiten vorkommen. Sie brachten in den Tempeln durch ihre Masse, ihre Zahl, ihre Bildwerke und ihre Farben eine imponirende und überwältigende Wirkung hervor.

Die berühmtesten Werke aegyptischer Baukunst sind die Felsengräber, die Pyramiden, die Tempel und die Obelisken, von welchen jedoch die Letzteren eigentlich nur in so fern, als sie Theile von Tempelgebäuden waren, zu diesem Zweige der Kunst gehören. Die Felsengräber waren in großer Menge in den Gebirgen zu beiden Seiten des Nils, am meisten aber in dem der Westseite angebracht. Die größten und am sorgfältigsten gearbeiteten sind die sogenannten Königsgräber bei Theben, von denen man bis jetzt etwa fünfundzwanzig wieder aufgefunden hat und welche wahre Todtenstädte bildeten. Die Felsengräber waren unter einander sehr verschieden, sowohl in Bezug auf ihre Größe und die Zahl ihrer Gemächer und Gänge, als auch in der Pracht ihrer Ausschmückung. Sie haben insgesammt nur eine einzige enge Thüröffnung und werden nie durch das Tageslicht erhellt. Ihre Wände sind mit Inschriften, Sculpturen und Malereien bedeckt und diese enthalten Darstellungen von Allem, was den Menschen im Leben umgab, von den verschiedenen Handwerken, den Geschäften des

Ackerbaus, der Jagd, den Scenen des häuslichen Lebens. Man findet in diesen Gräbern außerdem alle möglichen Geräthschaften, bis auf die Spielsachen der Kinder herab, welche den Todten mitgegeben zu werden pflegten. Durch alles dies kennt man jetzt das äußere Leben der alten Aegypter mit fast allen seinen Einzelnheiten und zwar genauer, als das irgend eines andern Volkes des Alterthums.

Die Pyramiden sind vierseitige Gebäude, deren Seitenflächen Dreiecke bilden und oben in eine Spitze zusammenlaufen. Es sind gleichsam künstliche Berge, welche zu Begräbnissen bestimmt waren. Die meisten Pyramiden befanden sich bei der Stadt Memphis auf einem Felsenplateau, etwa zwei Meilen westlich von dieser Stadt: sie wurden hier von einer königlichen Dynastie, welche Memphis zu ihrer Residenz machte, in der Absicht gebaut, um den vielbewunderten Felsengräbern Ober-Aegyptens ein Riesenwerk anderer Art, das aber dem gleichen Zwecke diente, an die Seite zu setzen. Die Pyramiden, deren man etwa 70 zählt, sind mit ihren Seiten genau nach den vier Weltgegenden gerichtet. Meist sind sie aus Kalksteinen erbaut; einige sind aber aus ungebrannten Ziegelsteinen aufgeführt und andere bestehen nur an den Kanten aus Quadersteinen und im Uebrigen aus solchen Ziegelsteinen. Sie hatten früher meistens eine glatte Bekleidung von Granit oder Marmor, welche aber jetzt zum größten Theil verschwunden ist.

Die Tempel der Aegypter enthalten viele größere und kleinere Räume und haben oft eine Menge Nebengebäude. Die größte Pracht derselben ist gewöhnlich in den Vorhallen und in den Pylonen zu finden. Die Letzteren sind zwei sehr hohe, vor dem Tempelhof stehende massive Gebäude, zwischen denen das Haupt-Portal sich befindet; sie sind der am höchsten hervorragende Theil eines Tempels, kommen aber nicht bei allen Tempeln vor. Vor einem Pylon waren gewöhnlich zwei Obelisken oder Spitzsäulen aufgestellt. Diese den Aegyptern eigenthümlichen Denkmäler bestehen immer nur aus einem einzigen Stein und sind hohe, viereckige Säulen, welche von unten nach oben sich allmälig zuspitzen, zuletzt aber mit plötzlichem Uebergang in die Form einer kleinen Pyramide endigen. Weil der erste Obelisk, welcher von Aegypten nach Rom gebracht wurde, aus der dem Sonnengott geweihten Stadt Heliopolis genommen war, so entstand in Europa die Meinung, alle Obelisken seien zu Ehren des Sonnengottes errichtete, gleichsam nach ihm hinauf deutende Säulen. Dies ist aber nicht der Fall, sondern die Obelisken hatten den Zweck, durch die Inschriften, mit denen ihre Seitenflächen stets bedeckt waren, dem in einen Tempel Eintretenden über die Erbauung oder Vergrößerung desselben Nachricht zu geben und den Namen dessen, der sich dadurch

verdient gemacht hatte, zu verewigen. Die Obelisken ſind insgeſammt aus den härteſten Steinen gearbeitet und haben, obgleich ſie nur aus einem einzigen Stücke beſtehen, mitunter eine Höhe von 100 bis 150 Fuß. Der vor einigen Jahren nach Paris gebrachte Obelisk von Luxor ſtand vor einem großen Palaſt zu Theben und hat eine Höhe von 70 Pariſer Fuß.

So zeichnen ſich die Hauptſchöpfungen der aegyptiſchen Kunſt durch den Charakter des Koloſſalen und Staunen-Erregenden aus. Noch mehr aber herrſcht in den Kunſtwerken dieſes ſonderbaren Volkes ein anderer Zug vor, welcher der Grundzug ſeines ganzen Weſens und Lebens iſt, — das Feſthalten an dem Ueberlieferten. Eigentliche Entwicklung, dieſer Charakterzug der abendländiſchen Völker und der neueren Zeit, war den Aegyptern und den Prieſterſtaaten der Vorzeit fremd; und darum fehlt ihren Schöpfungen auch jene geiſtige Friſche und Lebendigkeit, ſowie ihrem nationalen Leben jene Mannigfaltigkeit der Individualitäten und Zuſtände, durch die der Wechſel der Ereigniſſe auch für das innere Weſen eines Volkes fördernd und fruchtbringend wird. Ihre Zuſtände wie ihre Werke und ihr geiſtiges Leben blieben der Hauptſache nach dieſelben durch die ganze lange Zeit ihrer Geſchichte hindurch. Ja, ſo tief wurzelte Alles, was dieſem Volke einmal eigenthümlich geworden war, daß das Kaſten-Weſen der Aegypter, der Charakter ihrer Kunſt, das Gewirre ihrer mythologiſchen Bilder und Vorſtellungen, ihre Beziehung des ganzen Lebens auf den Tod und ihre ungemein große Sorgfalt für die Todten noch Jahrhunderte lang fortdauerten, obgleich längſt der Geiſt der Zeiten ſich geändert hatte und die Aegypter unter perſiſcher, griechiſcher und römiſcher Herrſchaft mit anderen Grundſätzen und Formen des Lebens bekannt geworden waren. Erſt als das Chriſtenthum, das die ganze Welt umgeſtaltete, auch in jenem Lande feſte Wurzeln geſchlagen hatte, ging endlich das alte aegyptiſche Weſen unter, nachdem ſeine Rieſenwerke ſchon längſt Ruinen geworden waren.

Die Israeliten.

Die Israeliten ſind das wichtigſte Volk des Orients; denn nicht nur erhielten ſie durch die Macht, welche ſie unter ihren Königen David und Salomo ſich erwarben, großen Einfluß auf die Staaten der weſtlichen Hälfte Aſiens, ſondern ihre Geſchichte und Litteratur hat auch, durch das unter ihnen entſtandene Chriſtenthum, eine außerordentlich große und bleibende Wichtigkeit für die Völker aller Klimate und Zungen erhalten. Außerdem ſind auch die von ihnen uns über-

lieferten Bücher die zuverlässigsten und am besten geordneten Schriften über die ältere Geschichte der Menschheit und zum Theil sogar die ältesten Geschichtswerke, welche es gibt. Da das Einzelne der älteren israelitischen Geschichte Jedermann bekannt ist, so bedarf es hier keiner Erzählung der Ereignisse selbst, sondern nur einer Darstellung des Entwickelungsganges, den das jüdische Volk genommen hat.

Die Geschichte dieses Volkes knüpft sich auf das engste an seine Religion an, aber in ganz anderer Weise, als bei den übrigen Urstaaten. Die Israeliten waren kein Volk, das durch den Mißbrauch der Religion von einem kleinen, die Priesterkaste bildenden Theile abhängig gemacht wurde, sondern es sah sich als eine Familie von gleich berechtigten Brüdern an, deren Haupt und Leiter Gott selbst war. Das Volk war nach den Begriffen der Israeliten nie eines Menschen, sondern Gottes Eigenthum und der Staat hatte keinen andern Endzweck, als den der Religion. Um diese bewegt sich der ganze Verlauf der Geschichte des jüdischen Volkes. Auch wurde die Geschichte der Israeliten von ihnen selbst stets nur als die Geschichte einer Erziehung durch die Gottheit dargestellt und Jehova als der Herr und Lenker angesehen, der sein Volk strafend und belohnend, durch wechselnde Ereignisse hindurch, dem höchsten Ziele entgegenführe. Mit dieser Grund-Idee, welche das israelitische Volk und seine Geschichte von Anfang an durchdringt, hängt eine andere Vorstellung zusammen, die schon in der ältesten Schrift dieses Volkes angedeutet ist und in dem weiteren Verlauf seiner Geschichte immer mächtiger und bedeutungsvoller hervortritt. Es ist die Idee eines Messias oder eines Erlösers und Retters, der einst, als des unsichtbaren Gottes sichtbarer Gesandter und Stellvertreter, unter den Juden erscheinen, dieselben weltlich und geistlich erneuern und ein ewiges, die ganze Menschheit umfassendes Reich gründen werde.

Die Israeliten sind das Hauptvolk der semitischen oder aramäischen Völkergruppe und stammen aus dem Lande um den oberen Euphrat und Tigris her, von wo sie über Mesopotamien nach Palästina wanderten. Ihr ältester Name ist Hebräer. Dieser Name wird gewöhnlich so erklärt, daß er die von jenseits Gekommenen oder die Fremdlinge bedeute und den Israeliten bei ihrer Uebersiedelung nach Palästina von den dort schon vor ihnen einheimischen Nomadenstämmen gegeben worden sei. Später trat an die Stelle desselben der Name Israeliten, welcher in der Zeit des größten Glanzes der jüdischen Nation der herrschende ward und den ersteren nach und nach ganz verdrängte. Gegen das Ende der israelitischen Geschichte wurde der Name Juden gebräuchlich, während neben ihm zugleich der älteste Name Hebräer wieder aufkam.

Die Geſchichte der Israeliten beginnt mit Abraham, welcher über 2000 Jahre vor Chriſti Geburt lebte. Erſt von dieſer Zeit an erſcheinen ſie als ein Volk oder als ein beſonderer Theil der Menſchheit, welcher für ſich ſelbſt beſteht und durch eine eigenthümliche Entwickelung ſich von den übrigen unterſcheidet. Abraham und die Seinen waren Nomaden, welche eine große Familie oder einen kleinen Stamm bildeten, der von einem Oberhaupte oder Patriarchen geleitet wurde. Unter Abraham wanderte dieſer Nomadenſtamm aus Meſopotamien nach Paläſtina oder Kanaan aus. Er führte hier wie in Meſopotamien ein Leben wandernder Hirten. Einmal zog der kleine Stamm, durch Mißwachs genöthigt, auch nach Aegypten, verließ dieſes Land aber bald wieder und kehrte nach Paläſtina zurück, welches fortan die eigentliche Heimath und das Vaterland der Juden blieb. Als ſchlichtes Hirtenvolk mit unverdorbenen Sitten und durch die Verehrung eines einzigen Gottes vor den ſie umgebenden Völkern ausgezeichnet, ſetzten die Juden hier, unter Abraham's Sohn Iſaak und unter ſeinem Enkel Jakob, der auch Israel hieß, ihr Nomaden-Leben fort.

Jakob hatte zwölf Söhne, welche die Stammväter der zwölf Stämme wurden, in die das israelitiſche Volk nachmals für immer getheilt erſcheint. Von ihnen war einer der jüngſten, Joſeph, als Sklave nach Aegypten gebracht worden und ſtieg dort durch wunderbare Fügungen bis zur Würde des höchſten königlichen Beamten empor. Er ließ auch ſeine Angehörigen und Stammgenoſſen nach Aegypten kommen, wo ihnen das weidereiche Land Goſen in Unter-Aegypten als Wohnſitz eingeräumt wurde, um 1900 Jahre vor unſerer Zeitrechnung. Hier blieben die Israeliten vierhundert dreißig Jahre und vermehrten ſich im Laufe dieſer Zeit zu einer der Zahl nach anſehnlichen Völkerſchaft. Sie waren aber den Aegyptern, die das Hirtenleben auf's tiefſte verachteten und denen ſie auch als Fremde und Andersgläubige zuwider waren, ſehr verhaßt; und da ſie durch die große Volkszahl, zu welcher ſie nach und nach anwuchſen, auch für den aegyptiſchen Staat gefährlich zu werden ſchienen, ſo begann man den härteſten Druck gegen ſie auszuüben. Man zwang ſie zu ſchweren Frohndienſten, ſuchte auf jede Weiſe ihre Zahl zu mindern und ging zuletzt ſo weit, daß man ſie gänzlich auszurotten beſchloß. Dieſe Zeit des härteſten Druckes und der grauſamſten Verfolgung ward aber für die Israeliten die Zeit ihrer Befreiung und Wiedererhebung. Von den Feinden ſeines Volkes ſelbſt in allen Wiſſenſchaften unterrichtet und in ihre Religionsgeheimniſſe eingeweiht, ſtand Moſe in ſeinem vierzigſten Lebensjahre als Retter ſeines Volkes auf, und zwar als Retter in mehr denn einer Weiſe. Er gab den Israeliten, welche nicht blos die ärgſte Knechtſchaft erduldeten, ſondern unter dieſem Drucke auch religiös und ſittlich ent-

artet waren, ihre Freiheit, ihren alten Glauben und ihr früheres Vaterland wieder und übermachte ihnen eine Gesetzgebung, durch welche nicht allein ihre Religion und ihre politische Freiheit gegen einen alsbaldigen neuen Untergang sicher gestellt, sondern das israelitische Volk auch zu einem der Hauptvölker der Erde erhoben wurde. Moses und sein Bruder Aaron führten die Israeliten, welche damals aus etwa drei Millionen Seelen bestanden, aus Aegypten nach dem nördlichen Arabien. Hier zog der große Gesetzgeber, um seine Nation aus ihrer religiösen Entartung und ihrem gesunkenen sittlichen Zustand zuerst wieder zu einer edleren Gesinnung und zur Reinheit des alten Glaubens zu erheben, mit ihnen lange Zeit nomadisirend umher; und erst nach vierzigjähriger Wanderung und nach Mosis Tode gelangte das jüdische Volk in sein altes Vaterland zurück. An dem Berge Sinai ertheilte Moses den Israeliten die heiligen Gesetze, nach welchen sie fortan leben und in Kanaan ihren Staat einrichten sollten.

Durch die Mosaische Gesetzgebung wurden Religion und Staat auf eine ganz andere Weise mit einander verbunden, als bei den übrigen älteren Völkern des Orients, deren Staats-Einrichtungen denen der Israeliten weit nachstehen. Die Befestigung des Glaubens an einen einzigen Gott, die Herstellung eines wahren Cultus oder einer Verehrungsweise der Gottheit, welche nicht, wie die der Aegypter und Indier, in blos sinnliche Gebräuche und in sittenverderbliche Ceremonien ausarten konnte, die Ueberführung der Israeliten vom Hirtenleben zum Ackerbau und die Beschützung der Freiheit des Einzelnen gegen Despotie und Priesterherrschaft — dies waren die Hauptzwecke, welche Moses in seiner Gesetzgebung verfolgte. Jehova selbst sollte als das alleinige Haupt des Staates angesehen werden, die Stammältesten aber in seinem Namen regieren und eine erbliche Priesterschaft ihnen mit ihrem Rathe beistehen und zugleich über die Erhaltung der Staatsverfassung wachen. Die Richter bestanden aus den Priestern und den Aeltesten jeder Stadt. Zur Priesterschaft wurde einer der zwölf Stämme, der Stamm Levi, bestimmt, und dieser in zwei Klassen getheilt, von denen die eine blos Aaron's Familie in sich begriff und die eigentlichen Priester mit einem Hohenpriester an ihrer Spitze enthielt, die andere aber nur aus Priestergehülfen, Gesetzkundigen, Richtern und Aerzten bestand. Während unter die übrigen Stämme, deren Zahl zwölf durch die Theilung des einen derselben in zwei erhalten ward, das Land Kanaan vertheilt wurde, blieb der Stamm Levi ohne Landbesitz; er wurde in dem Gebiet aller übrigen Stämme zerstreut angesiedelt und erhielt den Zehnten vom Ertrage des Bodens. So wurde zwar auch unter den Israeliten eine Priesterkaste gegründet; aber diese bildete nicht, wie bei den Indiern und

Aegyptern, einen Gegensatz gegen die weltlichen Stände, sondern gehörte vielmehr selbst ihnen halb an und das gesammte israelitische Volk war dadurch für immer gegen eine Herabwürdigung gesichert, wie sie in Aegypten und Indien die unteren Kasten zu erdulden hatten. Die Religion wurde auf das innigste mit dem Staat und dem Leben seiner Bürger in Verbindung gebracht und durch das Verbot des Handels und des Bilderdienstes, sowie durch die religiösen Vorschriften und Lehren ward dafür gesorgt, daß Ausartung zum Götzendienst und moralische Verderbniß so viel als möglich ferne gehalten werde.

Moses starb um das Jahr 1480 v. Chr. Der von ihm zur Führung der Israeliten auserkorene Josua eroberte Kanaan. Hier wurden die einheimischen Völker großentheils ausgerottet und das Land unter die zwölf Stämme vertheilt. Die ersten dreihundert Jahre nach der Niederlassung in Kanaan (bis zur Mitte des zwölften Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung) nennt man die Zeit der Richter. Es ist in Beziehung auf das von Moses verkündigte religiöse und bürgerliche Gesetz eine Zeit des Schwankens. Die Israeliten fielen öfters in das nomadische Wesen, welches Moses verbannt hatte, so wie durch die Berührung mit benachbarten Völkern in das Gaukelwerk des Götzendienstes zurück. Die zwölf Stämme oder Staaten, in welche sie nach der Anordnung Moses' geschieden waren, hatten durch die Gleichheit der Abstammung, des Glaubens, der Gesetze und der Sitten mit einander verbunden bleiben sollen; allein es brach häufig Zwietracht unter ihnen aus und mancher Stamm ward im Kampfe mit den heidnischen Nachbarn muthlos oder im Verkehr mit ihnen von ihrem Götzendienst angelockt und so durch Abtrünnigkeit von dem Glauben oder durch Unterwerfung unter die Feinde von den übrigen Stämmen getrennt. Da traten von Zeit zu Zeit begeisterte Helden auf, die den sinkenden Patriotismus und Glauben aufrichteten, die Feigen ermuthigten und im Kampfe mit den Heiden ihre Landsleute von der Herrschaft derselben befreiten. Sie standen theils an der Spitze eines einzigen Stammes, theils mehrerer verbündeter, theils aller Stämme. Weil sie gewöhnlich nach beendigtem Kriege auch als oberste Beamten an der Spitze des Staates blieben, so nennt man sie Richter oder Sufeten. Die berühmtesten derselben waren Othniel, die Prophetin Debora, Gideon, Jephtha und Simson: und namentlich der letztere lebte durch seine kühnen Thaten und Abenteuer im Kampfe gegen das Nachbarvolk der Philister als israelitischer Nationalheld in den Erinnerungen des Volkes. Zuletzt ward, gegen die Mosaische Anordnung, nach welcher die geistliche und weltliche Macht von einander getrennt bleiben sollten, die Würde des Richters oder weltlichen Gewalthabers mit der des Hohenpriesters vereinigt, indem man dem

Hohenpriester Eli das Richteramt übertrug. Allein das israelitische Volk sank gerade damals auf das tiefste, Eli's beide Söhne erlaubten sich, das Ansehen des Vaters mißbrauchend, die ärgsten Frevel, und die Nation schien zugleich dem sittlichen Verderben und der Uebermacht der Philister, welche in der südwestlichen Niederung am mittelländischen Meere hin wohnten, erliegen zu sollen. Da starb Eli und an seine Stelle ward 1090 v. Chr. als Richter ein Mann ernannt, der die Israeliten vom Untergang errettete.

Dieser Retter war Samuel, durch dessen Ernennung das Richteramt wieder von der Hohenpriesterwürde getrennt wurde und unter welchem endlich der von Moses verkündigte Glaube feste Wurzeln schlug. Er, ein Mann von wahrer Frömmigkeit, strenger Gerechtigkeit und hoher Einsicht, wußte den Patriotismus und Muth der Israeliten zur Abwehr der ihnen von den Philistern drohenden Gefahr zu entflammen und belebte den halb erloschenen Nationalsinn von neuem. Er befestigte denselben namentlich durch die Stiftung der sogenannten Propheten-Schulen, in welchen junge Männer eine höhere geistige und moralische Bildung erhielten und zur Leitung und Belehrung des Volkes befähigt wurden. Aus diesen Schulen gingen nicht allein die größten Dichter der Nation, sondern auch jene begeisterten Patrioten und Oppositions-Männer hervor, welche später unter dem Namen Propheten das Mosaische Gesetz und Recht mit kühnem Muthe gegen die Gewalt der Herrscher vertheidigten.

Der kriegerische Sinn, der damals, in Folge des neu auflebenden Nationalsinnes und einzelner Erfolge über gefürchtete Feinde unter dem Volke Wurzel gefaßt hatte, trieb dasselbe zu dem Wunsche, einen König zu haben, „wie alle Heiden ringsumher", der als alleiniges und bleibendes Oberhaupt die Stämme vereinigt halten und im Kriege anführen könne. Die Erfüllung dieses Wunsches stand im Widerspruche mit der Mosaischen Gesetzgebung, nach welcher Jehova allein das Haupt des Staates war und dieser nur nach seinen Geboten gelenkt werden sollte. Samuel bot daher Alles auf, um sein Volk von jenem Begehren abzubringen; allein es gelang ihm nicht: er mußte seinem dringenden Verlangen nachgeben und ernannte Saul, einen Mann aus dem Stamme Benjamin, zum König, welcher, nach einem über die Ammoniter erfochtenen Siege, auch allgemein als solcher anerkannt wurde (um 1080 v. Chr.). Dieser, obgleich ein tapferer Mann und durch siegreiche Kriege mit den Feinden des Landes sich auszeichnend, war der Aufgabe eines Herrschers über das Volk Jehovas nicht gewachsen und beging manche Fehler, durch welche er sich mit Samuel entzweite. Als er starb, bestieg der als Prophet, Dichter und Kriegsheld ausgezeichnete und von Samuel bereits geweihte David aus dem mäch-

tigen Stamme Juda den Thron (1058). Die meisten Stämme hielten zwar anfangs zu dem einzigen übrigen Sohne Saul's, aber nach und nach fielen auch sie zu David ab und 1048 wurde dieser endlich allgemein als König von Israel anerkannt.

Die Regierung David's und die darauf folgende seines Sohnes Salomo bildeten den Glanzpunkt der Geschichte des israelitischen Volkes. Unter diesen Königen stand dasselbe am mächtigsten da und war das Hauptvolk der vorderen Hälfte von Asien. Unter ihnen entstanden Handel und Gewerbe bei den Israeliten, und ein großer Wohlstand verbreitete sich durch Palästina. Unter ihnen endlich, welche selbst Schriften verfaßten, nahm das goldene Zeitalter der israelitischen Litteratur seinen Anfang. David regierte von 1058 bis 1018 und ist unstreitig als Mensch und als König der trefflichste Herrscher, den das israelitische Volk je hatte. Er führte glückliche Kriege mit den benachbarten Völkern, machte aber seine Kriegsunternehmungen nicht, um erobernd sein Reich bis zur Größe einer Weltmacht zu erweitern, sondern nur, um dessen Grenzen durch besiegte Feinde zu decken. Da er ferner einsah, daß sein Volk fortan des Handels bedürfe, so öffnete er nach verschiedenen Seiten hin Wege für denselben und legte so den Grund zu der großen Handelsthätigkeit, welche nachher Salomo in seinen Staaten entwickelte.

Die Anordnungen, welche David in der inneren Staatsverwaltung machte, waren fern von aller Despotie, klug und gerecht; er behielt die Stammfürsten bei, ließ den Aeltesten die Verwaltung in ihren Districten und ernannte die Richter und Beamten aus den angesehensten Bürgern der Städte; er stellte an die Spitze seines Heeres nur solche Männer, welche, wie sein berühmter Feldherr Joab, in der Zeit der Noth sich ihm bewährt hatten; er blieb, obgleich er von der Grenze Aegyptens an bis zu der wichtigen Handelsstadt Thapsakus oder Thipsach am Euphrat hin über ein mächtiges Reich gebot, doch einfach in seinen Sitten und seiner Lebensweise; er sorgte endlich trefflich für die Finanzverwaltung seines Staates. David gab ferner den Israeliten eine an einem günstigen Orte gelegene Hauptstadt und Festung, indem er das erst durch ihn den Jebusitern abgenommene Jerusalem befestigte, seine Residenz dahin verlegte und diese Stadt dadurch, daß er Israel's größtes Heiligthum, die Bundeslade, welche seither, wie die wechselnde Zeit es mit sich brachte, an verschiedenen Orten aufgestellt worden war, dort aufstellen ließ, zum Mittelpunkt der Gottesverehrung machte. Auch einen Tempel wollte er daselbst erbauen, allein daran hinderte ihn der Prophet Nathan. Endlich wirkte der begeisterte fromme und demüthige Sinn des Königs auch sehr folgenreich auf die Poesie und die Art der Gottesverehrung seines

Volkes ein; denn er ist der Schöpfer der lyrischen Dichtkunst der Israeliten und zugleich der Stifter der hebräischen Kirchenmusik. Das Ende seiner Regierung wurde durch Empörungen getrübt, an deren Spitze namentlich sein Sohn Absalon stand, der dabei das Leben verlor.

Salomo, welcher von 1018 bis 978 v. Chr. regierte, ist der glänzendste der israelitischen Herrscher. Er, ein Mann von unternehmendem Geiste, durch dichterische Begabung, Bildung und Liebe zu Wissenschaft und Kunst ausgezeichnet, hob Israel zu großem Ansehen unter den Völkern und regierte mit einer Gerechtigkeit, Weisheit und Pracht, welche sprichwörtlich geworden sind. Der Wohlstand seines Volkes und die große Macht, welche dasselbe errungen hatte, gewährten ihm die Möglichkeit, eine glänzende Hofhaltung einzurichten, neue Städte anzulegen und prächtige Paläste zu bauen. Die wichtigsten und berühmtesten seiner Bauwerke waren der Tempel von Jerusalem und die von ihm gegründete Stadt Tadmor oder Palmyra. Die letztere ward von ihm des Handels wegen auf einer Oase der syrischen Wüste, zwischen Damaskus und dem Euphrat, angelegt, und wurde einer der Hauptstapelplätze für den Karawanenhandel des Alterthums und dadurch eine der reichsten und prachtvollsten Städte von Westasien. Der große Jehovatempel wurde zu Jerusalem auf dem Berge Morijah erbaut und zwar durch ausländische Künstler und Arbeiter, besonders aus der gewerbreichen phönicischen Stadt Tyrus; denn die Israeliten selbst waren in den Künsten und Gewerben noch zu sehr zurückgeblieben. Der Tempel, welcher durch viele, zu Priesterwohnungen und zu anderen Zwecken dienende Nebengebäude eine große Ausdehnung erhielt, war nicht durch die künstlerische Schönheit seines Baues, sondern durch seine außerordentliche Pracht und die ungeheure Masse der auf seine Ausschmückung verwandten edlen Metalle ausgezeichnet.

Salomo trat mit den benachbarten Phöniciern und Aegyptern in enge Verbindung und machte in Gemeinschaft mit dem ersteren Volke große Handelsunternehmungen. Diese trugen ihm selbst zwar viel Geld ein, waren aber für die israelitische Nation nachtheilig, weil die Beschäftigung mit dem Handel ihrer Verfassung entgegen war und weil derselbe nicht durch Israeliten, sondern durch Phönicier und auf phönicischen Schiffen getrieben wurde. Der Salomonische Seehandel ging vom arabischen Meerbusen aus und wurde mit einem Lande getrieben, welches den Namen Ophir trug, dessen Lage aber nicht sicher ermittelt ist: Manche halten ein Stück von Arabien, Andere einen Theil der Ostküste von Afrika für das Land Ophir; in der neuesten Zeit sind Viele geneigt, den Namen Ophir als gleichbedeutend mit Ostindien anzusehen. Wie Salomo in Verbindung mit den Phöniciern

Handel trieb, obgleich die Moſaiſche Geſetzgebung dieſen aus Paläſtina verbannt haben wollte, ſo änderte er nach dem Vorbild des aegyptiſchen Staats auch das Heerweſen; er führte nämlich die von Moſes verbotene Reiterei ein, wozu er die Pferde aus Aegypten kommen ließ, da Arabien damals noch keine Pferdezucht hatte. Auch verfiel Salomo im Laufe ſeiner Regierung immer mehr in das an den despotiſchen Höfen des Orients herrſchende Weſen und entfremdete ſich dadurch ſeinem Volke. Er ſteigerte die Schwelgerei und Pracht bis zu einem für die Nation ſehr drückenden Grade, nahm eine Menge Frauen, von welchen die meiſten Ausländerinnen waren und führte zuletzt ſogar den Götzendienſt der benachbarten Völker an ſeinem Hofe ein. Es iſt daher nicht zu verwundern, daß gegen das Ende ſeiner Regierung eine Empörung ausbrach, an deren Spitze Jerobeam, einer ſeiner erſten Beamten, ſtand. Die Empörung wurde zwar wieder unterdrückt, allein Jerobeam entfloh nach Aegypten und wußte den König dieſes Landes für ſich zu gewinnen, ſo daß von dorther neue Gefahren drohten.

Unmittelbar nach Salomo's Tode brach das von ihm herbeigezogene Verderben über Paläſtina herein. Die Aelteſten von zehn Stämmen traten zuſammen, um der Fortſetzung des unter Salomo entſtandenen Despotismus vorzubeugen. Sie ſtellten an deſſen Sohn Rehabeam die Forderung, daß er dem von ſeinem Vater geübten willkürlichen Regiment entſage und die ſeitherige Bedrückung des Volkes aufhebe; und als Rehabeam dies mit dem drohenden Worte, daß, wie ſein Vater ſie mit Peitſchen gezüchtigt habe, er ſie mit Skorpionen züchtigen werde, zurückwies, erhoben ſie Jerobeam auf den Thron. Nur Juda und Benjamin erkannten Salomo's Sohn als König an (978). So zerfiel das israelitiſche Reich in zwei Theile, von welchen der von Jerobeam beherrſchte größere Theil den Namen Israel behielt, das Reich Rehabeam's aber den Namen Juda führte. Das letztere hatte Jeruſalem zur Hauptſtadt, für das Erſtere aber war zuerſt Sichem, dann Thirza und endlich das etwa 60 Jahre nach jener Theilung erbaute Samaria Reſidenz und Hauptſtadt. Das Reich Israel beſtand 253 Jahre, unter zwanzig Königen, von denen ſchon der Dritte nicht mehr zu Jerobeam's Familie gehörte; das Reich Juda ging erſt nach 390 Jahren unter, nachdem es ebenfalls zwanzig Könige gehabt hatte, welche ſämmtlich Nachkommen Rehabeam's aus dem Hauſe Davids waren.

Mit dieſer Theilung des israelitiſchen Volkes, deſſen Reich gerade unmittelbar vor derſelben den höchſten Grad von Macht und Glanz erlangt hatte, beginnt ſein Untergang. Doch iſt es nicht dieſe Theilung ſelbſt und ebenſo wenig die Macht ſeiner Feinde geweſen, durch welche das israelitiſche Volk unterging, ſondern vielmehr das ſchon mit Salomo's Regierung beginnende Schwinden des Nationalſinnes und die Vernach-

lässigung der in dem Mosaischen Gesetze gegebenen Mittel, den Patriotismus anzufachen. Die Könige von Israel fielen gleich bei der Entstehung ihres Reiches von dem Glauben ihrer Väter ab und huldigten insgesammt dem Götzendienst, welcher abwechselnd von den Aegyptern, Phöniciern, Assyrern und Syrern entlehnt ward. Sie verboten, um einen Abfall an die Könige von Juda zu verhindern, ihren Unterthanen sogar die Reise nach Jerusalem, wo der Tempel und die Bundeslade des von ihren Vätern verehrten Gottes sich befanden. Zwar kehrte ihr Volk zuweilen zu seinem nationalen Glauben zurück; aber sie selbst hatten, statt der von wirklichem Nationalsinn und Patriotismus begeisterten wahren Propheten, eine Pflanzschule von Hof-Propheten, d. h. von Lügnern und feilen Schmeichlern errichtet und so sich des Mittels, die Stimmung des Volkes zu erfahren, beraubt. Nur selten traten echte Propheten mit der Stimme der Wahrheit vor ihnen auf, wie z. B. Elias und Elisa. Auch die Könige von Juda, bei denen stets das wahre Prophetenthum in Männern, wie Amos, Micha, Jesaja u. A. sich erhielt, fielen, ihrer Bündnisse mit fremden Völkern wegen, oft zu dem Götzendienst der Aegypter, Babylonier oder Phönicier ab. Beide Reiche verbanden sich zu ihrem eigenen Verderben häufig mit fremden Völkern, von denen einige unter David und Salomo den Israeliten unterworfen worden waren, aber zum Theil schon im Augenblick der Trennung des israelitischen Reiches sich wieder frei gemacht hatten; beide führten fast beständig Krieg mit einander; beide endlich hatten das Unglück, in der Mitte zweier mächtiger Reiche, des aegyptischen einerseits und des assyrisch-babylonischen andererseits, zu liegen, und so in dem Kampf dieser Mächte, die vom Euphrat und vom Nil her in Palästina einander begegneten, dem Sieger als Opfer anheimzufallen.

Das Reich Israel wurde im Jahre 722 v. Chr. durch den assyrischen König Salmanassar vernichtet. Der letzte König desselben, Hosea, und der größere Theil des Volkes mußten Palästina verlassen und wurden in entlegene Gegenden von Salmanassar's Reich versetzt, welches Schicksal man die assyrische Gefangenschaft zu nennen pflegt. Dagegen wurden Einwohner von Babylonien und aus der Gegend um Sidon gezwungen, nach Palästina überzusiedeln. Diese wurden von Leviten bekehrt, verschmolzen mit den zurückgebliebenen Israeliten und wurden so die Stammväter der von den reinen Israeliten gehaßten Samaritaner, bei denen der Jehovadienst nur in einer durch mancherlei fremden Aberglauben getrübten Gestalt fortlebte. Das Reich Juda erlag dem babylonischen König Nebukadnezar, welcher 585 v. Chr. Jerusalem zerstörte und die meisten Bewohner desselben sammt ihrem letzten Könige Zedekia nach Babylonien versetzte, nach-

dem schon kurze Zeit vorher ein Theil der Juden dorthin geschleppt worden war. In diesem sogenannten babylonischen Exil, welches von 604, als dem Jahre der ersten Wegführung von Juden nach jenem Lande, gerechnet wird, blieben die Juden bis 535, wo der Perserkönig Cyrus ihnen die Rückkehr erlaubte. Von dieser Zeit an lebten sie als persische Unterthanen wieder in ihrem Vaterlande. Die Zurückgekehrten waren jedoch insgesammt nur Leviten und Leute aus den beiden Stämmen Juda und Benjamin, und deswegen ward auch seitdem der Name Juden zur Bezeichnung des israelitischen Volkes überhaupt gebräuchlich. Was aus den übrigen zehn Stämmen geworden, ist durchaus unbekannt. Die spätere Geschichte der Juden gehört der griechisch-römischen Zeit des Alterthums an.

Die Phönicier.

Die Phönicier, ein gleich den Juden dem semitischen Stamm angehörendes Volk, bewohnten schon seit der ältesten Zeit, bis zu welcher man ihre Geschichte verfolgen kann, das nach ihnen benannte, wenig umfangreiche, aber von der Natur auf mannigfaltige Weise begünstigte Land, welches im Norden von Palästina und im Südwesten von Syrien sich zwischen dem Libanon-Gebirge und dem Mittelmeer ausbreitet. Sie wandten sich schon früh dem Handel und der Industrie zu, entwickelten diese Thätigkeit zu einem für die ältere Zeit des Alterthums sehr hohen Grade und erhielten dadurch eine große Bedeutung für die Geschichte von Asien und Europa. Ihre eigene Geschichte, über welche sich von ihnen selbst keine schriftlichen Werke erhalten haben, dreht sich vornämlich um die zwei Städte Sidon und Tyrus, in welchen jene Thätigkeit ihren Mittelpunkt hatte und die abwechselnd an der Spitze des gesammten Volkes standen. Dieses Volk war nämlich nie in einen einzigen Staat vereinigt, sondern jede Stadt bestand unabhängig für sich, doch waren die einzelnen Städte oft mit einander verbündet und noch öfters hielt diejenige von ihnen, welche am meisten Reichthum und Macht erlangt hatte, die übrigen in Abhängigkeit. In den Städten selbst herrschte meistens ein durch eine Aristokratie beschränktes Oberhaupt, dessen Herrschaft bald erblich, bald blos lebenslänglich, bald nur für eine bestimmte Zeit übertragen war.

Im Anfang der phönicischen Geschichte ist Sidon die mächtigste Stadt und der Hauptsitz des Handels und der Industrie des Volkes. Es wird schon zur Zeit Joseph's als ein mit Aegypten Handel treiben-

der Ort erwähnt: schon als die Juden aus Aegypten auswanderten, erscheint es als eine weithin im Lande herrschende Stadt; und die bunten Kleiderstoffe von Sidon waren unter den Griechen schon zu Homer's Zeit als die besten berühmt. Schon früh hatte Sidon Colonien an andern Punkten Phönieiens gegründet, namentlich das nachher so mächtig gewordene Tyrus. Selbst also damals, als Phönicien landeinwärts noch überall von bloßen Nomadenvölkern und unangebauten Landstrichen umgeben war, besaß dasselbe eine schon hochentwickelte Cultur. Als aber die Israeliten Palästina einnahmen und, zum Ackerbau-Leben übergehend, den harten Felsenboden dieses Landes in Gärten umwandelten, und als zu gleicher Zeit auch die benachbarten Bewohner von Syrien zu einer Cultur gelangten, da blühte die für diese Länder Bedürfniß werdende Industrie und Handelsthätigkeit Phönieiens noch viel rascher auf und begann die mächtig angewachsene Bevölkerung zu überseeischen Colonisationen zu drängen.

In jenen Zeiten hob sich auch zuerst Tyrus und wurde nach und nach so mächtig, daß es zur Zeit David's und Salomo's die glänzendste Stadt Vorderasiens war, an der Spitze Phönieiens stand und sogar über Sidon herrschte. Die Tyrier hatten damals den Alleinhandel mit Glas, mit Purpur und mit Kermes oder der besten rothen Farbe, welche das Alterthum kannte. Gießkunst, Goldschlägerei, Weberei, Stickerei und die Verfertigung von Bildwerken und Ornamenten wurden zu Tyrus ganz im Großen betrieben. Die Tyrier hatten große Schiffe, mit welchen sie des Handels wegen zu den Küstenländern des östlichen Mittelmeeres, sowie vom rothen Meer aus nach dem Lande Ophir fuhren. Ihr König Hiram schloß ein Bündniß mit David und Salomo, in Folge dessen die von den Juden gemachten Eroberungen dem tyrischen Handel sehr zu Statten kamen, und tyrische Meister wurden die Leiter des Salomonischen Tempelbaues. Neben dem Seehandel blühte auch der Landhandel, welcher in das innere Asien hinein hauptsächlich über das neu gegründete Tadmor oder Palmyra und den alten, am Euphrat gelegenen Handelsplatz Thapsakus ging. In der folgenden Zeit hob sich der tyrische Handel noch mehr. Damals wurde die erste phönieische Colonie an der Nordwest-Küste von Afrika, die mauretanische Stadt Auza, gegründet (920 v. Chr.), nachdem die Tyrier schon vorher auf Cypern sich angesiedelt hatten. Damals breiteten sich dieselben auf Kreta, Rhodus, Thasos und anderen Inseln des griechischen Meeres aus, wo sie unter Anderm auch Bergbau trieben, kamen dort und an den Küsten des Festlandes mit den Griechen in Verkehr und legten, stets weiter dringend, auch auf Sicilien, Sardinien und Korsika Colonieen an.

Zu jener Zeit (um das Jahr 880) gründeten die Tyrier auch die

berühmteste aller phönicischen Colonieen, das in dem heutigen Lande Tunis gelegene Karthago. Dido, die Schwester des Beherrschers von Tyrus, Pygmalion, war die Gründerin dieser wichtigen Handelsstadt. Sie wanderte, erzählt die Sage, als ihr Bruder, aus Gier nach den Schätzen ihres Gemahls Sychäus, diesen ermordet hatte, mit einer Anzahl Mißvergnügter aus und erhielt das Gebiet für die zu gründende Stadt dadurch, daß sie von den nahen libyschen Eingeborenen so viel Land kaufte, als mit einer Ochsenhaut umspannt werden könne, und dann mit der in Streifen geschnittenen Haut des beim Bundesopfer geschlachteten Stiers einen bedeutenden Strich einfaßte. Um die Zeit der Gründung Karthago's dehnten die Phönicier ihre Fahrten bis an das äußerste Ende des Mittelmeers aus, schifften nach Spanien und legten auch dort Pflanzstädte an, von denen das heutige Cadix und das untergegangene Tarteſſus, beide im heutigen Andalusien gelegen, die berühmtesten waren.

Bei der Ausbreitung der Reiche Assyrien und Babylonien, durch welche die Israeliten ihre Unabhängigkeit verloren, kam auch Phönicien ins Gedränge. Salmanassar, der Zerstörer des Reiches Israel, zwang die Phönicier, ihm zu huldigen. Nur die Tyrier wiesen seine Aufforderungen und Drohungen zurück und widerstanden mit siegreichem Muthe seinem Angriffe. Zwar fiel ihre Stadt in seine Gewalt; allein der Kern ihrer Bewohner zog sich auf eine kleine, vor derselben gelegene Insel zurück, welche von jetzt an Neu-Tyrus hieß und der Hauptsitz der tyrischen Herrschaft ward. Dieser Kern des tyrischen Volkes zeigte hier, daß Vaterlandsliebe, wenn sie mit Ausdauer und Geschicklichkeit verbunden und nicht ganz vom Glücke verlassen ist, jedem Angriff der Gewalt siegreich zu widerstehen vermag. Mit sechszig größeren Schiffen und achthundert Schaluppen versuchten die Assyrer auf der Insel zu landen, mit zwölf Schiffen dagegen verhinderten die Tyrier sie daran. Fünf Jahre lang vertheidigten sie sich und obgleich die Uebermacht der Feinde sehr groß war und die Insel an Trinkwasser Mangel litt, so wurden die Assyrer doch endlich genöthigt, unverrichteter Sache abzuziehen. Tyrus blühte von neuem auf; ja sein Reichthum erreichte gerade in den Zeiten der assyrischen und babylonischen Macht den höchsten Grad. Sidonier und Araber dienten den Tyriern als Matrosen auf ihren Schiffen und von der Nordküste Afrika's, vom rothen Meer und von Persien her warben sie Söldner, aus welchen ihre Kriegsmacht gebildet wurde; sie besaßen eine große Handelsflotte und ihre Schiffe waren zum Theil auf das prachtvollste verziert; ja, es wird berichtet, daß manche derselben mit kostbarem Holze getäfelt, mit Buchs und Elfenbein eingelegt und, bei festlichen Gelegenheiten, mit Segeln von feinen baumwollenen Zeugen versehen waren.

Von neuem aber kamen die Tyrier in große Gefahr, als Nebukadnezar, der Zerstörer von Jerusalem, über das babylonische Reich herrschte; aber auch damals retteten sie durch Muth und Ausdauer ihre Freiheit. Die übrigen Phönicier huldigten, wie einst zu Salmanassar's Zeit, dem mächtigen Herrscher; die Tyrier dagegen zogen sich wieder auf ihre Inselstadt zurück, und obgleich das babylonische Heer dreizehn Jahre lang in Phönicien stehen blieb und die Tyrier bekriegte, so behaupteten diese doch ihre Unabhängigkeit. Nur Alt-Tyrus fiel in die Gewalt Nebukadnezar's, welcher alle Einwohner, die sich dort fanden, nach Babylonien in die Gefangenschaft schleppen ließ.

Als später die Perser unter Cyrus ihre Herrschaft über Vorderasien ausbreiteten, unterwarf sich ihnen auch das gesammte Volk der Phönicier freiwillig, obgleich, wie es scheint, nur unter gewissen Bedingungen. Die phönicischen Städte waren unter der persischen Herrschaft zum Seedienst und zu gewissen Abgaben verpflichtet, sonst aber fast ganz frei: sie verwalteten sich selbst, behielten ihre seitherigen Einrichtungen und ordneten auf einem Kongreß von Deputirten der einzelnen Städte, der von Zeit zu Zeit in Tyrus gehalten wurde, ihre gemeinschaftlichen Angelegenheiten. Nur die Bedrückungen, welche persische Statthalter und Officiere sich erlaubten, machten die Lage der Phönicier sehr schlimm; diese waren vorzugsweise in Sidon fühlbar, welches damals wieder über Tyrus emporragte und der Mittelpunkt des phönicischen Seewesens ward. Uebrigens bildeten die Phönicier, zugleich mit den unterworfenen kleinasiatischen Griechen, den Kern der persischen Seemacht. Um die Mitte des vierten Jahrhunderts v. Chr. schlossen sich die Phönicier, von Sidon aufgeregt und geleitet, an eine große Empörung an, die in Aegypten ausbrach und sich von da nach Asien verbreitete. Diese Empörung mißlang und die Phönicier mußten sich der persischen Herrschaft von neuem fügen. Damals unterwarfen sich, bei der Annäherung des persischen Heeres, die phönicischen Städte freiwillig; nur Sidon befolgte das Beispiel, das früher zweimal seine Nebenbuhlerin Tyrus gegeben hatte: die Sidonier verbrannten ihre Schiffe, damit Niemand an die Flucht denken könne, und als durch den Verrath eines mit ihnen verbündeten Fürsten ihre Stadt in die Hände des Perserkönigs fiel, und dieser sogleich die edelsten Bürger ermorden ließ, zündeten sie selbst die Stadt an und verbrannten sich und ihre Schätze. Zwar wurde Sidon alsbald wieder aufgebaut, und schon zwanzig Jahre nachher finden wir die Stadt wieder bevölkert und blühend; allein Tyrus schwang sich damals durch seinen Handel von neuem über sie empor.

Als um das Jahr 333 v. Chr. Alexander der Große das persische Reich eroberte, unterwarfen sich die phönicischen Städte ihm freiwillig,

mit alleiniger Ausnahme von Tyrus, welches damals allein aus der Inſelſtadt beſtand. Mit dem ausdauerndſten Muthe leiſteten die Tyrier den belagernden Feinden Widerſtand; Alexander mußte ſeine ganze Kriegskunſt und den ganzen Muth ſeines Heeres aufbieten, um ſie zu unterwerfen, und doch konnte er erſt nach einer Belagerung von ſieben Monaten und nach großem Verluſt die Stadt einnehmen. Die Tyrier wurden grauſam beſtraft: Alexander ließ alle, die in ſeine Gewalt fielen, entweder als Sklaven verkaufen oder ans Kreuz ſchlagen. Die Stadt erhob ſich zwar auch damals bald wieder; allein die Zeit der Phönicier war abgelaufen: der Welthandel zog ſich nach der von Alexander gegründeten neuen Hauptſtadt Aegyptens und Phönicien verlor damit den letzten Reſt ſeiner commereiellen Bedeutung und blieb ſeitdem ſtets ein unſelbſtſtändiger Theil fremder Reiche.

Der Handel und die Schifffahrt, durch welche die Phönicier eine ſo große Wichtigkeit in der Weltgeſchichte erlangt haben, ſind zuweilen mit Uebertreibung dargeſtellt worden. Die Phönicier haben zuerſt von allen Völkern im Weſten des alten Continents die See befahren und eine Schifffahrtskunſt entwickelt; allein ſie haben ſo weite Fahrten, als man von ihnen erzählt, theils gar nicht, theils nicht in ſehr früher Zeit gemacht. Bis nach Spanien ſind ſie höchſtwahrſcheinlich nicht vor dem neunten Jahrhundert v. Chr. gefahren, obgleich man das ſchon im erſten Buch Moſis vorkommende Wort Tarſchiſch für gleichbedeutend mit Tarteſſus zu halten pflegt und ſomit dieſe Fahrten ſchon viele Jahrhunderte früher beginnen läßt. Ebenſo ſind die Phönicier auch an die Nordweſtküſte Europa's, wo ſie auf den ſogenannten Kaſſiteriden, d. h. den Seillyinſeln an der Südweſtküſte von England, Zinn holten, erſt in ſpäterer Zeit geſchifft. Nicht über allen Zweifel erhaben ſind ihre Fahrten bis in die Oſtſee und diejenige, welche ihre Landsleute in Dienſten des aegyptiſchen Königs Necho einſt um Afrika herum gemacht haben ſollen. Den in älterer Zeit dem Golde gleich geſchätzten Bernſtein, welcher von den Küſten der Oſtſee her ihnen zukam, holten ſie gewiß nicht ſelbſt dort, ſondern ſie kauften ihn an der Küſte der Nordſee, wohin er durch Tauſchhandel der in Norddeutſchland wohnenden Völker gelangte. Was ihre Fahrt um Afrika betrifft, ſo erzählt Herodot, daß König Necho phönieiſche Männer auf dem rothen Meer an Bord gehen hieß, mit dem Auftrage, durch die Säulen des Herkules, d. h. die Straße von Gibraltar nach Aegypten, zurückzukehren: und wenn er dann als etwas ihm Unglaubliches erzählt, daß ſie bei dieſer Fahrt die Sonne zur Rechten erblickt hätten, ſo ſehen wir daraus ſo viel, daß ſie den Aequator allerdings überſchritten haben müſſen, die Sonne wirklich zur Rechten, d. h. im Norden erblickten. Die wichtigſten Waaren, welche ſie außer ihren eigenen Fabrikaten zu

Wasser und zu Land verführten und von denen ein Theil bis von Ostindien her ihnen zukam, sind Weihrauch, Elfenbein, Zinn, edle Metalle, Eisen, Ebenholz, Zimmt, Bernstein, Wolle, Pferde, Getreide, Wein und Sklaven.

Die Industrie der Phönicier war sehr mannigfaltig und für ihre Zeit staunenswerth. Die wichtigsten Erzeugnisse derselben sind die oben als Handelsgegenstände oder Fabrikate der Tyrier angeführten, sowie außerdem ihre gefärbten Stoffe, die sidonische Leinwand und die aus edlen Metallen, Elfenbein, Ebenholz und Bernstein verfertigten Geräthschaften. Das Glas sollen die Phönicier zuerst bereitet haben, und zwar leitete der Sage nach der Zufall sie auf diese Erfindung, indem beim Anfachen eines Feuers auf Sandboden die zufälliger Weise zur Unterlage des Topfes genommenen Salpeterstücke mit dem Sand und der Asche zusammenschmolzen und so sich Glas erzeugte. Auch die Entdeckung des im Alterthum gebräuchlichen Purpurs wird den Phöniciern zugeschrieben. Sie sollen dieselbe ebenfalls dem Zufall verdankt haben, indem sie zuerst durch einen Hund, der an der Meeresküste Muschelthiere fraß und dadurch seine Schnauze röthete, auf die jene Farbe liefernden Seemuscheln aufmerksam gemacht wurden.

Um die höhere Cultur haben die Phönicier sich ebenfalls durch Erfindungen verdient gemacht. Das Alterthum schrieb ihnen nämlich die Erfindung der Rechenkunst und der Buchstabenschrift zu, und gewiß ist wenigstens, daß die Griechen und durch sie die Römer, sowie durch diese wir, die letztere erhalten haben. — Auch einheimische Geschichtschreiber der Phönicier werden erwähnt; der berühmteste derselben hieß Sanchuniathon und schrieb eine phönicische Urgeschichte, von welcher aber nur geringe Fragmente in griechischer Uebersetzung sich erhalten haben.

Die Religion der Phönicier war ein mit Menschenopfern verbundener Götzendienst, bei welchem der Gott der Sonne, Baal genannt, und ein anderer Gott, den die Griechen mit ihrem Herkules verglichen, die Hauptrolle spielten: daneben eine weibliche Gottheit, welche sie mit den übrigen syrischen Stämmen gemein hatten, Astarte oder Aschera, deren sittenloser und unkeuscher Dienst auch in den Schriften des alten Testaments erwähnt wird.

Die Meder und Perser.

Zwischen den Stromthälern des Euphrat und Tigris im Westen, des Indus im Osten, im Süden begränzt vom indischen Ocean, im

Norden vom kaspischen Meer und dem Steppenlande des Oxus, liegt ein weites Hochland, dessen Flächenraum etwa 50,000 Quadratmeilen beträgt und welches man als das iranische bezeichnet. Es war von einer großen Zahl von Völkern bewohnt, welche aber sämmtlich zu Einem Stamme gehörten, in verschiedenen Dialekten Eine Sprache redeten und sich selbst die Aria nannten, wie die Inder, welche von ihnen ausgingen. Die wichtigsten und am häufigsten genannten dieser Stämme waren die Baktrier, die Perser, die Meder, die Gedrosier, Karamanier, Parther, Sogdianer, Hyrkanier u. a., Stämme, welche übrigens auf sehr verschiedenen Stufen der Kultur standen. Ihre Lebensweise bestimmte die Natur des Bodens. Die Wüste durchzogen nomadische Stämme; auf den Weiden der Gebirgsabhänge trieben seßhafte Hirtenstämme ihre Heerden; in den zahlreichen und zum Theil großen Oasen der Wüste, in den fruchtbaren Thälern der Flüsse, am Fuße der Gebirge gedieh der Ackerbau.

Das geistige Leben dieser Stämme erhielt, so viel wir sehen können, seinen Anstoß vom Norden her. Unter einem der nordöstlichen Stämme, den Baktriern, trat ums Jahr 1300 ein religiöser Reformator, Zarathustra oder Zoroaster auf, welcher den Religionsvorstellungen dieser Stämme eine bestimmtere Gestalt gab, welche sich dann über alle iranischen Stämme und so auch zu den Persern und Medern verbreitete. Unsere Hauptquelle für die Kenntniß dieser iranischen Religionsanschauungen und der von denselben vorausgesetzten Volksvorstellungen, ist das Zendaveſta, heilige Bücher, in der jetzt nicht mehr gesprochenen altpersischen oder Zendsprache abgefaßt, von denen sich ansehnliche Bruchstücke erhalten haben: Bruchstücke, die, wenn auch mit jüngern Bestandtheilen vermischt, doch im Wesentlichen den Kern der zoroastrischen Lehre enthalten, wie dieß durch die gelegentlichen Nachrichten der Griechen über persische Religionsvorstellungen und aus dem, was sich auf den neuerdings entdeckten persischen Inschriften findet, unzweifelhaft hervorgeht.

Die Grundvorstellung dieser Religion ist der schroffe Gegensatz einer Welt des Lichts und einer Welt der Finsterniß. Den iranischen Stämmen wurde der Kampf um das tägliche Leben nicht leicht gemacht, Wüste und fruchtbares Land, Sommerhitze und Winterkälte wechseln in ihren Gränzen in schroffen Gegensätzen: und so glaubten sie, daß jene Welt des Lichts und die der Finsterniß auf allen Gebieten des äußeren wie des inneren Lebens in hartem und unversöhnlichem Kampfe liegen. Der oberste Gott der lichten Welt ist Ahuramazda oder Ormuzd, dem andere zur Seite stehen, ihm zunächst der Sonnengott Mithra, der mit seinen 1000 Augen, 1000 Ohren Alles sieht und hört, der die Finsterniß und die Kälte zerstreut, die Lüge und ihre Dämonen überwindet. Um Ormuzd's Thron stehen die Ameſcha Çpenta

oder Amschaspants, sechs hohe Lichtgeister, an deren Spitze er selbst als der siebente: doch war die Phantasie des Volkes nicht reich genug, um, wie die Griechen oder die Inder bei ihren Göttern thaten, diesen göttlichen Wesen bestimmtere Gestalt zu leihen. Ormuzd hat die Welt rein geschaffen, und so ehren sie auch die Naturkräfte, das fließende Wasser der Ströme, das Feuer, das Räuber und Raubthiere und nächtliches Dunkel verscheucht, und das sie den reinen Sohn Ormuzd's nennen, und die fruchttragende Erde: „die heilige Unterwürfige, die schöne Tochter Ormuzd's". In diese reingeschaffene Welt aber hat ein mächtiger Geist, den sie den „Uebles sinnenden", Angramainyus oder Ahriman nennen, mannigfache Uebel gebracht: eine eigene Welt des Schädlichen und Unreinen hat er der Welt des Ormuzd entgegengestellt. Wo die Sonne untergeht, im Westen oder im kalten Norden, in dunkeln Klüften hausen seine Devas oder Dämonen, welche nicht aufhören, schädliche Plane gegen Ormuzd und seine Diener zu spinnen. Der Kampf dieser beiden Reiche und ihrer Fürsten ist ein unaufhörlicher und erfüllt allenthalben die Welt: in seine Mitte ist der Mensch selbst gestellt, um dessen Seele Ormuzd und Ahriman streiten. Der Kampf gegen diesen und seine Dämonen ist seine Lebensaufgabe. Dazu muß er die Reinigungen vollziehen, welche das Gesetz vorschreibt und er schützt sich gegen den Einfluß der Dämonen, indem er häufig die Gebetsformeln wiederholt: aber dieß allein genügt nicht und die Lehre Zoroaster's ist keine Religion müßiger Betrachtung, sondern die Religion für ein arbeitsames, ritterliches, thatkräftiges Volk. Der Bekenner Ormuzd's muß nach Kräften die fruchttragende Erde bebauen: die Wüste, das unfruchtbare Land, ist der Acker Ahriman's, dessen Dämonen nichts mehr scheuen, als das wohlbestellte Kornfeld, das in vollen Aehren steht; er muß Brücken über fließendes Wasser schlagen und das Feuer nähren, dessen Glanz Gespenster und Raubthiere verscheucht. Die Thiere Ahriman's, Raubthiere und Ungeziefer, Eidechsen, Schlangen, Wölfe, Läuse, muß er ausrotten und dagegen die nützlichen Hausthiere pflegen, das Rind, den Hahn, den Hund, welche Thiere Ormuzd's sind. Körperliche Reinheit ist allen Bekennern Ormuzd's geboten und den Griechen fiel der strenge Anstand auf, dessen sich die Perser bei den natürlichen Dingen befleißigten: bei einem Sterbefall mußten sich die Bewohner des Hauses, in welchem die Leiche lag, dreimal Leib und Kleidung waschen. Die Leiche selbst aber wurde weder begraben noch verbrannt, damit nicht Feuer oder Erde durch sie verunreinigt werde, sondern entfernt von den menschlichen Wohnungen, in offenem Sarg, den Vögeln und Hunden zum Fraße hingestellt. Mehr noch als die äußere Reinheit schärft Zoroaster's Gesetz die innere Reinheit ein und besonders die Lüge war ihm ein Greuel. Götterbilder, Tempel und Altäre

kannten die Iranier nicht: auf der Höhe der Berge, unter freiem Himmel brachten sie ihre Opfer dar. Die heiligen Dienste waren einem eigenen Stande, den Magiern, vertraut, welche aber nicht in so schroffer Kastenabgeschlossenheit lebten, wie die indischen Brahmanen.

Die eigentliche Geschichte dieser iranischen Völker, welche im bewußten Gegensatz gegen die Völker Turans, die scythischen Steppenländer im Norden ihres Hochlandes, standen, beginnt im achten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung. Damals nämlich, ums Jahr 714 v. Chr., machte sich eines von ihnen, das wie die übrigen den Assyrern unterworfen war, von dem Joch derselben frei. Dieses Volk waren die Meder. Die seither von einander getrennten Stämme, aus welchen dasselbe bestand, verbanden sich damals zu Einem Ganzen, erwählten einen aus ihrer Mitte, Dejoces (708), zu ihrem gemeinsamen Oberhaupt und Richter und erbauten ihm die Residenz Ekbatana, welche seitdem die Hauptstadt von Medien geblieben ist. Der Sohn und Nachfolger dieses neuen medischen Herrschers, Phraortes (655—633 v. Chr.), unterwarf sich das stammverwandte Volk der eigentlichen Perser; als er aber auch die Assyrer zu bekriegen wagte, wurde er besiegt und verlor in einer Schlacht das Leben. Sein Sohn Cyaxares (633—593) griff, in Verbindung mit dem babylonischen König Nabopolassar, das assyrische Reich an, vernichtete es und theilte mit seinem Bundesgenossen die Länder desselben. Hierauf befreite er Medien von den scythischen Raubhorden, welche ganz Vorderasien bis zu den Grenzen Aegyptens plündernd durchzogen hatten und auch in Medien eingebrochen waren. Zuletzt gerieth Cyaxares noch mit dem kleinasiatischen Volke der Lydier in einen Krieg, welcher nach einigen Jahren durch einen Frieden und durch die Vermählung seines Sohnes Astyages mit der Tochter des lydischen Königs Alyattes beendigt ward (610). Cyaxares ist der eigentliche Begründer der medisch-persischen Oberherrschaft in Asien, welche nun an die Stelle der assyrischen und babylonischen trat; aber er ist dies nicht blos durch jene Kriege und die Erweiterung des den Medern unterworfenen Landes, sondern namentlich auch dadurch, daß er in seinem Volke die alten Einrichtungen und Sitten wieder herstellte, welche seit uralter Zeit den Völkern Iran's eigenthümlich waren.

Mit Cyaxares beginnen diese Völker die Oberherrschaft in der westlichen Hälfte Asiens zu erlangen; sie fangen aber zu gleicher Zeit auch an, allmälig einer rein despotischen Regierung sich zu unterwerfen, welche seit der ersten großen babylonischen Monarchie dort bei allen Völkern die gewöhnliche ist und bis auf den heutigen Tag einen Hauptunterschied zwischen Asien und Europa bildet. Neben diesem Charakterzug des mittleren und westlichen Asiens zeigt sich von jener

Zeit an noch eine andere Erscheinung, die daselbst ebenfalls bis zu unseren Tagen sich ununterbrochen wiederholt hat. Es folgte nämlich in der Oberherrschaft über die Länder vom Indus an bis zum Mittelmeer stets ein Volk dem andern und jedes behauptete sich in derselben so lange, bis seine kriegerische Kraft durch die Schwelgerei erschlafft war, zu der jedes im Besitze jener Oberherrschaft alsbald herabsank. Ebenso ist auch die Geschichte der Herrscherfamilien aller dieser Völker dieselbe: es entarteten nämlich stets auch die einzelnen Dynastien zu Weichlichkeit und Kraftlosigkeit und ein kühner Usurpator benutzte dies, um sie zu stürzen und eine neue Dynastie zu gründen, welche ihrerseits sehr bald dem gleichen Schicksale verfällt.

Des Cyaxares Sohn und Nachfolger, Astyages (593—559), ist der letzte medische König. Gegen ihn nämlich empörte sich das den Medern unterworfene Volk der Perser und es gelang demselben, nicht nur frei zu werden, sondern auch die Meder und ihr Reich zu unterjochen (559 v. Chr.). Die Perser waren bei ihrer Empörung von Cyrus geleitet, einem Manne, welcher von väterlicher Seite her dem Hause der Achämeniden, der vornehmsten persischen Familie, angehörte. Seine Mutter war eine Tochter des Astyages, und nach einer von den Griechen uns überlieferten Sage soll Cyrus auf Befehl seines Großvaters, der einer Traumdeutung nach seinen Sturz durch seinen Enkel voraussah und diesen verhindern wollte, als Kind ausgesetzt, aber durch einen Hirten gerettet und auferzogen, und nachher von Astyages als sein Enkel erkannt und wieder aufgenommen worden sein. Angeregt durch den von Astyages beleidigten medischen Feldherrn Harpagus und der Verrätherei desselben im Fall eines Krieges gewiß, soll Cyrus hierauf seine persischen Landsleute zur Empörung aufgerufen und durch den Uebertritt jenes Feldherrn seinen Großvater besiegt und vom Throne gestürzt haben. Astyages wurde als Gefangener von Cyrus mit Achtung und Milde behandelt und erhielt eine Provinz in Ostpersien zu seinem Unterhalt angewiesen.

Das persische Volk trat auf diese Weise an die Stelle des medischen und erhielt die Oberherrschaft in Vorderasien. Doch ist das persische Reich eigentlich eins und dasselbe mit dem medischen; denn die Perser und die Meder waren blos verschiedene Stämme einer und derselben Nation und schon der Umstand, daß der medische König Astyages seine Tochter einem Perser zur Gemahlin gegeben hatte, zeigt, daß beide Stämme nahe verwandt und einander gleichgestellt waren. Auch Cyrus behandelte, nachdem er die Herrschaft erlangt hatte, die Meder als ein den Persern gleichstehendes Volk. Die Perser wohnten in dem eigentlichen Lande Persis, von den medischen Bergen bis zum persischen Golf, trieben theils Viehzucht, theils Ackerbau und zerfielen in

zehn Stämme, von welchen drei als edlere einen Vorrang vor den andern hatten; unter diesen war wieder einer, welcher die Pasargaden genannt wurde, der vornehmste. Als die Perser zur Herrschaft gelangten, erhielten zwar die drei edleren Stämme derselben, welche gleichsam den höchsten Adel bildeten, den Rang vor den Medern; allein dieser Unterschied wurde dadurch wieder ausgeglichen, daß alle Mitglieder der persischen Priesterschaft Meder waren und blieben, und daß diese großes Ansehen beim Volke und einen gewissen Einfluß auf die Regierung hatten. Uebrigens gab es außer diesen Priestern oder Magiern weder bei den Medern noch bei den Persern eine Kaste.

Cyrus vergrößerte das medisch-persische Reich durch verschiedene Eroberungen. Zuerst unterwarf er sich das Land Baktrien. Dann richtete er seine Waffen gegen Kleinasien, welches damals größtentheils den Beherrscher des lydischen Reichs als seinen Oberherrn anerkannte. Dieses Reich bestand schon seit längerer Zeit und hatte gerade damals unter dem König Krösus (563—549), dem Sohne des Alyattes, die höchste Stufe seiner Macht erreicht. Es war aus verschiedenen Ländern Kleinasiens zusammengesetzt, welche folgende Namen führten: an der westlichen Küste lagen Bithynien, Mysien, Lydien, Karien und die Colonien, welche von den Griechen dort angelegt worden waren und nach denen die dortigen Landstriche, den Stämme-Namen der angesiedelten Griechen gemäß, Aeolien, Jonien und Doris genannt wurden; an der Südküste lagen Lycien, Pamphylien, Pisidien, Isaurien und Cilicien; im Norden am schwarzen Meer und im Osten lagen die Länder Pontus, Paphlagonien und Kappadocien, im inneren Lande endlich Phrygien. Alle diese Länder waren dem König Krösus unterworfen, mit Ausnahme von Cilicien und Lycien, welche ihre Unabhängigkeit behauptet hatten.

Krösus besaß einen großen Reichthum, der zum Sprüchwort geworden ist, seine Truppen waren an Kriegskunst und Disciplin denen des Cyrus überlegen und die ihm unterworfenen Völker, denen er ihre Verfassung und ihre Regierungsform unverändert gelassen hatte, waren ihm mit Treue ergeben. Er hatte daher bei dem bevorstehenden Kampfe große Vortheile vor dem persischen Könige voraus. Allein sein Heer war aus den Truppen aller jener Länder Kleinasiens zusammengesetzt und diese wurden von ihren eigenen Fürsten, den Vasallen des Krösus, befehligt, während dagegen der Kern des persischen Heeres aus Medern und Persern bestand und sammt den übrigen Theilen desselben an unbedingten Gehorsam gewöhnt war. Krösus stürzte sich durch seine zu geringe Meinung von den Persern selbst ins Verderben. Er glaubte nämlich, daß das persische Heer aus einer an Ordnung nicht gewöhnten Masse bestehe und deswegen entweder nicht schnell

genug in Bewegung gesetzt werden könne, oder doch an den Grenzpässen seines Landes leicht durch eine geringe Truppenzahl den Winter über aufzuhalten sein würde; und in dieser Meinung entließ er die Truppen seiner Vasallen. Cyrus benutzte dies und drang mit seinem Heere schnell durch die schwachbesetzten Grenzen des lydischen Reiches in dasselbe ein, eroberte nach kurzer Belagerung die Hauptstadt Sardes und nahm den lydischen König selbst gefangen (549 v. Chr.). Krösus, den einst, als er noch im stolzen Gefühl seiner Herrschergröße schwelgte, der griechische Weise Solon warnend an die Unbeständigkeit menschlicher Dinge erinnert hatte, war überraschend schnell von dem Gipfel des Glückes herabgestürzt worden. Cyrus beschloß sogar, wie griechische Geschichtschreiber versichern, anfangs seinen Tod. Schon stand Krösus auf dem Scheiterhaufen, um in Gegenwart des Perserkönigs verbrannt zu werden, als er dreimal den Namen Solon ausrief. Um die Ursache befragt, gab Krösus die Antwort, daß einst der weise Solon, nicht geblendet von seiner Macht und seinem Reichthum, in den Tagen des Glückes ihn auf die Wandelbarkeit desselben aufmerksam gemacht und ihm gesagt habe, Niemand solle sich glückselig dünken, da er eines guten Ausganges nicht versichert sei, und daß jetzt der Ausgang seines Schicksals ihm die schmerzliche Ueberzeugung von der Wahrheit dieses Ausspruches gebe. Die Worte des lydischen Königs machten auf Cyrus einen tiefen Eindruck und im Gedanken an jene Unbeständigkeit des Schicksals, der auch er gleich allen andern Menschen unterworfen war, ließ er sich zur Schonung des Mannes bewegen, dessen Unglück sein Glück war, und schenkte ihm das Leben. Der gestürzte König wurde von Cyrus nachher stets sehr achtungsvoll und großmüthig behandelt; er ward, wie die Griechen erzählen, sein Freund, und der persische König ließ sich in seinen späteren Unternehmungen häufig von dem Rathe des erfahrungsreichen Krösus leiten.

Der persische König ließ nun zunächst durch einen Theil seines Heeres die griechischen Pflanzstädte erobern, welche allein von allen Gliedern des lydischen Reiches die persische Herrschaft nicht anerkennen wollten. Mit Ausnahme von zweien fügten sich alsbald alle der persischen Uebermacht. Cyrus ließ ihnen ihre Verfassung, so daß sie in der seitherigen Weise sich selbst regierten und nur ein von ihm ernannter Perser oder Meder die Oberaufsicht in jeder Stadt führte. Dieses Verfahren war bei den Völkern des Orients in der älteren Zeit allgemein üblich und ist es dort zum Theil noch jetzt: man dachte bis zu den Zeiten nach Cyrus nie daran, bei einem unterworfenen Volke die Verfassung der Sieger einzuführen, sondern man ließ jedem Volke seine alten Einrichtungen und seine gewohnte Verwaltung; und wenn man etwa der Treue einer besiegten Nation nicht traute, so schwächte

man sie lieber durch Versetzung eines Theiles der Bevölkerung in entfernte Gegenden, als daß man in jenen Dingen eine Aenderung vornahm. Zwei griechische Städte Kleinasiens, Teos und Phokäa, wollten nicht blos in ihrer gewohnten Weise sich ferner selbst regieren, sondern auch unabhängig und von fremder Oberherrschaft frei bleiben, und verließen daher lieber ihre Heimath, als daß sie den Persern tributpflichtig wurden. Die Bewohner von Teos segelten mit Weibern und Kindern nach der thraeischen Küste, ließen sich dort nieder und gründeten die Stadt Abdera, welche später das Unglück hatte, gleich den deutschen Städten Schilda, Hirschau und anderen, wegen der vorgeblichen Dummheit ihrer Einwohner sprichwörtlich zu werden.

Die Bürger Phokäa's brachten, als sie gegen die Uebermacht der Perser sich nicht länger halten konnten, ihre Weiber, Kinder und Götterbilder zu Schiffe und fuhren nach der von Griechen bewohnten Insel Chios. Hier gestatteten ihnen die Bewohner derselben, aus Eifersucht auf den gewerbsthätigen, unternehmenden Sinn der Phokäer, die gewünschte Ansiedelung nicht. Sie beschlossen nun, sich auf der fernen Insel Corsika niederzulassen, wo sie zwanzig Jahre früher eine Colonie angelegt hatten. Ehe sie aber dahin fuhren, landeten sie noch einmal bei ihrer alten Vaterstadt, nahmen dort durch Tödtung der überrumpelten persischen Besatzung Rache an ihren Feinden und leisteten dann insgesammt einen Schwur, daß sie alle nicht eher in die ihrer Freiheit verlustig gewordene Heimath zurückkehren wollten, als bis ein Stück Eisen, das sie ins Meer warfen, auf dessen Oberfläche schwimmen würde. Sie hatten jedoch die Fahrt nach Corsika kaum angetreten, als die meisten von ihnen sich durch die Sehnsucht nach der heimischen Erde dennoch überwältigen ließen. Mehr als die Hälfte der Auswanderer segelte, ihres Eides uneingedenk, nach der Vaterstadt zurück und unterwarf sich der persischen Herrschaft. Die Uebrigen dagegen fuhren nach Corsika und blieben mehrere Jahre in ihrer dortigen Pflanzstadt, bestiegen aber, durch die in dem toscanischen Meere herrschenden Karthager und Etrusker beunruhigt, wieder ihre Schiffe und ließen sich an der Küste von Unteritalien nieder. Auch hier konnten sie sich nicht halten und schifften deshalb nach Massilia, dem heutigen Marseille, welches hundert Jahre früher von ihnen gegründet worden war und von jetzt an sich nach und nach zu einer der bedeutendsten Handelsstädte im Westen des mittelländischen Meeres erhob.

In das Schicksal des lydischen Reiches wurde auch Babylonien verwickelt, weil dessen Beherrscher mit Krösus ein Bündniß gegen Cyrus geschlossen hatte. Derselbe wurde unter der persönlichen Anführung des Cyrus geschlagen, seine Hauptstadt erobert und sein Land zu einer

Provinz des persischen Reiches gemacht (539 v. Chr.). Auch an einen Zug nach Aegypten scheint Cyrus gedacht zu haben; denn an der den Juden gegebenen Erlaubniß, aus Babylonien nach Palästina zurückzukehren, hatte zwar wohl ein Gefühl des Mitleids mit jenem unglücklichen Volke Antheil; allein offenbar lag dabei auch die Absicht zu Grunde, durch die Ansiedelung dieses Volkes auf dem Wege nach Aegypten, sich eine sichere Straße dorthin zu bahnen. Phönicien, welches seither den Babyloniern unterworfen gewesen war, erkannte den Perserkönig freiwillig als Herrn an.

Nachdem so Cyrus die verschiedenen Völker Vorderasiens den Persern unterworfen hatte, gründete er eine neue Hauptstadt für sein großes Reich, da Ekbatana zu weit von dem Mittelpunkt desselben entfernt lag und das zur Hauptstadt von Vorderasien sehr geeignete Babylon die Stadt eines unterjochten und den Persern fremden Volkes war. Diese neue Hauptstadt erhielt den Namen Susa und ward im Südwesten des eigentlichen Persiens erbaut.

Ueber die letzte kriegerische Unternehmung des Cyrus und über seinen 529 v. Chr. erfolgten Tod widersprechen sich die aus dem Alterthum überlieferten Nachrichten. Nach den wahrscheinlicheren Berichten unternahm der König einen Zug gegen das kriegerische Nomadenvolk der Derbiker, welches östlich vom kaspischen Meer im heutigen Turkmanen-Lande umherstreifte, und ward von ihnen geschlagen und im Kampfe verwundet; als er hierauf, von einer den Derbikern von jeher feindlichen seythischen Völkerschaft unterstützt, noch einmal gegen jene zog, siegte er zwar, wurde aber in der Schlacht verwundet und starb an dieser Wunde. Nach einem andern Berichte griff Cyrus das seythische Volk der Massageten an, welches damals von einer Königin, Tomyris, beherrscht ward und ebenfalls im Osten des kaspischen Meeres wohnte. In ihrem Lande angekommen, machte er alsbald einen Schein-Rückzug, ließ aber dabei vielen Wein zurück; die ihn verfolgenden Massageten berauschten sich mit demselben und wurden hierauf von Cyrus theils getödtet, theils gefangen genommen. Der feindliche Anführer, ein Sohn der Tomyris, der sich unter den Gefangenen befand, entleibte sich selbst; Tomyris aber stellte sich an die Spitze eines neu gesammelten Heeres und brachte den Persern eine furchtbare Niederlage bei, in welcher Cyrus selbst das Leben verlor. Tomyris ließ, wie die Sage hinzufügt, höhnend des Königs Leiche enthaupten und seinen Kopf in einen Sack mit Menschenblut stecken, damit er, der Unersättliche, daran endlich genug habe. Die Leiche des Cyrus wurde, was wenigstens den letzten Theil dieses Berichtes aufhebt, in den Königsgräbern der Perser zu Pasargadä beigesetzt, wo zwei Jahrhunderte später Alexander der Große sich dieselbe zeigen ließ und auf dem Grabmal die Worte ein-

gehauen fand: „O Mensch, ich bin Cyrus, der den Persern die Oberherrschaft erwarb und über Asien gebot; darum beneide mir dieses Grab nicht!“

Dem Cyrus folgte in der Regierung sein Sohn Kambyses nach, welcher von 530 bis 522 v. Chr. herrschte. Dieser stand seinem jüngeren Bruder Smerdis oder wie er auf persischen Inschriften heißt, Bartja, an Talent nach und war schon vorher seiner harten Gemüthsart wegen bei den Persern weniger beliebt: Cyrus, sagten sie, sei ihnen ein Vater gewesen, Kambyses ein Herr. Smerdis herrschte, nach der von Cyrus getroffenen Verfügung, mit fast unumschränkter Gewalt als Statthalter seines Bruders im nordöstlichen Theile der persischen Monarchie. Ein Magier, welchen er bald nach des Cyrus Tode beleidigt hatte, reiste, um sich zu rächen, zu Kambyses, der damals auf einem Feldzuge in Aegypten war und aus Mißtrauen schon vorher seinen Bruder dorthin entboten hatte. Der Verläumder, welcher dem Smerdis herrschsüchtige Absichten Schuld gab, fand um so leichter Gehör, als Smerdis jenem Befehle nicht Folge geleistet und so dem Argwohn des Königs Nahrung gegeben hatte. Kambyses ertheilte dem Magier den Auftrag, durch Vorzeigung eines königlichen Befehls einige Großen in Ostpersien zur Ermordung des Smerdis zu bewegen, den Mord aber geheim zu halten und unter dem Namen des Prinzen die Regierung so lange fortzuführen, bis er selbst aus Aegypten zurückkehren würde. Alles geschah so, wie Kambyses geboten hatte und Niemand ahnte etwas von dem Geschehenen; denn der Magier, welcher sich für Smerdis ausgab und deshalb in der Geschichte gewöhnlich Pseudo-Smerdis (d. i. der unrechte Smerdis) genannt wird, verließ das Innere des Palastes nicht und der König selbst nannte ihn öffentlich seinen Bruder.

Kambyses eroberte unterdessen Aegypten mit leichter Mühe und nahm den König dieses Landes, Psammenit, gefangen. Der Sieger behandelte den unglücklichen König auf dieselbe schonende Weise, mit welcher wir überall in der früheren Geschichte der Perser die Besiegten von diesen behandelt sehen: er erlaubte ihm, sich sechstausend Aegypter auszuwählen und wies ihm eine Herrschaft in der Nähe von Susa an, in welcher er, umgeben von jener Schaar Landsleute, den Rest seines Lebens zubrachte. Zwar wird, wie wir sahen, nach einer andern Erzählung dem persischen Könige eine sehr grausame Behandlung Psammenit's und seiner Familie Schuld gegeben, allein diese hat viel weniger Wahrscheinlichkeit für sich. Ebenso verhält es sich mit der Nachricht eines griechischen Geschichtschreibers, daß Kambyses in Aegypten durch die ihn öfters heimsuchende fallende Krankheit und durch übermäßiges Trinken am Verstande gelitten habe, und dadurch zu

immer ärgeren Grausamkeiten verleitet worden sei; denn da in seinen Handlungen bis zuletzt eine verständige Rücksichtsnahme auf Lage und Umstände wahrzunehmen ist, so kann jenes nicht der Fall gewesen sein. Auch ist wohl zu beachten, daß jener Geschichtschreiber seine meisten Nachrichten über Kambyses von aegyptischen Priestern erhalten hat und daß Kambyses, als der Vernichter der aegyptischen Selbstständigkeit, auch nach seinem Tode von den Aegyptern stets ein Gegenstand des Hasses war, wie denn überhaupt zwischen Persern und Aegyptern Feindschaft bestand, die in der Verschiedenheit ihres Nationalcharakters und ihrer Religionsanschauungen ihren Grund hatte. Zu läugnen ist übrigens nicht, daß diesem Könige von Natur ein mißtrauischer Sinn und ein zur Härte geneigtes Gemüth eigen war, und daß deshalb wohl manches von dem, was in Betreff seiner Grausamkeit erzählt wird, der Wahrheit gemäß sein mag. Er soll unter Anderm eine seiner eigenen Schwestern im Zorn durch einen Fußtritt getödtet, vornehme persische Krieger aus bloßer Laune umgebracht, einmal, um seine sichere Hand und seinen festen Blick zu beweisen, einem seiner Höflinge den eigenen Sohn vor den Augen des Vaters mit einem Pfeilschusse getödtet haben. Uebrigens unterwarfen sich die dem aegyptischen Reiche seither untergebenen afrikanischen Volksstämme ihm freiwillig; ein Zug nach der Oase des Ammoniums aber, den er durch einen Theil seines Heeres machen ließ, scheiterte gänzlich: die Truppen kamen insgesammt durch die Sandwehen in der Wüste ums Leben. Wenig besser erging es dem Hauptheer, mit welchem Kambyses selbst zur Unterwerfung der Aethiopier auszog: es mußte, nachdem die mitgenommenen Lebensmittel verzehrt waren, nicht ohne großen Verlust an Menschen unverrichteter Sache wieder nach Aegypten zurückkehren.

Auf dem Rückmarsch nach Persien verwundete Kambyses eines Tages zufälliger Weise sich selbst, entweder, als er mit gezücktem Schwerte sich auf das Pferd schwang, oder als er ein Stück Holz mit einem Schlage durchhauen wollte. Die Wunde war tödtlich und der König starb kurze Zeit nachher. Vor seinem Tode theilte er seiner Umgebung mit, wie es sich mit dem Schicksal seines Bruders und mit dem unter dessen Namen herrschenden Manne verhalte; denn er selbst hinterließ keine Kinder und mußte also erwarten, daß ohne diese seine Mittheilung der falsche Smerdis als der scheinbar nächste Thronerbe sich der Regierung bemächtigen werde. Pseudo-Smerdis soll sich sogar schon zu Lebzeiten des Kambyses gegen ihn empört und unter dem Namen seines Bruders zum König aufgeworfen haben. Nach des Kambyses Tode wußte er sich durch die Unterstützung der Priesterschaft neun Monate lang zu behaupten, indem das Volk bei der bekannten Feindschaft, welche zwischen Kambyses und seinem Bruder bestanden

hatte, jener Erklärung des Ersteren keinen rechten Glauben schenkte und außerdem nach den nun schon so lange dauernden Kriegen Jedermann sich darüber freute, daß der neue Herrscher den Frieden liebte und die seither für den Krieg erhobenen Abgaben erlassen hatte. Endlich verschworen sich sieben der angesehensten Großen aus dem Stamm der Pasargaden gegen den Thronräuber. Sie überzeugten sich, wie es heißt, mit Hülfe einer Gemahlin des Magiers, von der Wahrheit dessen, was Kambyses vor seinem Tode ausgesagt hatte. Der Magier hatte nämlich noch unter der Regierung des Cyrus wegen eines Vergehens seine Ohren eingebüßt; und eine Person aus der näheren Umgebung des Königs konnte also leicht Auskunft geben, ob dieser wirklich des Cyrus Sohn sei, während die übliche Kopfumhüllung jeden Anderen, der des Königs ansichtig wurde, über jene Verstümmelung in Zweifel ließ. Nachdem die Verschworenen hierüber Gewißheit erlangt hatten, drangen sie eines Tages bewaffnet in den Palast ein und ermordeten sowohl den Thronräuber, als auch die übrigen Magier, welche mit ihm verbunden gewesen waren (521 v. Chr.).

Die Verschworenen erwählten, da keine männlichen Nachkommen des Cyrus mehr am Leben waren, einen aus ihrer Mitte zum König, und zwar Darius, des Hystaspis Sohn, weil dieser zu der Familie der Achämeniden gehörte und überdies mit Atossa, einer Tochter des Cyrus, vermählt war. Eine bloße Erdichtung ist die Erzählung, daß jene Sieben zuerst darüber berathschlagt hätten, ob man eine demokratische Republik, eine Adelsherrschaft, oder eine Monarchie einführen solle; und ebenso ist es höchst unwahrscheinlich, daß, wie gleichfalls berichtet wird, dieselben beschlossen hätten, durch eine Art Gottesgericht den König erwählen zu lassen. Es sollte nämlich nach dieser Erzählung derjenige von ihnen König werden, dessen Pferd bei einem gemeinschaftlichen Ritte der aufgehenden Sonne zuerst entgegen wiehern würde, und Darius hätte, wie es heißt, Abends zuvor an einer Stelle gleich zu Anfang des Weges seinem Pferde reichlich Futter geben lassen und so bewirkt, daß dasselbe dort in Erinnerung daran vor Freude gewiehert habe.

Darius I. oder Darius Hystaspis, — Darjawusch nennen ihn die Inschriften — wie dieser Gründer einer neuen persischen Dynastie genannt wird, regierte von 521 bis 485 v. Chr. und ist sowohl wegen seiner Eroberungen und Kriegsthaten, als auch wegen seiner neuen Organisation des persischen Reiches einer der wichtigsten Regenten desselben. Die Verwirrungen, welche unter Kambyses dadurch hatten entstehen müssen, daß der König abwesend und das Verhältniß der Statthalter, Befehlshaber und unterworfenen Fürsten zu einander sehr unbestimmt war, hatten wahrscheinlich den Mangel einer eigentlichen

Staatsverfassung fühlbar gemacht und dies brachte den Darius auf den Gedanken, der Verwaltung des Reiches eine feste und bestimmte Form zu geben. Nachdem er erst durch Niederwerfung verschiedener Aufstände und Empörungen seinen Thron gesichert hatte, gründete er diese auf die alt-persischen Gewohnheiten und Gesetze, und brachte seine Staatseinrichtung mit jenen alten Religionslehren in Verbindung, welche auch den medischen König Cyaxares in einem ähnlichen Fall geleitet hatten und die von Zoroaster neu ins Leben gerufen worden waren. Allein es trat auch damals bei den Persern ein, was häufig zu geschehen pflegt: die zum Theil vortrefflichen Vorschriften der Zoroastrischen Lehre wurden zwar durch Darius zum eigentlichen Landesgesetz gemacht, und die aufgestellten Grundsätze der Regierung und Verwaltung waren zwar an und für sich gut, aber die Ausführung war von der Theorie sehr verschieden und das meiste von dem, was im Staate geschah, stand mit jenen Vorschriften und Grundsätzen geradezu im Widerspruch. Des Darius Staatseinrichtung war eine auf Religionsvorschriften gegründete Despotie, in welcher der Regent wie ein geheiligtes Wesen hoch über das Volk erhoben, aber zugleich auch unzugänglich gemacht war, und in der das Reich in zwanzig Statthalterschaften oder Satrapieen eingetheilt, die Verwaltung der einzelnen Satrapieen unter je einen Statthalter gestellt und die regelmäßigen Abgaben einer jeden fest bestimmt waren. Dies Alles machte zwar die Verwaltung sehr einfach, aber auch sehr einförmig und willkürlich: Alles hing in den Satrapieen von einem einzigen Manne ab, jeder Statthalter hatte bald seine eigene Hofhaltung, verdarb durch das Beispiel der Pracht und Schwelgerei und durch ein Regiment nach Willkür und Laune die Gesinnungen und Moral des ganzen Volkes, und handelte außerdem oft nach einer Politik, die mit der des benachbarten Statthalters im grellsten Widerspruch stand; ja, in der Zeit nach Darius waren sogar die Satrapen fast immer einander feind und die Statthalterschaften des Reiches bildeten ebenso viele besondere Staaten, welche nur durch ein sehr loses Band mit einander verbunden waren.

Darius setzte die Eroberungen fort, durch welche seine beiden Vorgänger die Perser zum herrschenden Volke in Asien gemacht hatten. Eines seiner Heere drang in Nordafrika bis an die große Syrte, d. h. bis zu dem zwischen Barka und Tripolis liegenden Meerbusen vor, mußte aber, von den Bewohnern der griechischen Colonie Cyrene und von afrikanischen Horden geschlagen, mit großem Verluste wieder nach Aegypten zurückkehren. Ein in Diensten des persischen Königs stehender karischer Seemann, Skylax, fuhr auf Befehl des Darius zur Erforschung des westlichen Indiens den Indus-Fluß hinab; und als er

von dort durch den indischen Ocean und das rothe Meer wieder zurückgekommen war, zog Darius mit einem Heere nach Indien und machte sich den Westen dieses Landes theilweise zinsbar. Auch auf der entgegengesetzten Seite seines Reiches erweiterte Darius die Grenzen. Er zog mit einem großen Heere auf einer über die Straße von Konstantinopel geschlagenen Brücke nach Europa hinüber, als der erste Asiate, der unseren Welttheil bekriegte (515 v. Chr.). Dieser Zug galt jenen Nomaden-Völkern, welche die Griechen mit einem Gesammtnamen Scythen nannten und welche stets räuberische Angriffe auf das persische Gebiet am schwarzen Meere machten. Darius marschirte durch den nördlichen Theil der jetzigen europäischen Türkei in das Land der Scythen, welches an der unteren Donau seinen Anfang nahm. Die Unternehmung mißglückte jedoch und hätte beinahe mit dem Untergang des persischen Heeres geendigt, da die Scythen, statt sich in einen Kampf einzulassen, mit ihren Heerden und Zelten zurückwichen und so in einem Lande, wo nur in sehr wenigen Gegenden Ackerbau getrieben wurde und nicht ausreichende Lebensmittel zu erhalten waren, die Perser zur Verzweiflung brachten. Darius mußte unverrichteter Sache zurückkehren und kam dabei noch einmal in die größte Gefahr, weil die griechischen Häuptlinge aus den unterworfenen kleinasiatischen Handelsstädten, die er zur Bewachung der Donau-Brücke zurückgelassen hatte, mit einander überlegten, ob sie nicht die Brücke abbrechen und so den König mit seinem Heere der Vernichtung preisgeben, sich selbst aber die Möglichkeit der Befreiung vom persischen Joche verschaffen sollten. Die bei weitem größere Zahl dieser Häuptlinge jedoch, welche in ihren Städten als persische Vasallen fast unumschränkt geboten und bei der wiederhergestellten Unabhängigkeit derselben gewiß ihre Macht verloren haben würden, widersetzte sich jenem Vorhaben, vor allem Histiäus von Milet, und dadurch wurde Darius gerettet. Er selbst zog nach Persien heim; ein in Europa zurückgelassener Feldherr aber unterwarf die ganze Südküste von Thracien, zwang auch die Herrscher des Landes Macedonien, seinem König zu huldigen und rückte so die Grenzen des persischen Reiches bis nach Thessalien vor.

Darius hatte zwei gefährliche Empörungen zu bekämpfen, eine in Babylonien und eine in Kleinasien, von welchen die letztere der Anlaß zu langwierigen Kriegen ward, die nach einer Reihe von Menschenaltern mit der Vernichtung des persischen Reichs endigten. Die Babylonier hatten die Verwirrungen unter Kambyses und Pseudo-Smerdis benutzt, um eine Empörung vorzubereiten, die bald nach des Darius Thronbesteigung zum Ausbruch kam. Sie hatten sich auf das beste gerüstet und als daher Darius mit seinem Heere vor der Stadt Babylon erschien, vermochte er fast zwei Jahre lang nichts gegen dieselbe auszurichten.

Da verhalf ihm Zopyrus, einer seiner Feldherren, zur endlichen Eroberung der Stadt durch eine That, welche zugleich eine bewundernswerthe Ergebenheit und die höchste Niederträchtigkeit verrieth. Zopyrus ging nämlich mit Wissen des Darius zu den Babyloniern über und zwar, wie es heißt, nachdem er selbst sich Nase und Ohren abgeschnitten hatte, um sich vor den Feinden den Schein eines vom Könige mißhandelten und deshalb von Rache gegen ihn erfüllten Mannes geben zu können. Es gelang ihm, sich in das Vertrauen der Babylonier einzuschleichen und zuletzt sogar die Führung ihres Heeres zu erhalten; und nun richtete er Alles so ein, daß dieses geschlagen und die Stadt von den Persern erobert wurde. Zopyrus ward mit der Statthalterschaft von Babylonien und dem lebenslänglichen Genuß aller Einkünfte dieser reichen Provinz belohnt; über Babylon aber verhängte Darius schwere Strafen: dreitausend Bürger der Stadt wurden hingerichtet und ein Theil der Mauern niedergerissen. Es ist wohlthuend, neben dieser Härte eines sonst großmüthigen und keineswegs grausamen Königs das Wort zu vernehmen, welches er nach der Eroberung von Babylon ausgerufen haben soll. „Mehr als zwanzig Städte wie Babylon", sagte er, „würde mir es werth sein, wenn ich dem Zopyrus seine verlorenen Glieder wiedergeben könnte."

Die Empörung der kleinasiatischen Griechen mißlang zwar ebenfalls, sie hatte aber Folgen, welche nicht blos für Persien, sondern für die Welt überhaupt von der größten Wichtigkeit waren. Histiäus aus Milet, der bedeutendsten aller griechischen Colonien in Kleinasien, war persischer Statthalter in seiner Vaterstadt und hatte bei jener Berathung der griechischen Fürsten an der Donau-Brücke am meisten dazu beigetragen, daß diese erhalten und Darius bei dem Rückzug aus dem scythischen Lande gerettet wurde. Er erhielt für die von ihm geleisteten Dienste einen Landstrich an der thracischen Küste zum Geschenk, legte dort eine griechische Colonie an und erregte dadurch bei dem Satrapen von Kleinasien den Verdacht, als werde er zu mächtig und strebe nach höheren Dingen. Auf den Rath dieses Satrapen wurde er, unter dem Scheine besonderer Gunst und Ehrenerweisung, von Darius an den Hof nach Susa berufen, und Aristagoras, ein naher Anverwandter von ihm, statt seiner als Statthalter von Milet eingesetzt. Die Perser hatten damals die Absicht, die Inseln des Archipelagus zu erobern und die zu diesem Behufe gemachten Unternehmungen gelangen auch alle, mit alleiniger Ausnahme eines Angriffes, welchen Aristagoras auf die Insel Naxos machte. Dieser, der die Verantwortung wegen des gescheiterten kostspieligen Unternehmens zu tragen hatte, ließ sich von dem unter den kleinasiatischen Griechen schon längst waltenden Wunsche nach Unabhängigkeit reizen und zettelte

eine Verſchwörung an. Eine geheime Botſchaft des mit ſeiner Lage in Suſa unzufriedenen Hiſtiäus an ihn trug nicht wenig dazu bei, die rebelliſchen Abſichten der mißvergnügten Griechen zum Ausbruch zu bringen. Obgleich an ein Gelingen vernünftiger Weiſe nicht zu denken war, führten die Verſchworenen doch ihr Vorhaben aus. Mit leichter Mühe gewannen ſie durch die Herſtellung der Volksherrſchaft die Bürger der einzelnen Städte, und ſie wußten auch die dieſer Regierungsform enthuſiaſtiſch ergebenen Athener und die auf der Inſel Euböa gelegene Stadt Eretria zur Unterſtützung der Empörung zu bewegen. Man ſchickte den joniſchen Stammesgenoſſen aus beiden Städten eine Anzahl Schiffe, die jedoch nicht bedeutend war. Der Kampf der empörten Griechen, welche faſt alle dem joniſchen Stamme angehörten, währte von 502—496 v. Chr. Zu Lande waren ſie den Perſern nicht gewachſen, allein zur See wären ſie ihnen gewiß überlegen geweſen, wenn ſie nur die Einigkeit unter ſich ſelbſt zu erhalten gewußt hätten. Die Athener kehrten, als die Jonier eine Niederlage erlitten hatten, nach Hauſe zurück. Auch Ariſtagoras entfloh, an den glücklichen Ausgang verzweifelnd, ſehr bald nach Thracien, wo er von den wilden Eingeborenen erſchlagen ward. Hiſtiäus, welcher unter dem Vorwand, durch ſeinen Einfluß den Aufſtand dämpfen zu wollen, aus Suſa entlaſſen worden war, kam zu keiner glücklichen Stunde nach Milet; er wurde von den Joniern mit Mißtrauen aufgenommen, nahm zwar deſſen ungeachtet Antheil am Kampfe, gerieth aber alsbald in perſiſche Gefangenſchaft und wurde zur Strafe gekreuzigt. Die Jonier, obgleich ſie die Empörung in Kleinaſien noch weiter auszubreiten wußten, erlagen endlich doch; ſie verloren durch Verrath und Uneinigkeit ſogar zur See eine Schlacht, bei der Inſel Lade, Milet wurde erſtürmt und ſie wurden ſo, unter arger Verheerung ihres Landes und grauſamer Beſtrafung der Einwohner, wieder unterworfen. Dieſe Mißhandlungen ſind den Anführern und Soldaten des perſiſchen Heeres Schuld zu geben. Ganz anders benahm ſich der König ſelbſt. Als der Feldherr, welcher den Hiſtiäus hatte kreuzigen laſſen, das Haupt desſelben nach Suſa ſchickte, ſprach Darius ſeinen Unwillen über die Tödtung eines Mannes aus, der ihm einſt wichtige Dienſte geleiſtet und ſich dadurch Anſprüche auf ſeine Dankbarkeit erworben habe. Er befahl, das Haupt desſelben auf eine würdige Weiſe zu begraben. Ebenſo empfand Darius Mitleiden, als ein großer Theil der Bewohner von Milet gefangen nach Suſa gebracht wurde: er entließ die Unglücklichen aus der Sklaverei und erlaubte ihnen, ſich an der Mündung des Tigris-Fluſſes anzuſiedeln.

Die natürliche Folge der Empörung der kleinaſiatiſchen Griechen und ihrer Unterdrückung war der Beſchluß des Königs Darius, nicht nur alle Inſeln des Archipelagus ſich zu unterwerfen, ſondern auch

das europäische Griechenland zu einer persischen Provinz zu machen. Dies wäre vielleicht auch gelungen, wenn man die griechischen Staaten einzeln zu besiegen gesucht hätte. Allein man schlug einen ganz verkehrten Weg ein: man wollte mit einem Male alle zugleich unterwerfen; man wollte ferner durch ungeheure Truppenmenge und durch Gewalt das erlangen, was nur durch Geduld und durch die Benutzung der unter den Griechen stets herrschenden Zwietracht zu erreichen war; man griff endlich ein Land, dessen Bewohner den Persern im Seewesen weit überlegen waren und dessen Bodenbeschaffenheit den Gebrauch großer Reitermassen nicht gestattete, gerade zur See und mit Reiterei an. So stürzte man das Reich in jene langwierigen und verderblichen Kriege, deren Darstellung später in der griechischen Geschichte gegeben werden wird. Unter Darius wurden zwei Kriegszüge gegen Griechenland gemacht, welche beide mißglückten; ein dritter ward durch Zwistigkeiten am Hofe des Königs und durch eine in Aegypten ausbrechende Empörung gehindert und Darius, der seinen Plan darum nicht aufgegeben hatte, wurde, ehe er ihn ausführen konnte, vom Tode überrascht (485 v. Chr.).

Die nachfolgende Geschichte der Perser ist bis zum Untergang des Reiches mit der der Griechen verwebt und wird später in Verbindung mit dieser erzählt werden. Für jetzt mag die bloße Angabe der Nachfolger des Darius Hystaspis nebst einigen kurzen Bemerkungen genügen. Auf Darius I. folgte sein Sohn Xerxes I., welcher von 485 bis 467 regierte und als das Opfer einer Verschwörung an seinem Hofe fiel. Den Thron bestieg hierauf dessen jüngster Sohn, Artaxerxes I., mit dem Beinamen Langhand, welcher die Regierung mit der Ermordung eines älteren Bruders und des Höflings, der ihn selbst auf den Thron erhoben hatte, begann. Er herrschte von 467 bis 424 und ihm folgte sein Sohn Xerxes II., den ein Halbbruder schon am 45sten Tage seiner Regierung ermordete. Der Mörder, Sogdianus mit Namen, wurde nach einer Regierung von sechs und einem halben Monat ebenfalls von einem Bruder getödtet und dieser, welcher Ochus oder als König Darius II. Nothus hieß, hatte den Thron von 423 bis 404 inne. Ihm folgte sein älterer Sohn, Artaxerxes II., der wegen seines starken Gedächtnisses den Beinamen Mnemon erhielt. Artaxerxes hatte gleich nach seiner Thronbesteigung mit einem sehr tüchtigen jüngeren Bruder, Cyrus der Jüngere genannt, der sich gegen ihn empörte, Krieg zu führen; Cyrus verlor dabei in einer Schlacht sein Leben. Artaxerxes II. regierte von 404 bis 364. Bei seinem Tode gewann einer seiner jüngeren Söhne, Ochus oder Artaxerxes III., durch die Ermordung eines Theiles seiner Familie den Thron. Dieser war von 364 bis 339 König,

wurde von einem seiner Minister durch Gift getödtet und erhielt seinen jüngsten Sohn Arses zum Nachfolger. Auch Arses ward, nachdem er von 339 bis 336 regiert hatte, durch jenen Minister aus dem Wege geräumt; und nun erhob dieser den Darius III., Kodomannus, einen Urenkel des Königs Darius II., auf den Thron. Darius III. war der letzte König des alt-persischen Reiches. Er verlor 330 v. Chr., im Kampfe mit Alexander dem Großen, dem Vernichter dieses Reiches, Thron und Leben.

Mit der großen Ausbreitung der persischen Herrschaft unter Darius I. begann die Entartung der Perser und das Sinken ihrer Macht. Das Reich hatte damals seine größte Ausdehnung: es erstreckte sich von dem Indus-Flusse bis an die Grenze von Thessalien und bis zum Westen von Aegypten, sowie von dem persischen und arabischen Meerbusen an bis zu den Steppen im Osten des kaspischen Meeres und bis zu dem Kaukasus, dessen Bewohner damals noch zu den Völkern des persischen Reiches gerechnet wurden. Trotz der geregelten Ordnung, welche Darius I. in die Verwaltung dieser großen Ländermasse brachte, und trotz der einfachen und reinen Lehre Zoroaster's, die das herrschende Volk bekannte, bot das Reich bald den Anblick einer zunehmenden Verwirrung und einer immer größer werdenden sittlichen Entartung dar.

Die persische Geschichte besteht, von dem Beginn der Kriege mit Griechenland an, nur aus dem einförmigen Bericht von Cabalen des Hofes, der Feldherren und der Statthalter, von inneren Unruhen, von moralischen und religiösen Verirrungen und von verkehrten Unternehmungen gegen die Griechen, durch welche die Besitzungen im Westen verloren gingen und dieses rüstige Volk zu häufigen Raubzügen und Eroberungskriegen gegen das persische Reich veranlaßt wurde. Die Hofleute und ersten Beamten waren meist eigennützige Schwächlinge, die Statthalter aber herrschsüchtige Große, welche einander zu verdrängen suchten und oft sich gegenseitig bekriegten, und für die der König nur ein Schein, ein geheiligter Name war, mit welchem man, wie später im Reiche des Großmoguls und heut' zu Tage in der Türkei, das Volk täuschte, um unter diesem Schein um so leichter willkürlich handeln und herrschen zu können. Deshalb fiel auch, wie dies in neuerer Zeit auch bei den Pascha's der Türkei der Fall ist, keiner dieser Satrapen vom Reiche ab, sondern jeder von ihnen strebte nur nach der Möglichkeit einer willkürlichen Regierung, und hatte er diese erlangt, so fuhr er stets fort, im Namen des Königs zu herrschen, obgleich er nach dessen Befehlen nicht im mindesten fragte. Verrätherei und Cabalen jeder Art waren an der Tagesordnung, Günstlinge und Weiber beherrschten den König. Schon unter Darius Hystaspis hatte

eine königliche Gemahlin, die Tochter des Cyrus, alle Gewalt in Händen und wußte es dahin zu bringen, daß nicht, wie Darius wünschte, einer von seinen Söhnen aus erster Ehe, sondern ihr eigener Sohn Xerxes der Nachfolger wurde. Der Einfluß der Gemahlinnen wurde in Persien herrschende Sitte und recht eigentlich gesetzmäßig. Diese und selbst die andern, nicht als wirkliche Gemahlinnen betrachteten Weiber des Königs erhielten ganze Landstriche als Eigenthum, sowie besondere Truppen, die zu ihrer Verfügung gestellt wurden. Selbst Günstlingen und Fremden, die am Hofe ihr Glück machten, wurden ganze Districte geschenkt, ohne daß die Bewohner derselben darum gefragt wurden. — Dabei wurden die Strafen wahrhaft empörend: sie bestanden z. B. in Verstümmelungen, im Spießen und in der Barbarei, daß man Menschen durch die Sonnenstrahlen oder durch Insekten-Stiche zu Tode quälen oder lebendig begraben ließ. Ebenso, wie solche Abscheulichkeiten im Widerspruch mit der Zoroastrischen Lehre eingeführt worden waren, wurden auch babylonische Stern- und Traumdeutereien, der von den Aegyptern angenommene Gebrauch der Amulette und anderer, zum Theil gräuelhafter Aberglaube, ja sogar die Verehrung von Götzen benachbarter Völker mit dem Feuerdienst vereinigt, obgleich dieser seinem Wesen nach allen solchen Verirrungen feind war.

Wie verschieden von diesen Zuständen war der Charakter und das Leben des persischen Volkes der früheren Zeit! Jene älteren Perser, mit denen Cyrus sein asiatisches Reich schuf und an welchen wir das eigentliche und ursprüngliche Wesen dieses Volkes erkennen, hatten in vielen Stücken eine große Aehnlichkeit mit den alten Germanen. Ihr Leben war bis auf Cyrus ein Naturzustand, der aber frei von Rohheit war; sie zeichneten sich durch Wahrheitsliebe aus; sie hielten in Betreff ihrer selbst den einen Stamm für edler und besser als den andern, aber eine unübersteigliche Schranke zwischen Mensch und Mensch, wie sie in Indien und in Aegypten bestand, war ihnen unbekannt. Unter ihnen waltete ferner eine gewisse praktische Moral, aber nicht als ein ausgesprochenes Gebot, sondern als angestammte Sitte und Denkart. Weil ihr Leben nur durch Gewohnheit, nicht durch polizeiliches oder göttliches Gesetz geordnet war, so nahmen sie leicht fremde Sitten, fremde Tugenden und Laster an, sobald sie mit denselben in Berührung kamen: ein Zug, der den Germanen ebenfalls in hohem Grade eigen ist und der auch die heutigen Perser auszeichnet. Endlich hatten die älteren Perser gleich den Germanen auch große Neigung zum Trunk und pflegten beim Wein ihre Berathungen zu halten, aber erst am Tage darauf einen Beschluß zu fassen.

Als dieselben Perser später sich ein großes Reich erobert hatten, entarteten sie, und mit der alten Einfachheit ihrer Sitten ging alles

Edle und Gute des persischen Stammes für immer unter. Zugleich hatten sie, trotz der Größe und des Glanzes ihrer Herrschaft, seitdem, ebenso wie die ihnen unterworfenen Völker, ein trauriges Loos zu dulden. Der persische Staat begriff damals die reichsten und schönsten Länder der alten Welt in sich; aber da diese mit ihrer Selbstständigkeit alsbald auch ihr eigenthümliches Leben verloren, so welkte alle Blüthe dahin. In dem großen Reiche der Perser war bald kein Nationalgefühl mehr und überhaupt kein Streben nach den höheren Zielen der Menschheit. Das Glück des Menschen bestand darin, daß er aß, trank, das Befohlene that und sich zuweilen in Lüsten von der Arbeit erholte. Die Menge der Perser pflügte und webte, ackerte und baute, und ließ sich von Zeit zu Zeit in einen Krieg treiben, an dem ihr Herz nicht Theil nahm; und die ganze Bevölkerung des weiten Reiches glich so einer Heerde Schafe, die auf glücklicher Weide graf'te, bis sie endlich ein Raub der Wölfe ward.

Was die einzelnen Theile des Staates und seiner Verwaltung betrifft, so hatten die Magier oder die Mitglieder der Priesterkaste einen gewissen Einfluß im Staate. Sie salbten den König bei seiner Thronbesteigung, führten die Jahrbücher über seine Regierung, wurden auch in weltlichen Staatsämtern, welche Kenntnisse erforderten, gebraucht und hatten die Bestattung der Könige zu leiten. Neben ihnen standen sieben Reichsfürsten dem Könige am nächsten. Diese hatten jederzeit ungehinderten Zutritt zu dem Inneren des Palastes und bei der Thronbesteigung des Königs verwalteten drei von ihnen die besonderen Ehrenämter, ihn mit dem Kleide des Cyrus und mit der Tiara oder der königlichen Kopfbinde zu bekleiden und ihm das Schwert umzuschnallen. Der König wurde als eine geheiligte Person angesehen, vor welcher Jedermann sich zur Erde niederwerfen mußte. Ein glänzender, aus einer Menge Menschen bestehender Hofstaat umgab ihn und für alle seine Diener und Beamten war ein mannigfaltiges Ceremoniel vorgeschrieben. Außer den prachtvollen Palästen in den Residenzen des Reiches besaß er in den verschiedenen Ländern desselben viele Jagdschlösser und sogenannte Paradiese, d. h. königliche Gärten und Parks.

Das Reich war, wie schon oben angegeben, in zwanzig Satrapieen oder Statthalterschaften eingetheilt, deren Verwaltung je einem vom Könige ernannten Großen anvertraut war. Obgleich die Satrapen durch öftere Absendung königlicher Bevollmächtigten bewacht wurden, so herrschten sie doch meist willkürlich; und obgleich die Truppen ihrer Statthalterschaft nicht ihnen, sondern besonderen vom König ernannten Befehlshabern untergeben waren, so wußte doch bald jeder Satrap sich ein eigenes Heer zu schaffen. Die Einkünfte des Staates bestanden

bei den eigentlichen Persern bis zur Zeit des Darius Hystaspis aus dem Ertrag der Domänen und aus freiwilligen Geschenken, welche in Zeiten des Krieges gefordert wurden; die unterworfenen Völker zahlten eine bestimmte jährliche Summe. Darius ließ die freiwilligen Leistungen im eigentlichen Persien bestehen; in den andern Theilen des Reiches aber führte er sowohl Natural-Lieferungen als auch Steuern in baarem Gelde ein, welche in vorgeschriebener Menge und Beschaffenheit an den Hof und an die Statthalter entrichtet werden mußten. Medien z. B., welches nächst dem eigentlichen Persien von allen Provinzen am besten gestellt war, mußte außer der Geldabgabe jährlich dreitausend Pferde, viertausend Maulesel und achthundert Schafe dem Hofe liefern. Zu den genannten Abgaben kamen in den einzelnen Provinzen noch Zölle, sowie Lieferungen an die Vorrathshäuser und für das durchreisende Gefolge des Königs oder der Satrapen.

Das Heer enthielt unter Cyrus und Kambyses den gesammten waffenfähigen Theil der persischen Nation, welcher nach der ihm eigenthümlichen Weise bewaffnet und eingeübt war und siegreich Alles niederwarf. Schon unter Darius I. dagegen bestand der allein Achtung gebietende Theil desselben nur in den zehntausend sogenannten Unsterblichen, die aus den drei edlen Stämmen der Perser genommen und durch eine glänzende Rüstung ausgezeichnet wurden; die übrigen Perser wurden nicht mehr zum Kriege zugezogen und das Heer ward aus den unter einander sehr verschiedenen Truppen der Provinzen gebildet, von welchen kein Theil den andern verstand, mit denen keine regelrechte Linie, keine Schlacht nach verständigem Plan zu liefern, noch weniger ein Feldzug zu führen möglich war, und deren Cavallerie theils auf Pferden, theils auf Maulthieren, theils auf Eseln, theils auf Wagen saß. Die Kriege, welche die Perser mit dem griechischen Volke führten, zeigen, daß ein solches Heer, je größer es war, desto leichter besiegt werden konnte.

Eine echt menschliche Geistesbildung entwickelte sich bei den Persern nicht und ungeachtet des Glanzes und Reichthums ihres großen Reiches gelangten sie weder zu einer gedeihlichen Pflege der Wissenschaft, noch zu wahrer Kunst. Selbst für das zum äußeren Leben Nothwendige entbehrten sie jeder eigenen entwickelten Geistesthätigkeit. So waren z. B. bis zum Untergang des Reiches die Aerzte am Hofe stets entweder Aegypter oder Griechen, und nie wird eines persischen Arztes Erwähnung gethan. Ebenso standen Fremde an der Spitze des Seewesens; und im Kriege gebrauchte man fast stets Fremde zu allen Dingen, zu welchen wissenschaftliche Kenntnisse erfordert wurden, wie z. B. zu der Erbauung der Brücken, welche Darius I. und Xerxes schlagen ließen. Selbst in der bei den Persern gebräuchlichen Art der

Eintheilung des Tages und des Jahres zeigt sich eine große Unvollkommenheit: man benutzte dazu nicht einmal die früher von den Chaldäern in Babylonien gemachten Erfindungen, obgleich dieses Land doch zum persischen Reiche gehörte; und als Darius I. in seinem seythischen Kriege den an der Donau zurückgelassenen Feldherren befahl, daselbst zwei Monate auf ihn zu warten, wußte er sich keines andern Kalenders zu bedienen, als des bei Samojeden und andern Wilden gebräuchlichen: er gab nämlich den Feldherren einen Riemen mit sechszig Knoten, von welchen sie jeden Tag einen lösen sollten.

Von der Kunst der Perser finden sich in den Ruinen ihrer Residenzen die einzigen erhaltenen Ueberreste, welche ebenso, wie alle Bauwerke des Orients, den vorherrschenden Charakterzug des Prächtigen und Kolossalen an sich tragen. Doch ist es höchst ungewiß, ob irgend eines von den in Persien einst vorhandenen Gebäuden seiner Entstehung nach über die Zeit des Kambyses hinaufreichte. Dagegen ist es aber gewiß, daß die erst einige Jahrhunderte nach Christi Geburt beginnende persische Dynastie der Sassaniden zu den alten Bauwerken und Sculpturen neue hat hinzufügen lassen: so daß gar Manches in den Ruinen Persiens dieser späteren Zeit angehört.

Die persischen Residenzen waren fünf an der Zahl, nämlich außer dem alten Babylon, in welchem die Könige häufig den Winter zubrachten, die Stadt Susa, die sie gern im Frühling bewohnten, die medische Hauptstadt Ekbatana, welche sie ihrer kühleren Luft wegen im Sommer den übrigen Residenzen vorzogen, und endlich die altpersischen Städte Persepolis und Pasargadä. Die beiden zuletzt genannten Orte lagen im südöstlichen Theile des eigentlichen Persiens nicht weit von einander entfernt und waren die ältesten Städte desselben. Man hält neuerdings Persepolis und Pasargadä für einen und denselben Ort und meint, daß der erstere Name nur von den Griechen zur Bezeichnung für die späteren Bauwerke und Anlagen, welche neben Pasargadä eine eigene Stadt bildeten, gebraucht worden sei. Beide Orte befanden sich in der von dem Araxes-Flusse, welcher jetzt Bend-Emir heißt, durchflossenen Thalebene Merdatscht. Sie wurden von den Persern als der heilige Mittelpunkt ihres Reiches angesehen, in welchem ihre Könige bei der Thronbesteigung feierlich geweiht wurden, während ihrer Regierung öfters ihren Gottesdienst verrichteten und endlich ihre Ruhestätte erhielten. Auch befand sich dort die Schatzkammer des Reiches. Noch heut' zu Tage ist die ganze Gegend, in der jene Städte lagen, mit Trümmern bedeckt, welche aber zum Theil aus der Periode der Sassaniden und sogar aus der mohammedanischen Zeit Persiens herrühren. Die wichtigsten Ruinen, welche aus dem Alterthum herstammen, sind die ausgedehnten Trümmer

eines Palastes; sie werden von den heutigen Persern Tschihil-Minar, d. i. die vierzig Säulen, genannt, weil bei diesem Volke die Zahl vierzig eine runde ist, die man zur Bezeichnung einer unbestimmten Menge gebraucht. Die heutigen Perser nennen diese Ruinen auch Tukl al Dschemschid, d. h. Thron des Dschemschid, mit Beziehung auf den mythischen Perserkönig Dschemschid, welcher nach der poetischen Sage der Perser der Gründer von Persepolis war. Außer diesen Trümmern gehören auch die Ruinen einiger großen Grabmäler, von welchen das eine durch die Volkssage für das Grab des Darius Hystaspis erklärt wird, sowie die Ueberreste einiger andern Gebäude der Zeit des Alterthums an. An denselben findet man Darstellungen in roher Bildhauerarbeit, die sich auf die Religion, die Könige und ihre Weihe zu beziehen scheinen, sowie Inschriften in keilförmiger Schrift, deren Entzifferung in neuerer Zeit wichtige Ergebnisse geliefert hat. Von Susa, dessen Lage oben angegeben wurde, finden sich heut' zu Tage nur solche Trümmer, wie sie auch von Babylon sich erhalten haben, formlose Schutthaufen von gebrannten oder getrockneten Steinen und unter diesen einige Marmor- und Granitblöcke, die mit keilförmiger Schrift bedeckt sind. Sie liegen an dem Flusse Kerrah oder Kara-Su. Das alte Susa enthielt große Paläste, Höfe und Parks von bedeutender Ausdehnung, hatte einen Umfang von $2^2/_3$ deutschen Meilen und besaß ebenfalls eine Schatzkammer der Könige. Die Stadt Ekbatana, von welcher sich, außer einigen Schutthaufen und einer keilförmigen Inschrift an einem Felsen, keine Reste mehr erhalten haben, lag an der Stelle der heutigen Stadt Hamadan, in der schönsten Gegend von Medien, nämlich auf und an einem quellenreichen Berge in der Nähe eines großen Waldgebirges, von dessen Gipfel man das kaspische Meer erblickt. Ekbatana hatte eine bedeutende Ausdehnung und enthielt in seiner Mitte eine Burg oder Citadelle, deren Umfang der griechische Geschichtschreiber Herodot dem der ganzen Stadt Athen gleich schätzt. Die Stadt wurde nach dem Untergang des persischen Reiches eine der Residenzen der Könige des parthischen Reiches und man weiß daher nicht, welchem Volke und welcher Zeit der prachtvolle Königspalast angehörte, in welchem, nach den Beschreibungen griechischer Schriftsteller der späteren Zeit, alles Holzwerk von Cedern und Cypressen gemacht, alle Säulen und Balken mit Gold- und Silberblech überzogen und die Dächer mit silbernen Ziegeln bedeckt waren.

Geschichte der alten Welt.

II. Völker der griechisch-römischen Zeit.

Geschichte der Griechen.

I. Einleitung.

1. Das griechische Land.

Im Süden der unteren Donau breitet sich eine große Halbinsel aus, die das südöstliche Ende Europa's bildet und die von allen Ländern dieses Welttheiles am frühesten eine historische Bedeutung erhielt. Sie besteht jetzt aus der europäischen Türkei und dem Königreich Griechenland und wird deshalb häufig die türkisch-griechische Halbinsel genannt. Ihrer Gestalt nach zerfällt sie in zwei Haupttheile, einen sehr großen nördlichen und einen kleinen südlichen Theil, von welchen der erstere zwischen dem adriatischen und dem schwarzen Meere liegt und südlich bis zum Archipelagus reicht, der letztere aber zwischen dem Archipelagus und dem ionischen Meer sich ausbreitet. Der nördliche Theil ist ein großer, ununterbrochener Strich Landes mit einer verhältnißmäßig kleinen Küstenlinie und gleicht deshalb mehr einem Festlande, als einer Halbinsel; der südliche Theil dagegen, welcher dem heutigen Königreich Griechenland entspricht, ist eine der vollkommensten Halbinseln der Erde und enthält fast mehr Küsten- als Binnen-Land. Beide Theile haben die Haupt-Eigenthümlichkeit mit einander gemein, daß sie viele und mannigfaltige Gebirge enthalten und daß, wegen der Zertheilung ihres Bodens in zahlreiche Gebirgs-Districte, keine größeren Flüsse in ihnen vorkommen. Diese Eigenthümlichkeiten zeichnen aber am meisten den südlichen Theil aus, welcher eine große Menge und Mannigfaltigkeit von Gebirgen, Thälern und kleinen Ebenen zeigt. Außerdem hat dieser Theil an seiner Ostseite eine so große Zahl von Inseln, daß der Name des Meeres Archipelagus deshalb ein Begriffswort geworden ist und zur Bezeichnung jedes inselreichen Meeres der Erde überhaupt gebraucht wird.

Der südliche Theil der türkisch-griechischen Halbinsel ist das Land der alten Griechen. Er beträgt, die zu ihm gehörenden Inseln mitgerechnet, nur etwa ein Sechstel der Größe von Deutschland und entspricht also seinem Umfang nach etwa den Königreichen Baiern und

Württemberg zusammengenommen. Von den geographischen Verhältnissen dieses Landes enthält das Nachfolgende diejenigen Einzelnheiten, welche für das Verständniß der alt-griechischen Geschichte vorzugsweise bemerkenswerth sind.

Das griechische Land zerfällt naturgemäß in drei Theile, Nordgriechenland oder Thessalien und Epirus, Mittelgriechenland oder Hellas im engeren Sinne und den Peloponnes oder die Morea. Im Norden hängt das Land durch die über siebentausend Fuß hoch sich erhebende Kette des Pindus mit den Gebirgen der westlichen und nördlichen Türkei zusammen. Der Pindus zieht in südöstlicher Richtung mitten durch das nördliche Griechenland. Nach Westen laufen von ihm mehrere Bergzüge aus, welche das rauhe Bergland Epirus bilden. Im Osten sendet der Pindus zwei Haupt-Gebirgszüge aus; der eine von ihnen ist das weniger bemerkenswerthe kambunische oder, wie es jetzt heißt, das Volutza-Gebirge, welches die Grenze von Macedonien und Thessalien bildet und mit dem über neuntausend Fuß hohen Berg Olympus am Busen von Salonichi endigt; der andere Gebirgszug heißt Othrys und zieht auf der Nordgrenze des heutigen Griechenlands zu dem Busen von Volo hin. Zwischen den äußersten östlichen Enden dieser beiden Gebirgszüge liegt, parallel mit der Pindus-Kette, das Gebirge Pelion, dessen nördlichster Berg Ossa an den Olympus stößt und dessen südlicher Theil nur durch niedere Höhen mit dem Ost-Ende des Othrys verbunden ist. Zwischen dem Pindus, dem kambunischen Gebirge, dem Pelion und dem Othrys liegt der wichtigste Theil desjenigen Landes, welches im Alterthum Thessalien hieß und theils in Abdachungen dieser Gebirge, theils aus sehr fruchtbaren Ebenen besteht. Er wird von dem Flusse Peneus durchströmt und hat nur einen einzigen natürlichen Ausgang, nämlich die zwischen Ossa und Olympus liegende romantische Schlucht, durch die er ins Meer fließt und welcher unter dem Namen Tempe als eines der schönsten Thäler Griechenlands berühmt ist. Im Süden des Othrys liegt das demselben parallel laufende und gleich ihm von dem Ende des Pindus ausgehende Oeta-Gebirge, welches von jenem durch ein schmales Thal getrennt ist. Es fällt da, wo es zuerst das Meer berührt, steil zu diesem ab und nur ein äußerst schmaler Saum liegt hier zwischen dem Fuß der Berge und dem sumpfigen Meere und gewährt den einzigen natürlichen Eingang aus Thessalien in das mittlere Griechenland. Dieser Saum ist der berühmte Paß von Thermopylä.

Das Oeta-Gebirge hat bei diesem Passe noch nicht sein Ende erreicht, obgleich es daselbst seinen Namen verliert; es zieht vielmehr in südöstlicher Richtung noch durch den ganzen Osten des mittleren

Griechenlands hin, bis zu dessen südöstlichster Spitze, dem Vorgebirge Sunium. Von seinen letzten Höhen sind besonders bemerkenswerth: der einen trefflichen weißen Marmor enthaltende Pentelikus, der durch seine Bienen berühmte Berg Hymettus und der durch seine vielen Silberminen ausgezeichnete Berg Laurion. Im Westen des Oeta zieht von Epirus her eine andere Gebirgskette in südöstlicher Richtung durch das mittlere Griechenland hin, dessen berühmteste Berge der siebentausend fünfhundert Fuß hohe Parnassus, der bis zu fünftausend dreihundert Fuß aufsteigende Helikon und der etwa viertausend Fuß sich erhebende Cithäron sind. Zu beiden Seiten dieser Gebirgskette liegen theils größere und kleinere Ebenen, theils Berge und Bergzüge. Die berühmtesten Flüsse dieses Theiles von Griechenland sind der Achelous im Westen und der in dem Landsee Kopais mündende Kephissus im Osten.

Mit dem mittleren Griechenland hängt nur durch die schmale Landenge Isthmus der dritte, südliche Haupttheil des Landes zusammen. Dieser heißt heut' zu Tage die Morea, im Alterthum ward er die „Pelopsinsel" oder der Peloponnes genannt. Er enthält in seiner Mitte ein hochliegendes Land, dessen Oberfläche abwechselnd aus Bergzügen und kleinen Hochebenen besteht und welches bei den Alten den Namen Arkadien führte. Dieses hohe Binnenland des Peloponnes ist ringsum von noch höheren Gebirgen umgeben. Zwischen ihnen und dem Meere liegt ein bald mehr, bald weniger bergiges Land, dessen Höhenzüge zum Theil mit jenen das Land Arkadien umgebenden Gebirgen zusammenhängen, zum Theil durch Vertiefungen des Bodens von ihnen getrennt sind. Das berühmteste dieser Gebirge ist der rauhe Taygetus, dessen südlichster Theil die durch die räuberische Völkerschaft der Mainoten in neuerer Zeit berühmt gewordene Maina ist und mit dem Vorgebirge Tänarum oder Kap Matapan, einer der äußersten Spitzen des Festlandes von Europa, endigt. Die bedeutendsten Flüsse des Peloponnes sind der Eurotas und der Alpheus, welche beide in Arkadien entspringen. Der Erstere mündet im Süden, der Letztere im Westen der Halbinsel.

Die Küsten des alten Griechenlands sind meistens felsig und steil, mit vielen größeren und kleineren Buchten versehen und namentlich die Ostküste ist reich an Häfen der mannigfaltigsten Art. Das westliche Meer hieß bei den Alten das ionische Meer, das östliche oder der Archipelagus führte den Namen aegäisches Meer. Die bemerkenswerthesten Meerbusen sind die nachfolgend verzeichneten: der thermäische Busen oder der heutige Busen von Salonichi; der malische Busen oder der von Zeitun; das euböische Meer oder die lange, zwischen Mittelgriechenland und der Insel Euböa liegende Meerenge,

welche in ihrer Mitte am schmalsten ist, nach Norden und Süden hin aber sich immer mehr erweitert und deren engste Stelle der Euripus heißt; der saronische Busen oder das Meer von Aegina, auf der Ostseite des Isthmus liegend; der Busen von Argolis, heut' zu Tage der von Nauplia genannt; der lakonische oder der messenische Busen, jetzt der von Kolokythia und von Koron genannt, im Süden des Peloponnes; der korinthische Busen oder der von Lepanto, auf der Westseite des Isthmus; der ambracische Busen, heut' zu Tage der von Arta genannt.

Seinen klimatischen Verhältnissen nach gehört Griechenland zu den wärmeren Gegenden der nördlichen gemäßigten Zone. Doch ist es, wegen seiner bergigen Beschaffenheit und seiner östlichen Lage, weniger warm als Sicilien und das südliche Italien, mit welchen Ländern es fast in einer und derselben Breite liegt. Im Inneren des Landes hat ferner das Klima, je nach der verschiedenen Höhe der einzelnen Theile, die größte Mannigfaltigkeit und es gibt dort Berggegenden, in denen der Winter ebenso kalt und rauh ist, als im Inneren des westlichen Deutschlands. Mit ewigem Schnee ist aber keine einzige Berghöhe Griechenlands bedeckt.

Bei der großen historischen Wichtigkeit einzelner Völkerschaften und Gegenden Griechenlands bedarf es, vor der Erzählung der griechischen Geschichte, einer Angabe der Länder, in welche Griechenland im Alterthum zerfiel, sowie der Namen, mit welchen dieselben damals benannt wurden.

Die Inseln der westlichen Seite Griechenlands oder die heutigen ionischen Inseln wurden im Alterthum nicht unter einem besonderen Namen zusammengefaßt, sondern zu den verschiedenen Ländern des Festlandes, in deren Nähe sie liegen, gerechnet. Die wichtigsten derselben sind: Koreyra im äußersten Norden, das heutige Korfu und im früheren Alterthum auch Scheria und die Insel der Phäaken genannt; Leukadia, das jetzige Santa Maura, mit dem berühmten Vorgebirge Leukas; Ithaka, jetzt Theaki; Kephallenia, jetzt Cefalonia; Zakynthus, das heutige Zante. Im Süden des Peloponnes liegt die Insel Cythera oder das noch zu den ionischen Inseln gerechnete jetzige Cerigo, im Alterthum besonders wegen eines vielbesuchten Tempels der Venus berühmt.

Die Inseln des Archipelagus sind, wie alle Inseln von Südeuropa, gebirgig. Sie bestehen übrigens nicht, wie man mitunter meint, aus zerstreuten und einzeln aus dem Meer emporgestiegenen Eilanden, sondern sie sind die höchsten Theile der Fortsetzung der Hauptgebirgszüge, welche diesseits das eigentliche Griechenland und jenseits den Westen von Kleinasien durchziehen; es läßt sich deswegen auch ganz

genau die Grenzlinie ziehen, durch welche die zu Asien und die zu Europa gehörenden Inseln des Archipelagus von einander geschieden sind. Die große Mehrzahl der im südlichen Theile dieses Meeres gelegenen Inseln wurde von den Alten in die zwei Gruppen der Cykladen und Sporaden eingetheilt. Die Cykladen sind der zu Europa, die Sporaden der zu Asien gehörende Theil dieser Inseln, wiewohl schon unter den alten Griechen in Betreff einiger Inseln Verschiedenheit der Meinungen darüber herrschte, ob sie zu den Ersteren oder zu den Letzteren gehörten. Von den Cykladen sind vorzugsweise zu bemerken: Delos, die berühmteste dieser Inseln, nach den Mythen der Griechen die Geburtsstätte Apollo's und der Diana, deswegen ein Hauptsitz der Verehrung des Ersteren mit einem vielbesuchten Tempel desselben und in Folge davon einer der Mittelpunkte des griechischen Handelsverkehrs; Paros, welches eine der vorzüglichsten Arten von weißem Marmor enthielt; Antiparos mit einer berühmten Grotte; Naxos, die größte der Cykladen. Unter den Sporaden sind die bemerkenswerthesten: das besonders durch den Evangelisten Johannes berühmt gewordene Patmos und die Insel Kos, die Heimath des großen griechischen Arztes Hippokrates. Nahe bei dieser Inselgruppe liegt auch die zu Asien gehörende Insel Samos, welche zuweilen zu derselben gerechnet wird. Im Süden der Sporaden ist die berühmte asiatische Insel Rhodus. Kandia, die südlichste und größte Insel des ganzen Archipelagus, hieß im Alterthum Kreta. Sie gehört noch zu Europa.

Im saronischen Meerbusen liegen die beiden Inseln Aegina und Salamis. Die Insel Euböa, jetzt Negroponte genannt, ist nächst Kreta die größte des Archipelagus und liegt an der östlichen Seite von Mittelgriechenland. An ihrer engsten Stelle war sie in der letzten Hälfte des Alterthums durch eine Brücke mit dem festen Lande verbunden. Ein Punkt ihrer nördlichen Küste ist unter dem Namen Artemisium in der griechischen Geschichte berühmt geworden.

Die übrigen, für die altgriechische Geschichte bemerkenswerthen Inseln des Archipelagus sind die im nördlichen Theile dieses Meeres liegenden Inseln Thasos, Samothrake, Lemnos, Tenedos und Lesbos und das in der Mitte desselben, an der kleinasiatischen Küste gelegene Chios.

Der Peloponnes enthielt im Alterthum mehrere besondere Staaten. In der Mitte der Halbinsel lag das vorzugsweise zur Viehzucht geeignete Wald- und Bergland Arkadien; dieses Land berührte nirgends das Meer, sondern es war durch die andern Staaten des Peloponnes von demselben getrennt. Im Süden von Arkadien lagen die beiden Länder Lakonien und Messenien. Das Erstere, in welchem Sparta oder Lacedämon die Hauptstadt war, breitete sich um den Eurotas-

Fluß und am Gebirge Taygetus hinaus und war zum größten Theile ein rauhes Bergland, dessen Vertiefungen aber einen fruchtbaren Ackerboden enthielten. Im Westen von Arkadien und im Norden von Messenien lag Elis, eines der fruchtbarsten und am besten angebauten Länder des Peloponnes. Den nördlich von Arkadien, zwischen dieser Landschaft und dem korinthischen Meerbusen gelegenen Raum nahm Achaja und die kleinen Staaten von Sikyon und Korinth ein. Korinth erstreckte sich noch bis auf den Isthmus und ward zugleich vom korinthischen und vom saronischen Meere bespült. Auf der östlichen Seite der Halbinsel, im Nordosten von Arkadien und im Norden von Lakonien lag das Land Argolis mit der Hauptstadt Argos.

Das mittlere Griechenland oder das jetzt Livadien genannte Land führte in der früheren Zeit des Alterthums den Namen Hellas, welcher später zur Bezeichnung des gesammten Griechenlands diente. Es zerfiel in mehrere kleine Länder, von welchen das an Korinth grenzende Megaris den Uebergang zum Peloponnes bildete. Die wichtigste Landschaft von Mittelgriechenland war Attika. Dieses Land, dessen Hauptstadt Athen war, lag im äußersten Südosten und hatte einen meist aus Bergen und Hügeln bestehenden, felsigen, trockenen und unfruchtbaren Boden, in welchem ursprünglich blos der Oelbaum gedieh und nur einige kleine Ebenen, wie die sogenannte thriasische bei der Stadt Eleusis, sich durch Fruchtbarkeit auszeichneten. Doch war Attika im Alterthum sorgfältig angebaut und lieferte namentlich Wein, Feigen und Oliven. Im Westen von Attika und Megaris, zwischen dem euböischen und korinthischen Meere lag das meist sehr fruchtbare Land Böotien mit der Hauptstadt Theben, im Westen von diesem das fast durchaus gebirgige Phocis mit dem wegen seines Orakels berühmten Orte Delphi. Südwestlich und nördlich von Phocis lagen drei kleine Länder, welche insgesammt Lokris hießen und durch Beinamen von einander unterschieden wurden. Zwischen zweien derselben und im Nordwesten von Phocis lag Doris, ein rauhes Berg- und Waldland von geringem Umfang. Im Westen von Doris breitete sich das Land Aetolien und im Westen von diesem das Land Akarnanien aus.

Das nördliche Griechenland bestand aus Epirus und Thessalien. Das Letztere war ein auf allen Seiten von Gebirgen eingeschlossenes Land, dessen Inneres aber einige größere und sehr fruchtbare Ebenen enthielt. Im Alterthum zerfiel es in eine bald größere, bald kleinere Zahl von Staaten, deren Ausdehnung und Bedeutung im Verlauf der griechischen Geschichte sich häufig änderte. Im Nordosten von Thessalien erstreckte sich vom Olympus-Berge an, längs der Küste des Busens von Salonichi, nach Norden hin das Land Pierien, welches

schon zu Macedonien gerechnet wurde, aber in den ältesten Zeiten mit zu Griechenland gehörte.

Im Westen von Thessalien, durch das Pindus-Gebirge von diesem Lande getrennt und von ihm bis zum ionischen Meer und bis nach Akarnanien sich ausbreitend, lag das Land Epirus, welches von den alten Griechen bald mit zu ihrem Vaterlande gerechnet, bald als ein ungriechisches Land angesehen wurde. Es umfaßte einen großen Theil des heutigen Albanien und war meist gebirgig. Gewöhnlich theilte man es in die drei Landstriche Chaonien, Thesprotien und Molossia, von welchen der erstere im Norden, der zweite an der mittleren Seeküste des Landes und der dritte im Süden lag.

Noch weniger als Epirus wurde von den alten Griechen Macedonien für ein griechisches Land gehalten. Dieses breitete sich im Norden von Thessalien um den heutigen Meerbusen von Salonichi aus. Im Osten Macedoniens lag, längs dem aegäischen Meer, dem Hellespont, dem Bosporus und dem schwarzen Meer, das durchaus ungriechische Land Thracien, welches der jetzigen türkischen Provinz Rumili entspricht. Die Länder, welche im Westen von Macedonien und im Norden von Epirus sich bis zum adriatischen Meere hin erstreckten, faßte man im Alterthum häufig unter dem Namen Illyrien zusammen.

2. Abstammung der Griechen.

Die alten Griechen gehörten zu dem indo-germanischen Völkerstamm und zwar zu derjenigen Abtheilung desselben, welche man den griechisch-lateinischen oder den pelasgischen Völkerzweig nennen kann. Diese Völkergruppe begreift von den Nationen des Alterthums die Griechen oder, wie sie selbst sich nannten, die Hellenen, sowie die Römer und die meisten übrigen Völker des mittleren und südlichen Italiens in sich. Unter den neueren Völkern Italiens befindet sich keines mehr, welches als reiner Sprößling des pelasgischen Völkerzweiges anzusehen wäre, sondern diese gehören alle zu jenen Mischlingsvölkern, die man unter dem Namen des romanischen Zweiges der indo-germanischen Völkerfamilie zusammenfaßt. Sie sind aus einer Mischung von Griechen und Italienern des Alterthums, von Germanen und von Galliern entstanden. Von den alten Griechen haben sich nur noch in einigen Gegenden der Türkei und Griechenlands reine Nachkommen erhalten; die große Mehrzahl der Neugriechen aber ist aus einer Vermischung von eigentlichen Griechen und andern, namentlich slavischen Völkern hervorgegangen.

Durch das Studium der Sprachen und der historischen Ueber-

lieferungen hat sich ergeben, daß in den Anfängen der europäischen Geschichte außer den Griechen noch zwei andere Völkerstämme in Europa einwanderten und sich in der türkisch-griechischen Halbinsel ansiedelten. Diese waren der illyrische und der thraeische Völkerstamm. Aus Gründen, die von den Sprachen der Völker hergenommen sind, hält man Beide für besondere, den Griechen nicht näher verwandte Völkerstämme; die Sagen aber, welche uns aus den ältesten Zeiten Kleinasiens und Europa's überliefert worden sind, deuten auf eine gemeinsame Abstammung und auf eine ursprünglich gemeinschaftliche Sprache der thraeischen, illyrischen und griechischen Völker.

Der illyrische Völkerstamm ließ sich im Nordwesten der Türkei nieder und breitete sich, von der Nordgrenze des Landes Epirus und dem nördlichen Ende des ionischen Meeres an, auf den Küsten des adriatischen Meeres bis zur Mündung des Po-Flusses aus, sowie landeinwärts bis zu den Flüssen Save und Donau in Ungarn. Die wichtigsten Völker des illyrischen Stammes waren die Taulantier, Liburner, Istrier und Eneter oder Veneter am adriatischen Meer, sowie die Dardaner auf der Grenze Macedoniens und des heutigen Serbiens, und die Pannonier, welche anfangs in dem jetzigen Lande Bosnien wohnten, um die Zeit von Christi Geburt aber nach Ungarn wanderten und nach denen das letztere Land zuweilen auch Pannonien genannt wird. Die Bewohner von Epirus oder die Epiroten bildeten den Uebergang von den Griechen zu den Illyriern; die Mehrzahl derselben gehörte jedoch dem Stamm der Letzteren an. Die illyrischen Völker sind im Laufe der Zeit theils ausgerottet worden, theils haben sie sich mit Völkern anderer Abstammung vermischt; es hat sich nur ein geringer reiner Rest derselben erhalten, welcher bei den christlichen Völkern den Namen der Albanesen, bei den Türken den der Arnauten führt. Dieses kriegerische Volk ist in neuerer Zeit, vermittelst der Vergleichung seiner Sprache mit den aus dem alten Illyrischen erhaltenen Wörtern, von den meisten Sprachforschern als ein Ueberrest jenes Völkerstammes erkannt worden.

Der thraeische Völkerstamm ließ sich im Osten der Illyrier und im Nordosten der alten Griechen nieder und seine Wohnsitze erstreckten sich bis zu der Donau und zum schwarzen Meer; ja, nach der Annahme der alten Griechen wohnten thraeische Völker, von den frühesten bekannten Zeiten an, auch in Kleinasien. Einige Jahrhunderte vor Christi Geburt breitete sich dieser Völkerstamm noch weiter nördlich, über die linke Seite der Donau hin, aus und bevölkerte auch die Walachei und einzelne Theile von Ungarn. Im Alterthum gehörten zu ihm vornehmlich folgende Völker: die eigentlichen Thraeier oder Thraken in dem gleichnamigen Lande, die ebendaselbst wohnenden

Odryſen, die Geten in der Walachei, die Triballer im Lande Serbien, die im Norden von Thracien wohnenden Möſier, nach welchen die alten Römer den jetzigen Ländern Serbien und Bulgarien den Namen Möſien gaben, und die Daken oder Dacier, die auf dem linken Ufer der Donau, in Ungarn und Siebenbürgen wohnten und nach denen das ſüdöſtliche Ungarn, die Walachei, die Moldau und Siebenbürgen bei den Römern den Geſammtnamen Dacien führten. Ferner gehörten, nach der Annahme der alten Griechen, auch die in Kleinaſien wohnenden Phrygier, Myſier und Bithynier zu den Völkern des thraciſchen Stammes. Ueber Ein Volk des Alterthums iſt man durchaus im Unklaren, ob es dem thraciſchen oder einem andern Stamme angehörte. Dies ſind die Macedonier, welche nach den Forſchungen des einen Gelehrten für ein thraciſches, nach denen eines andern für ein griechiſches, nach denen eines dritten für ein illyriſches Volk zu halten wären; nach einer vierten Annahme endlich, welche am meiſten Wahrſcheinlichkeit für ſich hat, waren ſie ein mit Griechen vermiſchtes illyriſches Volk.

Auch die Völker des thraciſchen Stammes ſind im Sturm der Zeiten untergegangen. Nur ein Miſchlingsvolk, welches als ein mit Römern, Slaven und andern Völkern vermengter Reſt der alten Thracier zu betrachten iſt, findet ſich unter den Nationen der heutigen Welt. Es ſind die Wlachen oder Walachen, welche in der Moldau und Walachei, ſowie in verſchiedenen Gegenden von Ungarn, Siebenbürgen, der eigentlichen Türkei und Griechenlands wohnen, und in deren Sprache ſich ein ſpärlicher Ueberreſt der untergegangenen thraciſchen Sprachen erkennen läßt.

II. Aelteſte Zeit der Griechen.

1. Allgemeines.

Mit dem Auftreten des griechiſchen Volkes beginnt ein neuer Zeitabſchnitt in der Geſchichte der Menſchheit. Durch die Griechen ward nämlich der Mittelpunkt der Weltbegebenheiten von Aſien nach Europa verlegt. Durch ſie wurden außerdem aber auch neue Formen des Daſeins und eine neue Art von Entwickelung in der Menſchheit hervorgerufen, und dieſe veränderte Richtung unſeres Geſchlechts und ſeiner Geſchichte blieb für alle folgenden Zeiten die vorherrſchende. Für das orientaliſche Weſen war mit der Erhebung der griechiſchen Nation die Zeit abgelaufen: der orientaliſche Theil der Menſchheit blieb ſtehen,

während der abendländische voranschritt: er fiel gleichsam in den Zustand der Erstarrung und verlor dadurch, fast für alle späteren Zeiten, jeden bedeutenderen, über seinen nächsten Kreis hinausgehenden Einfluß. Nur zwei Völker des Orients, die Juden und die Araber, erhielten in den späteren Zeitaltern der Welt eine bleibende Wichtigkeit für das gesammte Menschengeschlecht: jene, weil sie in ihrem Wesen das rein Menschliche gegen den zerstörenden Einfluß des Orientalischen zu schützen gewußt, eine reinere und wahrere Vorstellung von der Gottheit sich bewahrt und so dem später entstehenden Christenthum eine Stätte bereitet hatten; diese, weil sie der Geistesrichtung des Abendlandes und den Grundsätzen jener Weltreligion theilweise einen Zutritt zu sich gewährten und so das Alt-Orientalische von neuem zu beleben verstanden.

Die Griechen stehen an der Spitze der neuen Zeit und sind die eigentlichen Schöpfer derselben. Als sie sich erhoben, da waltete unter den schwarzen Stämmen des Südens die denselben stets eigen gebliebene Sklaverei und rohe Sinnlichkeit; unter den Völkern des Nordens und Westens dagegen herrschte zwar Freiheitsliebe und kriegerischer Muth, aber auch Mangel an Bildung, Gesittung und Ordnung; die des Ostens endlich waren zwar schon längst aus dem Stande der Rohheit herausgetreten und hatten Wissenschaften, Künste und viele Elemente eines besseren äußeren Lebens entwickelt, allein sie waren auch in geistige Einseitigkeit und Beschränkung gerathen, moralisch entartet und ein Opfer der Despotie geworden. In der Mitte dieser sie umgebenden Hauptkreise des damaligen Menschengeschlechts betraten die Griechen die Bahn einer neuen Art von Entwickelung und sie thaten dies mit so großem und bleibendem Erfolge, daß bis zur gegenwärtigen Stunde die rein geistige Cultur der civilisirten Welt ebenso vorzugsweise auf Griechenland beruht, wie die religiöse auf Palästina.

Die Griechen haben zuerst eine unabhängige Kunst geschaffen; denn sie haben zuerst die Kunst an und für sich und ihrer selbst wegen gepflegt und dadurch der Menschheit ein neues Hauptmittel der Erhebung und Veredlung gegeben. Die Griechen haben ferner zuerst eine selbstständige Philosophie gegründet; denn sie waren es, die zuerst die Forderungen der denkenden Kraft von dem religiösen Bedürfniß schieden und so auch dem Geiste des Menschen jene Räume des Höheren und Unendlichen öffneten, die vorher nur seinem Gemüthe zugänglich gewesen waren. Sie haben zuerst eine wahre Wissenschaft ins Leben gerufen, indem sie zuerst die geistige Forschung ebenso von der Willkür eines einzelnen Standes, wie von den Zwecken des äußeren Lebens unabhängig machten; sie haben namentlich die beiden Wissenschaften der Mathematik und der Geschichte neu geschaffen; denn

von dieſen hatte die erſtere, als eine der Selbſtſtändigkeit ermangelnde Beſchäftigung, ſeither nur den äußeren Bedürfniſſen der Völker gedient, mit der letzteren aber hatte man, ſtatt eine Erkenntniß des Menſchen und ſeines Entwickelungsganges zu erſtreben, blos dem patriotiſchen Gefühl und der Unterhaltung Befriedigung zu gewähren geſucht. Die Griechen haben ferner das reichhaltige Bildungs-Element, welches in der Sprache liegt, in einer ganz neuen Weiſe und in hohem Grade entwickelt. Sie haben nicht allein viele neuen Formen und Weiſen für die Poeſie erfunden und ihre eigene Sprache ſo ausgebildet, daß dieſelbe eine der ſchönſten und ausdruckvollſten geworden iſt, ſondern ſie haben namentlich auch die Kunſt der proſaiſchen Rede geſchaffen. Die Schriften der früheren Völker hatten entweder eine poetiſche Form, oder ſie waren in einer Sprache geſchrieben, welche, gleich der der Kinder, des geordneten Zuſammenhangs entbehrte und in deren äußerer Form nicht, wie in den Schriften der Griechen, vermittelſt des Periodenbaues und der Rückſicht auf Wohlklang, die Gedankenwelt mit allen ihren mannigfaltigen Abſtufungen und Schattirungen ſich abſpiegelte. Die Griechen endlich haben zuerſt von allen Völkern ein ächtes und wahres Staatsleben geſchaffen. Sie haben nämlich zuerſt dem Verſtande der Einzelnen in den Angelegenheiten der Nation ſein volles Recht gegeben, zuerſt die Stimme der Geſammtheit zu der Bedeutung einer öffentlichen Meinung erhoben, zuerſt eine blos von den Fortſchritten der Geiſtes-Cultur abhängige Entwickelung des Staates eingeführt. Sie waren deshalb auch das erſte Volk der Geſchichte, das eine eigentlich republikaniſche Verfaſſung bei ſich zu entwickeln und lange Zeit zu erhalten wußte.

Die Geſchichte dieſes für die Entwickelung der Menſchheit ſo wichtigen Volkes beginnt, wie die faſt aller Völker, mit Mythen und Sagen, deren hiſtoriſcher Gehalt nicht mehr ſicher zu ermitteln iſt. Die Anfänge der griechiſchen Geſchichtſchreibung fallen erſt in das ſechste Jahrhundert vor Chriſti Geburt. Vorher wurden die Ereigniſſe der Vergangenheit in bloßen Sagen oder in erzählenden Gedichten überliefert und auch die letzteren hatte man erſt kurz vor jener Zeit niederzuſchreiben angefangen, nachdem ſie Jahrhunderte lang mündlich von einer Generation an die andere übergeben worden waren. Ein Theil dieſer Gedichte und viele Sagen aus der griechiſchen Vorzeit haben ſich bis auf unſere Tage erhalten. Man hat in neueren Zeiten mit großem Scharfſinn verſucht, den hiſtoriſchen Gehalt derſelben zu erforſchen und ſo das Dunkel der früheſten griechiſchen Geſchichte zu erhellen; allein der ſichere Gewinn, der durch dieſe Bemühungen erlangt ward, iſt doch nur ein geringer geweſen und jene Sagen werfen zwar auf die Gedankenwelt und Vorſtellungsweiſe der älteſten Zeit ein er-

wünschtes Licht, gaben uns aber über deren äußere Schicksale keine zuverlässige Kunde.

Die älteste Zeit des griechischen Volkes läßt sich in zwei Hauptabschnitte eintheilen, in die etwa bis gegen das Jahr 1400 v. Chr. dauernde Urzeit und in die sogenannte achäische oder heroische Zeit, welche etwa 900 vor unserer Zeitrechnung zu Ende ging.

2. Urzeit der Griechen.

Die schwachen Lichtstrahlen, welche in die dunkle älteste Zeit der Griechen dringen, lassen uns Spuren von Zuständen erkennen, welche verschieden von dem sind, was in der späteren Geschichte als Charakter des griechischen Volkes erscheint. Griechenland war schon früh bewohnt, aber von Völkern, welche andere Namen führten, als den der Griechen oder Hellenen. Die ältesten Bewohner des Landes hatten zum Theil eine Cultur, aber dieselbe war der älteren orientalischen einigermaßen ähnlich und dagegen von dem Charakter der späteren griechischen Bildung sehr verschieden. Die Griechen selbst wußten nicht, wie sie den Inhalt ihrer Sagen über jene Zeit ansehen sollten und waren im Unklaren über das Verhältniß, in welchem sie selbst der Abstammung nach zu jenen Ureinwohnern ihres Landes standen. Uns ist es natürlich noch viel weniger möglich, hierüber zur Gewißheit zu gelangen; wir können nur vermuthen, daß es sich mit jener ältesten griechischen Zeit etwa folgendermaßen verhalten haben mag.

Jene drei Stämme, welche in der ältesten Zeit den Südosten Europas bevölkerten und der griechisch-lateinische, der illyrische und der thracische Stamm genannt werden, standen sich zur Zeit ihrer Einwanderung in Sprache und Sitte noch sehr nahe, zerfielen aber in eine Menge einzelner Völkerschaften, welche einander zum Theil bekriegten und von denen einige früher als die andern sich zu einer Cultur erhoben und manche von diesen unterwarfen. Dadurch sind einige von ihnen mächtiger und berühmter geworden, als die übrigen, und ihre Namen, welche man auch auf die Unterworfenen übertrug, haben deshalb in den der Nachwelt überlieferten Sagen eine besondere Bedeutung erhalten. Die zwei berühmtesten dieser Namen sind die der Pelasger und der Hellenen, von welchen jener in der ältesten Zeit der ausgezeichnetste war, dieser dagegen erst nach dem Untergang des pelasgischen Namens allmälig bedeutend und endlich zur gemeinsamen Bezeichnung aller griechischen Völkerschaften gebräuchlich wurde. Erst nach den Zeiten Homer's erhielt der Name Hellenen diese Bedeutung unter den Griechen selbst; vorher gab es kein Wort zur Bezeichnung des gesammten griechischen Volkes. Der Name einer andern griechischen Völkerschaft, Graiken oder Gräken, wurde nach dem Westen von

Griechenland hin vorzugsweise bekannt und daher kommt es, daß er bei den älteren italienischen Völkern zur Bezeichnung der Griechen überhaupt gebräuchlich ward. Durch die Römer hat sich dieser Name später auch zu den Völkern des westlichen und nördlichen Europa's verbreitet und dies ist der Grund, warum die heutigen Europäer die Griechen nicht mit dem bei ihnen selbst gebräuchlich gewordenen Namen Hellenen, sondern mit dem Worte Griechen benennen.

Der Name Pelasger wurde von den späteren Griechen selbst so gebraucht, daß sie bald eine besondere Völkerschaft ihrer Urzeit unter demselben verstanden, bald überhaupt die gesammte ältere Bevölkerung Griechenlands mit ihm bezeichneten. Man thut, um sich nicht zu verwirren, am besten, wenn man dieses Wort in dem letzteren Sinne nimmt und also unter dem Namen Pelasger die Ureinwohner von Griechenland versteht, etwa in der Art, wie wir die älteren Bewohner von Deutschland Germanen nennen und erst von der Entstehung des deutschen Reiches an das Wort Deutsche gebrauchen. Die einzelnen Völkerschaften jener pelasgischen Zeit hießen Lapithen, Perrhäber, Minyer, Phlegyer, Leleger u. s. w.

Die Pelasger wanderten von Norden her, aus dem Lande Thracien, in Griechenland ein; und vielleicht waren es auch thracische Stämme, von welchen dieselben zuerst eine Cultur erhielten. Daher kommt es, daß einige der ältesten griechischen Dichter, deren Namen sich erhalten haben, Thracier genannt werden. Die Pelasger ließen sich zuerst in Thessalien nieder und bevölkerten von dort aus die übrigen Theile Griechenlands. Auch die See befuhren sie und viele griechische Inseln erhielten deshalb schon in sehr früher Zeit Bewohner. Wie die Sage berichtet, so kamen auf verschiedenen Inseln, auf denen sie sich angesiedelt hatten, fremde Schaaren zu ihnen, durch welche sie zuerst von den Metallen und ihrer Bearbeitung Kunde erhielten. Diese Fremdlinge werden Kureten, Telchinen, Korybanten, idäische Daktylen und Cyklopen genannt; woher aber dieselben kamen und welchem Volke sie angehörten, ist nicht zu ermitteln. Die Pelasger entwickelten eine Cultur und diese blühte in einigen Gegenden vorzugsweise auf. Solche Gegenden waren Epirus, wo schon früh der dem Zeus geweihte Tempel von Dodona als eine besonders heilige Stätte galt, das Land Thessalien, in dessen fruchtbaren Ebenen schon in der ältesten Zeit Ackerbau getrieben wurde, die ebenfalls fruchtbaren Gegenden am Kopais-See in Böotien, wo die uralte Stadt Orchomenos schon sehr früh durch ihren Reichthum sich auszeichnete, sowie endlich das im Südosten dieses Landes liegende Attika und die peloponnesischen Länder Argolis und Sikyon. In wie fern die in diesen verschiedenen Gegenden angesiedelten Völkerschaften unter einander näher oder ferner

verwandt waren, ist nicht mehr zu bestimmen. Von einigen derselben werden die Namen einzelner Herrscher angeführt, und unter diesen sind zwei vorzugsweise berühmt geworden: Ogyges, ein der Sage nach schon zwei und zwanzig Jahrhunderte v. Chr. in Attika und Böotien herrschender König, zu dessen Zeit eine große Fluth alle niederen Gegenden beider Länder verwüstete und ihre Bewohner vernichtete und Inachus, ein König von Argos, welcher im neunzehnten Jahrhundert vor Christo gelebt haben soll und dessen Name bei den Griechen und Römern sprichwörtlich gebraucht ward, um eine uralte Zeit zu bezeichnen. Das merkwürdigste Reich der ältesten griechischen Zeit war das von Orchomenos, dessen Bewohner, wahrscheinlich nach einem der verschiedenen Völkerschaften, aus denen dasselbe zusammengesetzt war, Minyer hießen. Es erstreckte sich über das nördliche Böotien hin und war durch seinen Wohlstand so berühmt, daß die Hauptstadt Orchomenos für eine der reichsten Städte der Urzeit galt. Um die Ufer des Kopais-Sees und auf den angrenzenden Bergseiten war der Boden mit Sorgfalt angebaut; Abzugskanäle, die man in die Berge gegraben hatte, setzten den See mit dem euböischen Meere in Verbindung und schützten so das Land gegen die Ueberschwemmungen desselben; und große Bauwerke, von der sogleich näher zu beschreibenden Art, wurden in sehr früher Zeit zu Orchomenos errichtet.

Aus den dunkeln Zeiten der ältesten griechischen Geschichte erhielten sich hier und da Bauwerke von eigenthümlicher Art, welche der Volksglaube der späteren Zeit den Cyklopen, riesenhaften Gewaltigen einer früheren Weltordnung, zuschrieb, und die man deshalb cyklopische Mauern nannte. Die Trümmer einiger dieser Bauten sind noch heut' zu Tage in Griechenland zu sehen, namentlich ein gewölbeartiges Gebäude zu Mycenä in Argolis, das von den Gelehrten die Schatzkammer des Atreus genannt wird, und Ueberreste von der Mauer dieser Stadt mit einem Thore, über welchem sich zwei in Stein gehauene Löwen, das älteste Werk griechischer Bildhauerkunst, befinden. Andere cyklopische Bauwerke standen und stehen zum Theil noch in Athen, in Argos, in der argolischen Stadt Tirynth, in Orchomenos und an andern Orten; auch in Italien finden sich Reste derselben. Diese cyklopischen Bauten bestehen aus großen Felsstücken von mitunter erstaunlichem Umfang, welche meist unregelmäßig behauen und ohne irgend eine Mörtel-Verbindung zusammengefügt sind: die inneren Räumlichkeiten haben die Form von Gewölben, ohne doch wie eigentliche Gewölbe gebaut zu sein. Welchem Volk und welchem Jahrhundert der griechischen Vorzeit diese Bauwerke angehören, ist unbekannt; sie können ebensowohl erst nach der pelasgischen Zeit, als in derselben

errichtet worden sein. Weil man sie aber besonders an solchen Orten findet, von denen namentlich angeführt wird, daß einst Pelasger sich an ihnen niedergelassen haben, so gehören sie wohl der pelasgischen Zeit an. Auch waren sie zum Theil so ungeheuere Werke, daß Viele der Meinung sind, ihre Erbauung könne, gleich der der aegyptischen Gebäude, entweder nur einer priesterlich und despotisch regierten Volksmasse oder ganzen, unterworfenen und zu Frohnden gezwungenen Völkerschaften zugeschrieben werden; in der unmittelbar auf die pelasgische Periode folgenden Zeit aber gab es weder eine Priesterherrschaft, noch war es damals üblich, ganze besiegte Völker zu solchen Frohndiensten zu gebrauchen.

Der erste Beginn einer höheren Cultur beruhte in Griechenland wie überall auf dem Ackerbau und dieser war, neben der Viehzucht, die Hauptbeschäftigung der in Griechenland eingewanderten Stämme. Er gedieh am leichtesten in niederen Ebenen mit angeschwemmtem Boden, welche, wie z. B. die von Thessalien, von Flüssen durchströmt waren, und daher leicht die in wärmeren Ländern durchaus nothwendige Bewässerung erhalten konnten. Aus diesem Grunde werden solche Ebenen in den griechischen Sagen vorzugsweise Ansiedelungen von Pelasgern genannt. Welchen Charakter die während der pelasgischen Zeit in Griechenland entstandene Cultur im Einzelnen hatte, wissen wir nicht; nur soviel geht aus den Sagen mit ihren Götter- und Heldennamen wie überhaupt aus der Vergleichung der griechischen Sprache mit den ihr verwandten altindischen und altpersischen hervor, daß das religiöse und bürgerliche Leben jener Zeit dem älteren orientalischen Wesen ähnlich war. Dadurch unterschied sich die pelasgische Periode ebenso von allen folgenden Zeiten des griechischen Volkes, wie die cyklopischen Bauwerke von denen der nächsten Jahrhunderte. In der ganzen sicheren Geschichte der Griechen kommt nichts von einer Priesterkaste vor; diese dem Orient eigenthümliche Einrichtung war den Griechen seit dem Ende der pelasgischen Zeit so durchaus fremd, daß schon in Homer's Gesängen, dem ältesten erhaltenen Dichtwerk der Griechen, statt eines herrschenden Priesterthums vielmehr das weltliche Haupt des Volkes zugleich als höchster Priester desselben erscheint. Ebenso ist die das griechische Volk auszeichnende Ansicht von menschlichen und göttlichen Dingen, durch welche sich dasselbe so sehr vom Orient unterscheidet, schon in jenen Gesängen als die bereits unmittelbar nach der pelasgischen Zeit herrschende zu finden. Aus diesem Grunde ist es auch erklärlich, warum wir aus den vielen Sagen der Griechen keine ganz klare Ansicht jener ältesten Zeit gewinnen können: das griechische Wesen der nachfolgenden Zeiten war von dem pelasgischen zu sehr verschieden, als daß die Ueberlieferungen aus dieser Zeit mit Treue

hätten bewahrt und fortgepflanzt werden können. Die unmittelbar auf die pelasgischen Jahrhunderte folgende Zeit war diejenige, bei welcher, als ihrer eigentlichen Vorzeit, die Gedanken der späteren Griechen am liebsten und fast allein verweilten und aus der dieses Volk den alterthümlichen Stoff für seine dichterischen Werke nahm. Alles sogenannte Pelasgische kam den Griechen so fremdartig und gleichsam ungriechisch vor, daß ihre Dichter fast nie eine Sage aus der Zeit desselben zum Gegenstande ihres Gesanges wählten; ja diese ganze Zeit lebte so schwach in der Erinnerung der Griechen fort, daß ihre eigenen Geschichtsforscher über die Pelasger keine größere Klarheit zu erlangen vermochten, als wir.

Die alt-griechischen Sagen reden auch von Colonieen, welche von Aegypten und einigen asiatischen Ländern aus sehr früh in Griechenland angelegt worden sein sollen. Zuerst kam, erzählen sie, Cekrops aus Saïs in Aegypten nach Attika, wo er von dem Könige des Landes freundlich aufgenommen wurde. Er vermählte sich mit dessen Tochter und folgte ihm in der Herrschaft des Landes nach. Die Stadt Athen stand damals noch nicht; Cekrops aber legte durch die Erbauung einer Burg, die er Cekropia nannte, den Grund zu derselben. Dieser Aegypter soll zuerst den damals noch rohen Bewohnern des Landes eine Civilisation gebracht und sie in einen Staat vereinigt haben. Ebenso kam der Phönicier Kadmus nach Böotien und erbaute dort die Burg Kadmea, an deren Fuß später die Stadt Theben entstand. Auch er ward Herrscher im Lande und soll den Bewohnern desselben die Elemente einer höheren Cultur gegeben haben; namentlich schreibt ihm die Sage die Einführung der Buchstabenschrift in Griechenland zu. Acht Jahre nach Kadmus landete der Aegypter Danaus mit seinen fünfzig Töchtern und einer Schaar Männer in der Nähe der Stadt Argos, bemächtigte sich der Regierung des Landes und brachte den Einwohnern desselben ebenfalls Keime einer höheren Cultur. Mehr als anderthalb hundert Jahre nach Danaus, nämlich in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts vor Christo, erschien nach griechischen Sagen der Phrygier Pelops an der Küste des Landes Elis im Peloponnes. Er war der Sohn des Beherrschers eines kleinasiatischen Reiches, wurde aber von dem König der benachbarten Stadt Troja vertrieben und segelte mit einer kleinen Schaar von Getreuen nach Griechenland. In Elis vermählte er sich mit der Tochter des Königs von Pisa und folgte demselben in der Regierung nach. Die Sage leitet den Namen Peloponnes, welcher soviel als Insel des Pelops bedeuten soll, von ihm her.

Die Geschichte dieser vier Einwanderer wird durch die Sage sehr fabelhaft dargestellt und mit den Religions-Mythen des griechischen

Volkes in Verbindung gebracht. Selbst die bloße Thatsache der Gründung von aegyptischen, phönicischen und phrygischen Colonieen in Griechenland steht deshalb nicht ganz über jedem Zweifel, obgleich es gewiß ist, daß die Phönicier in früher Zeit die griechischen Küsten besuchten, und obgleich auch Aegypter und Phrygier wahrscheinlich zuweilen an denselben landeten. Das Einzelne über jene Einwanderungen aus Aegypten oder Phönicien gehört der Sage an: das aber ist gewiß, daß jene pelasgische Bevölkerung Griechenlands aus jenen beiden Ländern, namentlich aus Phönicien, mancherlei Anregungen empfing. Den Hirten und Ackerbauern kamen neue Kunstfertigkeiten und neue Lebensbedürfnisse aus jenen Ländern, deren Kultur schon höher entwickelt war und auch auf ihre Gottesverehrung haben diese Einflüsse aus dem semitischen Osten eingewirkt. Aber was sie von der Fremde empfangen, gestalteten sie bald in dem ihnen angeborenen feineren und höheren Geist um, wobei ihnen auch die Natur ihres Landes zu Hülfe kam.

3. Heroisches Zeitalter der Griechen bis auf den Argonauten-Zug.

Auf die pelasgische Zeit Griechenlands folgt eine andere, welche man die heroische zu nennen pflegt, weil kriegerischer Sinn und kriegerische Heldenthaten der Mittelpunkt sind, um den sich das Leben der damaligen Griechen drehte. Man hat diesem neuen Zeitraum auch den Namen des achäischen gegeben, weil derjenige Theil der griechischen Völkerschaften, welcher den Stamm der Achäer bildete, damals die Hauptrolle spielte. Diese Zeit beginnt kurz vor dem Jahr 1400 vor Christo und dauert bis etwa zum Jahre 900. Die eigentliche Blüthe des heroischen Zeitalters aber fällt in das Jahrhundert des Argonauten-Zuges und des trojanischen Kriegs oder in die Jahre 1280 bis 1180. Die Heroenzeit des griechischen Volkes steht mit der vorhergehenden fast in gar keiner Verbindung: der Name der Pelasger verschwindet, und eine kleine Zahl von einander ähnlichen Völkerschaften, welche andere Namen führten, erscheint an der Stelle jenes Volkes in den verschiedenen Gegenden Griechenlands angesiedelt. Diese Völkerschaften hatten von Thessalien her sich über den größten Theil des festen Landes und der Inseln Griechenlands verbreitet und die Pelasger theils sich unterworfen, theils ihre Macht gebrochen. In wie fern sie mit den Letzteren verwandt waren, wissen wir nicht. Dagegen ist es gewiß, daß sie nicht dem thracischen oder illyrischen, sondern dem griechisch-lateinischen Völkerstamme angehörten, und daß das griechische Volk von ihnen abstammt. Einen gemeinschaftlichen Namen führten diese Völkerschaften nicht, sondern wenn sie in den ihre Thaten

besingenden Gedichten in Gesammtheit erwähnt werden, so wird der Name irgend einer mächtigeren einzelnen Völkerschaft zur Bezeichnung ihrer aller gebraucht: in dieser Weise nennt Homer sie bald Achäer, bald Hellenen, bald Danaer oder auch Panachäer und Panhellenen d. h. die gesammten Achäer und Hellenen.

Die Sage pflegt die Ursprünge der Völker von bestimmten Personen herzuleiten und deshalb häufig den Namen eines Volkes in einen Personen-Namen zu verwandeln, welcher dann als der des angeblichen Stammvaters dieses Volkes den Nachkommen überliefert und mit den übrigen Erzählungen in Verbindung gebracht wird. Auf diese Weise verfuhr auch die griechische Sage in Betreff der Stämme und Völkerschaften, in welche die alten Griechen zerfielen. Nach ihr stammen alle Griechen von Deukalion, einem Sohne des Halbgottes Prometheus ab. Zu seiner Zeit soll eine jener verheerenden Ueberschwemmungen statt gefunden haben, von denen die Sagen aller älteren Völker reden. Deukalion und seine Gemahlin Pyrrha, heißt es, waren die einzigen Bewohner von Nord- und Mittelgriechenland, welche diese große Fluth überlebten. Sie retteten sich vermittelst eines Schiffes, das sie zu diesem Behufe erbaut hatten. Dieses Schiff landete nach neun Tagen am Berge Parnassus, und Deukalion stellte, auf das Geheiß des höchsten Gottes, das Menschengeschlecht dadurch wieder her, daß er und seine Gemahlin Steine hinter sich warfen. Aus den Steinen, welche Deukalion warf, entstanden Männer, aus denen der Pyrrha Weiber. Diesen griechischen Noah nun erklärt die Sage für den Stammvater der Griechen. Die Griechen führten aber den Gesammtnamen Hellenen und deshalb gibt die Sage dem Deukalion einen Sohn, welcher Hellen genannt wird. Da ferner das griechische Volk seinen Dialekten nach in vier Hauptstämme zerfiel und diese die Achäer oder Achaier, die Jonier, die Aeoler oder Aioler und die Dorer hießen, so schuf die Sage drei Söhne Hellen's, welche Aeolus oder Aiolos, Dorus und Xuthus genannt werden und gibt dem Letzteren wieder die beiden Söhne Jon und Achäus oder Achaios. So lautet die Erzählung der Sage; wie es sich aber in Wirklichkeit mit der Herkunft und Entstehung des griechischen Volkes und seiner Stämme verhalten habe, ist in ein Dunkel gehüllt, welches die Forschung namentlich durch das Mittel der Sprachvergleichung allmälig bis zu einer Dämmerung erhellt hat, in welcher wenigstens die Hauptumrisse einigermaßen deutlich erkennbar sind.

Drei Haupt-Ereignisse zeichnen das heroische Zeitalter vor allen Andern aus: die Gründung eines eigenthümlichen Staatslebens und einer ausgedehnten Seeherrschaft auf der Insel Kreta durch den König Minos, der sogenannte Argonauten-Zug und der trojanische Krieg.

Gehören nun auch dieſe Ereigniſſe noch vorzugsweiſe der Sage an, ſo enthalten ſie doch Erinnerung an wirklich Geſchehenes und bezeichneten wenigſtens für die Griechen ſelbſt die Anfänge wirklicher Geſchichte.

In Kreta treffen wir zuerſt diejenige Staatsregierung an, welche den Griechen vor andern Völkern eigenthümlich war. Dieſe Inſel ſpielt deshalb in der älteren Geſchichte des griechiſchen Volkes eine große Rolle, während ſie ſonderbarer Weiſe in der ſpäteren Zeit desſelben ganz in den Hintergrund tritt und ungeachtet ihrer günſtigen Lage eine im Vergleich mit andern griechiſchen Inſeln geringe Bedeutung hat. Kreta hatte in alter Zeit einen König Minos, welcher der älteſte griechiſche Geſetzgeber genannt wird und deſſen Regierungsweisheit und Geſetzgebung ſo berühmt wurden, daß die Sage deswegen dieſem Könige einen vertrauten Umgang mit dem höchſten Gotte zuſchrieb und ſowohl ihn als ſeinen Bruder Rhadamanthus unter die Richter der Unterwelt verſetzte. Die Geſetzgebung, durch welche Minos den kretiſchen Staat neu einrichtete, zeichnete ſich durch den Grundſatz der Gleichheit aller Bürger und durch die Sorge für Erhaltung eines ritterlichen und kräftigen Sinnes unter ihnen aus: wenn anders die Berichte der Sage gegründet ſind und nicht etwa ſpätere Einrichtungen auf die frühere Zeit übertragen wurden. Es gab auf Kreta keinen Privatbeſitz, ſondern Alles war gemeinſchaftliches Eigenthum Aller; die Bürger mußten an einem öffentlichen Orte zuſammen ſpeiſen; die königliche Gewalt war nur im Kriege unumſchränkt und die Regierung lag hauptſächlich in den Händen eines Ausſchuſſes der Bürger; nur Sklaven bebauten das Land; die Jugend erhielt von Staatswegen und gemeinſchaftlich eine ſtrenge Erziehung, bei welcher Beſcheidenheit, Mäßigkeit und ein kräftiger, zum Kriege tüchtiger Körper und Geiſt das Hauptziel waren, nach welchem man ſtrebte. Minos entwickelte und hob auch das Seeweſen der Kreter, und ſein kriegeriſches und an Ordnung gewöhntes Volk gründete unter ihm eine ausgedehnte Herrſchaft zur See. Der Handel im Archipelagus war bis dahin in den Händen der Karier geweſen und dieſe hatten, wie alle Seevölker in ihren erſten Zeiten, zugleich Seeräuberei getrieben; Minos reinigte das Meer von ihnen und zwang ſie, dieſem Gewerbe zu entſagen. Er unterwarf ſich alle Inſeln des Archipelagus, von Thracien an bis nach Rhodus, und ſuchte durch Colonieen, die er auf einigen dieſer Inſeln und an der Küſte Kleinaſiens anlegte, die Seeherrſchaft Kreta's feſt zu gründen. So ward Kreta die älteſte griechiſche Seemacht, welche die Geſchichte kennt. Minos erbaute auf Kreta drei Hauptſtädte, Knoſſus, Cydonia und Phäſtus, von welchen die Letztere ſchon in früherer Zeit wieder unterging, die beiden andern aber durch das ganze Alterthum hindurch fortbeſtanden.

Ein Theil der griechischen Sagen führt einen zweiten König Minos an, welcher einige Menschenalter nach dem berühmten Gesetzgeber in Kreta geherrscht haben soll; andere dagegen erkennen nur Einen König dieses Namens an und übertragen auf ihn alles das, was von dem zweiten Minos erzählt wird. Zur Zeit dieses zweiten Minos lebte nach jenen Sagen auf Kreta Dädalus, einer der ältesten griechischen Künstler, deren Namen sich erhalten haben; die Geschichte desselben und seines Sohnes Ikarus ist aber so fabelhaft, daß dadurch selbst die Existenz Beider zweifelhaft gemacht wird. Minos ist in der griechischen Sagengeschichte besonders wegen der Erbauung des kretischen Labyrinths berühmt. Unter ihm hauste nämlich auf Kreta ein Ungeheuer mit einem Menschenleib und Stierhaupt, Minotaurus genannt, von welchem nach der einen Sage Herkules die Insel befreite, der aber nach einer andern Erzählung in ein großes Gebäude eingeschlossen wurde. Dieses Gebäude, welches Dädalus erbaute, benannte man nach dem berühmten Riesenwerk der Aegypter das Labyrinth. Es lag in der Nähe der Stadt Knossus und bestand aus sehr vielen Gängen, durch welche der Rückweg nur schwer zu finden war. Schon im späteren Alterthum war von ihm keine Spur mehr zu sehen und die neueren Reisenden haben zwar auf Kreta ein Gewirre von Höhlengängen entdeckt, welches man das Labyrinth zu nennen pflegt, allein dieses ist kein Gebäude, sondern ein großer Steinbruch in einem Felsenhügel und liegt nicht bei Knossus, sondern in der Nähe der alten Stadt Gortyne. Wahrscheinlich existirte jenes Gebäude niemals und war blos ein Erzeugniß der dichtenden Sage. Der Minotaurus wurde, wie unten erzählt werden wird, von dem Athener Theseus mit Hülfe der Tochter des Minos, Ariadne, getödtet. Minos soll, wie sein gleichnamiger Ahne, weithin geherrscht und für eine kurze Zeit auch die Athener sich unterworfen haben. Die Macht der kretischen Herrscher sank aber nach seinem Tode sehr schnell; denn zur Zeit des trojanischen Krieges besaß der damalige König von Kreta nur eine kleine Zahl Schiffe und die benachbarten Meere waren schon wieder mit Seeräubern angefüllt. Zur Zeit des zweiten Minos begann neben Knossus, Cydonia und Phästus auch die Stadt Gortyne sich zu heben, welche nach und nach eine der Hauptstädte der Insel ward und deren Trümmer noch heut' zu Tage einen großen Raum einnehmen.

Außer der Insel Kreta spielen die Länder Argolis, Lakonien, Korinth, Attika, Böotien, Aetolien und Thessalien vorzugsweise eine Rolle in der reichhaltigen Sagenwelt des griechischen Volkes. Die Erzählungen von dem, was in ihnen während der heroischen Zeit sich ereignete, sind zum Theil ebenso häufig Gegenstand der griechischen Dichtkunst geworden, als die Sagen von den großen gemeinsamen

Unternehmungen des Argonauten-Zuges und des trojanischen Krieges. Die wichtigsten dieser Erzählungen müssen deshalb gegeben werden. Die ältere Geschichte der übrigen Länder und Staaten Griechenlands ist zwar ebenfalls in die griechische Heldensage verflochten, hat aber nur eine untergeordnete Bedeutung. In allen verschwand, in Folge neuer Einwanderungen, das pelasgische Wesen; alle erhielten neue Bestandtheile ihrer Bevölkerung. Nur ein einziges griechisches Land, Arkadien nämlich, erlitt keine solche Veränderung. Die Arkadier wurden weder aus ihrem ursprünglichen Wohnsitze verdrängt, noch wanderten andere Stämme in ihr Land ein und vermischten sich mit ihnen. Sie rühmten sich deshalb auch später stets, daß sie allein von allen Griechen Autochthonen d. h. Ureinwohner seien. Uebrigens waren sie von rein griechischer Abkunft gleich den andern Bewohnern des Peloponnes, und redeten von der frühesten Zeit an die griechische Sprache. Auch nahmen sie ebenso, wie alle übrigen Peloponnesier, an dem trojanischen Kriege Theil und gaben in ihrem Charakter schon damals die Grundzüge des griechischen Wesens zu erkennen.

In Argolis blieb die Regierung bei den Nachkommen des Danaus. Zwei Urenkel desselben, Akrisius und Prötus, geriethen mit einander in einen Zwist, der eine Theilung der Herrschaft zur Folge hatte. Akrisius behielt Argos und das umliegende Land, Prötus dagegen wurde in einer andern Gegend von Argolis Herrscher und erbaute sich daselbst die Stadt Tirynth. Akrisius hatte keinen Sohn, sondern nur eine Tochter, welche Danae hieß. Ein Sohn der Danae und des Gottes Zeus, Perseus, ist einer der berühmtesten Männer der griechischen Heldensage. Ein Orakelspruch hatte seinem Großvater angekündigt, daß er durch einen Enkel sein Leben verlieren würde; Akrisius ließ deswegen Danae und ihren Sohn bald nach der Geburt des letzteren in einem Kasten ins Meer werfen, damit Beide umkämen. Allein sie wurden an einer fremden Küste gelandet und von dem Beherrscher derselben freundlich aufgenommen. Als Perseus herangewachsen war, zog er zu einem berühmten Abenteuer aus. Er reiste nämlich nach dem westlichen Afrika, um die Medusa zu tödten, eine der Gorgonen oder der drei Schwestern, welche durch den Anblick ihres mit Schlangen bedeckten Hauptes Jedermann in Stein verwandelten und von denen nur Medusa sterblich war. Unter dem Schutze der Göttin Pallas gelang dem Helden die kühne That. Mit dem versteinernden Medusenhaupt befreite Perseus, auf der Rückreise nach Griechenland, Andromeda, die Tochter eines aethiopischen Königs, welche einem Meerungeheuer zur Tödtung preisgegeben worden war. Andromeda ward hierauf seine Gemahlin. In Griechenland söhnte

ſich Perſeus mit ſeinem Großvater aus, er tödtete ihn aber durch einen unglücklichen Zufall unverſehens bei einem feſtlichen Spiele. Perſeus wurde nun König von Argos, vertauſchte jedoch dieſes Reich alsbald mit dem von Tirynth und erbaute eine neue Hauptſtadt desſelben, Mycenä.

Ein Enkel des Perſeus war Euryſtheus. Ihm war nicht allein das Reich von Mycenä zu Theil geworden, ſondern er wurde durch eine beſondere Fügung des Schickſals auch Herr und Gebieter über alle übrigen Nachkommen des Perſeus. Der berühmteſte von dieſen war Herkules oder Herakles, der Sohn des Zeus und der Alkmene, einer Enkelin des Perſeus und der gefeiertſte Held der griechiſchen Sage. Herkules, welcher auch der Alcide hieß, konnte nur dadurch von der Oberherrſchaft des Euryſtheus ſich befreien, daß er zwölf Heldenthaten, welche dieſer zu beſtimmen hatte, vollbrachte. Der Held unterzog ſich dieſer ſchwierigen Aufgabe und verrichtete, neben vielen andern tapferen Thaten, ſeine zwölf ſogenannten Arbeiten, welche Euryſtheus ihm auftrug. Er tödtete zuerſt einen im Nemeiſchen Walde in Argolis hauſenden Löwen, der für menſchliche Waffen unverletzlich war, dadurch, daß er ihn erdrückte; die Haut desſelben wurde des Helden Abzeichen. Hierauf erſchlug er eine vielköpfige Hyder oder Schlange, die in den Sümpfen des argoliſchen Ortes Lerne lebte und dadurch unüberwindlich ſchien, daß ihr, wenn man einen Kopf abſchlug, ſtatt desſelben alsbald zwei andere nachwuchſen. Dieß verhinderte Herkules dadurch, daß er den Hals jedes abgeſchlagenen Kopfes mit einem Feuerbrande ertödtete. Die dritte Arbeit war der Fang einer berühmten Hirſchkuh. Die vierte beſtand darin, daß Herkules einen furchtbaren, auf dem arkadiſchen Berge Erymanthus hauſenden Eber fing und lebend zu Euryſtheus brachte. Hierauf mußte er den dreitauſend Rinder enthaltenden Stall des eliſchen Königs Augias in Einem Tage reinigen: er bewirkte das Wunder, indem er zwei Ströme in den Hof leitete, welche den Miſt fortſchwemmten. Die ſechste und ſiebente Arbeit beſtand in der Einfangung eines großen wilden Stiers auf Kreta und in der Verjagung furchtbarer Raubvögel, welche am Stymphalis-See in Arkadien ſich umhertrieben. Herkules holte hierauf, unter großen Gefahren und Schwierigkeiten, für Euryſtheus die wilden, Menſchenfleiſch freſſenden Roſſe des thraciſchen Königs Diomedes, ſowie die Rinderheerde des ſpaniſchen Königs Geryon, das koſtbare Wehrgehenk der Hippolyta, einer Königin des kriegeriſchen Weibervolks der Amazonen in Kleinaſien, und die goldenen Aepfel der im weſtlichen Afrika wohnenden Hesperiden, dreier Nymphen, welche dieſelben durch einen Drachen bewachen ließen. Die zwölfte und ſchwierigſte Arbeit endlich beſtand darin, daß Herkules in die Unterwelt hinabſtieg, und

den furchtbaren Höllenhund Cerberus holte, den er, nachdem er ihn vor Eurystheus gebracht hatte, wieder in die Unterwelt zurückführte. Herkules war nun von der Herrschaft des Eurystheus frei, setzte aber sein mühseliges Heldenleben fort und vollbrachte noch sonst sehr viele glänzende Thaten, welche der dichterische Sinn der Griechen auf das mannigfaltigste ausgeschmückt und vervielfältigt hat. Die Sagen und die Dichtkunst der Griechen haben ihn zum Muster eines wahren Helden gemacht, der durch eigene körperliche und moralische Kraft sich befreit und durch Bekämpfung des Gemeinen, Schlechten und Verderblichen sowohl der Welt Segen bringt, als auch sich selbst zur vollendeten Heroentugend erhebt. Die Sage läßt den Helden Herkules, der zwar, wie alles Große und Herrliche, göttlichen Ursprungs ist, aber als der Sohn einer sterblichen Mutter auch an den Schwächen der menschlichen Natur Theil nimmt, auf seiner Laufbahn auch einmal irre gehen: er thut in dieser Verirrung Böses und sinkt zuletzt so tief, daß er zu Weichlichkeit und Unmännlichkeit entartet und nun als Sklave einer lydischen Königin in weiblicher Kleidung Mägdedienst verrichten muß. Allein der gesunkene Held ermannt sich wieder und betritt von neuem seine ehrenvolle Laufbahn. Zuletzt muß er, nach der Vorstellung, daß das wahrhaft Große auch die Prüfung des Todes zu bestehen vermag, auf eine qualvolle Art sein Leben enden und wird, von allen Schwächen der Sterblichkeit gereinigt, in den Himmel erhoben und unter die Götter versetzt.

Des Herkules Söhne und Nachkommen, die Herakliden, wurden aus ihrer Heimath verjagt und kehrten erst nach dem trojanischen Kriege wieder aus Mittelgriechenland in den Peloponnes zurück, wo sie, wie später berichtet werden wird, dann den größten Theil der Halbinsel sich unterwarfen. Im Lande Argolis gelangten bald nach des Helden Tod andere Geschlechter auf den Thron der beiden dort bestehenden Reiche. Nachdem nämlich Eurystheus gestorben war, ohne Kinder zu hinterlassen, erhielten die Pelopiden oder Söhne des Pelops, Atreus und Thyestes, die Herrschaft von Mycenä. Das Reich Argos aber fiel an zwei fremde Geschlechter, die auf einander folgten. Von den Königen des ersten war Adrastus der berühmteste, von denen des zweiten dagegen der tapfere Diomedes.

Die Geschichte der Pelopiden ist besonders wegen der Reihe von Gräuelthaten und Mißgeschicken merkwürdig, durch welche das Schicksal dieses Hauses einer der Hauptgegenstände der tragischen Dichtkunst späterer Zeiten ward. Schon des Pelops Vater, Tantalus, ein König von Phrygien, hatte sich schwer gegen die Götter versündigt, welche ihn vor allen andern Sterblichen ehrten. Er schlachtete, um ihre Allwissenheit zu prüfen, seinen Sohn Pelops, und setzte sein Fleisch

ihnen als Speise vor. Die erzürnten Götter riefen den Sohn des Tantalus ins Leben zurück, verstießen ihn selbst aber in die Unterwelt, wo er, mitten im Wasser stehend und durch den Anblick köstlicher Früchte gereizt, ewig Hunger und Durst leiden muß, weil er unersättlich gewesen war und im höchsten einem Sterblichen gewährten Glücke sich zu frevelhaftem Uebermuth hatte hinreißen lassen. Sein Sohn Pelops tödtete in Elis den König Oenomaus durch Hinterlist, um dessen Tochter und Reich zu erhalten. Auch den Diener desselben, Myrtilus, dessen er sich zu dieser That bedient hatte, ermordete er, um ihm nicht die versprochene Hälfte des Königreiches abtreten zu müssen. Myrtilus war aber ein Sohn Poseidon's gewesen und der Zorn dieses Gottes waltete nun unversöhnlich über der Familie des Pelops. Seitdem wurden gegenseitiger Mord und andere Gräuelthaten in dem Hause der Pelopiden gleichsam erblich. Von des Pelops Söhnen waren Atreus und Thyestes die berühmtesten. Diese gelangten in den Besitz des Reiches Mycenä und theilten dasselbe unter sich. Sie lebten aber in steter gegenseitiger Feindschaft, tödteten einander einen Theil ihrer Kinder und begingen aus Haß und Wuth noch manche andere Frevelthaten. Zuletzt wurde Atreus durch des Thyestes Sohn, Aegisthus, und Thyestes durch des Atreus Sohn, Agamemnon, getödtet. Der Letztere verjagte den Aegisthus aus seinem Reiche und bemächtigte sich desselben. Er vermählte sich hierauf mit Klytämnestra, der Tochter des spartanischen Königs Tyndareus, ward später der Führer der verbündeten Griechen gegen Troja und verlor, wie unten erzählt werden wird, durch Aegisthus und seine eigene treulose Gemahlin das Leben. Seine Kinder, Iphigenia, Elektra und Orestes, duldeten auch ihrerseits das tragische Geschick aller Pelopiden.

In Lakonien herrschte zu Agamemnon's Zeit der König Tyndareus. Seine Kinder waren Kastor und Pollux, welche die Dioskuren genannt werden, Klytämnestra und Helena. Doch waren die beiden oder einer der beiden Söhne und ihre Schwester Helena nur Stiefkinder des Tyndareus, indem die Sage ihnen den Gott Zeus zum Vater gibt. Helena war das schönste Weib in ganz Griechenland. Sie fand deshalb so viele Freier, daß es ihrem Vater wegen der Feindschaft aller derer, welche sich vergebens um sie bewarben, bange ward. Er ließ deshalb, ehe Helena unter ihnen wählte, alle einen Eid schwören, daß sie seiner Tochter und dem, welchem sie ihre Hand geben würde, gegen jede Beleidigung Hülfe leisten wollten. Helena wählte hierauf Menelaus, den Bruder Agamemnon's und dieser erhielt, als die Dioskuren unter die Götter aufgenommen worden waren, die Herrschaft von Lakonien.

In Korinth wird der älteste Herrscher Sisyphus genannt.

Dieser ward seiner Unthaten wegen in der Unterwelt dazu verurtheilt, auf einen Berg ein Felsenstück hinaufzuwälzen, das aber immer wieder herabrollte und von neuem hinaufgeschafft werden mußte. Seine Nachkommen verloren die Herrschaft bald und zu Agamemnon's Zeit bildete Korinth einen Theil der Staaten dieses Fürsten.

In Attika hatten, in den nächsten Zeiten nach Cekrops, Könige geherrscht. Unter einem derselben, Erechtheus, kam Hellen's Sohn Xuthus nach Attika; er vermählte sich hier mit Kreüsa, der Tochter des Königs, mußte aber nebst seinen Söhnen Jon und Achäus später das Land wieder verlassen. Diese griechischen Stammväter hat die Sage in die Geschichte Athen's deshalb verwebt, weil die Bewohner von Attika dem ionischen Stamme angehörten. Der achte König nach Cekrops, Aegeus, gerieth mit Minos, König von Kreta, in Krieg. Es soll nämlich Androgeus, ein Sohn dieses kretischen Königs, in Athen erschlagen worden sein und Minos zur Rache für seinen Sohn die Stadt bekriegt haben. Die Athener wurden, wie die Sage weiter erzählt, von den Kretern besiegt und mußten sich zu einem Tribut verpflichten, welcher darin bestand, daß alle neun Jahre sieben atheniſche Jünglinge und eben so viele Mädchen nach Kreta geschickt wurden, um daselbst dem Minotaurus zum Fraße vorgeworfen zu werden. Von diesem Tribut befreite die Athener des Aegeus Sohn und Nachfolger, Theseus, noch zu Lebzeiten seines Vaters. Dieser ist nächst Herkules einer der gefeiertsten Männer der griechischen Heldensage und diese hat die Geschichte seines Lebens auf eine sehr romantische Weise ausgeschmückt. Er war nicht in Athen, sondern in der argolischen Stadt Trözen geboren, wo Aegeus ihn als kleines Kind nebst seiner Mutter, der Tochter des dortigen Herrschers, zurückgelassen hatte. Dem Befehl des Vaters gemäß sollte Theseus, nach zurückgelegter Kindheit, erst dann nach Athen kommen, wenn er einen schweren Felsblock, unter welchen Aegeus ein Schwert und ein Paar Sandalen gelegt hatte, aufzuheben vermöge. Theseus löste diese Aufgabe im sechszehnten Lebensjahre und trat mit jenen Erkennungszeichen die Reise zu seinem Vater an. Unterwegs ergriff er begierig jede Gelegenheit, seinen Heldensinn zu bewähren. Zuerst tödtete er bei Epidaurus in Argolis den berüchtigten Räuber Periphetes, der alle Reisenden überfiel und mit einer eisernen Keule erschlug. Dann befreite er die Welt von einem andern Unmenschen, welcher Sinnis der Fichtenbeuger hieß und auf dem Isthmus wohnte. Dieser pflegte alle Reisenden festzunehmen, ihre Füße an die Spitzen zweier niedergebogenen Fichten zu binden und dann die Baumwipfel schnell in die Höhe fahren zu lassen, so daß der Körper des Unglücklichen in zwei Stücke zerrissen wurde. Theseus bezwang ihn und ließ ihn auf dieselbe Weise sterben. Der dritte Frevler,

den er tödtete, war Cercyon, welcher alle Fremden nöthigte, mit ihm zu ringen und diejenigen, die er überwand, umbrachte. Nachher kam die Reihe an den Räuber Skiron, der an der Grenze von Megaris und Attika wohnte und auf einem Felsen sitzend die Vorüberreisenden zwang, ihm die Füße zu waschen, worauf er sie in das Meer hinabstieß. Auch er mußte denselben Tod sterben, den er über so viele Menschen verhängt hatte. Hierauf erhielt der Räuber Prokrustes, d. i. der Ausdehner, durch Theseus seine Strafe. Prokrustes, der im Lande Attika wohnte, pflegte die Reisenden scheinbar gastfreundlich aufzunehmen; er hatte aber zwei Bettstellen, eine sehr große und eine sehr kleine. Zu der ersteren führte er diejenigen, welche klein von Gestalt waren und zog unter dem Vorwande, das Bett ihnen anzupassen, ihren Körper so sehr in die Länge, daß sie auf eine qualvolle Weise starben; große Wanderer dagegen legte er in das kleine Bett und hieb ihnen die über dasselbe hinausragenden Beine ab. Auch verheerende wilde Thiere tödtete Theseus auf dieser Reise. In Athen fand er sogleich Gelegenheit, sich um seinen Vater verdient zu machen. Dieser war nämlich fast nur noch dem Namen nach König; eine angesehene Familie der Stadt und die berüchtigte Zauberin Medea, die von Korinth nach Athen geflohen war, hatten sich der Regierung bemächtigt. Theseus vertrieb die Herrschsüchtigen aus Attika und stellte die selbstständige Herrschaft seines Vaters wieder her.

Bald nachher befreite Theseus die Athener von dem oben erwähnten kretischen Menschen-Tribut. Er ließ sich nämlich unter die nach Kreta zu sendenden Jünglinge und Mädchen aufnehmen und fuhr mit ihnen nach der Insel, entschlossen, den Minotaurus zu tödten. Hier wußte er die Liebe der Ariadne, der Tochter des Königs Minos, zu gewinnen und diese war ihm durch ihren Rath dazu behülflich, daß er nach der Tödtung des Stiers aus den Irrgängen des Labyrinths sich wieder herausfinden konnte. Sie gab ihm einen Knäuel Garn, den er mit dem einen Ende des Fadens am Eingange festband und im Fortgehen abwickelte. Theseus erlegte den Minotaurus, stieg sodann schnell zu Schiffe und entfloh mit Ariadne. Auf der Insel Naxos verließ er heimlich Ariadne, weil der Gott Bakchus ihm erklärte, daß er dieselbe zu seiner Gemahlin auserwählt habe. Das Schiff, auf welchem Theseus die Fahrt nach Kreta und von da zurück machte, war, weil es athenische Jünglinge und Jungfrauen dem Tode entgegenführte, bei der Abfahrt von Athen mit schwarzen Segeln versehen worden. Theseus hatte seinem Vater gesagt, daß er, wenn ihm die Tödtung des Minotaurus gelänge, bei der Rückkehr weiße Segel aufziehen wolle. Er vergaß dies aber zu thun; und als Aegeus das Schiff herannahen sah, stürzte er sich, aus Verzweiflung über den vermeintlichen Tod seines Sohnes,

in das Meer, welches, wie die Sage hinzusetzt, davon den Namen des aegäischen erhielt. Noch mehrere Jahrhunderte später wurde, zum Dank für die Befreiung Athen's von dem gräßlichen Tribut, jährlich ein atheniſches Schiff mit Opfergaben nach der dem Apollo geheiligten Inſel Delos geſchickt.

Theſeus folgte ſeinem Vater in der Regierung von Athen nach und erwarb ſich auch als König um dieſe Stadt große Verdienſte, wegen deren er noch in ſpäteren Jahrhunderten als einer der Wohlthäter des atheniſchen Volkes geprieſen wurde. Attika beſtand ſeit alter Zeit aus zwölf Bezirken oder Gauen, und das Band, durch welches dieſe mit einander verbunden wurden, war nach und nach ſo locker geworden, daß dieſelben faſt zwölf beſondere Staaten bildeten; ja ſie geriethen ſogar manchmal in offene Feindſchaft mit einander. Theſeus vereinigte ihre Bewohner wieder zu einem einzigen Volke, indem er ſie dazu zu bringen wußte, daß ſie die ſelbſtſtändige Verwaltung und Gerichtsbarkeit der einzelnen Bezirke aufgaben und Athen als den gemeinſchaftlichen Mittelpunkt der Regierung und des Gerichtsweſens anerkannten. Zur Befeſtigung dieſer Einheit führte er das große, zu Ehren der Göttin Athene gefeierte Feſt der Panathenäen (d. h. das Feſt aller Athener) ein und knüpfte das Beſtehen des Staates von Attika an die Religion ſeiner Einwohner, vornehmlich an die gemeinſchaftliche Verehrung der Pallas Athene, als der Hauptgottheit des Landes. Dieſe wurde als die Schutzgöttin von Attika angeſehen und die Hauptſtadt erhielt nach ihr den Namen Athen. Auf dieſer feſt gegründeten Vereinigung der Bewohner von Attika beruht zum Theil die ſpätere Größe, welche das attiſche Volk erlangte; denn ohne ſie wäre Attika vielleicht, wie Böotien und andere griechiſche Länder, in eine Anzahl kleiner Republiken zerfallen, deren Macht zu gering geweſen wäre, um je eine größere Bedeutung zu erlangen. Die dankbare Nachwelt übertrug auf Theſeus auch das Verdienſt, daß er einem Theile ſeiner königlichen Macht zum Beſten der Volksfreiheit entſagt und in der Geſetzgebung, der Verwaltung und dem Gerichtsweſen den Bürgern große Rechte eingeräumt habe. Deſſen ungeachtet ſoll Theſeus zuletzt alle Liebe ſeines Volkes eingebüßt haben und durch Meneſtheus, einen herrſchſüchtigen Großen, geſtürzt und zur Flucht genöthigt worden ſein. Er begab ſich zu dem ihm befreundeten Beherrſcher der Inſel Skyros, im Oſten von Euböa und wurde von dieſem, aus unbekannten Gründen, ums Leben gebracht. Im fünften Jahrhundert v. Chr. holten die Athener ſeine Aſche von jener Inſel, ſetzten ſie in Athen feierlich bei und errichteten ihm ſelbſt als einem Halbgott Tempel und Altäre.

Die griechiſche Heldenſage erzählt noch eine Menge abenteuerlicher Unternehmungen, welche Theſeus als König von Attika gemacht haben

soll. Diese würden sich der Hauptsache nach von einem Manne mit unruhigem, wildem Sinne oder auch wohl von der Jugendzeit des Theseus selbst glauben lassen, stehen aber im Widerspruch mit dem Geiste, den dieselbe Sage dem Theseus als Herrscher zuschreibt. Sie gehören offenbar zu jenen Ausschmückungen, durch welche die Dichtkunst der folgenden Jahrhunderte sich bemühte, die griechische Heldenzeit und die in ihr lebenden großen Männer glänzender darzustellen. Theseus begleitete, nach diesen Erzählungen, unter Anderm den Herkules auf seinem Zuge in das Land der Amazonen und vermählte sich mit der gefangenen Königin dieser kriegerischen Weiber, Hyppolyte. Er schloß ferner eine wegen ihrer Innigkeit und Treue sprichwörtlich gewordene Freundschaft mit einem andern berühmten Helden, dem König der Lapithen, Pirithous, nahm Theil an dessen blutigem Kriege mit den Centauren und stieg sogar einmal mit ihm in die Unterwelt hinab, um Proserpina, die Königin derselben, zu rauben. Mit Hülfe des Pirithous entführte Theseus außerdem auch die berühmte Helena, ward aber durch deren Brüder genöthigt, sie wieder zurückzugeben. Nach dem Tode der Hippolyte vermählte er sich mit Phädra, der Schwester der Ariadne, welche seinen Sohn Hippolytus, der ihre verbrecherische Liebe verschmähte, bei ihm verleumdete, so daß Theseus ihn verfluchte und den Gott Poseidon zur Tödtung desselben bewog.

Das Land Böotien, das während der Zeit der sicheren Geschichte der Griechen nur Ein Mal eine hervorragende Bedeutung erhielt, spielt dagegen in den Sagen dieses Volkes eine Hauptrolle und von den Ueberlieferungen aus der dem trojanischen Kriege vorangehenden Zeit ist, neben der Geschichte der Pelopiden, keine so häufig von den späteren griechischen Dichtern bearbeitet worden, als die nicht minder tragische Sage, deren Gegenstand das thebanische Königshaus bildet. Böotien, dessen Einwohner zu dem aeolischen Stamme gehörten, enthielt in der ältesten Zeit zwei Reiche, das von Orchomenos und das von Theben. Das erstere, dessen Bewohner Minyer hießen, blühte durch Ackerbau und Handel so sehr auf, daß es in der Urzeit der reichste Staat von Griechenland war. Eine Zeitlang war sogar das thebanische Reich den Minyern tributpflichtig. Nach dem trojanischen Krieg aber sank die Macht von Orchomenos sehr schnell, während Theben von dieser Zeit an bis zum Untergange Griechenlands die herrschende Stadt Böotiens blieb. Im vierten Jahrhundert v. Chr. wurde endlich Orchomenos von den Thebanern zerstört und obgleich es aus seinen Trümmern wieder emporstieg, blieb es doch fortan zwar ein berühmter Name, aber ein unbedeutender Ort.

Die Geschichte von Theben setzt an mit der Ankunft des Phöniciers Kadmus, welche in das Jahr 1519 v. Chr. verlegt wird. Die Sage berichtet

die Gründung der von ihm angelegten Stadt Theben in folgender Weise. Kadmus war von seinem Vater Agenor ausgesandt worden, um seine geraubte Schwester Europa zu suchen und sollte ohne sie nicht nach Phönicien zurückkommen. Da er sie nirgends finden konnte, so fragte er das delphische Orakel um Rath und dieses antwortete ihm, er solle der ersten ihm begegnenden Kuh folgen und da, wo dieselbe sich niederlegen würde, eine Stadt gründen: eine aus dem Namen Böotien entstandene Erzählung, weil dieser durch ein griechisches Wort, welches Kuh bedeutet, erklärt werden kann. Kadmus befolgte das Geheiß des Orakels und gründete Kadmea, die Burg der nachmaligen Stadt Theben. Er tödtete dabei einen in der Nähe hausenden Drachen und säete auf den Rath einer Gottheit die Zähne desselben in den Boden. Eine Menge bewaffneter Männer sproßten aus dieser Saat hervor, sie tödteten aber sogleich einer den andern bis auf fünf, welche die Sparten (d. i. die Gesäeten) hießen und die Stammväter des thebanischen Adels wurden. Kadmus vermählte sich mit Harmonia oder Hermione, einer Tochter des Ares und der Aphrodite. Alle Götter verherrlichten die Hochzeit durch ihre Anwesenheit. Unter den Geschenken, welche sie den Neuvermählten überreichten, befand sich auch ein Halsband und ein Mantel, welche ein denselben abgeneigter Gott im Zorne ihnen gab und die deshalb dem Hause des Kadmus durch alle Zeiten hindurch Unglück brachten. Hermione gebar dem Kadmus einen Sohn und vier Töchter. Die Geschichte der Letzteren, welche Semele, Ino, Agave und Autonoe hießen und insgesammt ein trauriges Geschick hatten, ist in die Mythe vom Gotte Bakchus verflochten worden; denn Bakchus war der Hauptgott von Theben und Semele galt als die Mutter desselben.

Nach Kadmus herrschten in Theben nach einander sein Sohn Polydorus, sein Enkel Labdakus und sein Urenkel Laïus. Der Letztere wurde von den beiden Thebanern Amphion und Zethus vertrieben und diese führten nun gemeinschaftlich die Regierung. Sie werden die Erbauer von Theben genannt, weil sie die am Fuße der Kadmea entstandene Stadt erweiterten, mit der Burg in Verbindung setzten und durch eine starke Mauer mit sieben Thoren befestigten. Seitdem führte die Stadt den Namen Theben. Amphion war der Gemahl der Niobe, welche im Stolz auf die Zahl und Schönheit ihrer Kinder sich über Apollo's Mutter Leto zu überheben wagte und zur Strafe dafür alle ihre Kinder verlor. Apollo tödtete dieselben mit seinen Pfeilen; die Mutter selbst aber wurde in einen Stein verwandelt. Auch Amphion und Zethus sollen in Folge des Zornes jener Gottheit ihr Leben verloren haben. Amphion, den die Sage auch als einen Sänger und Seher verherrlicht, starb nebst seinem Bruder

Zethus kinderlos. Nun kehrte Laïus aus der Fremde zurück und bestieg den thebanischen Thron von neuem.

Laïus vermählte sich mit der Thebanerin Jokaste und diese gebar einen Sohn, welcher unter dem Namen Oedipus berühmt wurde. Ein Orakelspruch hatte gesagt, daß derselbe einst der Mörder seines Vaters und der Gemahl seiner Mutter werden würde und Laïus ließ daher seinen Sohn gleich nach der Geburt aussetzen, nachdem er ihm, damit ja Niemand ihn auferziehe, die Füße durchstochen hatte. Allein Hirten eines benachbarten Königs, welche das Kind fanden, erbarmten sich seiner und die Gemahlin ihres Herrn nahm sich desselben an. Sie gab dem Kinde, dessen Füße angeschwollen waren, den Namen Oedipus, weil derselbe seiner wörtlichen Bedeutung nach diesen krankhaften Zustand anzeigte. Als Oedipus zum Jüngling herangewachsen war, traf er einst auf einer Reise mit seinem Vater, den er nicht kannte, zusammen, gerieth mit demselben in Zwist und erschlug ihn. Bei Theben hauste damals ein sonderbares Ungeheuer, welches die Sphinx genannt wurde. Diese Unholdin gab, auf einem Felsen an der Landstraße sitzend, jedem Vorübergehenden ein Räthsel auf und wer dasselbe nicht lösen konnte, wurde von ihr in den Abgrund hinabgestürzt. Da Niemand die Lösung des Räthsels zu finden vermochte, so mußten täglich einige Thebaner sterben. Um das verderbliche Ungeheuer los zu werden, setzte Kreon, der Bruder der Jokaste, welcher nach seines Schwagers Tode die Regierung führte, das Königreich und die Hand der Jokaste als Preis für denjenigen aus, der die Bedeutung des Räthsels zu ergründen vermochte. Da kam Oedipus auf seiner Reise nach Theben und löste das Räthsel, worauf die Sphinx sogleich sich selbst in den Abgrund stürzte. Oedipus wurde nun König von Theben, vermählte sich mit seiner Mutter und erhielt vier Kinder, nämlich die Zwillingssöhne Eteokles und Polynikes und die Töchter Ismene und Antigone. Als später durch zufällige Umstände seine Herkunft an den Tag kam, tödtete Jokaste in der Verzweiflung sich selbst, Oedipus aber, von seinen Unterthanen der Herrschaft beraubt, stach sich die Augen aus, verfluchte seine eigenen Söhne, die sich an seine Feinde angeschlossen hatten und verließ dann die Stadt Theben für immer. Von seiner Tochter Antigone geführt, irrte er lange umher, bis er endlich in der Nähe von Athen Entsündigung und Ruhe im Tode fand.

Eteokles und Polynikes entzweiten sich über die Herrschaft von Theben. Der Letztere mußte flüchtig werden, fand bei Adrastus in Argos Aufnahme und erhielt eine Tochter desselben zur Gemahlin. Adrastus rüstete einen Kriegszug, um seinen Schwiegersohn in die Herrschaft von Theben wieder einzusetzen. Fünf Männer aus Adrast's Verwandtschaft schlossen sich als Führer an ihn und Polynikes an

und der von ihnen unternommene Krieg wird deswegen der Zug der Sieben gegen Theben genannt. Polynikes war im Beſitze jenes Verderben bringenden Hochzeitsgeſchenkes, welches einſt ſein Ahne Kadmus erhalten hatte, des verhängnißvollen Halsbandes, und deshalb nahm der Kriegszug einen traurigen Ausgang für ihn und ſeine Verbündeten. Alle Führer, mit Ausnahme Adraſt's, verloren bei der Belagerung von Theben das Leben, Polynikes ſelbſt und ſein Bruder Eteokles aber tödteten einander im Zweikampfe.

Nach dem Tode der beiden feindlichen Brüder ward ihr Oheim Kreon als Vormund des von Eteokles hinterlaſſenen Sohnes Beherrſcher von Theben. Dieſer beſtattete den Vater ſeines Mündels auf feierliche Weiſe, ließ aber die Leichen des Polynikes und der anderen feindlichen Führer den wilden Thieren zum Raube auf dem Schlachtfeld liegen und verbot bei Lebensſtrafe, irgend eine derſelben zu beerdigen. Antigone ließ ſich durch dieſes Verbot nicht abhalten, die Pflicht der Liebe gegen ihren unglücklichen Bruder zu erfüllen und beſtattete ſeine Leiche. Zur Strafe dafür wurde ſie auf Kreon's Befehl lebendig begraben, obgleich ſie die Braut ſeines Sohnes Hämon war; dieſer aber brachte ſich aus Verzweiflung auf ihrem Grabe ums Leben. Als Laodamas, des Eteokles Sohn, ſelbſtſtändiger Herrſcher geworden war, rächten die Söhne der Sieben den Tod ihrer Väter durch einen neuen Kriegszug gegen Theben. Dieſer Krieg, welcher zehn Jahre dauerte, heißt der Krieg der Epigonen, d. i. der Krieg der Nachgeborenen. Er endigte damit, daß Laodamas mit einem Theile ſeiner Unterthanen aus Böotien nach Theſſalien entfliehen mußte und Therſander, des Polynikes Sohn, die Herrſchaft von Theben erhielt. Auch auf ſeinen Nachkommen laſtete forterbend das Unglück ſeines Hauſes.

Aetolien, deſſen Ureinwohner, gleich denen der übrigen Theile von Mittelgriechenland, ſich mit neu angekommenen griechiſchen Schaaren vermiſcht hatten, blieb durch die ganze Geſchichte hindurch von allen griechiſchen Ländern am meiſten in der Cultur zurück und die Aetoler zeichneten ſich nebſt den benachbarten Akarnanen ſtets durch Rohheit unvortheilhaft aus. Anders die Bewohner Aetoliens in dem heroiſchen Zeitalter; ſie erſcheinen damals als ein den übrigen Griechen vollkommen gleichſtehendes Volk. Das Wichtigſte, was die Sage von ihnen aus jener Zeit berichtet, iſt die Geſchichte des Königs Oeneus und ſeiner Söhne Meleager und Tydeus. Oeneus herrſchte in der Stadt Kalydon und lebte unmittelbar vor dem trojaniſchen Krieg. Unter ihm verwüſtete ein furchtbares wildes Schwein, der kalydoniſche Eber genannt, das Land. Um dasſelbe zu tödten, veranſtaltete Meleager eine große Jagd, zu welcher die Helden aller griechiſchen Länder eingeladen wurden. Als das Thier erlegt war,

entstand über die Ehre, dasselbe getödtet zu haben und über den Besitz seiner Haut zwischen den Aetolern und einem rohen Nachbarvolke ein blutiger Krieg, der durch die Dichter späterer Zeiten mannigfaltig ausgeschmückt worden ist und in welchem Meleager sein Leben verlor. Oeneus wurde später von den Söhnen eines seiner Brüder auf dem Throne beunruhigt; sein Sohn Tydeus brachte dieselben um, ward aber deshalb von seinen übrigen Verwandten verfolgt und mußte die Flucht ergreifen. Da stießen die Söhne eines zweiten Bruders den König Oeneus vom Throne; er wurde von ihnen in das Gefängniß geworfen und grausam mißhandelt und hatte so in seinen alten Tagen ein Loos zu dulden, wegen dessen sein Name im Munde der alten Griechen sprichwörtlich ward. Nach langer Zeit trat endlich sein Enkel, des Tydeus Sohn, Diomedes, als Retter und Rächer für ihn auf. Die grausamen Neffen büßten ihr Vergehen mit dem Leben und Oeneus bestieg von Neuem den Thron, den er bis ans Ende seines durch das höchste Alter ausgezeichneten Lebens behauptete. Tydeus hatte bei dem König Adrastus von Argos eine freundliche Aufnahme gefunden und sich mit einer Tochter desselben vermählt. Er nahm an dem ersten Zuge gegen Theben Antheil und verlor dabei sein Leben. Sein Sohn Diomedes war nach Adrast's Tode König von Argos.

Eine der ältesten Sagen des Landes Thessalien ist die von dem Kampfe der Lapithen und Centauren. Die Letzteren werden als wilde, halb aus Menschen, halb aus Pferden bestehende Männer oder Halbmenschen geschildert, obgleich die Sage einen von ihnen, Chiron, unter den Weisen der Urzeit anführt. Auch die Lapithen stellt die Sage als ein ganz rohes Volk dar. Uebrigens versetzt sie die Ersteren mitunter auch nach Arkadien statt nach Thessalien. Die Hochzeit des Lapithen-Königs Pirithous gab die Veranlassung zu dem blutigen Kampfe der beiden Völkerschaften. Vom Weine berauscht, beleidigten die Centauren, deren Vornehmste zu derselben geladen waren, den Pirithous und sein Volk; und es entstand ein Gefecht, in welchem besonders der Lapithen-König und sein Freund Theseus sich auszeichneten. Die Centauren unterlagen und mußten mit Zurücklassung vieler Getödteten die Flucht ergreifen. Daran knüpfte sich ein längerer Krieg, in welchem die Centauren anfangs die Oberhand behielten. Sie sollen zuletzt durch Herkules aus Thessalien vertrieben worden und auf der Flucht insgesammt Hungers gestorben sein. Wahrscheinlich liegt den Liedern späterer Zeit, welche diese Geschichten erzählen, nichts Anderes als die Thatsache zu Grunde, daß in Thessalien gewaltlustige Völker verschiedener Stämme einander bekriegten und zu verdrängen suchten. In den ältesten griechischen Schriften ist von der halbthierischen Gestalt der Centauren noch keine Rede und diese ist deshalb offenbar

erst später hinzu gedichtet worden. Dieser Zug der Sage beruht vielleicht auf dem Umstand, daß Thessalien stets durch seine Pferdezucht ausgezeichnet war und schon in der ältesten Zeit treffliche Reiter hatte.

Im südlichen Thessalien lag das Land Phthia, dessen Bewohner Phthioten, Achäer, Hellenen und Myrmidonen genannt wurden. Die Letzteren waren der Sage nach aus Euböa dahin gekommen. Hier war Aeakus, welcher nach seinem Tode einer der drei Höllenrichter wurde, ihr Herrscher gewesen. Aeakus Sohn Peleus mußte, weil er einen Stiefbruder ermordet hatte, aus Euböa fliehen und zog mit den Myrmidonen nach Thessalien, wo er sich mit der Tochter des Königs, Phthia vermählte und die Herrschaft über einen Theil des Landes erhielt. Nach dem Tode seines Schwiegervaters bemächtigte er sich auch des übrigen Landes. Ein Sohn des Königs Peleus und seiner zweiten Gemahlin, der Meergöttin Thetis, war Achilles oder Achilleus, der berühmteste Held des trojanischen Krieges, der in demselben noch zu Lebzeiten seines Vaters getödtet ward.

Im südöstlichen Thessalien hatten die beiden Staaten Pherä und Jolkus eine große Bedeutung in der Sagengeschichte. Ein König des ersteren, Admetus, ward besonders durch die aufopfernde Liebe seiner Gemahlin Alcestis berühmt. Durch die Gunst Apollo's ward ihm, als er einst erkrankte, die Erhaltung seines Lebens unter der Bedingung gewährt, daß einer der ihm am nächsten stehenden Menschen statt seiner in den Tod gehe. Alcestis gab hierauf sogleich ihr Leben für Admetus hin. Als dieser sich über den Verlust seiner trefflichen Gemahlin nicht zu trösten vermochte, stieg sein Freund Herkules in die Unterwelt hinab und brachte Alcestis wieder auf die Erde zurück. In Jolkus herrschte zu Admet's Zeiten der König Pelias, welcher entweder seinen Stiefbruder Aeson unrechtmäßiger Weise vom Throne verdrängt hatte, oder als Vormund von dessen Sohne Jason die Herrschaft verwaltete. Jason wurde auswärts erzogen und zeichnete sich als junger Held zuerst bei der kalydonischen Jagd aus. Sein Oheim war durch einen Orakelspruch vor dem Manne, der nur mit Einer Sandale vor ihn kommen würde, gewarnt worden. Als Jason nach Jolkus zurückkehrte, traf es sich, daß er kurz vor seiner Vaterstadt beim Durchwaten eines Baches eine seiner Sandalen verlor. Pelias berichtete seinem Neffen den erhaltenen Orakelspruch und fragte ihn, was er in seiner Lage thun würde; Jason antwortete, er würde den, vor welchem er gewarnt wäre, nach Kolchis schicken, um das goldene Vließ zu holen. Der herrschsüchtige Oheim befahl seinem Neffen wirklich, diese gefährliche Unternehmung zu machen. Jason und Pelias standen also einigermaßen in dem Verhältniß zu einander, in welchem die Sage auch Eurystheus und Herkules darstellt.

4. Der Argonauten-Zug.

Die so eben erwähnte Fahrt nach Kolchis, oder, wie sie gewöhnlich heißt, der Argonauten-Zug, ist eine von jenen auf Beute, Abenteuer und Heldenruhm abgesehenen Unternehmungen, welche in den heroischen Zeiten der Völker vorkommen und von der dichtenden Sage mit Vorliebe zum Gegenstand genommen werden. Tapfere und kriegslustige Fürsten, die durch gleiche Abstammung, Sprache und Religion verbunden waren, vereinigten sich zu einem Zuge, dessen Ziel viel entfernter war, als das irgend einer früheren Heldenfahrt; und die glücklich ausgeführte, gefahrvolle Unternehmung ward durch ganz Griechenland hin berühmt und bildete lange Zeit einen der Hauptgegenstände des griechischen Heldengesanges sehr allgemeinen Charakters; Dies ist die dem Argonauten-Zug zu Grunde liegende Thatsache; die einzelnen Umstände derselben sind durch Sage und Dichtkunst, deren alleiniges Eigenthum sie Jahrhunderte hindurch waren, so sehr ausgeschmückt und erweitert worden, daß es unmöglich ist, den wirklichen Hergang zu erforschen. Das griechische Volk der heroischen Zeit und zum Theil auch das der späteren Jahrhunderte hat sie als wirkliche Ereignisse angesehen; und die Hauptbedeutung, welche sie dadurch erhielten, besteht darin, daß sie, gleich andern poetisch ausgeschmückten Begebenheiten, als Sage oder im Gewand der Dichtkunst lange Zeit eines der Elemente der griechischen Volksbildung waren.

Der Argonauten-Zug wird von der Sage an einen Vorfall angeknüpft, der etwa hundert Jahre vorher Statt gefunden haben soll. Athamas nämlich, der Beherrscher eines Theils von Böotien, verstieß seine erste Gemahlin Nephele und vermählte sich mit Kadmus Tochter Ino. Dieser ward von Jupiter der junge Bacchus zur Erziehung übergeben und die Göttin Juno, die denselben haßte und verfolgte, stürzte deswegen Ino und Athamas in Leid und Jammer. Ino wurde von ihr namentlich mit tödtlichem Hasse gegen ihre beiden Stiefkinder, Phrixus und Helle, erfüllt. Sie suchte dieselben aus dem Wege zu räumen und bewog einige Gesandten, welche Athamas nach einem Orakel geschickt hatte, durch Bestechung dazu, daß sie die falsche Antwort brachten, der König solle seine beiden Kinder Phrixus und Helle den Göttern opfern. Athamas wollte dies auch wirklich thun, die verstoßene Nephele aber, welche ein wachsames Auge auf ihre Kinder hatte, entriß ihm dieselben. Sie gab ihnen, um sie aus der Gewalt der grausamen Stiefmutter zu befreien, einen vom Gotte Hermes erhaltenen Widder mit goldenem Felle, welcher fliegen konnte. Dieser trug die Kinder der Nephele zu der Meerenge, welche jetzt die Straße der Dardanellen heißt und schwamm mit ihnen durch dieselbe; Helle ertrank aber dabei und gab dadurch Anlaß, daß man diese

Meerenge Hellespont d. i. Meer der Helle nannte. Phrixus wurde von dem Widder bis zu dem im Hintergrunde des schwarzen Meeres gelegenen Lande Kolchis getragen, wo dessen König Aeetes ihn eine freundliche Aufnahme gewährte. Er opferte hier den Widder dem Gotte Zeus und schenkte das goldene Vließ desselben dem Könige von Kolchis, der es dem Ares weihte und im Hain desselben an einer Eiche aufhing. Der Gott ließ das Vließ durch einen ungeheuren Drachen und zwei feuerschnaubende Ochsen bewachen.

Das goldene Vließ wurde weithin als ein wunderbarer Schatz berühmt und war fortan das Ziel der Sehnsucht für die kriegerischen Jünglinge im fernen Griechenland. Es zu erlangen galt aber auch für eine der gefährlichsten Unternehmungen und deshalb erhielt Jason den Befehl, die Fahrt nach Kolchis zu machen und das goldene Vließ zu holen. Er ließ sich zu diesem Unternehmen ein Schiff von noch nie gesehener Größe bauen, das den Namen Argo erhielt und nach welchem die Theilnehmer der Fahrt die Argonauten genannt wurden. Die größten Helden Griechenlands kamen nach Jolkus, um die abenteuerliche Fahrt mitzumachen. Die Zahl der Argonauten, welche von den verschiedenen Erzählern der Sage verschieden angegeben wird, belief sich auf mehr als fünfzig. Die meisten gehörten zu dem Stamme der Minyer, aus welchem auch die Bevölkerung von Jolkus bestand und deswegen werden die Argonauten öfters auch Minyer benannt. Jason war der Leiter des Zuges. Von den übrigen Argonauten waren die berühmtesten: Herkules, der jedoch nicht den ganzen Zug mitmachte, Theseus, Pirithous, Kastor und Pollux, Meleager und Peleus: mit ihnen der Barde Orpheus, der berühmteste Sänger der Urzeit, der als Priester, Seher und Dichter den Argonauten die Gunst der Götter erwarb, die Zwietracht von ihrem Schiffe bannte und diejenigen Feinde, welche nicht durch die Waffen besiegt werden konnten, durch die Zauberkraft seines Gesanges bezwang. Die Fahrt ging, unter mannigfaltigen Abenteuern, über die Inseln Lemnos und Samothrake, durch den Hellespont und Bosporus und dann an der kleinasiatischen Küste hin nach Kolchis. An der Küste von Mysien blieb Herkules zurück, um seinen ihn begleitenden Liebling Hylas zu suchen, welcher plötzlich verschwunden war. Er fand ihn nicht wieder, die Quellnymphen hatten den schönen Knaben in die Tiefe gezogen.

In Kolchis angekommen erhielten die Argonauten auf ihr Begehren vom König Aeetes die Antwort, daß ihnen das goldene Vließ ausgeliefert werden solle, wenn Jason im Stande wäre, ein von Aeetes vorgeschriebenes Heldenwerk zu vollbringen. Er sollte die zwei feuerschnaubenden Stiere an einen Pflug spannen, mit denselben vier Morgen Land umpflügen, hierauf Drachenzähne aussäen und die aus diesen

hervorwachsenden geharnischten Männer vertilgen. Jason unterzog sich dem aufgetragenen Werk und führte es mit Hülfe der Medea, der Tochter des Königs Aeetes, glücklich aus. Diese liebte nämlich den Führer der Argonauten und verstand die Zauberkunst; sie bereitete eine Salbe, welche das Feuer der Stiere unschädlich machte und gab dem Helden den Rath, Steine unter die gepanzerten Männer zu werfen, worauf diese selbst sich unter einander tödten würden. Ungeachtet auf diese Weise die vorgeschriebenen Bedingungen erfüllt wurden, weigerte Aeetes sich doch, das Vließ auszuliefern. Ja, er beschloß sogar, die Argonauten unversehens zu überfallen und ihr Schiff zu verbrennen. Medea verrieth aber sein Vorhaben ihrem Geliebten und verhalf diesem durch ihre Künste zum Besitz des Vließes. Die Argonauten schifften sich hierauf sogleich ein und segelten mit Medea von Kolchis ab. Aeetes eilte ihnen nach und würde sie eingeholt haben, wenn nicht Medea durch eine unmenschliche That dies verhindert hätte. Sie tödtete nämlich ihren mitgenommenen jungen Bruder Apsyrtus, stellte sein Haupt auf einem Felsen auf und zerstreute seinen zerstückten Leib. Als der Vater das blutige Haupt erblickte, landete er, um die Gebeine seines Sohnes zu sammeln und wurde dadurch so lange aufgehalten, daß er die weitere Verfolgung der Argonauten einstellen mußte.

Ueber den Weg, welchen die Argonauten auf ihrer Rückreise einschlugen, enthalten die Sagen sehr widersprechende Angaben. Je nach der verschiedenen Kenntniß nämlich, welche man in den folgenden Jahrhunderten von den Küstenländern des schwarzen Meeres hatte, änderte sich die Richtung dieser Fahrt in dem Munde der Erzähler. Wahrscheinlich lag auch das Ziel des Argonauten-Zuges selbst viel weiter westlich, als die Sage annimmt und wurde erst nach und nach bis in den äußersten Hintergrund jenes Meeres zurückversetzt. Die Erzählungen von den Zaubereien der Medea und das erdichtete goldene Vließ selbst entsprechen jenen Vorstellungen von wunderbaren fernen Ländern, die bei allen noch wenig unterrichteten und mit poetischem Sinne begabten Völkern zu herrschen pflegen. Was aus dem nach Griechenland mitgebrachten goldenen Vließ geworden ist, wird weder von der Sage angegeben, noch zeigte man später in irgend einer griechischen Stadt etwas, das für dasselbe gehalten worden wäre. In den letzten Zeiten des Alterthums deutete man es auf den angeblich am Kaukasus herrschenden Gebrauch, das Wasser von Bächen, welche Goldsand enthielten, über zottige Felle fließen zu lassen, um so die Goldkörner aufzufangen.

Den Führer des Argonauten-Zuges lassen die Sagen nach seiner Rückkehr noch mannigfaltige Schicksale erleiden, in deren Erzählung sie aber einander wieder sehr widersprechen. Nach dem größten Theil

der Sagen scheint er die Herrschaft seines Reiches entweder nicht erlangt oder bald wieder verloren zu haben; denn er soll den Rest seiner Tage in Korinth verlebt haben. Hier verstieß er, wie es heißt, seine Gemahlin Medea, welche ihm mehrere Kinder geboren hatte und verlobte sich mit der Tochter des korinthischen Königs Kreon; Medea aber tödtete seine Braut und seine Kinder und eilte durch die Lüfte davon. Jason soll in der Verzweiflung sich selbst den Tod gegeben haben.

5. Die Zeit des trojanischen Krieges.

Der trojanische Krieg, welchen man in die Jahre 1193 bis 1183 v. Chr. verlegt, ist in zwiefacher Hinsicht das wichtigste Ereigniß der ältesten griechischen Zeit. Die Heldensagen des griechischen Volkes stellen diesen Kampf als die Blüthe des heroischen Zeitalters dar und von Allem, was aus Griechenlands früheren Tagen der Nachwelt überliefert ward, hat nichts sich so sehr in dem Gedächtniß der nachfolgenden Geschlechter erhalten und ist nichts so häufig und so vielfach Gegenstand der Poesie und Kunst geworden, als die Sagen von den Helden, die zum ersten Male von Europa aus ein asiatisches Volk siegreich bekämpften. Nicht also das Ereigniß selbst, sondern die Erzählung von ihm und die Art, wie man es angesehen und dargestellt hat, ist dasjenige, wodurch dasselbe auf alle folgende Zeiten der griechischen Geschichte mächtig eingewirkt hat. Jener Krieg selbst hat auf die Gestaltung der Dinge im eigentlichen Griechenland keinen bleibenden Einfluß gehabt und viel folgenreicher war ein anderes Ereigniß, das etwa achtzig Jahre nach dem trojanischen Krieg eintrat und die Rückkehr der Herakliden genannt wird. Es ist deswegen auch weniger wichtig, das Geschichtliche in den Erzählungen vom trojanischen Krieg zu erforschen, als die Sage selbst in ihren Einzelnheiten kennen zu lernen und den Geist der Zeit, der in ihr sich abspiegelt, klar und richtig aufzufassen.

Der trojanische Krieg selbst ist eine geschichtliche Thatsache, welche nicht bezweifelt werden kann; aber die Ursache und der Verlauf desselben sind durch die Sage so sehr in ein fabelhaftes Gewand eingehüllt worden, daß die Wirklichkeit nicht an den Tag zu bringen ist. Es verhält sich mit den Erzählungen von diesem Kriege gerade so, wie mit den späteren nordischen Sagen von Arthur's Tafelrunde, von Odin's und Balder's Thaten und von Fingal's Abenteuern: die Erzähler strebten nur nach poetischer, nicht nach historischer Wahrheit. Wir besitzen übrigens von den griechischen Gedichten früherer Zeiten, welche den trojanischen Krieg und seine Helden besangen, nur noch zwei, die Iliade und die Odyssee; sie werden dem Dichter Homer zugeschrieben, der etwa 200 Jahre nach jenem Kriege lebte.

Die Stadt Troja, welche auch den Namen Ilium (Ilion) führte, lag auf der Küste Kleinasiens, im Lande Mysien und nicht weit von der Stelle, wo der Hellespont oder die Dardanellen-Straße in das aegäische Meer mündet. Sie war am Fuße des Berges Ida erbaut und hatte eine Burg oder Citadelle, welche Pergamum hieß. Ein Theil der kleinasiatischen Küste gehörte zu dem Reich der Könige von Troja und diese waren nach den Sagen ebenso die mächtigste Herrscherfamilie in dem ganzen vorderen Theil von Kleinasien, wie das Haus Agamemnon's in Griechenland. Die Bewohner des trojanischen Reichs scheinen mit den Griechen verwandt gewesen zu sein; denn es wird in den Erzählungen vom Kriege keiner Schwierigkeit des Verkehrs gedacht und die Sage läßt uns in Sprache, Religion und Sitte keinen erheblichen Unterschied zwischen Griechen und Trojanern erkennen. Nur die in dem inneren Kleinasien ansässigen Hülfsvölker der Letzteren stehen, in Sprache und Sitten, sowohl den Trojanern als den Griechen fern. Die Trojaner selbst unterschieden sich blos in einer Hinsicht von den Griechen: sie hatten größeren Reichthum und Luxus, waren in den Künsten weiter vorgeschritten und verhielten sich deswegen zu den Griechen etwa so, wie die Bewohner Frankreichs und Englands im achten und neunten Jahrhundert n. Chr. zu den an ihren Küsten sich niederlassenden Normannen.

Schon vor dem trojanischen Kriege wird von Unternehmungen gegen Troja berichtet. Die Sage läßt namentlich auch den Haupthelden der griechischen Vorzeit, Herkules, in einem Kriegszug gegen den trojanischen König Laomedon sich auszeichnen; er soll damals Troja erobert und geplündert haben. Diese Erzählung deutet, wie die von den Argonauten und andere Sagen, auf Raubfahrten, welche in der früheren Zeit öfters von Griechenland aus nach Kleinasien und umgekehrt unternommen wurden. Die Lust zu denselben hatte bei den Griechen vielleicht gerade kurz vor dem trojanischen Kriege zugenommen, da, wegen der fortgeschrittenen Cultur, in ihrem eigenen Lande nicht mehr, wie früher, wilde Thiere und menschliche Unholde zu bekämpfen waren und deswegen der abenteuerliche Sinn der jungen Männer außerhalb des Landes eine Befriedigung suchen mußte. Es würde mithin der Ausbruch eines größeren und allgemeineren Kampfes zwischen den Bewohnern der beiden entgegengesetzten Ufer des Archipelagus, auch ohne Angabe eines besonderen Grundes, sich leicht erklären lassen. Die Sage ist aber selten mit einer einfachen, in den Verhältnissen selbst liegenden Ursache zufrieden, sondern sie verwandelt den Grund eines Ereignisses gern in eine bestimmte und durch ihren Verlauf interessante Thatsache. Sie knüpfte daher auch die Entstehung des trojanischen Krieges an jenes griechische Herrschergeschlecht der

Pelopiden an, welches aus Kleinasien stammte und dessen Ahnherr Pelops durch einen trojanischen König seines dortigen Reiches beraubt worden war. Sprößlinge dieses Hauses waren Agamemnon, der Beherrscher von Myeenä und Menelaus, der König von Sparta. Zu dem Letzteren schickte einst der trojanische König Priamus, Laomedon's Sohn, aus irgend einem Grunde eine Gesandtschaft, an deren Spitze sein Sohn Paris, oder, wie derselbe auch hieß, Alexandros stand. Dieser hatte früher in einem Streite dreier Göttinnen als Schiedsrichter zu entscheiden gehabt, welche von ihnen die schönste sei, und weil er zu Gunsten der Aphrodite sich ausgesprochen hatte, war ihm von dieser das schönste Weib verheißen worden. Die schönste aller damals lebenden Frauen aber war Helena, die Gemahlin des Menelaus, in deren Hause Paris eine gastfreundliche Aufnahme fand. Mit Hülfe der Aphrodite gewann er die Liebe der spartanischen Königin und entfloh mit ihr nach Troja. Daraus entstand der trojanische Krieg; und weil fast alle Landschaften Griechenlands sich zur Bekämpfung Troja's verbanden, so hat die Sage auch dafür einen äußeren und unmittelbaren Grund aufgestellt, indem sie den oben erwähnten Eid erdichtete, welchen alle Freier der Helena ihrem Vater hatten leisten müssen und vermöge dessen sie zur Theilnahme an diesem Kriege verpflichtet waren.

Ganz Griechenland, von der Insel Kreta und der Südspitze des Peloponnes an bis zur nördlichen Grenze Thessaliens, nahm an dem trojanischen Kriege Theil, mit alleiniger Ausnahme der Akarnanen und Dorer. Andrerseits traten die Bewohner aller westlichen Länder Kleinasiens theils als Unterworfene, theils als Bundesgenossen Troja's gegen die Griechen auf. Der trojanische Krieg war also nicht blos ein Kampf um eine einzige Stadt, sondern die Bewohner der beiden Seiten des aegäischen Meeres oder, wie die späteren Griechen sich ausdrückten, Europa und Asien standen gegen einander in Waffen. Zu den Bundesgenossen Troja's gehörten übrigens auch noch einige Völker, welche in Thracien und Macedonien wohnten. Die Zahl der Schiffe, auf denen die Griechen nach Kleinasien überfuhren, wird auf 1186 angegeben und die Gesammtzahl ihres Heeres auf mehr als hunderttausend, die des trojanischen dagegen wird nur auf etwa die Hälfte des griechischen berechnet; allein diese Angaben und Berechnungen haben natürlich keinen Werth bei einem Ereignisse, von welchem wir nur durch den Mund der Dichter Nachricht erhalten.

Die Hauptheiden auf trojanischer Seite waren Hektor, ein Sohn des Königs Priamus und der tapferste aller Trojaner, und Aeneas, der Sohn des Anchises und der Göttin Aphrodite, welcher einer Nebenlinie des trojanischen Königshauses angehörte. Unter den griechischen

Helden waren die berühmteſten Agamemnon, Menelaus, Achilles, Patroklus, Diomedes, die beiden Ajax, Neſtor, Odyſſeus, Philoktetes und Proteſilaus. Agamemnon, ein Atride oder Sohn des Atreus und König von Mycenä, war der Oberanführer der Griechen; er herrſchte über Korinth, Sikyon, Achaja und einen großen Theil von Argolis und war der mächtigſte aller gegen Troja ziehenden Fürſten. Sein Bruder Menelaus war Beherrſcher des Landes Lakonien. Achilles, der Sohn des Peleus und deshalb häufig der Pelide genannt, ſtand an der Spitze der in Theſſalien wohnenden Myrmidonen und Hellenen und war der ſchönſte und tapferſte des ganzen Heeres. Patroklus war ein Anverwandter des Achilles und mit ihm durch die innigſte Freundſchaft verbunden. Diomedes, der Sohn des Tydeus oder der Tydide, wird von den Dichtern ebenfalls als einer der tapferſten Griechen geprieſen. Ajax der Kleine, des Oïleus Sohn, war der Führer der Lokrer. Ajax der Telamonier oder der Sohn Telamon's, des Beherrſchers der Inſel Salamis, galt nächſt Achilles für den mannhafteſten und tapferſten Griechen. Ihn begleitete ſein Bruder Teucer. Neſtor, der König von Pylos im Lande Elis, war der älteſte und erfahrenſte Führer im Heere; wegen ſeines hohen Alters, ſeiner reichen Erfahrung iſt ſein Name bis zum heutigen Tage ſprichwörtlich geblieben. Odyſſeus oder Ulyſſes, der Beherrſcher der Inſel Ithaka und einiger benachbarten Gegenden, zeichnete ſich durch Liſt und klugen Rath am meiſten unter den Griechen aus. Philoktetes war König eines kleinen Landes in Theſſalien, der beſte Bogenſchütze und der Beſitzer der berühmten Pfeile des Herkules. Proteſilaus war der Beherrſcher eines anderen theſſaliſchen Landſtrichs. Außer dieſen Haupthelden der Griechen vor Troja iſt noch ein Mann anzuführen, welcher durch ſeine gehäſſigen und lächerlichen Eigenſchaften ebenſo berühmt geworden iſt, wie jene durch ihren Heldenſinn. Dies iſt der Aetolier Therſites, zugleich der häßlichſte, vorlauteſte und tadelſüchtigſte aller Griechen vor Troja; ſeine unausſtehliche zänkiſche Schwatzhaftigkeit hat ſeinen Namen ſprichwörtlich gemacht.

Der Hafen Aulis in Böotien war der Verſammlungsort der griechiſchen Flotte. Hier wurde durch eine Windſtille die Abfahrt lange verzögert und die Sage hat auch aus dieſem Umſtand Anlaß zu einer Dichtung genommen, von welcher die Iliade und Odyſſe nichts wiſſen, und die alſo erſt nach der Zeit der Abfaſſung dieſer beiden Gedichte entſtanden iſt. Agamemnon, heißt es, hatte bei Aulis einen der Diana geheiligten Hirſch erlegt; zur Strafe dafür erfolgte jene Windſtille, und Kalchas, der Seher des griechiſchen Heeres, erklärte, dieſelbe werde nur dann enden, wenn Agamemnon ſeine eigene Tochter Iphigenia

der erzürnten Göttin opfere. Dieser ließ hierauf seine Tochter unter dem Vorwande, sie dem Achilles zu vermählen, wirklich von Myeenä holen. Er vollbrachte auch das Opfer; aber im Augenblick, wo Iphigenia sterben sollte, entführte Diana sie in einer Wolke nach dem Lande Tauris (der jetzigen Halbinsel Krim im südlichen Rußland), wo sie in einem Tempel der Göttin als Priesterin diente. Die Fahrt der Griechen ging über die Insel Lemnos, auf welcher Philoktet wegen einer bösartigen Wunde zurückgelassen wurde. Die Landung an der trojanischen Küste wurde den Griechen streitig gemacht und Protesilaus, der Erste, welcher an's Land sprang, war auch der Erste, der im Kampfe das Leben verlor.

Der Krieg dauerte zehn Jahre. Die Griechen, welche gleich Anfangs ein großes Lager an der Küste aufgeschlagen hatten, konnten das mit einem Graben und einer starken Mauer umgebene Troja durch Waffengewalt nicht einnehmen. Von einer eigentlichen Belagerung war keine Rede, sondern es wurde nur einige wenige Male die Erstürmung der Stadt versucht und außerdem häufig in offener Feldschlacht gestritten. An einen planmäßigen Kampf wurde aber auch dabei nicht gedacht, sondern die einzelnen Führer thaten dem Feinde gegenüber, was sie für gut hielten. Ja, in den meisten Fällen kam das Heer selbst gar nicht zum Schlagen, sondern die beiderseitigen Führer kämpften allein mit einander; sie ließen ihre Schaaren in der Regel unthätig stehen und traten allein zu Fuße oder auf ihren Streitwagen zum Kampf mit den feindlichen Führern hervor. Die Griechen, bei welchen Agamemnon keineswegs unbedingt zu gebieten hatte, sondern bei denen jede einzelne Unternehmung in einer allgemeinen Versammlung beschlossen wurde, geriethen oft in Uneinigkeit unter einander. Von Zeit zu Zeit machten einzelne Führer, hauptsächlich, um die nöthigen Nahrungsmittel zu schaffen, Raubzüge in die benachbarten Gegenden.

Der folgenreichste jener Zwiste unter den Griechen selbst war derjenige, welcher zwischen Agamemnon und Achilles ausbrach. Aus Anlaß eines Streifzuges, den Achilles unternommen hatte, geriethen die beiden Helden in Streit mit einander und dies hatte zur Folge, daß Achilles keinen Antheil mehr am Kampfe nahm. Dadurch kamen die Griechen in die größte Noth; sie zogen seitdem stets den Kürzeren. Schon waren eines Tages die Trojaner in das griechische Lager eingedrungen, als Patroklus von Mitleid ergriffen seinen Landsleuten zu Hülfe eilte. Er hatte die Rüstung des Achilles angelegt und der Anblick derselben machte einen solchen Eindruck auf die Trojaner, daß sie sogleich bis zu den Mauern ihrer Stadt zurückflohen. Hektor allein verlor den Muth nicht. Er trat dem vermeintlichen Achilles entgegen

und war so glücklich, ihn zu tödten. Nun nahm Achilles, um seinen Freund zu rächen, von neuem Antheil an dem Kampfe. Er scheuchte durch sein Erscheinen die Trojaner in die Stadt zurück. Nur Hektor floh nicht, er fiel aber jetzt durch die Hand des griechischen Helden. Kurze Zeit nachher verlor auch Achilles das Leben: er fiel durch einen Pfeil des Paris bei einer Unterhandlung. Ueber den Besitz seiner Waffen, welche seine Mutter Thetis durch den Feuergott Hephästes hatte verfertigen lassen und die als göttliche Waffen ihres Gleichen nicht hatten, entstand ein heftiger Streit unter den Griechen. Mehrere Helden machten Anspruch auf dieselben; Agamemnon sprach sie dem Odysseus zu und der darüber auf's höchste erbitterte Telamonier Ajax gerieth deshalb in Raserei und erstach sich selbst; nach einer anderen Erzählung jedoch wurde er von Odysseus heimlich um's Leben gebracht. An Achilles Stelle trat sein junger Sohn Pyrrhus oder Neoptolemus, welcher bald nachher aus seiner Heimath geholt ward und gleich seinem Vater sich durch hohe Tapferkeit auszeichnete. Odysseus brachte auch den auf Lemnos zurückgelassenen Philoktet zu dem griechischen Heer, weil er im Besitz der Pfeile des Herkules war und nach einem Schicksalsspruche Troja nur mit den Pfeilen des Herkules erobert werden konnte. Derselbe verschmitzte Held raubte in Verbindung mit Diomedes das sogenannte Palladium mitten aus der Stadt Troja. Dieses war ein einst vom Himmel herabgefallenes Bild der Göttin Pallas Athene und hatte die Eigenschaft, daß es die Stadt, in welcher es aufbewahrt wurde, so lange, als es sich in ihr befand, uneinnehmbar machte. Verkleidet schlichen Diomedes und Odysseus sich in die Stadt Troja und brachten das Pallasbild glücklich in das Lager der Griechen. Endlich ward auch Paris durch Philoktet mit einem der Pfeile des Herkules getödtet.

Jetzt war für Troja der Tag des Untergangs gekommen. Die Stadt gerieth durch List in die Gewalt ihrer Feinde. Man erbaute, wie die Sage dichtet, ein großes hölzernes Pferd, in dessen Innerem eine Anzahl Krieger sich verbargen. Die übrigen Griechen stiegen zu Schiffe und stachen in die See, gleich als wenn sie nach ihrer Heimath zurückkehren wollten. Einer von ihnen aber, der vorgeblich als Flüchtling zurückgeblieben war, stellte sich den Trojanern gegenüber, als wenn er von seinen Landsleuten mißhandelt worden wäre und Rache an ihnen nehmen wolle. Dieser erzählte ihnen, das Pferd sei auf Befehl der Götter als ein Ersatz für das Palladium erbaut worden, man habe es aber absichtlich viel größer gemacht, als die Thore Troja's seien, damit es nicht in die Stadt gebracht werde, um als ein neues Palladium dieselbe gegen ihre Feinde zu schützen. Die Trojaner lassen sich von dem verschmitzten Griechen berücken und reißen an einer Stelle die Mauer nieder, um das Pferd in die Stadt zu bringen. In der

darauf folgenden Nacht steigen die Krieger aus dem Pferd heraus, zu gleicher Zeit landen die griechischen Schiffe und ihre Bemannung dringt durch die offene Stelle der Mauer in die Stadt ein. Troja ist in der Gewalt seiner Feinde; diese morden, sengen und plündern. Nur einen kleinen Theil der Einwohner rettet Aeneas: die übrigen kommen entweder bei der Zerstörung der Stadt um's Leben, oder werden Gefangene der Griechen. Unter den Getödteten befand sich auch der König Priamus mit seinen Söhnen: Pyrrhus hatte den greisen König bei den Haaren aus seinem Palaste geschleppt und vor einem Altare des Zeus durchbohrt. Die Stadt wurde dem Erdboden gleich gemacht. Später ward ein neues Troja oder Ilium an der Stelle des alten erbaut und dieses ist es, dessen Trümmer man unter dem Namen der Ruinen von Troja noch heut' zu Tage zu erkennen glaubt.

Die Gefangenen wurden unter die Führer der Griechen vertheilt. Tragisch war das Geschick, welches der Sage nach die Frauen des königlichen Hauses zu erdulden hatten. Hekuba, die Gemahlin des Priamus, wurde die Sklavin des Odysseus. Als dieser auf der Rückkehr nach Griechenland an der thracischen Küste landete, traf sie mit einem dortigen Herrscher zusammen, dem sie nicht lange zuvor ihren noch unmündigen jüngsten Sohn mit vielen Schätzen zugesandt hatte, damit derselbe von ihm erzogen werde, und, im Fall des Untergangs von Troja, vor Sklaverei bewahrt bliebe. Der treulose König hatte aber aus Habgier das Kind umgebracht. Hekuba nahm jetzt Rache an ihm. Unter dem Vorwand, ihm einen versteckten Schatz zu zeigen, lockte sie ihn an einen abgelegenen Ort und hier ward er von ihr und den andern gefangenen Trojanerinnen getödtet. Von den Töchtern der Hekuba kam eine, Krēusa, die Gemahlin des Aeneas, auf unbekannte Weise um's Leben: sie verschwand bei der Zerstörung der Stadt. Eine andere, Kassandra, hatte stets ein trauriges Loos zu erdulden, sowohl in den Tagen des Glückes, als des Unglückes. Ihr war in früher Jugend von Apollo die Gabe der Wahrsagung verliehen worden; als später dieser Gott ihr abgeneigt geworden war, hatte er ihr dieselbe zwar nicht wieder nehmen können, aber er hatte sein Geschenk dadurch in ein Unheil verwandelt, daß er einen Fluch über Kassandra aussprach, in Folge dessen ihren Weissagungen niemals geglaubt wurde. Sie hatte den Ihrigen oft den schrecklichen Ausgang des Krieges vorausgesagt, aber man hatte ihr nie Glauben geschenkt, sondern sie stets für eine Wahnsinnige gehalten. Bei der Eroberung Troja's wurde sie von dem wilden Ajax, des Oïleus Sohn, im Tempel der Pallas gefangen genommen und bei den Haaren fortgeschleppt. Sie fiel als Sklavin dem Agamemnon zu; auch ihm weissagte sie auf dem Heimweg

nach Griechenland vergebens das seiner und ihrer dort wartende Geschick: sie wurde in Mycenä zugleich mit ihm von seiner eigenen Gemahlin Klytämnestra erschlagen. Ihre Schwester Polyxena war eine der schönsten Töchter des Priamus. Achilles hatte sie einst gesehen und war von Liebe zu ihr ergriffen worden. Er warb daher um ihre Hand, wurde aber bei den darüber gepflogenen Unterhandlungen von Paris getödtet. Als nach der Zerstörung der Stadt die Griechen die Beute vertheilten, rief eine Stimme aus seinem Grabe, man solle auch ihm seinen Antheil an der Beute geben. Der deshalb befragte Seher des griechischen Heeres erklärte, man müsse Polyxena dem Helden opfern; und das unglückliche Mädchen wurde auf Achilles Grabe getödtet. Hektor's Gemahlin, Andromache, welche wegen ihrer innigen Liebe zu Hektor in den Liedern der Griechen gepriesen wird, wurde dem Sohne des Achilles übergeben. Dieser nahm sie mit nach Epirus, wo er ein Reich gründete. Sie hatte dort ein wechselvolles Geschick, kehrte zuletzt nach Asien zurück und starb in der kleinasiatischen Stadt Pergamum.

Neben den Erzählungen und Heldenliedern von dem trojanischen Kriege gibt es noch einen andern Sagenkreis, welcher die Schicksale der Helden auf ihrer Rückreise nach Griechenland umfaßt. Auch diese sind in der heroischen Zeit und unmittelbar nach derselben in vielen Heldengedichten beschrieben worden, von welchen nur eins, nämlich die des Odysseus Heimfahrt besingende Odyssee, sich bis auf unsere Tage erhalten hat. Die Sagen von dem Schicksal der Helden des trojanischen Krieges haben, gleich denen vom Kriege selbst, für die Poesie sowohl der späteren Griechen als auch der neueren Völker, deren Cultur auf der ihrigen beruht, eine so große Wichtigkeit erhalten, daß auch sie in der Kürze angeführt werden müssen.

Odysseus wurde zuerst an die thracische und hierauf an die afrikanische Küste verschlagen. Von dort gerieth er nach Sicilien, wo er mit dem menschenfressenden Cyklopen Polyphemus zusammentraf und der Gefahr, mit seiner ganzen Mannschaft von ihm verzehrt zu werden, nur mit Mühe und nach dem Verlust mehrerer seiner Gefährten entging. Weil er, um sich zu retten, den Cyklopen geblendet hatte, so verfolgte ihn seitdem der Zorn des Meergottes Poseidon, dessen Sohn Polyphemus war. Odysseus landete zunächst an einer der aeolischen oder liparischen Inseln, über welche Aeolus, der Gott der Winde, gebot. Dieser nahm ihn freundlich auf und gab ihm einen Schlauch voll günstiger Winde mit. Odysseus gelangte nun bis in die Nähe von Ithaka; hier aber wurde durch einen Sturm, den seine Gefährten dadurch veranlaßten, daß sie, während ihr Führer schlief, den Schlauch des Aeolus öffneten, sein Schiff nach dem Westen des mittelländischen Meeres zurückgetrieben.

Aeolos, zu welchem er sogleich wieder schiffte, hielt ihn wegen dieses Unglücks für einen den Göttern verhaßten Mann und wies ihn deshalb von sich. Odysseus kam nun zu den Läſtrygonen, welche entweder in Unteritalien oder in Sicilien wohnten und Menschenfresser waren. Odysseus verlor durch sie nicht allein einige seiner Gefährten, sondern sie zerschmetterten ihm auch seine Schiffe bis auf ein einziges. Nun kam er auf die an der italischen oder sicilischen Küste gelegene Insel der Zauberin Circe. Diese verwandelte mit ihrem Zauberstab einen Theil seiner Leute in Schweine; mit Hülfe des Gottes Hermes aber zwang Odysseus die Zauberin, den Unglücklichen ihre menschliche Gestalt wieder zu geben. Auf ihr Geheiß begab er sich hierauf in die Unterwelt, um daselbst den berühmten Seher Tireſias um Rath zu fragen. Das nächste Abenteuer, welches Odysseus zu bestehen hatte, war die Fahrt in der Nähe einiger süditalischer Inseln, welche von den Sirenen bewohnt wurden. Diese waren Ungeheuer mit Mädchengesichtern und langen, versteckten Krallen und sangen so schön, daß sie unwiderstehlich den Hörenden in ihre Gewalt lockten, zerrissen aber alle Vorüberfahrenden, die sich durch ihren Gesang bethören ließen. Nur mit Mühe entging Odysseus der von ihnen drohenden Gefahr. Hierauf kam er durch die im Alterthum als sehr gefährlich verrufene Stelle der Meerenge von Messina, welche Scylla und Charybdis hieß. Den ersteren Namen führte ein steiler Fels auf der italischen Seite, den letzteren ein gefährlicher Meeresstrudel jenem Felsen gegenüber. In der Odyssee werden Beide als furchtbare Ungeheuer dargestellt, welche alle Vorüberfahrenden zu verschlingen suchten und auch dem Odysseus sechs Gefährten raubten. Auf der Insel Sicilien, an deren Küste Odysseus nun landete, versündigten seine Leute sich an dem Sonnengotte, dessen heilige Rinder sie schlachteten und es erhob sich deshalb, als man wieder abfuhr, ein Sturm, der das Schiff mit seiner Mannschaft in den Wellen begrub. Nur Odysseus blieb am Leben: an einen Balken des zertrümmerten Fahrzeugs angeklammert, trieb er neun Tage in der See umher und wurde zuletzt an die Küste einer Insel geworfen, welche Ogygia hieß und von der Nymphe Kalypſo bewohnt war. Diese war in ihrer Einsamkeit sehr erfreut über des Helden Ankunft, behandelte ihn auf das freundlichste und hielt ihn sieben Jahre lang bei sich zurück; sie versprach ihm sogar, wenn er stets bei ihr bleiben wolle, die Unsterblichkeit und ewige Jugend, aber er konnte die Sehnsucht nach seiner Heimath nicht überwinden. Ungern entließ ihn endlich auf der Götter Gebot die Nymphe. Odysseus fuhr auf einem gebrechlichen Fahrzeuge von der Insel ab und nahte sich nach einer Fahrt von siebenzehn Tagen bereits der Insel Korcyra, welche von dem gastfreundlichen Volke der Phäaken bewohnt wurde,

als der erzürnte Poseidon ihn sah und sein Fahrzeug zertrümmerte. Nur mit Noth rettete Odysseus sich schwimmend ans Land. Er fand bei Alcinous, dem König der Phäaken, gastliche Aufnahme und ward auf einem Schiffe desselben endlich glücklich nach Ithaka gebracht. Hier herrschte in dem Hause der Seinen schon seit Jahren große Noth und Verwirrung: acht und neunzig Fürsten bewarben sich um die Hand seiner Gemahlin Penelope und schwelgten, da diese dem Gemahl ihrer Jugend mit unverbrüchlicher Treue ergeben sie immer hinhielt, auf Kosten derselben im königlichen Palaste. Die treue Gattin, des Odysseus alter Vater Laertes und sein Sohn Telemachus, dem der als tüchtiger Leiter eines jungen Mannes sprichwörtlich gewordene Freund des Odysseus, Mentor, schützend zur Seite stand, hatten von den übermüthigen Freiern viel zu dulden. Unerwartet und unerkannt, als Bettler verkleidet, erschien Odysseus in seiner Heimath. Er nahm blutige Rache an den Freiern und verlebte hierauf den Rest seiner Tage ruhig und leidlos bei den Seinen.

Nächst den Irrfahrten des Odysseus sind die Geschicke, welche Agamemnon und seine Kinder zu erdulden hatten, am berühmtesten geworden. Sie bilden die Fortsetzung und das Ende der tragischen Leiden, die über das Haus der Pelopiden verhängt waren. Agamemnon hatte nicht gleich Odysseus eine lange Irrfahrt zu erdulden, sondern das Unglück traf ihn in seinem eigenen Hause. Sein feindlicher Vetter Aegisthus hatte die Liebe der Klytämnestra, der Gemahlin Agamemnons, zu gewinnen gewußt. Diese Beiden verschworen sich zum Morde Agamemnons, sobald sie erfuhren, daß derselbe gelandet sei. Sie gingen dem Helden mit erheuchelter Freundlichkeit entgegen, überfielen ihn aber im Bade unversehens und ermordeten ihn. Aegisthus blieb im Besitze seines Reiches. Agamemnon aber hatte einen jungen Sohn, Orestes, hinterlassen, von welchem man fürchten mußte, daß er einst den Mord seines Vaters rächen werde; diesen brachte, damit nicht Klytämnestra und Aegisthus auch ihn tödteten, seine Schwester Elektra zu dem ihrem Vater befreundeten König Strophius in Phokis. Hier ward er mit des Strophius Sohn, Pylades, erzogen und eine innige Freundschaft verband die beiden Jünglinge für ihr ganzes Leben mit einander. Als sie herangewachsen waren, beschlossen sie, an Klytämnestra und Aegisthus Rache zu nehmen. Unter falschem Namen erschienen sie in dem Palast der Königin und zeigten ihr als angebliche Boten des Strophius den Tod ihres Sohnes an. Klytämnestra und Aegisthus waren hoch erfreut über diese Nachricht und gewährten ihnen eine freundliche Aufnahme; Orestes und Pylades aber ersahen sich die Gelegenheit und vollbrachten an beiden das Werk der Rache.

Gleich nach geschehener That erwachte in Orestes die Stimme

des Gewissens und er empfand die tiefste Reue über seinen Muttermord, oder, wie die Sage es ausdrückt, die Eumeniden oder Furien, d. i. die Göttinnen der Rache, aus der Mutter Blut emporsteigend, verfolgten ihn und ließen ihm Tag und Nacht keine Ruhe. Er irrte in Begleitung seines treuen Freundes ruhelos umher. Das delphische Orakel, an welches er sich wandte, antwortete ihm, er solle im Tempel der Artemis auf Tauris sich Raths erholen. Die beiden Freunde reisten dahin, wurden aber daselbst sogleich gefangen genommen. Es war in Tauris Brauch, die in das Land kommenden Fremdlinge der Artemis zu opfern. Auch jenen Beiden ward angekündigt, daß einer von ihnen geschlachtet werden müsse. Jeder wollte nun für den andern sterben. Endlich gab Pylades in dem edeln Wettstreite nach und Orestes wurde der Priesterin zugesandt, um von ihr der Göttin geopfert zu werden. Diese Priesterin war Iphigenia, Orest's Schwester; aber die Geschwister erkannten einander nicht. Schon zückte Iphigenia vor dem Altar den Dolch gegen Orestes, als dieser ausrief: „So starb einst auch meine Schwester Iphigenia in Aulis!" Da erkennt die Priesterin ihren Bruder; sie schiebt unter einem schnell erdachten Vorwand die feierliche Handlung auf und verabredet dann mit Orestes und Pylades die Flucht. Alle drei gelangten glücklich nach Griechenland zurück. Erst hier verließen endlich die Rachegöttinnen den Muttermörder. Er bemächtigte sich hierauf nach dem Tode seines Oheims Menelaus, dessen Tochter Hermione seine Gemahlin geworden war, des von diesem hinterlassenen Königreichs Sparta. Schon vorher hatte er von Argos Besitz genommen und jetzt eroberte er auch sein väterliches Reich Mycenä, in welchem seither ein Sohn des Aegisthus geherrscht hatte. Orestes starb hochbejahrt durch den Biß einer Schlange, es war die letzte Folge des alten Fluches. Iphigenia, welche an vielen Orten Griechenlands die Verehrung der Artemis umgestaltet haben soll und Elektra, welche von Orestes seinem Freunde Pylades vermählt worden war, starben eines natürlichen Todes.

Von den Schicksalen der übrigen Helden des trojanischen Krieges werden die des Menelaus, des Diomedes, des einen der beiden Ajax, welcher die Zerstörung von Troja überlebte und des Teucer am häufigsten erwähnt. Menelaus nahm nach der Eroberung Troja's die schöne Helena wieder zur Gemahlin an. Auch er wurde auf der Rückfahrt in ferne Gegenden verschlagen und irrte acht Jahre lang an der afrikanischen und phönicischen Küste umher. Den Rest seiner Tage verlebte er im ruhigen Besitz seines spartanischen Königreiches. Er starb auf unbekannte Weise und hinterließ eine Tochter, welche Hermione hieß und Orest's Gemahlin ward. Ueber den Tod der Helena, welche ihren Gemahl überlebte, gab es mehrere, einander wider-

sprechende Sagen. — Der argivische König Diomedes hatte ein schweres Loos zu erdulden, weil er einst im Kampfe mit Aeneas die diesem zu Hülfe eilende Göttin Aphrodite verwundet hatte. Er kam zwar bald und glücklich nach Hause; allein die Göttin hatte während seiner Abwesenheit seine Gemahlin ihm abgewendet und diese hatte mit ihrem Buhlen beschlossen, den Diomedes bei seiner Rückkehr zu ermorden. Nur mit Mühe entging Diomedes der Todesgefahr. Er stieg schnell wieder zu Schiffe und segelte fliehend nach Italien. Hier ließ er sich nieder und gründete mehrere Städte. Die Sagen über seine Schicksale in Italien und über die von ihm daselbst erbauten Städte sind sehr widersprechend. Sein argivisches Reich wurde nach dem kinderlosen Tode des Thronräubers, der ihn verdrängt hatte, von Orestes in Besitz genommen. Ajax der Kleine hatte bei der Eroberung Troja's Kassandra, welche in den Tempel der Athene geflohen war und hier die Statue der Göttin umfaßt hielt, bei den Haaren fortgeschleift und dabei die Statue umgerissen. Auf seiner Rückfahrt nach Griechenland wurde deshalb sein Schiff von jener Göttin gegen eine Klippe geschleudert. Er entging dabei zwar dem Tode, allein er beleidigte durch seine Prahlerei, daß er trotz des Zornes der Göttin nicht umgekommen wäre, alle Götter und ward nun entweder durch Athene erschlagen oder von Poseidon im Meere ertränkt. Teucer, der Bruder des andern Ajax, kam glücklich nach seiner Heimath Salamis zurück; weil er aber unterlassen hatte, den Tod seines Bruders an Odysseus zu rächen, nahm ihn sein Vater nicht auf. Er mußte also eine zweite Irrfahrt beginnen, um sich ein neues Salamis zu suchen. Er stieg zuletzt bei der Insel Cypern ans Land, ließ sich daselbst nieder und gründete eine Stadt, der er den Namen seiner Heimath Salamis gab.

Betrachten wir den Zustand Griechenlands unmittelbar nach dem trojanischen Kriege, so finden wir fast überall eine Zerrüttung der während desselben bestandenen Verhältnisse. Innere Zwistigkeiten herrschten, wie die mitgetheilten Sagen von der Heimkehr der Helden zeigen, in den meisten Staaten und in Folge davon fanden Umwälzungen im Inneren und Auswanderungen nach fremden Ländern Statt. Das mächtige Herrscherhaus der Pelopiden, das an der Spitze Griechenlands gestanden hatte, sank von seiner stolzen Höhe herab; und obgleich Orestes ein neues Reich gründete, welches größer war, als das seines Vaters, so erlangte dasselbe doch weder in seinem Inneren noch in seinen Verhältnissen zu den anderen Staaten Festigkeit und Bestand. Die Macht der Pelopiden war für immer gebrochen; das Band, welches im trojanischen Kriege die übrigen Staaten an dieselben geknüpft hatte, war zerrissen; und achtzig Jahre nach dem Ende jenes Krieges erlagen alle Staaten, die am Zuge nach Troja Theil

genommen hatten, dem Andrang der kräftigen Dorer und Aetoler, die aus ihren bergigen Ländern im Norden hervorbrachen und eine bleibende Umgeſtaltung Griechenlands bewirkten. Dieſes wichtige Ereigniß fällt zwar noch in das heroiſche Zeitalter der Griechen, deſſen Ende erſt etwa hundert Jahre ſpäter zu ſetzen iſt, hängt aber ſo enge mit den folgenden Zeiten zuſammen, daß es zweckmäßiger ſein wird, ſeine Darſtellung erſt ſpäter im ununterbrochenen Zuſammenhange mit dieſen zu geben.

6. Charakter und Geiſt des heroiſchen Zeitalters der Griechen.

Die Erzählungen der griechiſchen Sagengeſchichte laſſen einen großen Unterſchied zwiſchen den früheren und den ſpäteren Jahrhunderten der Heroenzeit erkennen: ſie zeigen uns eine im Verlauf dieſer Zeit erheblich fortſchreitende Bildung. Der Inhalt der Sagen von Perſeus, Herkules und Theſeus oder von dem Kampf der Lapithen und Centauren ſtellt die Griechen der früheren Zeit als ein halbwildes und von grimmigen Thieren, Räubern und Tyrannen geplagtes Volk dar. Rieſen, furchtbare Schlangen und andere Ungeheuer, ſowie abenteuerliche Reiſen in die Unterwelt kommen in jenen Sagen nicht ſelten vor und das griechiſche Volk erſcheint in einem Kampfe mit der Wildheit der Natur und mit ſeiner eigenen Rohheit begriffen. Ganz anders zeigt ſich dasſelbe Land in den Erzählungen und Dichtungen von dem trojaniſchen Krieg und den übrigen Begebenheiten der ſpäteren heroiſchen Zeit. In dieſen Sagen wird das Weſen der Griechen freundlicher und friedlicher dargeſtellt, von eigentlichen Wundern iſt, mit wenigen Ausnahmen, keine Rede mehr und Alles deutet auf eine mildere Zeit und geordnetere Zuſtände.

Von dieſen letzten Jahrhunderten oder der eigentlichen Blüthezeit des griechiſchen Heroenthums beſitzen wir in der Iliade und Odyſſee, den beiden älteſten erhaltenen Werken der griechiſchen Litteratur, eine zwar dichteriſch verklärte, aber im Weſentlichen dennoch treue Schilderung. Beide Gedichte ſind, neben der Darſtellung eines Theils der Heldenſagen, ein treues Gemälde der Sitten, des herrſchenden Geiſtes und des häuslichen wie des öffentlichen Lebens der Griechen zur Zeit des trojaniſchen Krieges und unmittelbar nach demſelben.

Die Griechen jener Zeit erſcheinen überall als eine nicht zahlreiche Bevölkerung, welche in kleine Staaten mit ſtädtiſchen Mittelpunkten vertheilt iſt, in regem Verkehr unter einander lebt und in Sitten, Lebensweiſe und Sprache keine bedeutende Verſchiedenheiten zeigt. Es iſt ein rüſtiges, kriegeriſches Volk, das bei einfachen Sitten und unter einem freundlichen Himmel eines leichten und heiteren Daſeins ſich erfreut. Die Gleichartigkeit der Religion, der Sprache und der Sitten

machte, daß die Griechen jener Zeit, obgleich sie in viele Völkerschaften und Staaten geschieden waren, doch gleichsam wie Glieder eines größeren Ganzen einander nahe standen; am Ende der Heroenzeit waren sogar einzelne Völkerschaften durch nähere Verwandtschaft und gemeinschaftliche Tempel und Feste mit einander noch enger verbunden. Doch war das Band, welches alle umschlungen hielt, ein ihnen selbst noch nicht zu klarem Bewußtsein gewordenes und deßwegen hatte man auch noch keinen Gesammtnamen für die griechische Nation.

Ackerbau und Viehzucht waren die Hauptbeschäftigungen des Volkes. Außerdem hatte man einige wenige Gewerbsthätigkeit. Andere Erwerbsquellen waren die Jagd, der Fischfang und der Krieg. Die Landwirthschaft bestand in Getreide-, Wein- und Gartenbau. Stiere waren das Zugvieh, Esel und Maulthiere dienten zum Lasttragen, Pferde wurden nur selten zum Reiten gebraucht, wohl aber zum Ziehen der Streitwagen im Kampfe. Die Heerden bestanden hauptsächlich aus Rindern, Schafen, Ziegen und Schweinen. Man hatte Sklaven, welche die niederen Arbeiten verrichteten; sie waren theils von Seeräubern erkauft, theils durch glückliche Kriege erlangt, theils im Hause geboren. Der Seefahrt war man kundig; doch hatten die Schiffe kein Verdeck und wurden weniger durch Segel, als durch Ruderkraft fortbewegt. Handel trieb man nicht im Großen; dagegen dienten Krieg und Seeraub als das Hauptmittel, sich Reichthümer zu erwerben. Man kannte mehrere Arten von Metallen und hatte namentlich auch Eisen, allein die Bearbeitung desselben war noch schwierig. Gemünztes Geld hatte man entweder gar nicht oder nur äußerst wenig. Das Weben war die Beschäftigung der Frauen, die besten gewebten Stoffe aber bezog man von den Phöniciern, welche als das herrschende Handelsvolk in den griechischen Meeren erscheinen. Man bereitete verschiedene Arten von Waffen, welche zum Theil künstlich gearbeitet waren und verfertigte Gefäße und Zierrathe aus Metall, Elfenbein, Thon und Holz. Die Beschreibungen, welche von diesen Gegenständen gegeben werden, zeigen, daß der Sinn für die plastische Kunst (d. h. für schöne Formen und ihre Darstellung) bereits erwacht war. Man hatte ferner eine Baukunst: es werden Städte und Dörfer erwähnt, sowie Mauern mit Thürmen und Thoren und die Häuser der Fürsten waren von Stein erbaut, enthielten viele und große Räumlichkeiten und hatten auch Gärten und Hallen.

Das Kastenwesen war und blieb den Griechen unbekannt. Das Volk bestand zwar in der Heroenzeit aus Edeln und Unedeln, aber die Letzteren nahmen an allen öffentlichen Geschäften von Wichtigkeit Theil und der Vorzug der Ersteren beruhte nicht etwa blos auf ihrer Geburt, sondern es bedurfte dazu auch der Erwerbung einer größeren

Stärke, Tapferkeit und Gewandtheit; Tugenden, welche Jedem zugänglich sind. Der Unterschied zwischen beiden Klassen des Volkes gründete sich also nicht, wie die orientalische Kasten-Einrichtung, auf Aberglauben und Täuschung, sondern auf die Meinung, daß gewisse Familien körperliche Kraft und kriegerische Tüchtigkeit vorzugsweise besäßen und deßhalb von den Göttern zu Schützern des Landes bestimmt seien, daß aber ihre einzige Berechtigung zu einem Vorzug vor Anderen in der wirklichen größeren Fähigkeit zum Herrschen und Kämpfen bestehe. Die Verfassung war aristokratisch-monarchisch, zugleich aber auf das Selbstgefühl und die mitwirkende Meinung der Gesammtheit aller freien Männer gestützt. Der Staat war gleichsam nur eine kriegerische Vereinigung rüstiger Männer, welche in die zwei Klassen der Edeln und der Gemeinfreien zerfielen und einen Häuptling an ihrer Spitze hatten. Dieser war in seinen Beschlüssen an die Zustimmung des Adels gebunden und mußte bei wichtigen Angelegenheiten auch das übrige Volk um seine Zustimmung befragen.

Der König war nur der Erste der Edeln und hatte blos als Oberpriester und Anführer im Kriege solche Herrscherrechte, welche nicht zugleich der Adel mit ihm theilte. Deshalb kam bei ihm, wenn er als eigentlicher Herrscher eine Bedeutung vor diesem voraus haben wollte, Alles auf seine Persönlichkeit an: er mußte durch Reichthum, Körperkraft, Tapferkeit, Einsicht und Erfahrung alle Anderen überragen. Der König brachte den Göttern die Opfer für die Gesammtheit dar und leitete die religiösen Festlichkeiten. Er saß auch zu Gericht, aber meistens zugleich mit erfahrenen Greisen aus dem Adel, sowie eigentlich nur als entscheidender Schiedsrichter und als Schützer des Schwächeren gegen den Stärkeren; denn ohne daß ein Kläger auftrat, wurde kein Vergehen vor den öffentlichen Richterstuhl gezogen. Der König hatte die Pflicht, die Gesandten anderer Staaten in sein Haus aufzunehmen und überhaupt die Fremden zu bewirthen. Seine Einkünfte bestanden nur in freiwilligen Geschenken seiner Unterthanen, in einem größeren Antheil an der Kriegsbeute und in dem Ertrag gewisser ihm angewiesenen Ländereien. Die einzigen Abzeichen seiner Würde waren das Scepter oder der Herrscherstab und die ihm vorangehenden Herolde. Er nahm bei allen Versammlungen und Festlichkeiten den ersten Sitz ein und erhielt bei den Opfermahlzeiten eine doppelte Portion Speise und Trank. Er wurde zwar stets mit Ehrerbietung gegrüßt und angeredet, man verkehrte aber außerdem mit ihm ebenso wie mit jedem anderen Edeln und von den orientalischen Formen der Huldigung und Ehrfurcht gegen Könige war schon bei den ältesten Griechen keine Spur zu finden.

Der Adel bestand aus den Männern gewisser Familien, denen man

besondere Kraft und Gewandtheit als angeborene Vorzüge zuschrieb und die durch stete ritterliche Uebungen diese zu erhalten und auf dem Schlachtfeld zu bewähren strebten. Sie nahmen, wie schon bemerkt wurde, vorzugsweise an der Regierung Theil. Die Gemeinfreien oder die Gesammtheit freier Bürger der zweiten Klasse wurden bei allen wichtigen Anlässen versammelt, um ihre Zustimmung zu Krieg und Frieden oder zu irgend einer andern Sache von Wichtigkeit zu geben; und die in der Iliade und Odyssee beschriebenen Volksversammlungen zeigen schon jene allgemeine Theilnahme an öffentlichen Angelegenheiten und jene lebendige Regsamkeit, welche später in den griechischen Republiken sich in einem so hohen Grade entwickelten. Ueberdies gaben damals Tapferkeit und Stärke jedem Manne seinen eigentlichen Werth und mehr noch, als bloße Körperkraft, verschafften Erfahrung, Beredsamkeit und die verständige Einsicht in das Leben und seine Verhältnisse einem Jeden Ehre und Bedeutung.

Im Kriege lag die Entscheidung mehr in der Tapferkeit der Könige und Edeln, als in den Kämpfen des Volkes, welches in geschlossenen Massen sich auf dem Schlachtfelde aufstellte. Auch hatte die Erziehung der Häuptlinge nicht den Zweck, Feldherren und Anführer, sondern muthige und gewandte Streiter zu bilden. Schnelligkeit im Laufe, Kraft und Sicherheit im Werfen und Gewandtheit im Ringen wie im Gebrauche der Waffen, der Lanze, des Schwertes, waren die Hauptsache. Jeder Führer hatte seinen Streitwagen, auf welchem ein neben ihm stehender jüngerer Genosse die Zügel lenkte, während er selbst mit dem Wurfspeer kämpfte. Die Befestigung der Städte bestand in einem Graben und einer Mauer mit Thürmen. Eine Belagerungskunst aber gab es noch nicht: man kannte kein einziges, zur Einnahme einer Stadt dienendes Werkzeug.

Musik und Dichtkunst spielten eine große Rolle in dem Leben dieser kriegerischen Völkerschaften. Sie waren unzertrennlich von ihren Mahlen, ihren Festen und ihren Kriegszügen. Die Leier, die Flöte und die Pfeife waren die musikalischen Instrumente der Heroenzeit; die Trompete ward erst am Ende derselben gebräuchlich. Flöte und Pfeife waren die Instrumente des Hirten und Bauern: die Leier dagegen ward von den Dichtern oder Sängern und selbst von manchem der Könige und Edeln gespielt und diente stets zur Begleitung des Gesanges. Dieser war die Hauptsache und die Kriegsthaten lebender oder dahingegangener Helden bildeten seinen Inhalt. Es gab Sänger oder Barden, welche solche Lieder dichteten und in den Kreisen der Männer sangen; sie standen in großer Achtung.

Die Religion war auf das innigste mit dem Staatsleben verbunden; aber von einer mit hervorragendem Einfluß begabten Priester-

schaft zeigt sich nicht die geringste Spur. Der König war auch für die religiösen Angelegenheiten der Leiter und verrichtete die Opfer, ohne dazu eines Priesters zu bedürfen. Schon bestand zwar neben dem uralten dodonäischen Orakel auch das in der nachfolgenden Zeit so wichtig gewordene Orakel zu Delphi in Phokis; allein Beide hatten in der Heroenzeit kein allgemeines Ansehen und keinen bedeutenden Einfluß. Dagegen gab es sogenannte Seher, welche in dem Rufe standen, höhere Weisheit und eine Art von Verkehr mit den Göttern zu haben und die deswegen zu Rathe gezogen wurden, um bei wichtigen Unternehmungen den Ausgang vorherzusagen oder bei allgemeinen Unglücksfällen den Grund derselben und die Mittel zu ihrer Beseitigung zu erforschen. Die berühmtesten dieser Männer waren Orpheus, welcher bei dem Argonauten-Zuge die Rolle des Sehers spielte, Amphiaraus, der in gleicher Eigenschaft den Zug der Sieben gegen Theben mitmachte, Tiresias, welcher sowohl damals als auch im Krieg der Epigonen der Seher der Thebaner war und endlich Kalchas, der Seher der Griechen im trojanischen Kriege. Auch diese Männer hatten keinen Einfluß, der nur einigermaßen mit dem der orientalischen Priesterkasten verglichen werden könnte: sie wurden im Grunde nur als Versöhner der beleidigten Gottheit und als Rathgeber angesehen, ihre Weissagungen wurden nicht immer berücksichtigt und mitunter mußten sie, bei unvollkommenen Verkündigungen, sogar den Zorn der Mächtigen über sich ergehen lassen.

Der Glaube des heroischen Zeitalters ist die Grundlage der späteren griechischen Volksreligion. Er entsprang wahrscheinlich aus verschiedenen Quellen; deswegen kann man ihn auch nicht, wie den der Indier und Aegypter, durch einen bestimmten Hauptgedanken bezeichnen. Die Religion der Griechen überhaupt ist nie ein abgeschlossenes System gewesen und darum auch nicht frei von Widersprüchen, zumal da von alten Zeiten her auch orientalische Vorstellungen in dieselbe aufgenommen wurden. Die Griechen dieser Zeit dachten sich den Himmel oder vielmehr die Spitzen des gleichsam in denselben hineinragenden Berges Olympus ebenso, wie die Erde, von Wesen belebt; sie stellten sich dieselben, ihrem Aussehen und ihrer inneren Natur nach, wie menschliche Wesen vor, jedoch mit dem Unterschied, daß sie ihnen Unsichtbarkeit, größere Kraft, Freiheit von den hemmenden Schranken der Sterblichkeit und einen übermächtigen Einfluß auf die irdischen Dinge zuschrieben. Auch das Leben der Götter war, nach den Vorstellungen des heroischen Zeitalters, dem der Menschen gleich und unterschied sich von demselben nur durch einen schöneren Anstrich und durch höhere Freuden. Man sah also die Gottheiten als persönliche Wesen an und hatte diejenige Art von Religion, welche man Anthro-

pomorphismus nennt und deren weſentlicher Charakter darin beſteht, daß man ſich die Götter den Menſchen ähnlich denkt. Doch war mit dieſer Anſicht auf eine unerklärliche Weiſe auch die Vorſtellung verbunden, daß die Götter zugleich die Naturkräfte und Naturerſcheinungen ſeien. Zum Beiſpiel Zeus, der König und Herrſcher im Reiche der Götter, wurde auch als der Gott des Aethers, Apollo als der der Sonne, Poſeidon als die Gottheit des Meeres angeſehen und die Haine, Quellen, Thäler und Berge dachte man ſich, von göttlichen Weſen belebt, die man als Nymphen bezeichnete.

Der König brachte den Göttern die Opfer für die Geſammtheit dar, wie jeder Hausvater für ſich und die Seinen. Der Gottesdienſt beſtand hauptſächlich in Opfern und Gebeten. Tempel hatte man nur wenige, dagegen aber bei jeder Stadt ein abgegrenztes Stück Land, auf welchem ſich ein Altar befand. Doch glaubte man zur Gottesverehrung ſich nicht an ſolche heiligen Gehege gebunden, ſondern man errichtete oft auch an irgend einer andern Stelle des freien Feldes einen Altar, um zu opfern und zu beten. Die Opfer beſtanden darin, daß man den Göttern einige Stücke Fleiſch verbrannte und etwas Wein in das Feuer goß, den Reſt aber in einem gemeinſamen heiteren Gelage verzehrte. Auch die beſtimmten religiöſen Feſttage hatten einen ganz heiteren Anſtrich: man ſchmauſte, trank, ſcherzte, hielt Kampfſpiele und ließ ſich von den Barden die Thaten berühmter Krieger in Liedern erzählen. Von dem wilden, rauſchenden Charakter, den bei den meiſten orientaliſchen Völkern die Feſte hatten, iſt bei den religiöſen Feierlichkeiten der heroiſchen Griechen keine Rede.

So war der Charakter des griechiſchen Lebens in der ſpäteren Heroenzeit beſchaffen. Unter einem milden Himmel lebte ein rüſtiges Volk mit kriegeriſchem Sinne und einfachen Sitten. Alle nahmen Antheil an den öffentlichen Angelegenheiten, Alle waren frei und trotz einer gewiſſen Ungleichheit unter ihnen ſtanden Alle ſich nahe und kannten, durch keinen allzu großen Abſtand der Bildung geſchieden, in ihrem Gemeinweſen keine Art von Druck. Die verhältnißmäßig geringe Bevölkerung des Landes und der Beſitz von Sklaven gewährten eine ſorgenloſe Leichtigkeit des Lebens. Niedere Arbeit kannte der größere Theil dieſes Volkes nicht. Kriegeriſche Unternehmungen, Jagd, Uebung in den Waffen und Kampfſpiele beſchäftigten den Körper und ſtählten ſeine Kraft; der Geiſt aber wurde durch religiöſe Gebräuche und durch Seher auf das Höhere aufmerkſam gemacht und erhielt eine fortſchreitende Entwickelung und Bildung durch das heitere Zuſammenleben der Edeln, durch häufige Berathungen über öffentliche Angelegenheiten und gemeinſchaftliche Kriegszüge, vor Allem aber durch die dichteriſchen Erzählungen der Barden, welche die eigentlichen Träger

der höhern Geistesbildung waren und was Alle empfanden, in anmuthige Formen kleideten und endlich durch die veredelnde Macht der Musik.

Die Weltgeschichte zeigt viele Jahrhunderte später im Norden Europa's ähnliche Zustände, deren Vergleichung mit dem heroischen Zeitalter der Griechen dazu dienen kann, den Geist einer Zeit klarer zu machen, welche in dem Leben der Völker nicht über die ersten Anfänge der höheren Cultur hinausreicht und deshalb meist außerhalb der sicher erkannten Geschichte liegt. Von den alten Britten in Wales, den Schotten im Norden der britischen Insel und den Germanen in Skandinavien haben sich Sagen und Lieder erhalten, die uns das Leben dieser Völker kurz vor dem Beginn des eigentlichen Mittelalters darstellen und in denen eine nordische Heroenzeit sich abspiegelt, welche über tausend Jahre dauerte. Der herrschende Geist, die Lebensweise und die Cultur dieser nordischen Heldenzeit sind dem Charakter der griechischen im höchsten Grade ähnlich; es zeigen sich nur einige wenige Unterschiede, welche zum Theil dem Einfluß des Klima's zuzuschreiben sind.

Der auffallendste dieser Unterschiede besteht darin, daß die Griechen im Verlauf ihrer Heldenzeit sich veredelten und milder wurden, während umgekehrt die nordischen Völker in der früheren Periode ihrer Heroenzeit größer, aufstrebender, reiner und würdiger erscheinen, als in der späteren. Die Griechen hatten ferner vor den nordischen Helden den Vorzug voraus, daß bei ihnen Einsicht, Erfahrung und Beredsamkeit größere Auszeichnung verliehen, als die bloße Körperkraft. Die griechischen Völkerschaften standen außerdem in der Heroenzeit sich näher, waren in vielen wichtigen Beziehungen mit einander enge verbunden und machten gemeinschaftliche Unternehmungen, an denen viele von ihnen Antheil nahmen; die verschiedenen Stämme der nordischen Völker dagegen waren in ihren früheren Zeiten ganz vereinzelt und in den späteren blos durch einen Lehens-Verband mit einander vereinigt. Die Ersteren machten ferner einen Unterschied zwischen Griechen und Nichtgriechen, der nordische Held aber erkannte Jedem, der gleiche Körperstärke mit ihm besaß, auch den gleichen Vorzug zu. Ebenso zog der Grieche stets seine Heimath allen andern Ländern vor und überallhin begleitete ihn der Gedanke an sein Vaterland und die Sehnsucht nach demselben; der streifende Nordländer dagegen fühlte überall, wohin er kam, sich zu Hause, er suchte und fand außer seiner Heimath bessere Wohnsitze und sehnte sich daher auch nicht nach jener zurück. Der Hauptunterschied endlich besteht in dem lebensfrohen Sinne der Griechen und jenem ernsten, melancholischen Charakter, der die nordischen Heroenvölker auszeichnete. Der Nordländer war düster wie

sein Himmel und das irdische Leben gab sich ihm deßwegen vorzugsweise von der Seite seiner Nichtigkeit und seiner Entbehrungen her zu erkennen; dieß trieb ihn zu roher Lebensverachtung und machte, daß er erst in dem Heldenthale der anderen Welt das wahre Leben und einen dauernden Genuß erwartete. Der Grieche dagegen hielt unter seinem heiteren Himmel gerade das Leben am freundlichen Sonnenlicht der Oberwelt für ein wahrhaftiges Leben, das der Unterwelt aber erschien ihm, selbst wenn ihm die höchste Ehre dort zu Theil würde, selbst wenn er wie Achilles, „über die sämmtlichen Todten als König herrschte", doch nur als ein düsteres Gegenbild des Lebens auf der Oberwelt: er liebte das Leben und warf es nicht prahlerisch weg, wo es nicht nöthig war. Vor dem stärkeren Manne zu fliehen, galt ihm nicht als Schande und die Behendigkeit der Füße ist ihm ein Vorzug des Helden, wie die kluge List und der tapfere Arm.

III. Geschichte der Griechen

von dem Ende der heroischen Zeit an bis zu dem Beginn der Perserkriege.

1. Die Rückkehr der Herakliden und ihre Folgen.

Bald nach dem trojanischen Kriege erlitt Griechenland eine Umwälzung, welche nicht allein dieses Land, sondern auch den größten Theil der Küsten des Mittelmeeres umgestaltete. In Griechenland selbst wurden dadurch die meisten älteren Staaten vernichtet und statt derselben neue gegründet, welche zum größten Theil sich durch die ganze griechische Geschichte hindurch erhielten. Wegen dieser gewaltsamen Veränderungen fanden viele Auswanderungen in fremde Länder Statt und das griechische Volk breitete sich durch Colonieen bis zu den Küsten Kleinasiens und des gesammten schwarzen Meeres einerseits und bis nach Afrika und Spanien andererseits aus.

Diese Umwälzungen lassen sich mit den Stürmen vergleichen, durch welche mehrere Jahrhunderte früher der Name und das Wesen der Pelasger aus Griechenland verdrängt worden waren. Griechische Völkerschaften, welche seither unbedeutend gewesen waren, breiteten sich erobernd über Griechenland aus und vertrieben oder unterwarfen die Achäer, die im heroischen Zeitalter den überwiegenden und herrschenden Theil der Nation gebildet hatten.

Zuerst brach, etwa sechszig Jahre nach der Zerstörung Troja's, die Völkerschaft der Thessalier, die seither in Epirus gewohnt hatte, in dasjenige Land ein, welches von nun an nach ihnen den Namen Thessalien führte. Sie ließ sich in der Mitte dieses Landes nieder, verdrängte einen Theil der einheimischen Völkerschaften aus demselben und unterjochte die meisten der zurückbleibenden. Die unterworfenen Bewohner des flachen Landes wurden zu Leibeigenen gemacht und erhielten als solche den Namen Peneſten. Von den aus Thessalien verdrängten Völkerschaften wanderten zwei in das mittlere Griechenland. Die eine war die der Böotier, zu welcher einst, am Ende des Epigonen-Krieges, viele Thebaner geflohen waren, die andere waren die Dorier. Die Böotier zogen nach dem ihnen gleichnamigen Lande, in welchem sie einer Sage nach schon in uralter Zeit gewohnt hatten und unterwarfen sich hier ebensowohl das Reich der Minyer, als auch das der Thebaner. Die Dorier dagegen wanderten in das auf der Südseite des Oeta-Gebirges gelegene an Umfang kleine Land Doris, in welchem schon in früheren Zeiten einzelne Schaaren derselben sich niedergelassen hatten.

So wurden Thessalien und ein Theil von Mittelgriechenland umgestaltet. Auch im Westen des letzteren Landes, in Aetolien und Akarnanien, traten ähnliche Veränderungen ein, über welche uns aber keine näheren Angaben überliefert worden sind. Das nördliche Griechenland und die westliche Hälfte des mittleren verloren in Folge dieser Umgestaltung die Bedeutung, welche sie im heroischen Zeitalter gehabt hatten: sie blieben in der Cultur hinter den übrigen Griechen zurück und traten deshalb für die Dauer mehrerer Jahrhunderte so sehr in den Hintergrund, daß sie auf den Gang der Geschichte in den nächsten Zeiten fast gar keinen Einfluß ausübten.

Auch die übrigen Theile von Griechenland erlitten eine Umänderung; denn die von Epirus und Thessalien ausgegangene Völkerbewegung blieb nicht in Mittelgriechenland stehen, sondern setzte sich bis zum äußersten Süden des Peloponnes fort. Ein großer Theil der Dorier brach nämlich in Verbindung mit vielen Aetolern bald wieder auf, wanderte den korinthischen Meerbusen überschreitend in diese Halbinsel und eroberte den größten Theil derselben. Die eigentliche Ursache dieser Wanderung, deren Anfang in das Jahr 1104 v. Chr. verlegt wird, ist uns nicht bekannt. Es heißt, daß die Herakliden oder die Nachkommen des Herkules, welche von Eurystheus aus ihrer Heimath vertrieben worden waren, bei den Doriern Aufnahme gefunden und dieselben zu diesem Eroberungszuge bewogen hätten und deswegen wird auch die dorische Einwanderung in den Peloponnes häufig die Rückkehr der Herakliden genannt. Schon Hyllus, der Sohn

des Herkules, hatte von Athen aus die Eroberung seines väterlichen Heimathlandes einige Male versucht, aber war dabei stets unglücklich gewesen. Bald nach seinem Tode begaben die Herakliden sich zu den Doriern. Sie wanderten mit denselben aus Thessalien nach Doris und machten von hier aus zweimal vergebens den Versuch, ihre Heimath zu erobern. Endlich gelang dies den Urenkeln des Hyllus, Temenus, Kresphontes und Aristodemus, welche an der Spitze einer aus etwa zwanzig tausend streitbaren Männern bestehenden Schaar Dorier den Peloponnes eroberten. An diese Dorier hatten sich viele Aetoler unter der Anführung ihres Fürsten Oxylus angeschlossen.

Die Herakliden eroberten nicht blos ihr Heimathland Argolis, sondern den ganzen Peloponnes mit Ausnahme von Arkadien und Achaja. Sie vertheilten das unterworfene Land in folgender Weise unter sich: Temenus erhielt Argolis, Kresphontes dagegen Messenien; Aristodemus war auf dem Zuge gestorben, seine Zwillingssöhne Eurysthenes und Prokles aber gelangten zum gemeinschaftlichen Besitz von Lakonien; Korinth fiel einem vierten Urenkel des Herkules, Aletes, zu; auch Sikyon wurde einem Herrscher aus dem Hause der Herakliden untergeben; in Elis endlich ward der Aetoler Oxylus König. Arkadien behauptete seine Unabhängigkeit, trat aber gleich anfangs mit den neuen Beherrschern des Peloponnes in ein freundliches Verhältniß. Der damalige König des Landes gab nämlich seine Tochter dem Kresphontes zur Gemahlin. In dem Lande Achaja, dessen Einwohner dem ionischen Stamme angehörten und seither den achäischen Beherrschern von Argolis untergeben gewesen waren, behauptete sich der letzte von diesen, Tisamenus, ein Sohn Orest's, nachdem er die Jonier von dort verjagt hatte. Diese wanderten zu ihren Stammverwandten in Attika aus; in dem ihnen entrissenen Lande aber, welches von jetzt an den Namen Achaja führte, erhielt sich der einzige selbstständige Ueberrest des einst so mächtigen Stammes der Achäer. Bald nach der Rückkehr der Herakliden besetzten die Dorier auch das außerhalb des Peloponnes liegende Land Megaris.

Von den besiegten achäischen Einwohnern des Peloponnes wanderten sehr viele aus und suchten sich jenseit des Archipelagus eine neue Heimath. Das Loos der zurückgebliebenen Achäer war nicht in allen dorischen Staaten gleich. In Lakonien wurden sie am härtesten behandelt und es brachen noch lange Zeit öfters Empörungen derselben aus, bis endlich ein Theil von ihnen zu Staatssklaven gemacht wurde und ein anderer Theil gewisse Rechte erhielt, vermöge deren er eine zweite Klasse von Bürgern bildete. In Messenien wurden die Unterworfenen von Anfang an milder behandelt, obgleich sie auch hier den Doriern nicht gleichgestellt wurden. Die Eleer, welche wie die

eingewanderten Aetoler zu dem aeolischen Stamme der Griechen gehörten, wurden von den Eroberern ihres Landes nicht als Unterworfene angesehen, sondern bildeten mit ihnen gleich von Anfang an ein und dasselbe Volk. Auch in Korinth und Sikyon vermischten die Dorier sich bald mit dem geringen Rest der Besiegten. Dasselbe geschah in Argolis, wo die Zahl der eingewanderten Dorier, im Verhältniß zu den zurückgebliebenen Achäern, gering war, die Sieger und ihre Nachkommen aber doch den Adel des Landes bildeten.

Die Einwanderung der Dorier in den Peloponnes hatte die wichtigsten Folgen für die ganze fernere griechische Geschichte. Der Peloponnes war von jetzt an ein dorisches Land, wie er früher ein achäisches gewesen war. Da außerhalb desselben nur die kleinen Länder Doris und Megaris dorisch waren, so bildete diese Halbinsel fortan eine Art von Gegensatz gegen das übrige Griechenland. Außerdem wurde ebenso, wie einst die Könige von Mycenä mit überwiegender Macht an der Spitze der achäischen Reiche gestanden hatten, jetzt Lakonien der vorherrschende dorische Staat. Dieser Staat erhielt nämlich, zum Unterschied von den übrigen griechischen Ländern, in seiner Entwickelung eine ganz kriegerische Richtung und dadurch wurde der Gegensatz zwischen Doriern und Nicht-Doriern noch viel größer. Ferner veranlaßte die Eroberung des Peloponnes durch die Dorier, sowie der Einbruch der Thessalier in das nach ihnen benannte Land, im weiteren Verfolg noch viele andere Auswanderungen und es entstand dadurch, im Osten wie im Westen von Griechenland, eine große Zahl von Pflanzstädten oder Colonieen; diese gediehen und vermehrten sich in so hohem Grade, daß in kurzer Zeit die meisten Küsten des mittelländischen und schwarzen Meeres von Griechen besetzt waren. Der Wohlstand, den diese Colonieen errangen und die Bildung, zu welcher sie sich erhoben, wirkten auf die Entwickelung der Bewohner des eigentlichen Griechenlands fördernd zurück und es entstand auf diese Weise jene hohe Blüthe der Cultur, durch die der Name des griechischen Volkes für alle Zeiten unsterblich geworden ist.

2. Die griechischen Colonieen.

Schon unmittelbar nach dem trojanischen Krieg waren Schaaren von Griechen ausgewandert und hatten in Italien und Sicilien Colonieen gegründet. Einige Menschenalter nachher veranlaßte die Völkerbewegung, welche Thessalien, einen Theil von Mittelgriechenland und den Peloponnes umgestaltete, neue und zahlreichere Auswanderungen, welche hauptsächlich nach Kleinasien gerichtet waren und dort die Gründung vieler Pflanzstädte bewirkten. Kriege zwischen den verschiedenen Völkerschaften Griechenlands und die im Innern der einzelnen Staaten

ausbrechenden Zwistigkeiten hatten neue Auswanderungen zur Folge, indem das bezwungene Volk, die besiegte Partei, in die Fremde zog und also die Zahl der griechischen Colonieen vermehrten. Außerdem gründeten diese selbst ihres Handels wegen ihrerseits wieder viele Pflanzstädte, besonders an den entfernteren Küsten des schwarzen und mittelländischen Meeres. Endlich wurden die griechischen Staaten und Pflanzstaaten zuweilen auch durch Uebervölkerung oder durch den Wunsch, ihre politische Macht zu erweitern, zu neuen überseeischen Ansiedelungen veranlaßt.

So entstand, in den nächsten fünf Jahrhunderten nach der Rückkehr der Herakliden, nach und nach eine außerordentliche Menge griechischer Colonieen, welche, von Spanien an bis zum nördlichen und östlichen Ende des schwarzen Meeres, den größten Theil der Küsten von Südeuropa und Kleinasien, sowie das im Westen von Aegypten gelegene Land Barka und die meisten Inseln des mittelländischen Meeres einnahmen. Die Zahl der griechischen Colonieen betrug um das Jahr 600 v. Chr. mindestens zweihundertfünfzig. Die nördlichste dieser Pflanzstädte war Tanaïs an der Mündung des Don-Flusses, die östlichste Phasis im heutigen kaukasischen Lande Imeretien, die südlichste Cyrene im afrikanischen Lande Barka, die westlichste Mänake in der spanischen Provinz Andalusien. Die bemerkenswerthesten griechischen Colonieen sind die nachfolgend verzeichneten, bei welchen zugleich die nach der Rückkehr der Herakliden neu bevölkerten griechischen Inseln mit angegeben sind.

1. Von den Colonieen in Kleinasien sind die auf der Westküste dieser Halbinsel gelegenen die wichtigsten. Die Küsten der vom Hellespont bis zur Insel Rhodus sich ausbreitenden Länder Mysien, Lydien und Karien wurden mit so vielen Ansiedelungen der drei griechischen Stämme der Aeolier, Jonier und Dorier bedeckt, daß die von diesen eingenommenen Landstriche die Namen Aeolis, Jonien und Doris erhielten. Aeolis umfaßte einen Theil der Westküste von Mysien, oder das im Osten und Südosten der Insel Lesbos gelegene Land; Jonien die im Osten und Südosten von Chios liegende Westküste von Lydien; Doris das westliche Karien oder die von Rhodus bis gegen die Insel Samos hin sich erstreckende Küste. Uebrigens wurden in diese Namen auch die den Küsten nahe liegenden Inseln mit einbegriffen.

Die ältesten griechischen Colonieen in Asien waren die im Lande Aeolis. Die Sage führt ihre Gründung zum Theil bis auf einen Sohn des Orestes hinauf; später zogen, in Folge der Wanderungen der Thessalier und Dorier, sowohl Aeolier aus Böotien, als auch Achäer aus dem Peloponnes nach jenem Lande und gründeten die übrigen. Sie erhielten den Namen aeolische Colonieen, weil

die Mehrzahl ihrer Bürger dem aeolischen Stamme angehörte. Auf dem festen Lande wurden zwölf Städte gegründet, von welchen Kyme und Smyrna die wichtigsten waren. Die letztere Stadt schloß sich schon in früher Zeit an die benachbarten ionischen Colonieen an und wird deshalb gewöhnlich eine ionische Stadt genannt. Auch auf Lesbos siedelten sich die Aeolier an und hier blühte namentlich die Stadt Mytilene auf, von welcher diese Insel ihren heutigen Namen Metelino erhielt. Ebenso wurden von den älteren aeolischen Städten aus später Colonieen auf der Insel Tenedos, an der nördlich von Aeolis gelegenen Küste Mysiens und in andern Ländern gegründet. Wahrscheinlich bildeten die zwölf ältesten aeolischen Pflanzstädte einen Bund, in welchem die wichtigsten allgemeinen Angelegenheiten einer gemeinschaftlichen Berathung unterworfen waren.

Die Colonieen im Lande Jonien wurden hauptsächlich von jenen Joniern gegründet, die bei der Rückkehr der Herakliden aus Achaja vertrieben worden waren und sich damals für eine kurze Zeit in Attika niedergelassen hatten. Doch wanderten auch viele andere Griechen nach jenem Lande aus, das sein herrliches Klima und seine vortreffliche Lage jedem lockend erscheinen ließ und vermischten sich daselbst mit den Joniern. Auch die ionischen Pflanzstädte waren zwölf an der Zahl. Unter diesen sind Milet, Kolophon, Ephesus, Teos, Phokäa, Samos und Chios besonders hervorzuheben. Diese zwölf Städte bildeten einen Bund und an bestimmten Tagen wurden bei einem Tempel des Meergottes, welcher das Panionium hieß und auf dem Vorgebirge Mykale lag, Versammlungen aller Bürger der Bundesstädte gehalten, um gemeinschaftlich religiöse Feste zu feiern und über Krieg und Frieden und andere allgemeine Angelegenheiten Beschlüsse zu fassen. Auch die ionischen Pflanzstädte gründeten viele neue Colonieen, namentlich die Stadt Milet, von welcher allein nach und nach mehr als siebenzig Ansiedelungen ausgingen.

Die Colonieen im Lande Doris waren jünger, als die aeolischen und ionischen. Sie wurden von verschiedenen dorischen Staaten des Peloponnes gegründet und bestanden aus sechs ebenfalls in einen Bund vereinigten Städten. Von diesen lagen drei, welche später unter dem Namen Rhodus in eine vereinigt wurden, auf der Insel Rhodus; die anderen drei waren Halikarnassus, Knidus und die auf einer gleichnamigen Insel liegende Stadt Kos. Auch von ihnen gingen wieder neue Ansiedelungen aus.

Die aeolischen, ionischen und dorischen Colonieen in Kleinasien waren ohne große Schwierigkeiten gegründet worden, weil die ursprünglichen Einwohner der gleichnamigen Länder aus vielen kleinen Völkerschaften bestanden, welche größtentheils mit einander in Feind-

schaft lebten. Diese waren also leicht zu besiegen, zumal da manche derselben, wie z. B. die vom Seeraub lebenden Karier, aller Vortheile eines civilisirten Volkes ermangelten. Außerdem dachten aber auch die angesiedelten Griechen durchaus an keine Eroberung des von der Küste nach dem inneren Kleinasien sich erstreckenden Landes und als ein gewerbthätiges und handeltreibendes Volk zeigten sie sich alsbald jenen Völkerschaften dadurch nützlich, daß sie ihnen die nöthigen Waaren lieferten. Diese Verhältnisse gewährten den regen und bildsamen griechischen Ansiedlern den Vortheil, daß sie sich schnell zu äußerem Wohlstand heben konnten und daß ihr Verkehr mit Menschen anderen Stammes und verschiedenartiger Sitten ihre geistige Entwickelung förderte.

Die Lage der kleinasiatischen Griechen änderte sich jedoch, als im siebenten Jahrhundert v. Chr. das lydische Reich, unter den auf einander folgenden Königen Gyges, Ardyes, Sadyattes, Alyattes und Krösus, immer ausgedehnter und mächtiger wurde; denn dem Kampf mit einem größeren und zugleich geschickt geleiteten Staate waren die Colonieen in Kleinasien nicht gewachsen, weil sie kein geschlossenes Ganze bildeten und, auf eine lange Küstenlinie hin vertheilt, leicht einzeln bekriegt werden konnten. Nach einem langen Kampfe mußten sie daher fast insgesammt sich dem letzten lydischen König, Krösus, unterwerfen. Als die Perser unter Cyrus das lydische Reich eroberten, huldigten die Aeolier und Dorier diesem neuen Herrn von Vorderasien wahrscheinlich freiwillig. Von den Joniern thaten dies nur die Bürger von Milet, die andern Städte dagegen beschlossen nach einer gemeinschaftlichen Berathung, sich den Persern zu widersetzen und die Spartaner um Hülfe anzugehen. Die Letzteren erfüllten aber diese Bitte nicht und die ionischen Städte wurden nun einzeln von den Persern unterworfen. Nur die Bürger von Phokäa und Teos wollten das persische Joch unter keiner Bedingung tragen und entsagten, wie bereits in der persischen Geschichte erzählt ward, lieber ihrer Heimath, als ihrer Freiheit. Ebendaselbst ist auch schon berichtet worden, daß die ionischen Griechen zu Darius Hystaspis Zeit sich gegen die Perser empörten und von ihnen alsbald wieder unterworfen wurden. Das Land litt durch die Verwüstungen des persischen Heeres sehr und die Bewohner desselben wurden mit Härte bestraft, besonders die Bürger der Stadt Milet, von denen die Empörung ausgegangen war. Milet wurde geplündert und theilweise zerstört, ein großer Theil der Einwohner getödtet und die Mehrzahl der übrigen in das innere Asien geschleppt und am Tigris angesiedelt. Doch stieg die Stadt bald wieder aus ihren Trümmern zu neuer Blüthe empor.

Von den einzelnen aeolischen, ionischen und dorischen Colonieen in Kleinasien hatten, bis zur Zeit der Unterwerfung unter die Perser, Milet, Phokäa und Samos die größte Bedeutung. Milet war in der älteren Zeit die reichste und mächtigste aller jener Colonieen. Diese Stadt erhob sich so sehr, daß sie achtzig bis hundert Kriegsschiffe besaß. Sie entwickelte eine große Gewerbsthätigkeit, hatte eine sehr bedeutende Schafzucht und lieferte besonders vortreffliche Teppiche und Kleidungsstoffe, welche weit und breit berühmt waren. Ihr Handel erstreckte sich sowohl in das Innere von Asien, als auch bis über die Straße von Gibraltar hinaus, war aber vorzugsweise nach den Küsten des schwarzen Meeres gerichtet, deren halbwilde Bewohner von den Milesiern Wein, Tuch und andere Producte der griechischen Betriebsamkeit gegen Häute, Pelzwerk, Wolle und Sklaven eintauschten. Milet hatte daher am schwarzen Meere seine meisten Colonieen angelegt, von welchen Heraklea, Sinope, Amisus, Cerasunt, Trapezunt, Phasis, Odessus, Olbia, Pantikapäum, Phanagoria und Tanaïs sich ihrerseits zu wichtigen Handelsplätzen erhoben. Uebrigens zeichnete sich die Stadt Milet nicht durch Handel und Gewerbe allein aus, sondern es blühte daselbst schon früh auch die höhere geistige Bildung und Milet hat den Ruhm, daß einige der bedeutendsten älteren Schriftsteller des griechischen Volkes, wie die Philosophen Thales und Anaximander und der Geschichtschreiber Hekatäus, dort geboren waren. Nahe bei der Stadt lag der vielbesuchte, uralte Tempel des sogenannten didymäischen Apollo mit einem Orakel und einer erblichen Priesterschaft aus der Familie der Branchiden.

Phokäa hatte ein kleines Gebiet und vermochte, bei dem Aufstand der Jonier gegen die persische Oberherrschaft, nur drei Schiffe zu der gemeinschaftlichen Flotte zu stellen; allein seine Bürger haben durch das glänzende Beispiel von Freiheitsliebe, welches sie beim unglücklichen Ausgang dieser Empörung gaben, sich größeren Ruhm erworben, als die Milesier und andere ihrer Landsleute durch ihren Glanz und ihre Macht. Die rüstigen und betriebsamen Phokäer hatten ferner das Verdienst, daß sie nächst den Samiern zuerst von allen Griechen die Fahrt nach dem fernen Spanien machten, daß sie früher als alle übrigen Griechen größere Kriegsschiffe erbauten, und daß durch sie zuerst griechische Bildung und der Wein- und Oelbau nach Südfrankreich und Spanien gebracht wurde. Der Handel der Phokäer war hauptsächlich nach dem Westen des mittelländischen Meeres gerichtet und hier gründeten sie unter Andern die Colonie Massilia oder das heutige Marseille.

Die durch große Fruchtbarkeit ausgezeichnete Insel Samos, deren Hauptstadt den gleichen Namen führte, erhielt eine große Bedeutung

für die Schifffahrt und die Kunst des griechischen Volkes. Die Samier, deren Handel vorzugsweise nach der afrikanischen Küste gerichtet gewesen zu sein scheint, waren die ersten Griechen, welche durch die Straße von Gibraltar schifften. Auf ihrer Insel blühten schon früh die Künste; ihre Hauptstadt war, ehe Athen sich erhob, eine der schönsten griechischen Städte und der in derselben erbaute Tempel der Here soll das größte Gebäude Griechenlands gewesen sein. Samos war, nach allen Berichten aus früherer Zeit, einer der ältesten Sitze griechischer Kunst. Schon ein angeblicher Zeitgenosse des Dädalus, welcher ebenso berühmt als dieser ist, Smilis, soll der Sage nach eine Statue der Here für die Samier verfertigt haben. Auch später blühten die Künste in Samos und diese Insel hatte namentlich den Ruhm, daß zur Zeit des Polykrates zwei samische Künstler den Erzguß erfanden.

Im Staatsleben der Samier waltete ein ewiger Kampf der Parteien und dies hatte zur Folge, daß öfters ein unternehmender Mann die Zwietracht der Bürger benutzte, um sich zum alleinigen Gebieter oder, wie die Griechen einen solchen unrechtmäßigen Herrscher in Freistaaten nannten, zum Tyrannen aufzuwerfen. Der berühmteste dieser samischen Fürsten war Polykrates, welcher wahrscheinlich von 565 bis 522 v. Chr. regierte. Polykrates stützte seine Herrschaft auf Soldtruppen, auf großartige Unternehmungen, durch die er dem Volke Beschäftigung gab und auf den Glanz und die Pracht, durch welche er dasselbe blendete. Er strebte, wie einst Minos von Kreta, nach einer Seeherrschaft und suchte den ganzen Archipelagus sich abhängig zu machen. Er unterwarf sich auch wirklich viele Inseln und einige Städte der kleinasiatischen Küste, schloß Bündnisse mit den Aegyptern und den Persern und suchte vor Allem sich Schätze zu sammeln, um die Kosten für ein starkes Heer, eine große Flotte und einen königlichen Aufwand bestreiten zu können. Das Glück begünstigte ihn bei seinen Unternehmungen in so hohem Grade und wandte sich zuletzt so schnell von ihm, daß er, wie bereits oben angegeben worden, deshalb von den späteren Griechen oft als warnendes Beispiel jähen Glückswechsels angeführt wurde. Er besiegte die mächtigen Milesier in einer großen Seeschlacht, unterdrückte einen gefährlichen Aufstand, obgleich die Spartaner und Korinther denselben unterstützten und erwarb sich so viele Schätze, daß er eine Flotte von hundert großen Kriegsschiffen, eine Leibwache von tausend Mann und ein starkes Söldnerheer unterhalten konnte und außerdem noch große Bauwerke aufzuführen und seinen Hof auf das glänzendste einzurichten im Stande war. Polykrates strebte auch nach dem Ruhme eines Förderers der Wissenschaften und Künste: an seinem Hofe lebten lange Zeit die zwei berühmten Dichter Simonides und Anakreon und er legte eine der ältesten griechischen

Bücherſammlungen an. Ungeachtet dieſer ſcheinbaren Liebe zu den edleren Beſtrebungen der Menſchheit regierte er mit vieler Härte und Grauſamkeit, ſo daß er allgemein verhaßt war und der berühmteſte Philoſoph jener Zeit, Pythagoras, deshalb ſein Geburtsland Samos verlaſſen haben ſoll.

Die Habſucht, von welcher Polykrates ſein ganzes Leben hindurch ſich beherrſchen ließ, ſtürzte ihn zuletzt ins Verderben. Er ſtand nämlich mit dem Perſerkönig Kambyſes in freundſchaftlichem Verhältniß und der perſiſche Satrap von Vorderaſien, Orötes, benutzte dieß, lockte den Beherrſcher von Samos unter dem Vorwand, ihm zu neuen Eroberungen behülflich zu ſein, zu ſich und ließ ihn ermorden. In Samos brach ſogleich wieder Zwietracht wegen der Regierung aus und dies erleichterte den Perſern die Unterwerfung der Inſel. Bei der Eroberung derſelben kam ein großer Theil der Einwohner durch die Raub- und Mordluſt der rohen Aſiaten ums Leben. Als Vaſall des perſiſchen Königs wurde Syloſon eingeſetzt, welcher früher mit ſeinem Bruder Polykrates auf Samos geherrſcht hatte, dann aber von demſelben verjagt worden war und ſich die Gunſt des Königs Darius Hyſtaspis erworben hatte. An dem Aufſtand der Jonier gegen die perſiſche Herrſchaft nahmen die Samier zwar Theil, ſie gingen aber in der entſcheidenden Schlacht zu den Feinden über und trugen dadurch nicht wenig zur Beſiegung ihrer Landsleute bei. Samos ſank in der folgenden Zeit immer mehr und gelangte nie wieder zu ſeiner früheren Handelsgröße, deren Blüthezeit die Regierung des Polykrates geweſen war.

Von den übrigen kleinaſiatiſchen Colonieen der Griechen iſt zunächſt die aeoliſche Stadt Smyrna hervorzuheben, nicht weil ſie in der älteren griechiſchen Zeit eine große Bedeutung gehabt hätte, ſondern weil ſie allein von allen kleinaſiatiſch-griechiſchen Städten ſich unter ihrem alten Namen erhalten hat und jetzt der wichtigſte Seeplatz an der Oſtſeite des Archipelagus iſt. Sie trat ſchon beinahe 700 Jahre v. Chr. Geburt zum ioniſchen Bunde über, deſſen Städtezahl dadurch von zwölf auf dreizehn ſtieg. Nicht lange nachher ward ſie von einem lydiſchen König zerſtört und erſt 400 Jahre ſpäter ſtieg ſie von neuem aus ihren Trümmern empor. Dieſes neue Smyrna blühte ſchnell auf und wurde eine bedeutende Handelsſtadt.

Auf der Inſel Lesbos waren ſechs Städte gegründet worden, welche von einander unabhängig waren und von denen Mytilene ſich bald als die mächtigſte über die andern erhob. Auch in dieſer Hauptſtadt von Lesbos herrſchte, wie in andern griechiſchen Colonieen, von Zeit zu Zeit blutiger Bürgerzwiſt, den dann, wie wir an Polykrates geſehen, ein einzelner Bürger benutzte, um Alleinherrſcher zu werden.

Der Zwietracht und der Gewaltherrschaft müde, ernannten endlich, im Jahre 589 v. Chr., die Mytilenäer ihren, durch große Weisheit ausgezeichneten Mitbürger Pittakus zum unumschränkten Herrscher auf unbestimmte Zeit, damit er Ordnung und Ruhe wiederherstelle und bleibend befestige. Pittakus regierte zehn Jahre, richtete während dieser Zeit Gesetze und Sitten neu ein und legte dann die Herrschaft freiwillig nieder. Mytilene erfreute sich aber der durch Pittakus neu gegründeten republikanischen Freiheit nicht lange, denn es mußte bald nachher, gleich dem übrigen Kleinasien, den Persern huldigen. Seine höchste Blüthe hatte Mytilene sowie Lesbos überhaupt zur Zeit des Pittakus erreicht. Damals hatte der Weinbau und der ausgedehnte Handel von Lesbos einen großen Wohlstand und eine heitere Behaglichkeit über die Insel verbreitet und damals lebte die berühmteste griechische Dichterin, Sappho und der ebenso berühmte lyrische Dichter Alcäus, welche Beide auf Lesbos geboren waren. Hundert Jahre früher hatte ein anderer lesbischer Dichter, Terpander, die griechische Musik durch einige Erfindungen so sehr verbessert, daß er als einer der Schöpfer derselben anzusehen ist.

Kolophon war einer der frühesten Sitze der griechischen Philosophie, zeichnete sich durch die Trefflichkeit seiner Pferde und Reiterei aus und besaß ebenfalls eine große Seemacht. — Die Stadt Ephesus wurde besonders wegen eines Tempels der Artemis oder Diana berühmt, zu welchem man aus ganz Kleinasien wallfahrtete und der, als er im Jahre 356 v. Chr. niedergebrannt war, so glänzend und großartig wieder aufgebaut wurde, daß er seitdem für eines der Wunderwerke der Welt galt. In der späteren Zeit des Alterthums wurde Ephesus die erste Handelsstadt in Kleinasien, in der früheren aber stand es weit hinter Milet, Phokäa und andern Städten dieses Landes zurück.

Teos, obgleich eine der ansehnlicheren Städte Joniens, ist hauptsächlich nur als der Geburtsort des Dichters Anakreon und wegen der Freiheitsliebe seiner Bewohner berühmt. Die Bürger von Teos zogen, gleich einem Theile der Phokäer, die Freiheit dem Vaterlande vor und verließen, wie früher erzählt, ihre Stadt, die den Persern nicht zu widerstehen vermochte, um sich an der freien thraeischen Küste niederzulassen.

Die Insel Chios mit der gleichnamigen Hauptstadt rühmte sich vorzugsweise der Verbesserung des Weinbaues und einer großen Seemacht; der Chier-Wein galt im Alterthum als der beste griechische Wein und die Insel stellte bei der Empörung der Jonier gegen die Perser die größte Zahl von Schiffen. Außerdem lieferte diese Insel das beste Mastix-Harz, welches noch jetzt das Haupterzeugniß derselben bildet. Ebenso, wie Chios vor einigen Jahrzehnten in dem Freiheitskampfe der Neugriechen von den Türken auf das grausamste mißhandelt

wurde, hatte es auch bei der ionischen Empörung das Unglück, daß es von den Persern verwüstet und der größte Theil seiner Einwohner in die Sklaverei geschleppt ward.

Die Insel Rhodus zeichnete sich dadurch aus, daß schon lange zuvor, ehe dorische Colonisten sich dort niederließen, nämlich schon zur Zeit des trojanischen Krieges, Handel und Gewerbe auf ihr blühten. Ihre Bewohner nahmen auch später an dem großen Aufschwung der Schifffahrt und des Handels der Griechen Theil, fuhren schon früh bis nach Spanien und legten manche neue Colonie in fernen Ländern an. Die größte Bedeutung erhielt aber Rhodus in den Zeiten nach Alexander dem Großen. Es hatte seitdem mehrere Jahrhunderte hindurch in dem Archipelagus denselben Rang, welchen Venedig während einer langen Zeit des Mittelalters in der ganzen östlichen Hälfte des Mittelmeeres behauptete. Die Stadt Rhodus war besonders auch wegen ihrer trefflichen Verfassung berühmt, sowie dadurch, daß die ersten eigentlichen Seegesetze, die in der Geschichte überhaupt vorkommen, von ihr entworfen und eingeführt wurden.

Halikarnassus war eine sehr große, schöne und gutbefestigte Stadt. Es wurde erst nach seiner Unterwerfung unter die Perser berühmt und zwar durch eine fürstliche Familie, welche unter persischer Botmäßigkeit das ganze Land Karien beherrschte und in Halikarnassus ihre Residenz aufschlug. Die Geschichte dieser karischen Fürsten, unter welchen besonders zwei Frauen, deren Name Artemisia war, sich auszeichneten, gehört der späteren Geschichte an. — Von der Stadt Knidus und der Insel Kos ist nichts Wichtiges zu bemerken, außer daß auf der Letzteren einer der besuchtesten Tempel des Heilgottes sich befand und der berühmteste griechische Arzt, Hippokrates, dort geboren war, sowie daß auf dieser Insel und in Knidus schon früh die angesehensten Lehranstalten für Heilkunde bestanden.

2. Die an der Nordküste Kleinasiens gegründeten Colonieen waren ein Theil der vielen Pflanzstädte, welche am schwarzen Meer oder, wie die Griechen und Römer dasselbe nannten, am Pontus Euxinus lagen. Die meisten derselben gehörten zu den bedeutendsten kleinen Staaten der alten Welt. Sie lagen alle auf Landspitzen oder doch ganz nahe am Meere und hatten rohe und kriegerische Völkerschaften zu Nachbarn; aber griechischer Fleiß und griechischer Geist verwandelten bald alles Land in der Nähe dieser Städte in einen Garten und die anwohnenden Barbaren mußten den Einwohnern derselben huldigen. Die Städte wurden fast insgesammt Sitze der Künste und Wissenschaften, welche besonders später, als sie aus dem eigentlichen Griechenland verscheucht wurden, sich in jene Gegenden flüchteten. Die wichtigsten dieser Colonieen waren: Heraklea in

Bithynien, zur Unterscheidung von anderen Städten des gleichen Namens das Pontische genannt, eine Colonie der Megarer, und während der Zeit der persischen Herrschaft in Kleinasien eine sehr bedeutende Handelsstadt; Sinope in Paphlagonien, eine Colonie der Milesier, einst der reichste und glänzendste Handelsplatz am schwarzen Meer und noch heut' zu Tage einer der wichtigsten Häfen des nördlichen Kleinasiens; Amisus in eben demselben Lande, gleichfalls eine milesische Colonie und unter dem Namen Samsun noch jetzt einer der türkischen Haupthäfen des schwarzen Meeres; Cerasunt in Kappadoeien, das heutige Keresun, eine Pflanzstadt von Sinope, von welcher die kurz vor Christi Geburt von hier nach Italien verpflanzten Kirschen ihren Namen erhielten; Trapezunt, ebendaselbst gelegen und gleichfalls eine Colonie von Sinope, welche ihre größte Bedeutung am Ende des Mittelalters erhielt und unter dem Namen Trebisonde noch jetzt eine der wichtigeren Städte Kleinasiens ist.

3. Im Lande Kolchis oder an dem östlichen Ufer des schwarzen Meeres lagen Phasis oder das jetzige Poti in Mingrelien, eine Colonie der Milesier, und Dioskurias, das jetzige Iskuhriah in Mingrelien, ebenfalls von Milet gegründet. Das Letztere war einst ein so wichtiger Platz für den Verkehr der Griechen mit den rohen Völkerschaften Kaukasiens und der benachbarten Länder, daß, nach einer gewiß übertriebenen Angabe alter Schriftsteller, auf dem großen daselbst gehaltenen Markte dreihundert verschiedene Sprachen und Dialekte gesprochen wurden.

4. An der Küste des südlichen Rußlands waren, namentlich von den Milesiern, gleichfalls viele Colonieen gegründet worden, welche hauptsächlich den Handel zwischen der civilisirten griechischen Welt und den rohen Nomaden-Horden der dortigen Landstriche vermittelten. Die wichtigsten derselben lagen auf oder nahe bei der Halbinsel Krim, welche im Alterthum Tauris hieß. Hier wurden Pantikapäum und Phanagoria in späterer Zeit die beiden Hauptstädte des sogenannten bosporanischen Reiches. Das Erstere lag auf jener Halbinsel, das Letztere ihm gegenüber auf der anderen Seite der Straße von Jenikale oder, wie die Alten dieselbe nannten, des cimmerischen Bosporus. Von Beiden haben sich noch Trümmer erhalten. Tanaïs, an der Mündung des Don-Flusses gelegen, war der Hauptmarkt für die Nomaden, welche hier Sklaven, Häute, Pelze und Wolle gegen Tuch, Wein und andere Bedürfnisse vertauschten. Olbia lag einige Meilen von der See, an der Mündung des Bug in den Dniepr.

5. An der Westseite des schwarzen Meeres ist besonders der Seeplatz Odessus, eine Colonie von Milet, zu bemerken. Dieser Ort lag ungefähr in der Gegend der heutigen türkischen Stadt Warna

und führte, ebenso wie Sinope, Olbia und Byzanz, namentlich einen bedeutenden Handel mit Getreide, gesalzenen Fischen und Fleisch.

6. Die Verbindung zwischen dem schwarzen Meer und dem Archipelagus bilden die Straße von Konstantinopel oder, wie die Alten sie nannten, der thracische Bosporus, das Marmara-Meer oder die Propontis, und die Dardanellen oder der Hellespont. Die europäischen Küsten dieser Gewässer gehörten zu dem Lande Thracien, die asiatischen zu Mysien und Bithynien. Beide enthielten viele griechische Colonieen. Am Eingang des thracischen Bosporus in die Propontis lag auf der asiatischen Seite Chalcedon, auf der europäischen dagegen die Stadt Byzanz. Jenes, eine Colonie der Megarer, war zwar kein unwichtiger Handelsplatz, konnte sich aber, im Vergleich mit Byzanz, nie zu einer besonders großen Bedeutung erheben; man nannte ihre Stadt die Stadt der Blinden, weil sie die weit prächtigere Lage des gegenüberliegenden Eilandes nicht gewahrten, auf dem nun, sie weit überflügelnd, Byzanz sich erhob. Diese Stadt ist die wichtigste von allen dorischen Colonieen und die berühmteste und geschichtlich bedeutendste aller griechischen Pflanzstädte überhaupt. Es war, 650 v. Chr., von Megara aus gegründet worden, erhielt aber später auch aus Athen und Milet viele Einwohner. Von einem fruchtbaren Boden umgeben, an einer äußerst fischreichen Stelle des Meeres gelegen, mit einem trefflichen Hafen versehen und auf der Grenze zweier Welttheile, sowie an der Verbindungsstraße zweier Meere erbaut, hatte Byzanz so viele natürliche Begünstigungen, wie kaum irgend eine andere Stadt des Erdbodens. Doch begann die hierauf beruhende große Bedeutung der Stadt erst in der zweiten Hälfte des Alterthums, weil Byzanz früher, theis wegen der Nähe roher thracischer Stämme, theils wegen der Konkurrenz mancher anderen griechischen Colonie, in der vollen Entwickelung seiner natürlichen Vortheile gehemmt war. In der älteren Zeit beruhte die Bedeutung dieser Stadt einzig auf ihrer ergiebigen Fischerei und auf ihrem Handel mit gesalzenen Fischen und mit Getreide. Byzanz wurde zweimal zerstört, nämlich 500 Jahre v. Chr. durch die Perser unter Darius I. und 196 n. Chr. durch den römischen Kaiser Septimius Severus. Im ganzen Verlauf der Geschichte wurde es nicht weniger als neunundzwanzigmal belagert und achtmal erobert. In der ersten Hälfte des vierten Jahrhunderts n. Chr. machte Konstantin der Große es zur Hauptstadt des römischen Reiches und seitdem ist Byzanz, welches von dieser Zeit an Konstantinopel hieß, stets eine der wichtigsten Städte der Welt geblieben, nachdem es schon vorher, zugleich mit Rhodus, lange Zeit einer der Haupthandelsplätze von Osteuropa gewesen war.

An der Propontis oder dem Marmara-Meer war auf der asiatischen Seite Cyzikus die wichtigste Stadt. Sie war eine Colonie von Milet und hatte in der früheren Zeit nur eine geringe Bedeutung, wurde aber später durch ihre gute Verfassung und ihren ausgedehnten Handel so reich und blühend, daß sie um die Zeit von Christi Geburt den größten und schönsten freien Städten der alten Welt beigezählt ward. Sie war vortrefflich befestigt und spielte dadurch auch in den asiatischen Kriegen der Römer eine große Rolle. In der Nähe dieser Stadt lag der Berg Dindymus mit einem Tempel der phrygischen Göttin Cybele, welche nach ihm, sowie nach einem anderen Berge dieses Namens bei Pessinus in Phrygien auch Dindymene genannt ward. Sie war die als Person gedachte Erde oder Natur und wurde oft auch als die Mutter der Götter bezeichnet. Der geheimnißvolle, schwärmerische und zum Theil abscheuliche Dienst dieser Göttin, welcher dem Geiste der griechischen Religion durchaus widerstritt, ward wahrscheinlich von Cyzikus aus in einige Gegenden Griechenlands eingeführt. Auf der europäischen Seite der Propontis waren Selymbria und Perinthus die wichtigsten Städte, jenes eine Colonie der Megarer, dieses eine Pflanzstadt der Samier.

Am Hellespont lagen die asiatischen Städte Lampsakus und Abydus und auf der europäischen Seite, der Letzteren gegenüber, die Stadt Sestus. Die beiden Ersteren waren milesische Colonieen, Sestus dagegen ward von Aeoliern gegründet. Alle drei waren besonders als Ueberfahrtsorte von Europa nach Asien wichtig. Lampsakus hatte außerdem auch für das religiöse Leben der alten Griechen eine hohe Bedeutung. In dieser Stadt nämlich ward vor allen anderen Göttern Priapus verehrt, welcher gewöhnlich der Feld- und Gartengott genannt wird, eigentlich aber eine Personification der Naturkräfte war, die bei manchen orientalischen Völkern als göttliche Wesen angesehen wurden. Seine Verehrung hat jenen Charakter der Entartung, zu welchem die überschwengliche orientalische Phantasie sich so leicht verirrte und war noch mehr, als die der Cybele, aus abscheulichen Gebräuchen zusammengesetzt. Sie war ebenfalls phrygischen Ursprungs und drang über die Stadt Lampsakus in Griechenland ein, um hier, wie später in Italien, den einfachen Glauben besonnenerer Völker durch schwärmerische Geheimnisse und sittenlose Ceremonieen zu entstellen.

7. An der Südküste von Thracien und Macedonien lagen folgende besonders bemerkenswerthe Colonieen: Kardia, eine Colonie der Milesier: Abdera, welches die vor den Persern fliehenden Bürger von Teos erbauten, nachdem schon früher eine andere ionische Stadt eine Gründung an diesem Orte versucht hatte; Amphipolis, eine Colonie von Athen, deren Entstehung aber erst in das fünfte Jahr-

hundert v. Chr. fällt; Stagira, von der Cykladen-Insel Andros aus gegründet, später die Geburtsstadt des großen Philosophen Aristoteles; Olynthus, dessen Entstehung unbekannt ist, die mächtigste griechische Pflanzstadt an der ganzen Nordküste des aegäischen Meeres und endlich Potidäa, eine Colonie der Korinther. Von diesen Städten war bei den Griechen Abdera wegen der vorgeblichen Dummheit seiner Einwohner ebenso verschrieen, wie bei uns das sächsische Schilda und einige andere deutsche Städte, und der Ausdruck Abderiten-Streich war unter den Griechen so sehr gebräuchlich, daß er aus ihren Schriften sogar zu den gebildeten Völkern des neueren Europas übergegangen ist. Die drei letzten der angeführten Städte lagen auf einer Halbinsel, welche, in drei kleinere Halbinseln sich gliedernd, im Alterthum den Namen Chalcidike führte, weil auf ihr unter andern besonders von der euböischen Stadt Chalcis Colonieen angelegt worden waren.

8. Die Inseln des aegäischen Meeres erhielten, in Folge der durch die Rückkehr der Herakliden bewirkten Veränderungen, größtentheils einen Zuwachs der Bevölkerung. Die Cykladen wurden theils von Joniern, theils von Dorern neu bevölkert. Die im nördlichen Theil jenes Meeres gelegenen Inseln Lemnos, Thasos, Samothrake und Imbros, von welchen die zweite im Alterthum besonders wegen ihrer Goldbergwerke wichtig war, behielten ihre alten pelasgischen Einwohner noch lange Zeit. Auf einigen derselben hatten auch Phönicier sich schon früh niedergelassen und die Einwohner standen schon in alter Zeit zugleich mit dem fernen Aegypten im Verkehr. Die größte Bedeutung erhielten diese Inseln dadurch, daß auf ihnen eine uralte, dem griechischen Glauben fremde Religion bestand, deren Wesen wir nicht näher kennen, und daß diese nach dem heroischen Zeitalter auf die religiösen Vorstellungen der übrigen Griechen einen nicht unbedeutenden Einfluß ausübte. Diese Religion, deren Hauptsitz Samothrake war, wurde durch die dortigen Priester in der Form von Mysterien oder Geheimlehren denen, welche dazu die Weihe erhielten, mitgetheilt. Viele griechische Staatsmänner, Philosophen und Dichter der folgenden Jahrhunderte ließen sich in diese Mysterien einweihen und verpflanzten dadurch manche religiöse Vorstellung und Mythe orientalischen Ursprungs nach Griechenland.

Die Bevölkerung von Euböa wurde durch ionische Schaaren vermehrt, welche von Attika aus in diese Insel einwanderten. Auf ihr hoben sich die Städte Chalcis und Eretria zu bedeutenden Handelsplätzen empor, welche mit Milet und anderen Städten ihres Stammes, namentlich auch durch die Gründung vieler Colonieen, wetteiferten.

Zu den wichtigsten Inseln der früheren Zeit gehört das zwischen Attika und Argolis gelegene Aegina, welches lange eine ebenso große Bedeutung hatte, wie Milet, Phokäa und Samos. Seine Blüthe begann mit der Einwanderung dorischer Colonisten, welche nach der Rückkehr der Herakliden sich auf der vorher unbedeutenden und an und für sich unfruchtbaren Insel niederließen. Seit dieser Zeit hob sich die Insel allmälig zu einem hohen Grade von Macht und Reichthum und die Aegineten spielten mehrere Jahrhunderte hindurch eine Hauptrolle in den Gewässern von Griechenland. Sie besaßen sehr viele Schiffe, erlangten durch Handel und Gewerbe große Schätze, thaten viel für die Kunst und waren die ersten Griechen, welche silberne Münzen prägten (in der Mitte des achten Jahrhunderts v. Chr.). Ihre Insel war sehr stark bevölkert und die Aegineten besaßen eine so große Macht, daß sie bei den Samiern, welche ihnen gleich standen, und bei den Athenern, die damals erst sich zu einer größeren Handelsbedeutung zu erheben anfingen, eine unauslöschliche Eifersucht erweckten. Mit beiden Staaten waren sie deshalb häufig in Kriege verwickelt, welche mit abwechselndem Glücke geführt wurden. Als endlich Darius I. seinen ersten Kriegszug gegen Griechenland rüstete und dann Aegina aus Handelsklugheit sogleich dem Perserkönig huldigte, benutzten die Athener dies zum Verderben der Insel. Auf ihr Betreiben wurden nämlich die Bewohner derselben von den Spartanern gezüchtigt. Die Aegineten bewiesen nachher in den Perserkriegen selbst große Tapferkeit, konnten aber dadurch dem ihnen drohenden Untergang nicht entgehen, während dagegen Athen gerade durch diese Kriege sich zur ersten Seemacht von Griechenland erhob. Sechszig Jahre nach dem Beginn der Perserkriege erlag Aegina seinem übermächtigen Feinde ganz und gar. Die Insel wurde von den Athenern erobert, ihre Bewohner vertrieben und durch athenische Colonisten ersetzt.

Auf Kreta wanderten, kurz nach der Rückkehr der Herakliden, Dorer ein, welche bald der vorherrschende Theil der Bevölkerung wurden, nachdem der Sage nach schon in den ältesten Zeiten andere Dorer sich dort angesiedelt hatten. Von diesem dorischen Theil der kretischen Einwohnerschaft rühren sicherlich die Grundzüge der oben erwähnten Staats-Verfassung her, welche der berühmte König der Urzeit, Minos, der Insel gegeben haben soll. Diese Verfassung war auf die Unterdrückung der Einwohner von anderer Abstammung gegründet: die Dorer hatten allein Antheil an der Regierung und lebten blos den Waffenübungen, dem Kriege und der Jagd, während die übrigen Kreter theils als Sklaven, theils als Leibeigene, theils als freie Bauern und Gewerbsleute die zu ihrem und der Dorer Unterhalt nöthigen Beschäftigungen trieben. Zehn jährlich gewählte Beamte

bildeten die leitende Staatsbehörde und vertraten die Stelle der Könige, deren Amt schon sehr früh abgeschafft war. Aus ihnen ergänzte sich der aus dreißig lebenslänglichen Mitgliedern bestehende Senat, welcher zu allen wichtigen Angelegenheiten seine Zustimmung zu geben hatte. Durch die vom Staate selbst geleitete und die Entwickelung von Kraft und Muth bezweckende Erziehung der Jugend, durch die stete Beschäftigung mit den Waffen und durch das tägliche Zusammenspeisen aller Familien wurde unter den Dorern ein kräftiges, ritterliches Wesen und ein reger Gemeinsinn erhalten. Aber Handel, Gewerbe, Wissenschaft und Kunst konnten ebendeßwegen auf Kreta nicht die große Bedeutung erlangen, zu welcher dieselben auf anderen Inseln sich erhoben haben.

9. Die zu Asien gehörende Insel Cypern hatte schon früh verschiedenartige Einwohner, namentlich Phönicier und eingewanderte Griechen und war lange Zeit den Hauptstädten Phöniciens unterworfen. Als die Insel wieder frei wurde, zerfiel sie in eine Anzahl kleiner Fürstenthümer. Die Spaltung hatte zur Folge, daß Cypern nie eine große Macht erlangte. Es wurde vielmehr in der Mitte des sechsten Jahrhunderts v. Chr. den Aegyptern und bald darauf den Persern tributpflichtig. Die Bedeutung der Insel beruhte während des Alterthums stets nur auf ihrer Fruchtbarkeit, auf dem großen Handel, den die Cyprier mit ihren mannigfaltigen Producten trieben und auf dem phönicischen Aberglauben, der auch von dieser Insel her in die griechische Religion eindrang.

10. Die Colonie Cyrene in Afrika war einer der reichsten Handelsstaaten der alten Welt. Sie lag in dem kleinen Hochlande, welches bei den alten Römern Cyrenaïka hieß und jetzt nach dem Namen einer der dortigen alt-griechischen Städte Barka genannt wird. Dieses quellenreiche, durch Fruchtbarkeit und üppige Vegetation ausgezeichnete Hügelland liegt, von dem Meere und von Wüsten umgeben, im Westen von Aegypten, auf der Grenze von Tripolis. In ihm ward in der Mitte des siebenten Jahrhunderts v. Chr. die Colonie Cyrene gegründet und zwar von der keinen Cykladen-Insel Thera aus, auf welcher zur Zeit der Herakliden-Wanderung dorische Schaaren sich angesiedelt hatten. Uebervölkerung und Mißwachs zwangen einen Theil der Bewohner von Thera auszuwandern; diese befragten das Orakel zu Delphi über das Land, in welches sie ziehen sollten, und der verständige König von Thera, welcher das Orakel gewonnen hatte, bewog dasselbe, sie nach der Küste von Afrika zu weisen. So entstand die Stadt Cyrene, von welcher aus später in demselben Lande noch vier andere Hauptorte gegründet wurden. Diese fünf Colonieen des Landes pflegte man unter dem Namen Pentapolis, d. i. die Fünfstadt,

zusammenzufassen. Der Führer der Ausgewanderten erhielt in der neuen Colonie die königliche Würde. Diese Regierungsform behauptete sich daselbst zweihundert Jahre lang, unter einer Reihe von Königen, welche abwechselnd Battus und Areesilaus hießen. Unter Battus II. oder dem Glücklichen, dem dritten dieser Könige (um 560 v. Chr.), begann Cyrene erst recht emporzublühen, nachdem früher seine Bürger durch Kämpfe mit den nomadischen Ureinwohnern zu sehr in Anspruch genommen waren. Man wußte es damals zu bewirken, daß viele neue Ansiedler aus Kreta, dem Peloponnes und andern griechischen Ländern nach Cyrene kamen. Als die hart bedrängten Nomaden der Nachbarschaft sich an den aegyptischen König Apries um Hülfe wandten, wurde dieser geschlagen; der Nachfolger des Königs Apries aber hielt es für besser, mit den Cyrenäern ein Freundschaftsbündniß zu schließen. Jetzt hob sich die Colonie und breitete sich nach Osten und Westen hin aus. Dadurch kam sie mit dem mächtigen afrikanischen Handelsstaate Karthago in feindliche Berührung und es entstand ein heftiger Grenzstreit, welcher zuletzt damit endete, daß man über eine bestimmte Grenzlinie übereinkam, die von keinem der beiden Staaten überschritten werden sollte.

Da in Cyrene der Staat nicht durch eine Verfassung geordnet war und überdies die Einwohner, je nach ihrer früheren oder späteren Einwanderung, verschiedene Rechte besaßen, so brachen zugleich mit dem aufblühenden Wohlstand der Stadt innere Unruhen aus. Diese nahmen an Umfang und Heftigkeit zu, als Battus des Glücklichen Sohn und Nachfolger nach willkürlicher Gewalt strebte und darüber nicht nur mit seinem Volke, sondern auch mit seiner eigenen Familie zerfiel. Ein Theil der Mißvergnügten verließ Cyrene und gründete eine neue Stadt, welche Barke genannt wurde. Die Spaltungen und Zwistigkeiten dauerten aber dessen ungeachtet fort und man nahm daher endlich seine Zuflucht wiederum zu dem delphischen Orakel. Dieses sandte den Cyrenäern Demonax, einen Bürger der arkadischen Stadt Mantinea, um ihrem Staate eine geordnete und feste Einrichtung zu geben. Demonax theilte die Bürgerschaft in drei Klassen, nämlich in die von Thera abstammenden, die aus dem Peloponnes und aus Kreta eingewanderten und die von anderen griechischen Inseln gekommenen Bürger. Jeder dieser drei Theile erhielt seine bestimmten Rechte. Den Staat selbst wandelte Demonax in eine aristokratische Republik um, in welcher dem Herrscher nur die Ehre des königlichen Namens, das erbliche Oberpriesterthum und der Ertrag der Krongüter blieben. Bald nach der Einführung dieser Verfassung suchte ein König dieselbe wieder umzustoßen und es entstand dadurch ein förmlicher Bürgerkrieg, welcher damit endigte, daß die von der königlichen Partei zu

Hülfe gerufenen Perser das Land verwüsteten. Die Stadt Barke wurde von ihnen größtentheils zerstört, Cyrene widerstand aber der persischen Uebermacht und schaffte jetzt die Königswürde ganz ab (um 432 v. Chr.). Mit der Aufhebung der königlichen Würde und der Herstellung einer vollkommen aristokratischen Republik beginnt die höchste Blüthe der Stadt Cyrene, und diese glänzendste Periode der cyrenäischen Geschichte währte etwa hundert Jahre. Nach manchen Bürgerzwisten, die in Folge einer gänzlichen inneren Zerrüttung später immer häufiger wurden, erlag Cyrene 321 v. Chr. den griechischen Königen von Aegypten und verlor für immer seine Selbstständigkeit.

Der Handel Cyrenes und der übrigen Städte der Pentapolis war ebenso bedeutend zu Wasser als zu Land. Er ging einerseits nach Ober-Aegypten, Nubien und dem östlichen Theil des inneren Afrikas, andererseits hauptsächlich nach Griechenland und Kleinasien, während dagegen die Karthager vorzugsweise den Austausch der Waaren zwischen der westlichen Hälfte von Afrika und dem Westen von Südeuropa vermittelten. Den afrikanischen Völkern brachten die Cyrenäer die Erzeugnisse der griechischen Gewerbsthätigkeit, sowie Getreide aus ihren eigenen fruchtbaren Feldern; nach Griechenland aber verführten sie hauptsächlich Pferde, Wolle, wollene Waaren und die berühmte Pflanze Sylphium, sowie Amethyste, Onixe, Karneole und andere Edelsteine, welche sie aus dem inneren Afrika und vom rothen Meer her bezogen. Das von den Cyrenäern verkaufte Silphium oder Laserpitium, in Deutschland Laserkraut genannt, war eine Pflanze, welche im Alterthum nur in Cyrenaïka gezogen wurde. Aehnliche Pflanzen, denen man denselben Namen gab, wurden in Medien und Ostpersien gebaut, und in neuerer Zeit entspricht die aus Ostindien und der Levante uns zukommende Asa fötida ihrer Wirkung nach am meisten dem Saft des cyrenäischen Silphiums, wiewohl dieselbe von einer ganz verschiedenen Pflanze herrührt. Das Silphium von Cyrene diente zu verschiedenen Zwecken: die Blätter waren eine außerordentlich zuträgliche Würze des Schaffutters, der Stengel galt bei Griechen und Römern für einen Leckerbissen und der eingetrocknete Saft aus Stengel und Wurzel war bei beiden Völkern ein ungemein beliebtes Gewürz, welches des Wohlgeschmacks und der Verdauung wegen vielen Speisen beigemischt und lange Zeit mit Gold aufgewogen wurde. Wegen dieser verschiedenen Anwendung war das Silphium, welches in Cyrenaïka nur auf weniger fruchtbaren Feldern wuchs, eine der Hauptquellen des Wohlstandes der dortigen griechischen Colonieen. Diese wußten aber außerdem noch durch andere Erzeugnisse ihres herrlichen Landes große Reichthümer zu gewinnen. Sie ernteten viel Getreide, Oel, Safran und Südfrüchte, und aus ihren Gärten, die wegen ihrer prachtvollen Rosen,

Lilien, Veilchen und andern Blumen weit und breit berühmt waren, gewannen sie das beste Rosenöl und andere Essenzen. Ferner hatten sie nicht nur bedeutende Schafheerden, sondern auch so treffliche Pferde, daß dieselben zu den gesuchtesten des Alterthums gehörten.

Auch die Gewerbsthätigkeit blühte bei den Bewohnern der Cyrenaïka in hohem Grade und die dortigen Städte waren namentlich durch die Geschicklichkeit ihrer Steinschneider und Metallgießer, sowie durch das vortreffliche Gepräge ihrer Münzen berühmt. Der große Wohlstand, den die Cyrenäer sich erwarben, entwickelte dort, wie überall bei den Griechen, eine Blüthe der Kunst und Wissenschaft. Zu gleicher Zeit entstand aber auch in der Cyrenaïka eine so große Ueppigkeit und Pracht des Lebens, daß die Bewohner derselben wegen ihres Luxus und ihrer Schwelgerei weit und breit berühmt wurden.

11. Auf den an der Westküste Griechenlands gelegenen Inseln blieben, wie es scheint, die älteren Einwohner, welche aeolischen Stammes waren, unvermischt; nur Korcyra erhielt von Korinth aus dorische Ansiedler. Ebenso legte Korinth an dem adriatischen Meere, auf der Küste von Illyrien, einige Colonieen an, von welchen Epidamnus oder Dyrrhachium die bemerkenswertheste ist.

12. Die Colonieen in Unteritalien und Sicilien waren für die griechische Cultur ebenso wichtig, ja zum Theil noch wichtiger, als die kleinasiatischen. Der Verkehr der Griechen mit Unteritalien und Sicilien und die Gründung griechischer Pflanzstädte daselbst fand der Sage nach schon unmittelbar nach dem trojanischen Kriege Statt; die sicheren Nachrichten über diese Ansiedelungen aber reichen nicht weiter hinauf, als bis zum Anfang des achten Jahrhunderts v. Chr. Diese Colonieen hatten zum Theil mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen und blühten dessenungeachtet zu einem Grade von Wohlstand und Macht auf, den alle folgenden Zeiten bewundert haben. An der Südküste von Unteritalien z. B. lagen mehrere griechische Pflanzstädte, welche eine zahlreiche Bevölkerung, eine große Seemacht, einen ausgedehnten Handel und einen ans Unglaubliche grenzenden Wohlstand besaßen und doch findet sich an dieser ganzen Küste kein einziger sicherer und tiefer Hafen, und das Gestade des Meeres ist wegen vieler Sümpfe und der aus ihnen sich entwickelnden Luft sehr ungesund, so daß dadurch heut' zu Tage die dortige Bevölkerung in ihrer Zunahme und ihrem Wohlstande sehr gehemmt ist. Allein griechischer Fleiß wußte selbst so große natürliche Schwierigkeiten zu überwinden, künstliche Häfen zu schaffen, die Sümpfe in fruchtbare Felder und Gärten zu verwandeln und da Reichthümer zu erwerben, wo jetzt die Einwohner kaum ihr Leben zu fristen vermögen. Auf diese Weise gelangten die griechischen Pflanzstädte in Italien und Sicilien zu Wohlstand und

Macht, obgleich sie anfangs sich gegen die halbwilden, kriegerischen Ureinwohner zu vertheidigen hatten, obgleich die Tyrrhener oder Etrusker das Meer durch ihre Seeräubereien lange unsicher machten und obgleich die Griechen in jenen Ländern an dem, gleich ihnen regsamen und unternehmenden Seevolk der Karthager so mächtige Nebenbuhler hatten, wie sie ihre Brüder am schwarzen Meer und in Kleinasien niemals gehabt haben.

In Unteritalien war es hauptsächlich die Südküste, auf welcher Griechen sich ansiedelten. Doch breiteten sie sich auch außerhalb derselben, namentlich an der Westseite Italiens aus, wo das nicht weit von Neapel gelegene Cumä die nördlichste griechische Pflanzstadt in Italien war. Ja, diese Colonieen waren so zahlreich und erhielten eine solche Bedeutung, daß sogar die Eingeborenen des Landes, wie zum Theil auch die von Sicilien, griechische Sprache und Sitte annahmen. In dem ganzen heutigen Calabrien wurde die griechische Sprache herrschend und blieb es mehr als anderthalb Jahrtausende hindurch; erst vom vierzehnten Jahrhundert unserer Zeitrechnung an begann sie aus diesem Lande zu weichen und selbst jetzt noch soll am äußersten südlichen Ende Italiens ein griechisch redender Ueberrest jener alten Bevölkerung zu finden sein. Wegen dieser gänzlichen Umwandelung von Unteritalien führte dasselbe im Alterthum den Namen Großgriechenland, welcher anfangs blos die südöstliche Küste des Landes, später aber ganz Unteritalien bis zur Gegend von Neapel umfaßte. Dieser Name sollte jedoch nicht etwa einen Gegensatz gegen das eigentliche Griechenland ausdrücken, zumal da das mit ihm bezeichnete Land in Wirklichkeit nicht größer als dieses war; sondern man nannte jene Südostküste Italiens, welche zuerst diesen Namen erhielt, das große Land der Griechen, weil sie mit einer ununterbrochenen Reihe griechischer Colonieen bedeckt war und diese also einen Gegensatz gegen die an andern Punkten Italiens vereinzelt liegenden Pflanzstädte bildeten.

Die wichtigsten Colonieen Unteritaliens waren, von dem Norden der südöstlichen Küste anfangend, die nachfolgend verzeichneten: Tarentum, das heutige Taranto, wurde um das Jahr 700 v. Chr. von den Spartanern gegründet. Es gehörte lange Zeit zu den unbedeutenderen Colonieen in Unteritalien, schwang sich aber, etwa vom fünften Jahrhundert an, über alle übrigen empor und erwarb sich die größte Seemacht und den ausgebreitetsten Handel. Metapontum, eine achäische Pflanzstadt, hatte im Vergleich mit den anderen Colonieen nie eine große Bedeutung, wird aber wegen der Ruinen, die sich von ihm erhalten haben, neuerdings öfters erwähnt. Siris am gleichnamigen Flusse, auch Heraklea am Siris genannt, hatte keine

große Wichtigkeit, ausgenommen daß dort eine Zeitlang ein Kongreß der griechischen Colonieen Unteritaliens gehalten wurde. Sybaris wurde etwa 700 Jahre v. Chr. von Achäern gegründet und erhob sich sehr schnell zur blühendsten und mächtigsten Handelsstadt von Großgriechenland. Es erlangte einen weit ausgebreiteten Handel und unterwarf sich landeinwärts ein so großes Gebiet, daß vier Völkerschaften und 25 Städte ihm gehorchten. Die Stadt Sybaris selbst hatte einen Umfang von zwei und einer halben Stunde und soll, was gewiß übertrieben ist, nicht weniger als 100,000 wirkliche Bürger enthalten haben. Ihr Reichthum war außerordentlich groß; am berühmtesten wurde aber Sybaris durch die Ueppigkeit und Schwelgerei seiner Bürger: diese sind deshalb bei den alten Griechen sprichwörtlich geworden und noch bei den neueren gebildeten Völkern ist das Wort Sybarite gleichbedeutend mit Schlemmer oder Wüstling. Im Jahre 510 aber erlag Sybaris in einem Kriege den unverweichlichten Bewohnern der Colonie Kroton. Wegen des ganz entgegengesetzten Charakters der Sybariten und der Krotoniaten und wegen des großen Neides, den die Uebermacht der Ersteren erregt hatte, waren die Letzteren so sehr von Haß gegen jene erfüllt, daß sie damals alle Sybariten, welche nicht entflohen, niedermetzelten und ihre Stadt nicht nur ganz und gar zerstörten, sondern auch einen Fluß über den Boden derselben hinwegleiteten. 66 Jahre nach der Zerstörung von Sybaris gründeten die Nachkommen des flüchtig gewordenen Theiles der Bürger, mit Hülfe der Athener, eine neue Stadt, die den Namen Thurii erhielt und in der Nähe des alten Sybaris angelegt ward. Diese hob sich bald zu einer so großen Macht, daß sie selbst mit Tarent Krieg zu führen wagte, rief aber nachher die Römer zu Hülfe und gab dadurch die Veranlassung, daß die griechischen Colonieen Unteritaliens insgesammt diesen unterworfen wurden.

Ungefähr um dieselbe Zeit, wie Sybaris, war auch Kroton gegründet worden und zwar von Achäern. Diese Stadt, welche nach der Zerstörung von Sybaris die mächtigste griechische Colonie in Unteritalien wurde, war besonders dadurch ausgezeichnet, daß man im Westen nirgends so sehr auf die Erhaltung der Einfachheit und Sittenreinheit bedacht war und nirgends mit so großem Eifer sich bemühte, durch tägliche gymnastische Uebungen die Körperkraft zu entwickeln, als in Kroton. Auch gehörte dieser Stadt Milo, der berühmteste Athlete oder Wettkämpfer des Alterthums, an.

Die Krotoniaten, welche anfangs gleich den Sybariten sich durch ihren Wohlstand zur Schwelgerei verleiten ließen, sollen die sie auszeichnende Einfachheit und Mäßigkeit zuerst durch den berühmten Philosophen Pythagoras erhalten haben. Dieser lebte im sechsten

Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung und war auf der Insel Samos geboren. Er hatte lange in Aegypten gelebt, welches seiner eigenthümlichen Cultur, seiner riesigen Bauwerke und seiner geordneten und ruhigen Verwaltung wegen das Staunen der Griechen erregte und von vielen als die Quelle aller Weisheit angesehen wurde. Pythagoras hatte die aegyptischen Religionsgeheimnisse kennen gelernt und bewunderte die Einrichtung, nach welcher die Priester als die alleinigen Weisen einen heiligen Orden bildeten und die Herrschaft besaßen, während das unwissende Volk sich leiten ließ und diente. Durch diese Einrichtung angezogen und von der Idee einer strengen sittlichen Reinheit erfüllt, kam Pythagoras auf den Gedanken, daß die moralische Veredlung der Bürger der Zweck jedes Staates sein müsse und daß dieses Ziel, sowie bleibende Ordnung und Ruhe in einem Gemeinwesen nur dann erreicht werden könnten, wenn blos die Guten und Weisen herrschten, die Anderen aber von diesen willenlos gelenkt würden. Wie nun im Orient, vermittelst des Kasten-Wesens, die der Weisheit Theilhaftigen eine geschlossene, mit Vorrechten begabte Klasse bildeten, ihre religiösen und politischen Ansichten und Zwecke geheim hielten und die Masse des Volkes bevormundeten, so meinte Pythagoras, daß auch in griechischen Staaten eine ähnliche Einrichtung und zwar von reinerer und edlerer Art gemacht werden könne. Hier bestand nämlich in manchen Republiken eine Oligarchie oder Herrschaft der Wenigen — eine Regierung, welche in den Händen eines geringen Theiles der Bürgerschaft war. Wenn man nun einen Bund der Weisheit und Sittlichkeit stiftete, in denselben nur die Besten aufnahm und die Mitglieder des Bundes fortwährend und auf jede Weise geistig und moralisch zu vervollkommnen suchte, so hatte man die beste Oligarchie gegründet; denn man hatte einen Kreis von Männern geschaffen, welcher allein zur Regierung durchaus befähigt war.

Mit diesen Gedanken kehrte Pythagoras aus Aegypten und anderen orientalischen Ländern nach Griechenland zurück. In seiner Heimath Samos, welche damals von Polykrates beherrscht wurde, fand er keinen Boden für solche Ideen. Er wandte sich deßhalb nach Unteritalien und ward in Kroton nicht allein freundlich aufgenommen, sondern er fand hier auch Alles für die Verwirklichung seines Planes reif. Pythagoras konnte aber seinen Zweck um so leichter erreichen, weil er der gebildetste und erfahrenste Mann seiner Zeit war, einen großen Namen und ein schönes Aeußeres besaß, durch Reinheit des Lebenswandels und große Beredsamkeit sich auszeichnete und durch die Art seines Auftretens den Eindruck eines Heiligen und Propheten machte. Er wußte durch seine Lehren und Reden die Krotoniaten aller Stände für sich zu gewinnen und begeisterte dieselben so sehr, daß eine

gänzliche Umgestaltung der Sitten und der Verfassung dort eintrat und z. B. sogar die Frauen der Stadt allen ihren Schmuck ablegten und der Göttin Here zum Opfer darbrachten. Nun stiftete Pythagoras in Kroton den berühmten Bund der Pythagoreer, der gleichsam eine Schule zur Bildung der weisesten und edelsten Menschen und der vollkommensten Regenten sein sollte. Jeder, der in diesen Bund aufgenommen werden wollte, mußte sich einer strengen und langen Prüfung unterwerfen, welche die Reinheit seiner Gesinnung bewähren sollte und in der er durch Gewöhnung zum Schweigen und zum Gehorsam und durch Pünktlichkeit in der Erfüllung seiner Pflichten für die Theilnahme am Bunde vorbereitet wurde. Der Orden hatte, wie die aegyptische Priesterkaste, mehrere Grade, und der Uebertritt von einem niederen Grad zu einem höheren wurde durch bedeutsame Ceremonieen geheiligt. Unter den Pythagoreern bestand Gütergemeinschaft und ihr Leben war nach bestimmten Vorschriften geregelt: sie speisten zusammen und wissenschaftliche Unterredungen, Beten, körperliche Uebungen und Besprechung der öffentlichen Angelegenheiten waren ihre gemeinschaftlichen täglichen Beschäftigungen. Die Lehren der Pythagoreer, über welche später Näheres angegeben werden wird, zerfielen in esoterische oder geheime und in exoterische oder populäre; jene waren nur den Mitgliedern des Bundes zugänglich, diese dagegen durften Jedermann mitgetheilt werden. Pythagoras selbst hatte bei seinen Schülern fast das Ansehen eines gottgesandten Propheten. Seine Worte gingen denselben über Alles und der Ausdruck: „Er hat es gesagt!“ soll ihnen statt eines Beweises gegolten haben.

Der pythagoreische Bund fand nicht nur in Kroton, sondern auch in anderen griechischen Städten Unteritaliens den größten Beifall. Er breitete sich auch außerhalb Krotons aus, wiewohl diese Stadt der Hauptsitz desselben blieb. Ueberall behaupteten die Mitglieder, im alleinigen Besitz der echten Regierungsweisheit zu sein und predigten der Masse des Volkes Demuth, Gehorsam und Glauben. Es schien damals, als sollte in Italien ein orientalischer Geist aufleben und für die griechische Welt eine Zeit der Priesterherrschaft und des Mönchswesens beginnen. In Kroton war die Regierung bereits seit einigen Jahrzehnten ganz in den Händen des Ordens und auch andere Städte waren nahe daran, eine gleiche Umwandelung zu erleiden, als die Pythagoreer plötzlich an dem angeborenen politischen Geiste des griechischen Volkes scheiterten. Gleich nach der Zerstörung von Sybaris nämlich erhob sich das gemeine Volk in Kroton, unter der Anführung eines Mannes, dem man früher die Aufnahme in den Orden verweigert hatte, gegen die Herrschaft der Pythagoreer, ermordete einen Theil der Bundesglieder, verjagte die übrigen und stieß ihre Staatseinrichtung

um. Ebenso erging es dem Orden auch in anderen Städten. Pythagoras selbst wurde bei dieser Umwälzung entweder ebenfalls getödtet, oder, was wahrscheinlicher ist, er entkam durch die Flucht nach Metapontum und starb hier, gehaßt von den Bürgern derselben Stadt, welche ihn früher viele Jahre hindurch als Propheten verehrt hatten. Der Versuch, das Ordens- und Mönchswesen unter die Griechen zu verpflanzen und im Widerspruch mit dem Volksgeist Verfassung und Sitten nach bloßen Theorieen einzurichten, war gänzlich fehlgeschlagen. Der Bund der Pythagoreer bestand zwar, als ein geheimer Orden mit gewissen Erkennungszeichen, auch nach des Stifters Tode noch eine Zeitlang in Unteritalien fort, allein er erlangte keine Bedeutung mehr. Dagegen faßten manche der rein wissenschaftlichen Ideen des Pythagoras bei den Griechen Wurzel und es gab noch lange nachher eine Secte von Anhängern seiner wissenschaftlichen Philosophie, welche sich die der Pythagoreer nannte.

Die Krotoniaten hatten, wie erzählt, während der Herrschaft der Pythagoreer und unter der Anführung des ihrem Bunde angehörenden Athleten Milo, die Stadt Sybaris erobert und zerstört. Dadurch wurde Kroton die mächtigste Stadt von Unteritalien, bis Tarent sie aus dieser Stellung verdrängte. Uebrigens blühten auch in Kroton die Poesie, die bildenden Künste und die Wissenschaften; namentlich war diese Stadt ein Hauptsitz der Arzneikunde und die Aerzte von Kroton galten in Griechenland lange Zeit für die ausgezeichnetsten.

Lokri, welches den Beinamen Epizephyrii d. i. das westliche Lokri führte, war von Griechen verschiedener Stämme und Staaten gegründet worden. Es gehörte nicht zu den durch Handelsgröße und Macht ausgezeichneten Colonieen; dagegen wurde es wegen einer eigenthümlichen Staatseinrichtung berühmt, welche zugleich dadurch merkwürdig ist, daß sie auf der ältesten schriftlichen Gesetzgebung beruhte, die in der griechischen Geschichte erwähnt wird. Der Gesetzgeber von Lokri war Zaleukus. Er lebte um 660 v. Chr., bald nach der Gründung der Stadt, und das Bedürfniß einer bestimmten und festen Staatseinrichtung ward in Lokri deshalb vorzugsweise früh rege, weil die Bürgerschaft aus einer Mischung verschiedener griechischer Stämme bestand und dadurch von Anfang an in eine Zwietracht gerathen war, die nur durch klar ausgesprochene Gesetze, welche eines Jeden Rechte bestimmten, für immer gehoben werden konnte. Zaleukus, der, wie es heißt, in niederem Stande geboren war, gab seiner Vaterstadt solche Einrichtungen und Gesetze, bei welchen es hauptsächlich auf moralische Entwickelung und auf Erhaltung der Sittenreinheit abgesehen war. Nach dem Geiste seiner Gesetzgebung sollte der Staat gleichsam eine Erziehungsanstalt der Bürger sein und deswegen war

Zaleukus mehr auf Sittenpolizei, Religiosität und Gerechtigkeit bedacht, als auf die Formen der Regierung und Verwaltung. Der Staat war nach seinen Anordnungen eine Aristokratie oder eine Herrschaft der Besten: die Mitglieder der Staatsbehörde durften nur aus den hundert ersten Familien gewählt werden und tausend Bürger bildeten die gesetzgebende Versammlung. In Betreff der von Zaleukus gegebenen Gesetze ist besonders der Umstand von Wichtigkeit, daß er zuerst unter den Griechen bestimmte Strafen für die einzelnen Vergehen ansetzte, während vor seiner Zeit die Richter hierin ganz willkürlich verfuhren. Noch merkwürdiger ist aber die rein sittliche Tendenz seiner meisten Gesetze. Die Verletzung jedes bestehenden Gesetzes war mit schwerer Strafe belegt. Ebenso wurde jedes Wort der Lästerung hart bestraft. Der Genuß des Weines war nur dann erlaubt, wenn der Arzt ihn verordnete. Keine Frau durfte goldenen Schmuck tragen, bei Nacht vor die Stadt gehen und öffentlich mit mehr als Einer Sklavin erscheinen. Vor allem Andern aber schärfte Zaleukus seinen Mitbürgern einen Gedanken ein, durch dessen Vernachlässigung jedes Volk, welches Glaubens es auch sei, moralisch entartet und herabsinkt: „nicht Opfer, sagt er, versöhnen die Götter, nicht Gaben der Schlechten, sondern der Guten reiner Wandel und der Gerechten heiliger Sinn.“ Damit an der Verfassung nicht ohne Noth geändert werde, verfügte Zaleukus, daß stets einer der bejahrtesten Männer aus der Bürgerschaft erwählt werden solle, um nöthigenfalls die Gesetze auszulegen und bei jedem Antrag auf Abänderung oder Aufhebung eines bestehenden Gesetzes dieses zu vertheidigen. Dies geschah vor jenen tausend zur Theilnahme an der Regierung allein berechtigten Bürgern, welche zugleich die Gründe dessen, der die Abänderung des Gesetzes beantragte, anhörten. Der Letztere mußte dabei einen Strick um den Hals tragen und konnte er seinen Vorschlag nicht durchsetzen, so hatte er sein Leben verwirkt. Von Zaleukus selbst wird erzählt, daß er der Strenge seiner Gesetze sein eigenes Leben zum Opfer gebracht habe. Er hatte nämlich bei Todesstrafe verboten, Waffen in der Bürgerversammlung zu tragen; eines Tages war er selbst, ohne an dieses Verbot zu denken, bewaffnet in der Versammlung erschienen und als man ihn auf seine Verletzung des Gesetzes aufmerksam machte, soll er sich selbst durchbohrt haben, indem er die Worte ausrief: „Nicht gebrochen, sondern bestätigt wird von mir das Gesetz!“

Die an der Straße von Messina gelegene Stadt Rhegium, das heutige Reggio, war eine Pflanzstadt der Chalcidier oder Chalcidenser, d. h. der Bewohner der euböischen Stadt Chaleis, welche überhaupt viele Colonieen im Westen des mittelländischen Meeres gründeten. Mit dieser ursprünglichen Einwohnerschaft vermischten sich später viele

ausgewanderte Messenier. Auch diese Stadt hob sich durch ihren Seehandel zu einem hohen Grade von Reichthum und Macht empor.

Am Busen von Salerno lag die Stadt Posidonia oder Pästum, eine Colonie von Sybaris. Sie ist nicht sowohl wegen einer besonderen Bedeutung für die Geschichte der alten Welt bemerkenswerth, als vielmehr wegen der großen Ruinen, die von ihr sich erhalten haben und von denen namentlich ein Poseidonstempel häufig erwähnt und abgebildet wird.

Neapolis, die Hauptstadt des früheren Königreichs beider Sicilien, war eine Colonie der in ihrer Nähe gelegenen Stadt Kumä. Sie spielt in der Geschichte des Alterthums keine große Rolle. Zu bemerken ist, daß sie nach dem Namen einer Sirene, welche von ihren Bewohnern verehrt wurde, von den Dichtern der alten und der neueren Zeit öfters die Stadt der Parthenope genannt wird.

Das so eben erwähnte Kumä, welches westlich von Neapolis lag, war eine von den Chalcidiern und Eretriern gegründete Colonie und die älteste aller Pflanzstädte im Westen von Griechenland. Sie blühte zu einer ansehnlichen Handelsstadt auf und ward selbst Stifterin mehrerer Colonieen, gerieth aber im vierten Jahrhundert v. Chr. in die Gewalt des campanischen Volkes, aus welcher sie nachher in die der Römer kam. Am berühmtesten ist ihr Name dadurch geworden, daß in Kumä ein Orakel bestand, dessen weissagende Priesterin Sibylla hieß und daß diese ein sehr großes Ansehen bei den eingeborenen Völkern von Mittelitalien erhielt. In Rom wurden lange Zeit Weissagungen, welche, wie man glaubte, die Priesterinnen dieses Orakels vor Alters niedergeschrieben hatten, als heilige Bücher aufbewahrt.

Von den auf der Insel Sicilien gelegenen Colonieen der Griechen waren Syrakus und Agrigent die wichtigsten und das 736 v. Chr. gegründete Naxos die älteste. Sie wurden alle entweder von Dorern oder von Joniern angelegt und zwar waren die ionischen insgesammt von der euböischen Stadt Chalcis gegründet, die dorischen aber theils von Megara, theils von Korinth, theils von Rhodus, theils von den Messeniern. Auch Sicilien wurde durch diese Colonieen ein halbgriechisches Land und die griechischen Ansiedelungen gediehen daselbst so sehr, daß allein die zwei größten derselben, Syrakus und Agrigent, auf ihrem Gebiete mehr Einwohner enthielten, als heut' zu Tage ganz Sicilien.

Die bemerkenswerthesten Colonieen der Ostküste Siciliens sind, in ihrer Aufeinanderfolge von Norden nach Süden, Zankle, Tauromenium, Naxos, Katana, Megara und Syrakus. Zankle, eine Colonie von Kumä und Chalcis, wurde in der Mitte des siebenten Jahrhunderts v. Chr. von Messeniern überrumpelt und besetzt; die älteren

Einwohner wanderten größtentheils aus, die Messenier aber gaben der Stadt den neuen Namen Messene. Diese Stadt erwarb sich großen Wohlstand, spielte später in der römischen Geschichte ein Rolle und besteht noch heut' zu Tage unter dem Namen Messina. Tauromenium, das heutige Taormina, eine chalcidische Colonie, war zwar eine sehr wohlhabende Handelsstadt, ist aber unter uns nicht sowohl durch ihre Bedeutung im Alterthum berühmt geworden, als vielmehr durch die großartigen, ihrer herrlichen Lage wegen häufig gepriesenen Trümmer ihres Theaters. Naxos ist nur als die älteste griechische Colonie in Sicilien bemerkenswerth.

Katana, das heutige Catania, wurde von Chalcidiern schon früh gegründet und erlangte seinen größten Ruhm durch eine Gesetzgebung, welche auch von allen übrigen chalcidischen Colonieen Siciliens und Unteritaliens, sowie von Thurii und anderen Städten angenommen wurde. Der Urheber dieser Staatseinrichtung war Charondas aus Katana, dessen Lebenszeit nicht genau bekannt ist, der aber wahrscheinlich ein Zeitgenosse des Zaleukus war. Auch ist seine Gesetzgebung der des Lokrischen Staatsordners durchaus ähnlich: sie hatte wie diese einen vorherrschend sittlichen Zweck und die einzelnen uns überlieferten Gesetze des Charondas sprechen, wie die des Zaleukus, strenge Strafen gegen Prachtliebe, Feigheit, falsche Anklage und andere Verfehlungen wider das Sittengesetz aus.

Von Megara mit dem Beinamen Hybla, einer Colonie der Megarer, ist nichts Wichtiges anzuführen. Dagegen ist Syrakus, das heutige Siragossa und im Alterthum die eigentliche Hauptstadt von Sicilien, um so bedeutender. Sie war eine Colonie der Korinther und die zweitälteste griechische Stadt auf Sicilien; denn sie entstand im Jahre 735 v. Chr., ein Jahr nach der Gründung von Naxos. Syrakus lag an der günstigsten Stelle der ganzen Ostküste und hatte zwei vortreffliche Häfen, welche durch die kleine Insel Ortygia von einander getrennt waren. Ursprünglich allein auf dieser Insel angelegt, breitete die Stadt sich bald auch auf dem festen Lande aus und ward nach und nach so bedeutend vergrößert, daß sie zuletzt aus vier Haupttheilen oder sogenannten Städten bestand. Seine ersten Einwohner waren theils Dorer aus Korinth, theils unterworfene Ureinwohner, welche als deren Leibeigene das Feld bebauten. Wegen der für den Handel äußerst günstigen Lage der Stadt vergrößerte sich die Bevölkerung derselben bald durch viele Einwanderer aus verschiedenen Gegenden Griechenlands. Diese bildeten eine dritte Klasse von Einwohnern; sie waren zwar frei, hatten aber keinen Antheil an der Regierung, welche ganz allein in der Gewalt der älteren dorischen Familien war. In dieser Verschiedenheit der Bevölkerung lag für Syrakus, wie

für alle anderen sicilischen Colonieen, der Keim zu häufigen inneren Unruhen. Dazu kam noch, daß die alleinige Herrschaft weniger Familien, welche in den meisten dorischen Staaten eingeführt war, nur dann sich lange behaupten konnte, wenn, wie in Sparta und Kreta, die regierenden Familien, fest zusammengeschlossen, sich vorzugsweise mit kriegerischen Uebungen beschäftigten und so sich selbst ebensowohl gegen die übrigen Bürger wie gegen auswärtige Feinde zu schützen vermochten. Dies war aber in Syrakus nicht der Fall, sondern die herrschenden Familien der Stadt trieben Handel, gelangten zu großem Wohlstand und gewöhnten sich an ein Leben des Genusses und der Behaglichkeit. Sie hielten deswegen Miethstruppen, die sie mit ihren erworbenen Schätzen leicht bezahlen konnten, riefen aber dadurch eine neue Gefahr herbei; denn diese Söldner kamen nicht selten zu dem Bewußtsein, daß auf ihnen der Staat beruhe und ein bei ihnen beliebter Führer konnte deshalb mit ihrer Hülfe sich leicht zum Herrscher aufwerfen. Die anderen griechischen Städte in Sicilien, welche ebenfalls eine gemischte Bevölkerung enthielten, hatten sich gegen alle solche Gefahren dadurch zu schützen gesucht, daß sie, vermittelst eigentlicher Verfassungen und umfassender Gesetzgebung, ihre Staatsverwaltung den Verhältnissen gemäß ordneten und die Rechte der Bürger genau bestimmten und gegen einander abwogen. Allein in Syrakus griff man erst gegen das Ende des fünften Jahrhunderts v. Chr. zu diesem Mittel, weil man früher die dorische Regierungsweise nicht gern hatte aufgeben wollen. Bis zu dieser Zeit half man sich bei inneren Unruhen nicht durch eine neue Staatseinrichtung, sondern durch Maßregeln, welche immer nur für kurze Zeit ausreichten.

Diese Verhältnisse liegen der Geschichte von Syrakus während ihrer ersten dreihundert Jahre zu Grunde. Erst gegen das Ende dieser Zeit verschwanden die Vorrechte des dorischen Adels und der Gang der syrakusanischen Geschichte nahm eine andere Wendung. Ein Hauptmittel, mit welchem die regierende Klasse sich lange geholfen hatte, war die Gründung von Colonieen gewesen, durch die man von Zeit zu Zeit sich von den Unzufriedenen befreite und die zugleich den Handel und die Macht der Stadt erweiterten. Um das Jahr 484 v. Chr. erlag der Adel einem allgemeinen Aufstand der übrigen Bürger und der Leibeigenen und wurde von diesen aus Syrakus verjagt. Er wandte sich an Gelo, den Beherrscher der Stadt Gela, um Hülfe und wurde zwar von diesem wieder in die Stadt zurückgeführt, mußte aber zugleich selbst ihn als Herrn anerkennen.

Gelo, welcher seine Residenz nach Syrakus verlegte und von 485 bis 477 v. Chr. daselbst herrschte, hob die Vorrechte des Adels auf. Unter seiner festen und doch milden Regierung erreichte die Stadt den

Gipfel ihrer Macht und ihres Reichthums. Er wußte alle inneren Unruhen fern zu halten, machte den größten Theil Siciliens von sich abhängig, hielt ein sehr großes und tüchtiges Heer, vermehrte die syrakusanische Flotte und schützte mit ihr den neu aufblühenden Handel der Stadt. Auch als Feldherr ausgezeichnet, schlug er bei Himera in einer offenen Schlacht, die vom frühen Morgen bis zum späten Abend dauerte, ein zahlreiches Heer der Karthager, die auf Sicilien festen Fuß zu fassen suchten. Diese Schlacht fand fast zu gleicher Zeit, der Sage nach am gleichen Tage, mit dem glänzenden Siege Statt, welchen Gelo's Landsleute im eigentlichen Griechenland bei Salamis über die Flotte der Perser erfochten (480 v. Chr.).

Die Macht und das Ansehen Gelo's stiegen so sehr, daß es fast schien, als wenn jetzt alle Griechen Siciliens zu einem Reiche würden vereinigt werden; allein Gelo starb zu früh und sein Bruder und Nachfolger Hiero (477—467 v. Chr.) führte eine Regierung, welche mehr glänzend und durch die Förderung von Wissenschaft und Kunst ausgezeichnet, als auf ein großartiges Ziel gerichtet und geschickt geleitet war. Der nächste Nachfolger, Thrasybul, ein jüngerer Bruder seiner beiden Vorgänger, gebrauchte sogar seine Herrschermacht nur zu Handlungen des Uebermuthes und der Gewaltthätigkeit. Er wurde schon nach einem Jahre aus Syrakus vertrieben. Der Adel gelangte jedoch weder damals, noch überhaupt je wieder in Besitz seiner früheren Vorrechte, sondern es wurde eine vollkommene Demokratie oder Volksherrschaft eingeführt. Auch in der folgenden Zeit blieb Syrakus nicht ohne starke Erschütterungen und erlitt mannigfache Wechsel des Geschicks; dies hängt aber mit der allgemeinen griechischen Geschichte der nächsten Perioden zu enge zusammen, als daß es getrennt von dieser dargestellt werden könnte.

Auf der Südküste Siciliens waren Gela, Agrigent und Selinus die wichtigsten griechischen Pflanzstädte. Gela, eine Colonie von Rhodus, ward 690 v. Chr. gegründet. Diese Stadt gelangte schnell zu großem Wohlstand; um das Jahr 500 aber warf sich einer ihrer Bürger zu ihrem Gebieter auf und der zweite Nachfolger desselben, Gelo, verlegte nicht allein seine Residenz nach Syrakus, sondern verpflanzte auch die Hälfte der Bevölkerung Gelas dorthin. Dadurch verlor die Stadt ihre Bedeutung für immer.

Agrigent, das heutige Girgenti, wurde 582 von Gela gegründet und war nach Syrakus die bedeutendste Stadt Siciliens. Es lag in einer der fruchtbarsten Gegenden der Insel und erwab sich durch den Bau von Getreide, Wein und Oel und durch die Ausfuhr dieser Erzeugnisse nach Afrika unermeßliche Reichthümer. Die Stadt vergrößerte sich in Folge davon so sehr, daß sie zuletzt vier Stunden im Umfang

hatte und 200,000 Einwohner enthielt, von welchen 180,000 aus Beisassen, Fremden und Sklaven bestanden. Die Wohlhabenheit der Bürger aber war so groß, daß einige derselben wegen ihres außerordentlichen Reichthums und ihres mehr als fürstlichen Aufwandes selbst noch lange nach ihrem Tode weithin berühmt waren. Auch durch kostspielige und ungeheure Bauwerke zeichnete Agrigent sich aus und noch heut' zu Tage erregen die vielen und prächtigen Trümmer dieser Stadt das Staunen der Reisenden. Das größte Bauwerk war ein Tempel des Zeus; dieser hatte eine Länge von 340 Fuß und enthielt so riesenmäßige Säulen, daß in die Cannelirung oder in jede der eingehauenen, von oben nach unten laufenden Riefen einer noch übrigen Halbsäule ein Mann sich stellen kann und daß der ganze Umfang dieser Säule einem Kreise von 22 neben einander stehenden Männern entspricht.

In Agrigent walteten in Betreff der Regierungsform und des Staatslebens dieselben Verhältnisse, wie in Syrakus und deshalb ist der Gang der inneren Geschichte Agrigents auch dem der syrakusanischen sehr ähnlich. Die Stadt fiel schon in der ersten Zeit ihres Bestehens (um das Jahr 560 v. Chr.) in die Gewalt eines einzelnen Bürgers, der sich zum Zwingherrn aufwarf. Dieser Mann, dessen Geschichte nicht sicher bekannt ist, hieß Phalaris und ward wegen seiner Grausamkeit berüchtigt. Unter den Marterwerkzeugen, deren er sich zur Bestrafung der Empörer und Verdächtigen bedient haben soll, wird am häufigsten ein hohler Stier von Bronce angeführt, in welchen die Unglücklichen eingesperrt wurden, um durch ein unter dem Stier angemachtes Feuer verbrannt zu werden. Der Künstler Perillus hatte das Innere desselben so eingerichtet, daß das Todesgeschrei des Eingesperrten eben so tönte, als wenn ein Stier brüllte. Phalaris war, wie es heißt, über diese Erfindung sehr erfreut, ließ aber, um die Probe zu machen, zuerst den Künstler selbst in dem Stier verbrennen. Der Tyrann soll zuletzt durch einen allgemeinen Aufstand der Agrigentiner gestürzt und von dem Volk zu Tode gesteinigt worden sein.

Siebenzig Jahre nach Phalaris hatte Agrigent einen Gebieter von ganz entgegengesetzter Art. Dies war der wahrscheinlich von den Bürgern selbst zum Herrscher erwählte Theron, welcher durch Milde und Gerechtigkeitsliebe sich auszeichnete und noch lange nach seinem Tode als einer der größten Wohlthäter Agrigents in einem ihm geweihten Tempel verehrt wurde. Er war der Schwiegervater Gelo's von Syrakus und hatte an dessen glänzendem Siege bei Himera Antheil. Sein Sohn folgte ihm in der Regierung nach, wurde aber, weil er sehr tyrannisch herrschte, alsbald verjagt. Für die hierauf wieder hergestellte Republik soll Empedokles, ein in Agrigent

geborner Philosoph, eine neue Verfassung entworfen haben, nachdem er die von seinen Mitbürgern ihm angebotene Herrscherwürde ausgeschlagen hatte. In der späteren Zeit warfen sich noch einige Male Alleinherrscher in Agrigent auf. Die Stadt wurde einmal von den Karthagern fast ganz zerstört (406 v. Chr.) und litt auch nachher, in den Kriegen dieses Volkes mit den Römern, sehr viel, erhob sich aber immer wieder.

Selinus, 627 v. Chr. von dem sicilischen Megara aus gegründet, war eine durch Reichthum und prachtvolle Gebäude ausgezeichnete Stadt, die jedoch mit Agrigent und Syrakus nicht verglichen werden konnte. Von ihrem Glanze zeugen noch jetzt die ungeheuren Ruinen, welche den Boden des alten Selinus bedecken.

An der Nordküste Siciliens sind nur die beiden Städte Segesta und Himera bemerkenswerth. Beide waren von Chalcidiern aus der Stadt Zankle gegründet worden, wiewohl die Sage die Entstehung von Segesta bis auf die Zerstörung von Troja zurückführt und von einer Schaar flüchtiger Trojaner herleitet. Beide waren nicht unbeträchtliche Städte. Himera ist besonders wegen jenes glänzenden Sieges berühmt, welchen im Jahre 480 v. Chr. die sicilischen Griechen über die Karthager vor seinen Thoren erfochten; zur Rache dafür wurde die Stadt im Jahre 409 v. Chr. von den Karthagern gänzlich zerstört und ihre Einwohner theils getödtet, theils zu Sklaven gemacht.

13. Von den griechischen Colonieen auf Sardinien und Korsika, in Frankreich und Spanien haben die auf jenen beiden Inseln gegründeten keine besondere Wichtigkeit erlangt. Dagegen wurde die in Süd-Frankreich, östlich von der Mündung der Rhone angelegte Stadt Massilia oder Massalia, das heutige Marseille, die bedeutendste griechische Pflanzstadt im Westen. Sie war eine Colonie der ionischen Stadt Phokäa und soll um das Jahr 600 v. Chr. gegründet worden sein. Einige Menschenalter später wurde ihre Bevölkerung durch jene freiheitliebenden Bürger von Phokäa vermehrt, die sich den Persern nicht hatten unterwerfen wollen und nach einigen anderen Ansiedelungs-Versuchen, bei ihren Landsleuten in Massilia sich niederließen. Die Massilier wandelten den felsigen und trockenen Boden der Provence in Olivengärten und Weinberge um, deren Ertrag den Hauptgegenstand ihres Handels bildete. Sie breiteten sich an der ganzen Südküste von Frankreich aus und trieben ihren Handel fast blos mit Spanien, wo sie, wie in Frankreich, mehrere Pflanzstädte gründeten. Der lange und blutige Zwist, der im dritten Jahrhundert v. Chr. zwischen den Römern und Karthagern sich entspann, brachte der Stadt Massilia große Vortheile; denn die Ersteren begün-

stigten Massilia auf jede Weise, um ihren Feinden zu schaden. Die Massilier wurden damals zwar von den Karthagern aus Spanien verdrängt, ihr Handel breitete sich aber dagegen über das ganze nördliche und mittlere Italien aus; und als endlich Karthago den Römern unterlag, erbten sie den ganzen Seehandel desselben, ohne daß sie, was für Handelsstaaten immer gefährlich ist, nöthig hatten, eine Kriegsmacht zu unterhalten. Massilia stieg immer höher und gegen die Zeit von Christi Geburt erhielt es noch eine besondere Wichtigkeit dadurch, daß es einer der Hauptsitze der griechischen Wissenschaft und gleichsam eine der besuchtesten Universitäten für die römische Jugend wurde. Dies gab der Stadt in der Zeit nach Christi Geburt sogar eine größere Bedeutung, als ihr Handel. Sie wurde übrigens von den Römern als eine unabhängige Stadt angesehen und erhielt sich frei und blühend bis zu dem Untergang des römischen Reiches.

Massilia zeichnete sich außerdem durch seine vortreffliche Verfassung und durch den eigenthümlichen Geist seiner Bürger aus. Seine Verfassung wird zu den besten gezählt, welche das Alterthum kannte. Ursprünglich bestand in Massilia, wie in den meisten ionischen Colonieen, eine Demokratie oder Volksherrschaft. Diese wurde aber früh in eine andere Verfassung umgewandelt, nach welcher die Stadt zwar aristokratisch, aber nicht, wie sonst in der Regel freie Städte, patricisch regiert ward: d. h. die Leitung des Staates war zwar nur in den Händen eines kleinen Theiles der Bürgerschaft und knüpfte sich an bestimmte Vorzüge, allein sie war nicht erblich und nicht gewissen Familien ausschließlich anvertraut. Es wurden nämlich 600 Bürger auf Lebenszeit erwählt, welche verheirathet sein, Kinder haben und wenigstens schon von ihren Urgroßvätern her der Bürgerschaft angehören mußten. Diese insgesammt bildeten den großen, 15 von ihnen den kleinen Rath; die letzteren hatten die laufenden Geschäfte zu besorgen und aus ihnen wurden wieder drei erwählt, welche mit den Bürgermeistern der freien Städte Deutschlands zu vergleichen sind. Auf diese Weise war die ganze Regierungsgewalt in den Händen von solchen Bürgern, die mit dem Geiste und den Sitten ihrer Vaterstadt vertraut und verwachsen und nach der Ueberzeugung ihrer Mitbürger die tüchtigsten waren. Durch ihre Erwählung auf Lebenszeit wurde der Staat vor Erschütterungen und vor dem Nachtheil des häufigen Wechsels der Behörden bewahrt und weil ihre Rechte nicht erblich und nicht auf bestimmte Familien beschränkt waren, so blieb kein fähiger Bürger von der Theilnahme an der Regierung ausgeschlossen. Die Massilier hatten übrigens, bei der Einführung dieser Verfassung, ihre alten, aus Kleinasien mitgebrachten Gesetze beibehalten, weil dieselben sich als vortrefflich erwiesen hatten; diese Gesetze hatten sie nieder-

schreiben und öffentlich aufstellen lassen, damit das Recht allen Bürgern bekannt sei und jeder Willkür der Gewalthabenden vorgebeugt werde.

Das alte Massilia hatte eine große Aehnlichkeit mit der neueren Stadt Genf, wie diese im sechszehnten und siebenzehnten Jahrhundert beschaffen war. Massilia zeichnete sich, wie Genf, durch Mäßigkeit, Häuslichkeit, Sparsamkeit und bürgerliche Ordnung aus. Der Handel Massilias war nämlich, wie der von Genf, anfangs nicht sehr einträglich und die Bürger konnten daher nur durch Sparsamkeit zu Wohlstand gelangen. Auch war die Stadt lange Zeit von rohen, kriegerischen Völkerschaften umgeben, denen man jeden Fußbreit Land mit den Waffen streitig machen mußte und der undankbare Boden konnte nur durch emsigen Fleiß in eine Quelle des Reichthums umgewandelt werden. Aus diesen Gründen wurden nicht allein Häuslichkeit, Fleiß und Mäßigkeit in Massilia herrschend, sondern man suchte auch durch besondere Maßregeln von Seiten des Staates diese Tugenden in der Bürgerschaft zu erhalten: es gab in Massilia wie in Genf Luxus-Gesetze, durch welche z. B. die Ausstattung der Frauen und ihre Liebe zum Putz beschränkt, allen Unerwachsenen und Weibern das Weintrinken verboten und auf dem Theater sittenverderbliche Darstellungen untersagt waren. Ferner wurden in Massilia wie in Genf alle solche Fremden nicht geduldet, welche durch den Schein der Frömmigkeit den treuherzigen Bürger für sich einzunehmen trachteten, um mit dem Fleiße desselben ihre eigene Faulheit zu nähren. Auch sonst war man sehr vorsichtig in Bezug auf Fremde: es war z. B., wahrscheinlich wegen der Nachbarschaft roher gallischer Stämme, vorgeschrieben, daß Jedermann beim Eintritt in die Stadt seine Waffen ablege und sie erst beim Austritt wiedererhalte. Endlich war Massilia der Stadt Genf auch noch darin ähnlich, daß seine Bürger Liebe zu den Wissenschaften hegten und eine der vorzüglichsten Bildungsanstalten errichteten.

In Spanien waren die meisten Colonieen gleichfalls von den Massiliern gegründet. Doch war die berühmteste und allein bemerkenswerthe spanische Pflanzstadt der Griechen nicht von ihnen, sondern von den Bewohnern der Insel Zakynthus oder Zante angelegt worden. Dies war Saguntum, das heutige Murviedro im Norden von Valencia. Auch diese Stadt erhob sich durch den Handel zu großem Wohlstand und Ansehen; ihre größte Berühmtheit erhielt sie aber durch ihren heldenmüthigen Untergang (219 v. Chr.). Dieser wurde durch die Verwickelungen, die den zweiten Krieg zwischen Karthago und Rom veranlaßten, herbeigeführt und wird später, in der römischen Geschichte, dargestellt werden.

In dem Vorstehenden sind die wichtigsten griechischen Colonieen und die bemerkenswerthesten Punkte ihrer früheren Geschichte angegeben worden. Das Verhältniß dieser Pflanzstädte zu ihren Mutterstaaten, dessen bei keiner derselben gedacht wurde, war verschieden von dem der meisten neueren europäischen Colonieen. Die Letzteren sind oder waren wenigstens lange Zeit Theile des Staates, von welchem sie gegründet wurden und werden von diesen beherrscht; die Colonieen der alten Griechen dagegen waren von Anfang an selbstständige Staaten und man kennt bei ihnen nur ein einziges Beispiel des Gegentheils, nämlich die Colonie Potidäa, deren höchster Beamter stets ein Bürger der Mutterstadt war und von dieser gewählt wurde. Diese einzige Ausnahme abgerechnet, waren alle griechischen Colonieen von ihrer Gründung an unabhängige Staaten. Dagegen bestand das ganz natürliche Verhältniß, daß die Pflanzstadt ihrem Mutterstaat gegenüber sich anders benahm, als gegen andere Staaten, daß sie die Pietät einer Tochter gegen die Mutter zu erkennen gab. Eine Stadt oder ein Staat in Griechenland wurde gewissermaßen als eine Familie angesehen; es stand deshalb auch in dem Prytaneum oder Rathhaus jeder Stadt ein Altar der Hestia oder Vesta, der Schutzgöttin der Familien, und ein ewig brennendes Feuer wurde auf diesem Altar, als dem sinnbildlichen gemeinsamen Herde der Bürgerschaft, unterhalten. Eine Colonie nun war eine Tochter dieser Familie, die aber gleichsam einem fremden Lande sich vermählt hat oder selbstständig geworden ist; sie hing also in ihrem Wollen und Handeln nicht mehr von der Mutter ab, aber sie war und blieb doch die Tochter derselben und schuldete ihr für alle Zeiten Dank und Achtung. Dieses Verhältniß wurde dadurch sinnbildlich angedeutet, daß man bei der Gründung einer Colonie Feuer aus dem Prytaneum der Mutterstadt mitnahm, um damit das Feuer in dem eigenen Prytaneum anzuzünden: auch liebte man es wohl, die neue Stadt in der Anlage der Straßen der alten so viel möglich ähnlich zu gestalten. Die Verpflichtung gegen die Mutterstadt war also von rein menschlicher Art und beschränkte die politische Selbstständigkeit der Colonie nicht. Die Pflanzstadt gewährte bei gemeinschaftlichen Angelegenheiten der Mutterstadt die Ehre des Vorrangs, beschickte deren Hauptfeste mit einer Ehrengesandtschaft, behandelte die Gesandten derselben mit mehr Aufmerksamkeit, als die eines anderen Staates, hielt es für ein Unrecht, ohne die höchste Noth die Mutterstadt zu bekriegen u. dgl. m.: die Freiheit aber, das Recht der Selbstbestimmung behielt sie sich selber vor, wie denn dieser Freiheitstrieb, das Verlangen nach städtischer Unabhängigkeit, einen Grundzug und eine Grundkraft des griechischen Wesens bildet.

3. Die Griechen dieses Zeitraums im Allgemeinen.

In Folge der Wanderungen der Thessalier, Böotier und Dorier, von welchen die der Letztern oder die sogenannte Rückkehr der Herakliden die wichtigste war, wurden die Königreiche des heroischen Zeitalters fast insgesammt vernichtet und an ihrer Stelle neue Staaten gegründet, welche sich größtentheils durch die ganze spätere Zeit der griechischen Geschichte hindurch erhielten. Um die Zeit dieser gänzlichen Umgestaltung der griechischen Verhältnisse kam auch zuerst ein gemeinschaftlicher Name für die griechische Nation auf und es ward Sitte, die Gesammtheit der Griechen in vier Stämme einzutheilen und diese, als verwandte Glieder eines Volkes, von Deukalion's Söhnen und Enkeln herzuleiten.

Dasjenige Wort, welches damals zur gemeinschaftlichen Bezeichnung aller griechischen Stämme gebräuchlich wurde, ist der Name Hellenen, den in der Heroenzeit nur einige kleine Völkerschaften Thessaliens geführt hatten. Einen Gegensatz gegen diesen Gesammtnamen der griechischen Nation bildete ein anderer Name, unter welchem die Griechen alle übrigen Völker der Erde zusammenfaßten. Dies ist das Wort Barbaren, dessen Abstammung und eigentliche Bedeutung bis jetzt noch nicht sicher erforscht werden konnte: es scheint darin nur der unverständliche rauhe Klang einer fremden Sprache angedeutet zu sein. Als Völkername war es im Munde der Griechen anfangs gleichbedeutend mit Nicht-Hellenen; später aber, als die Griechen durch ihre geistige und politische Entwickelung allen andern Völkern weit vorangeschritten waren, knüpften sie im Gefühl ihres höheren Werthes den Nebenbegriff des Unfreien, Unedlen und Ungebildeten an dieses Wort. Als endlich Griechenland seine Selbstständigkeit verlor und seine Cultur und Bedeutung auf die Römer überging, wurde der Name Barbaren allen den Völkern ertheilt, welche der griechischen und römischen Bildung ermangelten. Zugleich mit dieser Bildung haben später die christlichen Völker auch das Wort Barbaren übernommen und dasselbe drückt nun in allen Sprachen der höher civilisirten Welt den Begriff der geistigen und moralischen Rohheit aus.

Die vier Stämme, in welche das griechische Volk eingetheilt wurde, hießen die Dorier, die Jonier, die Achäer und die Aeolier. Die Dorier fanden sich am zahlreichsten im Peloponnes, wo sie alle Länder außer Arkadien, Achaja und Elis inne hatten. Außer dieser Halbinsel enthielten nur Doris und Megaris eine dorische Bevölkerung. Dagegen gehörte aber ein großer Theil der griechischen Colonieen, sowohl im Osten als im Westen und Süden des Mutterlandes, dem dorischen Stamme an. Jonier waren von den Völkerschaften des griechischen

Festlandes nur die Bewohner von Attika. Außerdem hatten Euböa und andere Inseln des Archipelagus eine ionische Bevölkerung und die ionischen Colonieen im Osten und Westen bildeten den dritten Bestandtheil dieses Stammes. Die in Kleinasien angesiedelten Jonier wurden vorzugsweise mit diesem Namen benannt und das Wort Jonier erhielt dadurch eine doppelte Bedeutung, indem es bald alle Glieder eines ganzen Stammes, bald blos jenen besonderen Theil desselben bezeichnete. Ja, in der Sprache des täglichen Lebens bedienten sich die Griechen des Wortes Jonier nur in dem letzteren Sinne, weil von allen Gliedern des Stammes blos die kleinasiatischen Jonier ein geschlossenes Ganze bildeten und weil der einzige ionische Staat des griechischen Festlandes, der von Athen, eine so große Macht erlangte, daß er allein den dorischen Völkerschaften die Oberherrschaft streitig machte und man deshalb in Griechenland gewöhnlich blos in den Athenern den eigentlichen Gegensatz gegen die Dorier vertreten sah.

Die Dorier und Jonier waren wegen der großen Bedeutung, welche die beiden Hauptstaaten derselben, Sparta und Athen, erhielten, die wichtigsten Stämme der griechischen Nation; denn um diese beiden Staaten dreht sich bis zur Zeit Alexander's des Großen fast die ganze griechische Geschichte. Von den beiden andern Stämmen war der achäische, der im heroischen Zeitalter die Hauptrolle gespielt hatte, in den folgenden Zeiten der unbedeutendste. Erst gegen das Ende der selbstständigen griechischen Geschichte erhielt er wieder eine Wichtigkeit; vorher aber wird seiner kaum Erwähnung gethan. Zu ihm gehörten die meisten Unterthanen der Thessalier im gleichnamigen Lande und die der Dorier im Peloponnes. Beide erlangten ihre Unabhängigkeit nicht wieder und der einzige selbstständige Theil dieses Stammes war und blieb die Bevölkerung des Landes Achaja. Außerdem gab es zwar noch in Kleinasien, sowie in Unteritalien und Sicilien achäische Colonieen; aber die ersteren verschmolzen bald mit den kleinasiatischen Aeoliern und die Letzteren blieben vereinzelt und verschafften deshalb sich und ihrem Stamm kein bleibendes Ansehen.

Zu dem aeolischen Stamme gehörten die Eleer und mit Ausnahme von Attika, Doris und Megaris die meisten Bewohner des griechischen Mutterlandes außerhalb des Peloponnes, sowie die aeolischen Colonieen in Kleinasien. Die wichtigste Völkerschaft dieses Stammes waren die Böotier, welche in der späteren Zeit einmal einige Jahrzehnte hindurch an der Spitze der griechischen Nation standen. Trotz der großen Ausbreitung der Aeolier erlangten sie als besonderer Stamm keine Wichtigkeit. Sie bildeten niemals ein Ganzes und verloren zum Theil sogar ihren Stammcharakter; die Aeolier in Böotien und in Elis näherten sich in ihrem Wesen den dorischen Völkerschaften

und die in Kleinasien nahmen zum Theil den Charakter der dortigen Jonier an. — Eine einzige griechische Völkerschaft wurde zu keinem der vier Stämme gerechnet. Dies sind die Arkadier, ein Ueberrest der ältesten Bevölkerung Griechenlands, welcher niemals seinen Wohnsitz veränderte und ebenso wenig durch die Einwanderung anderer Griechen in sein Land eine Mischung erlitt. Der Charakter der Arkadier näherte sich im Verlauf der Zeit am meisten dem der dorischen Völkerschaften, von welchen sie fast ganz umgeben waren.

Die Griechen des Mutterlandes und der Colonieen bildeten während ihrer Blüthezeit eine weithin verbreitete Nation, deren Gesammtzahl man auf etwa zwanzig Millionen Menschen anschlagen zu dürfen glaubt. Sie waren aber niemals in einen einzigen Staat vereinigt, sondern sie zerfielen vielmehr stets in eine Menge unabhängiger Völkerschaften. Von diesen bildete keine einzige einen dem Umfang nach bedeutenden Staat, dagegen gab es unter ihnen eine ziemliche Anzahl solcher Staaten, deren Gebiet nicht größer war, als das der Republik von San Marino im nordöstlichsten Italien, dem kleinsten Staate des heutigen Europas. Die gesammte Nation zeichnete sich durch die angeborenen Vorzüge des Muthes, der Kraft, der Verständigkeit und des Sinnes für Poesie und Kunst aus. Bei den einzelnen Stämmen und Völkerschaften waren theils eine oder mehrere dieser Eigenthümlichkeiten vorherrschend, theils entwickelten sie dieselben alle in sich und die griechische Nation besaß in Folge davon eine Mannigfaltigkeit der Bildung und des Wesens, welche einen der Haupt-Charakterzüge derselben ausmacht. Bei den dorischen Völkern z. B., besonders den Spartanern und Kretern, war das Strenge und Kräftige vorherrschend, bei den Böotiern das Derbe und Rohe, bei den Athenern und den übrigen ionischen Griechen das Bewegliche und Sanfte.

Hierzu kommt noch, daß die Stämme der Griechen sich auf mannigfache Weise mit einander vermischten, daß sie in ihren Colonieen und durch ihren Handel die verschiedenartigsten Völker kennen lernten und dadurch eine mächtige geistige Anregung erhielten, sowie endlich, daß sie unter einem heiteren und milden Himmel lebten und die reichsten und schönsten Länder der gemäßigten Zone bewohnten. Mangel und eigentliche Armuth kannten die griechischen Völkerschaften nicht; so oft diese ihnen drohten, wanderte ein Theil der Bürger aus und gründete an irgend einer Küste einen neuen Staat, in welchem sie die Mittel zum Leben leichter fanden, als in dem alten. Auch die äußeren Beschäftigungen, durch welche die Kräfte der griechischen Nation in Anspruch genommen wurden, waren sehr mannigfaltig und förderten dadurch die Verschiedenartigkeit der Sitten und Einrichtungen: Ackerbau, Viehzucht, Handel, Schifffahrt, Fischerei und vielfältige Gewerbe bildeten

bald einzeln, bald mehrfach die Hauptthätigkeit der Bürger eines jeden der vielen griechischen Staaten. Ungeachtet der sehr mannigfaltigen Entwickelung und Thätigkeit des griechischen Volkes blieben diejenigen Eigenschaften, welche den Hauptcharakter desselben bilden, mehr oder weniger allen einzelnen Theilen der Nation eigen; namentlich fanden sich Freiheitsliebe, Poesie und Kunstsinn, sowie die Verschönerung und Erheiterung des Lebens durch Feste und ein darauf berechneter Gottesdienst bei jeder griechischen Völkerschaft.

Durch diese Gleichartigkeit des Grundwesens griechischer Bildung, Denkweise und Sitte und durch die Gemeinschaftlichkeit der Sprache, der Religion und der historischen Erinnerungen waren und blieben die Griechen, trotz ihrer Trennung in viele von einander unabhängige Staaten, eine Nation. Ein inneres Band also verknüpfte die einzelnen Völkerschaften derselben mit einander und wir bedürfen keines äußeren und sichtbaren Grundes, um uns die Entwickelung und Erhaltung der griechischen Nationalität zu erklären. Gewöhnlich führt man als einen solchen Grund zwei unter den Griechen bestehende Einrichtungen an, nämlich gewisse regelmäßige Nationalfeste, von welchen die olympischen Spiele die angesehensten und berühmtesten waren und die sogenannten Amphiktyonieen oder die Tempelvereine einzelner griechischen Staaten. Allein die Letzteren hatten, während der längsten Zeit ihres Bestehens, für das gesammte Griechenland nur eine untergeordnete Bedeutung und für die Ersteren war die Belebung des Nationalgefühls nicht der eigentliche und ursprüngliche Zweck, sondern sie erhielten erst durch dieses selbst eine größere Wichtigkeit und wirkten dann erst fördernd auf dasselbe zurück.

Bei den alten Griechen gab es bleibende Verbindungen einzelner Staaten, deren Zweck gegenseitige Beschützung und die gemeinschaftliche Berathung und Anordnung ihrer Gesammtangelegenheiten war, und welche deshalb mit denen neuerer Völker verglichen werden können. Ein solcher Staatenverein war z. B. der der ionischen Colonieen in Kleinasien. Die Versammlungen der Verbündeten wurden gewöhnlich in der Nähe eines Tempels gehalten und waren mit einem gemeinschaftlichen religiösen Feste verbunden. Verschieden von diesen Bünden ist eine andere Art griechischer Staatenvereine, welche den Namen Amphiktyonie führte und der nichts Aehnliches im heutigen Europa an die Seite gestellt werden kann. Diese Verbindungen, deren es in Griechenland mehrere gab, hatten weder den Zweck, sich gegenseitig gegen äußere Feinde zu schützen, noch die gemeinsamen inneren Angelegenheiten zu regeln, sondern sie dienten zunächst blos zur gemeinschaftlichen Feier gewisser Religionsfeste, zur Erhaltung und Beschützung eines bestimmten Tempels, und führten im Zusammenhange damit zur

Festsetzung gewisse Satzungen, welche den Krieg zwischen den einzelnen Städten des Bundes zwar nicht hinderten, aber doch minder grausam und zerstörend machten. Sie waren also bloße Tempelvereine und hatten zunächst eigentlich keinen politischen, sondern einen religiösen Zweck, wurden aber freilich manchmal von einzelnen übermächtigen Bundesstaaten als Werkzeuge ihrer Politik benutzt. Eine eigenthümliche Wichtigkeit erhielten sie außerdem noch dadurch, daß bei den alten Griechen die Bundes-Tempel, wegen ihrer großen Heiligkeit und des ihnen vorzugsweise gewährten Schutzes, zugleich als Banken oder Aufbewahrungsorte von Schätzen benutzt wurden und daß jene gemeinschaftlichen Tempel-Feste auch die Handelswelt herbeizogen und daher gewöhnlich mit großen Messen verbunden waren.

Den Namen dieser Tempelvereine, Amphiktyonie, leitet die Sage, welche Alles gern personificirt, von Amphiktyon, einem angeblichen Sohne Deukalion's, ab, indem sie ihn zum Stifter der wichtigsten aller unter den Griechen bestehenden Amphiktyonieen macht: der Wahrheit nach aber bedeutet der Name soviel als Vereinigung der Umwohnenden, d. h. der um einen gemeinschaftlichen Tempel herum ansässigen Völkerschaften. Eine der berühmteren Amphiktyonieen war die der Insel Delos. Durch dieselbe waren die Bewohner von zwölf andern Inseln mit denen von Delos und unter einander zu dem Zwecke verbunden, an bestimmten Tagen auf der letzteren Insel gemeinschaftlich dem Gott Apollo ein Fest zu feiern. Delos, die „weithin sichtbare", um welche wie im Kreise gelagert die übrigen Cykladen lagen, wurde dadurch zugleich der Mittelpunkt eines großen Handelsverkehrs, der im Lauf der Zeiten immer mehr an Umfang zunahm. Die berühmteste aller Amphiktyonieen aber war die von Delphi, die man wegen ihrer größeren Bedeutung, oft auch ohne nähere Bezeichnung blos den Amphiktyonen-Bund nennt. Sie war schon in sehr früher Zeit gestiftet worden und umfaßte zwölf griechische Völkerschaften. Die Versammlungen dieser Amphiktyonie wurden jährlich zweimal, im Frühling und im Herbst, gehalten und fanden abwechselnd zu Delphi und bei einem an den Thermopylen gelegenen Tempel der Erdgöttin Demeter Statt. Die Beschützung des Apollotempels zu Delphi war der Hauptzweck des Amphiktyonen-Bundes und ein aus Abgesandten der einzelnen Staaten bestehender Bundesrath hatte die Heiligthümer und Schätze dieses Tempels zu bewachen und die Feste desselben zu leiten. Aus dem Eide, den die Bundesgesandten zu leisten hatten, geht der eigentliche und nächste Zweck der delphischen Amphiktyonie am klarsten hervor; sie schworen nämlich im Namen ihrer Staaten: den Apollotempel zu Delphi aus allen Kräften zu beschützen und im Kriege nie eine zu dem Bunde gehörende Stadt von Grund aus zu zerstören oder ihr das Wasser abzuschneiden.

Der Apollotempel und das mit ihm verbundene Orakel zu Delphi haben in der griechischen Geschichte eine große Bedeutung. Jener Tempel ward als der vornehmste griechische Tempel und als ein gemeinsames Heiligthum der gesammten Nation betrachtet und das Orakel desselben stand bei allen Griechen im größten Ansehen. Das Letztere erhielt seine große Bedeutung dadurch, daß die Häupter griechischer Staaten bei wichtigen Ereignissen sich seiner bedienten, um irgend einen Zweck leichter zu erreichen. Die größte Rolle spielte dieses Orakel gerade in dem Zeitraum zwischen der Herakliden-Wanderung und den Perser-Kriegen. Es erlangte seine Bedeutung hauptsächlich durch die Ausbreitung des dorischen Stammes über Griechenland; denn die dorischen Völkerschaften sahen den delphischen Apollo-Tempel als ein gemeinsames Stamm-Heiligthum an und bedienten sich von der frühesten Zeit an dieses Orakels häufiger, als andere griechische Staaten. Die delphische Priesterschaft ließ bei ihren Orakelsprüchen sich meistens von den Häuptern desjenigen Staates leiten, der sich gerade an das Orakel wandte. Sie kleidete die Antworten in ein räthselhaftes Gewand ein, welches sowohl ihr selbst eine Ausflucht übrig ließ, als auch in der Regel den Anfragenden erwünscht war; die Letzteren konnten dann um so leichter die vorgebliche Stimme der Gottheit im Sinne ihrer eigenen politischen Zwecke deuten, deren Erreichung bei dem Volk durch das göttliche Ansehen des Orakels gefördert wurde. Uebrigens irrt man, wenn man das große Ansehen dieses Orakels nur auf schlaue Benutzung der Vorurtheile des Volkes durch listige Priester und Staatslenker zurückführt. Durch den großen Verkehr, der sich an das Heiligthum anschloß, sammelten sich dort mancherlei Kenntnisse und die Priesterschaft gewann von dort einen gewissen Ueberblick über die Verhältnisse der griechischen Landschaften und auch entfernterer Länder: dies gewahren wir namentlich bei dem großen und im Ganzen heilsamen Einflusse, welchen das Orakel bei Gründung vieler Colonieen ausübte. Auch Einzelne befragten es häufig, wo sie von sittlichen Zweifeln bewegt waren und einige der uns überlieferten Antworten athmen einen würdigen und reinen Geist, der freilich nicht allzulang vorhielt.

Der Tempel Apollo's lag außerhalb der Stadt Delphi, in der Nähe der Quelle Kastalia, von welcher man glaubte, daß der Genuß ihres Wassers poetische Begeisterung errege. Das Orakel dieses Tempels knüpfte sich an einen engen und tiefen Schlund, aus welchem beständig Dämpfe emporstiegen. Der Ausspruch des Gottes aber geschah durch den Mund einer Priesterin, Pythia genannt, welche auf einen über jene Oeffnung gestellten Dreifuß sich setzte und durch den Dampf in Verzückungen gerieth. Der Tempel wurde durch die dem Gotte gemachten Geschenke nach und nach so reich, daß man seine Schätze

und Kostbarkeiten an Gold und Silber in den nächsten Zeiträumen der griechischen Geschichte auf zehntausend sogenannte Talente oder 26 Millionen Gulden (14 Millionen Thaler) schätzte.

Die oben erwähnten Nationalspiele der Griechen waren religiöse Feste, die mit Wettkämpfen verbunden waren. Es gab viele solcher heiteren Festversammlungen, aber die Theilnahme an denselben beschränkte sich bei den meisten auf die Bewohner der nächsten Umgegend. Nur vier von ihnen, nämlich die olympischen, die pythischen, die nemeischen und die isthmischen Spiele, erhoben sich nach und nach zu Festen des gesammten Griechenlands und wurden also eigentliche Nationalfeste des griechischen Volkes. Von ihnen waren wieder die olympischen Spiele die besuchtesten und trugen mehr als die übrigen diesen nationalen Charakter.

Diese Spiele wurden zu Olympia im Lande Elis gehalten. Man feierte sie schon im heroischen Zeitalter und die Sage gibt ihnen den Haupthelden der griechischen Vorzeit, Herkules, zum Urheber; allein ein über die nächste Umgegend sich erstreckendes Ansehen erhielten sie erst später und zwar durch Iphitus, einen Nachkommen des in Elis eingewanderten Aetolers Oxylus. Dieser elische König, welcher zur Zeit des spartanischen Gesetzgebers Lykurg lebte, soll die olympischen Spiele neu eingerichtet und ihnen mit Hülfe des Letzteren eine allgemeinere Bedeutung verschafft haben. Sie wurden von jener Zeit an zuerst ein Nationalfest des Peloponnes und nachher auch des gesammten übrigen Griechenlands. Hundert Jahre nach Iphitus, 776 v. Chr., als der Elier Koröbus in diesen Spielen als Hauptsieger den Preis davon trug, fing man an, die Namen der Sieger in ein zu Olympia öffentlich aufgestelltes Verzeichniß einzutragen. Dies geschah seitdem ohne Unterbrechung und da überdies die Spiele unausgesetzt und regelmäßig gehalten wurden, so beginnt mit jenem Jahre die sichere Zeitrechnung der griechischen Geschichte. Die späteren griechischen Geschichtschreiber bedienten sich des Verzeichnisses der Sieger, um nach demselben die Zeit der einzelnen Ereignisse mit Bestimmtheit anzugeben. Man theilte nämlich, da die Spiele stets nach Verlauf von je vier Jahren gefeiert wurden, die Zeit in vierjährige Abschnitte, Olympiaden genannt, begann die erste dieser Olympiaden mit dem Jahr 776 v. Chr. und benannte jede einzelne entweder nach der Zahl ihrer Reihenfolge oder nach dem Namen des Hauptsiegers bei dem betreffenden Feste.

Die olympischen Spiele gaben dem Lande Elis vorzugsweise und fast allein eine Bedeutung in der griechischen Welt und ihrer Geschichte; denn da dieselben den regelmäßigen Vereinigungspunkt aller Griechen bildeten, so wurde Elis ihretwegen für ein heiliges Land erklärt, welches nicht bekriegt, ja nicht einmal von Bewaffneten durchzogen werden

durfte. Die Eleer, welche auf diese Weise in allen Kriegen neutral blieben, hatten dafür die Pflicht, die olympischen Spiele und den mit ihnen verbundenen Gottesdienst zu besorgen und die Denkmäler und Heiligthümer derselben zu pflegen und zu beaufsichtigen. Während der Dauer der Spiele mußten auch alle andern griechischen Staaten, welche Krieg mit einander führten, die Waffen ruhen lassen.

Die Spiele wurden in der Nähe des Alpheus-Flusses gefeiert, an einem Orte, welcher Olympia hieß und einen heiligen Hain von Oelbäumen, sowie viele religiöse und andere öffentliche Gebäude enthielt. Vor dem Hain stand ein berühmter, dem Zeus geweihter Tempel. Dieser Zeustempel war eines der größten Gebäude in Griechenland; in der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts v. Chr. wurde in ihm eine berühmte kolossale Statue jenes Gottes aufgestellt, welche aus Elfenbein und Gold zusammengesetzt und von Phidias, dem größten griechischen Bildhauer, verfertigt worden war. Im Innern des heiligen Hains von Olympia befanden sich mehrere Altäre, ein Tempel der Here und das sogenannte Stadium nebst dem Hippodromus. Das Stadium war eine zum Wettlauf bestimmte Bahn, welche gerade sechshundert griechische oder fünfhundert und neunundsechszig Pariser Fuß lang und ringsum von Höhen umgeben war, auf denen die Zuschauer saßen. Sein Name war unter den Griechen zur Bezeichnung geographischer Entfernungen gebräuchlich: vierzig Stadien sind etwa einer deutschen Meile gleich. Der Hippodromus, welcher neben dem Stadium lag, war die zu Wettfahrten und Wettrennen bestimmte Bahn.

Die olympischen Spiele wurden zur Zeit des ersten nach der Sommer-Sonnenwende eintretenden Vollmonds gefeiert. Dieses Fest, welchem keine Frau beiwohnen durfte, dauerte fünf Tage und wurde hauptsächlich durch Opfer, durch Lobgesänge auf die Götter und durch Wettkämpfe verherrlicht. Die Letzteren waren von verschiedener Art; sie bestanden nämlich aus dem Wettlauf, dem Ringen, dem Faustkampf, dem Werfen mit dem Diskus, einer schweren Scheibe, welche möglichst hoch und weit geworfen wurde, dem Springen, den Wettfahrten und dem Pferderennen. Der Preis war bei jedem dieser Wettkämpfe derselbe; aber wer in dem Wettkampf gesiegt hatte, galt für den Hauptsieger und nach seinem Namen wurde die Olympiade benannt. Männer aus Elis waren allein die Kampfrichter; sie führten als solche den Namen Hellanodiken d. i. Hellenen-Richter. Nur frei geborene Griechen wurden als Mitkämpfer zugelassen und jeder Bewerber mußte deshalb vor dem Beginn der Spiele seine hellenische Abkunft beweisen; Ausländern ward nur als Zuschauern Zutritt gewährt. In den Stunden, in welchen keine Wettkämpfe gehalten wurden, erfreute die

versammelte Menge sich auch wohl an den Werken griechischer Künstler, Dichter und Schriftsteller. Viele von diesen reisten nämlich zu dem Feste, um gleichsam vor dem gesammten griechischen Volke ihre Bildwerke auszustellen oder ihre schriftlichen Werke vorzutragen. Preise wurden unter diesen nicht ausgetheilt; ihre Ehre bestand nur in der Anerkennung, welche sie bei den aus allen Gegenden herbeigeströmten Landsleuten sich erwarben.

Der letzte Tag des Festes war zur Krönung der Sieger bestimmt. In dem heiligen Hain von Olympia zogen diese vor der versammelten Menge feierlich einher. Nachdem ein prachtvolles Opfer gehalten worden war, wurden, unter dem Jubel der Versammlung, die Namen der Sieger ausgerufen und jeder von ihnen mit einem einfachen Kranz von Oelzweigen geschmückt. Dieser Kranz, den der Sieger später bei jeder besonders festlichen Gelegenheit auf dem Haupte zu tragen pflegte, galt in den Augen der Griechen für die höchste Ehre, welche ein Mensch erlangen konnte. Auf diese Ehre war daher nicht blos der Sieger selbst stolz, sondern auch die Stadt, deren Bürger er war. Bei seiner Heimkehr wurde er deshalb auch auf das Feierlichste in seine Vaterstadt geleitet und durch neue Ehrenbezeugungen verherrlicht; namentlich ließ man in der Regel eine Statue desselben in Marmor verfertigen und zu Olympia aufstellen, wo überdies sein und seiner Stadt Namen zum ewigen Gedächtniß in das öffentliche Verzeichniß der Sieger eingetragen wurde. Gesänge und Lieder verbreiteten außerdem seinen Ruhm bis in die fernsten Gegenden, welche von Griechen bewohnt waren und erhielten seinen Namen in Aller Gedächtniß: man wußte ein glückliches Leben nicht besser zu schildern, als mit den Worten, welche Plato von den Bürgern seines Idealstaates gebraucht: sie werden ein seligeres Leben führen als die Olympioniken. Bei solchen halb göttlichen Ehren ist es denn auch nicht zu verwundern, daß, wie berichtet wird, zu Olympia einst ein alter Mann bei der Umarmung seines Sohnes, der den Sieg errungen hatte, im Uebermaß des Glückes starb. Ein anderer Greis, Diagoras von Rhodus, welcher selbst in seiner Jugend den Olivenkranz erhalten hatte, begleitete einst zwei seiner Söhne zu den olympischen Spielen und war so glücklich, beide den Preis erlangen zu sehen. Diese setzten ihre Kränze sogleich auf das Haupt des Vaters und trugen denselben, um ihn vor dem gesammten Griechenland zu verherrlichen, auf ihren Schultern umher. Jubelnd priesen alle Anwesenden den edlen Sinn der Söhne und des Vaters übergroßes Glück. Einer aus der Menge rief diesem zu: „Stirb, Diagoras, denn du hast das höchste Glück erreicht!“ und wirklich sank auch Diagoras, dem Uebermaß der Freude erliegend, entseelt von den Schultern seiner Söhne herab.

So wirkte dieses Fest, ein Nationalfest im vollsten Sinne des Wortes, in mehr als einer Hinsicht fördernd auf das griechische Leben ein. Namentlich vereinigte es in regelmäßig wiederkehrenden Zeiträumen die verschiedenen, oft in Haß und Zwietracht zerfallenen Theile des griechischen Volkes, welche zu Olympia unter dem Schutz des Gottesfriedens zusammenkamen, sich in ihren Eigenthümlichkeiten zeigten, Einer des Andern Erfindungen und Sitten kennen lernten und oft nach langen, erbitterten Kriegen sich wieder als Glieder einer und derselben Familie begrüßten.

Unter den drei andern Nationalfesten von ähnlicher Art nahmen die pythischen Spiele den höchsten Rang nach den olympischen ein. Sie wurden in der Nähe von Delphi zu Ehren des Gottes Apollo gefeiert, welcher nach dem von ihm erlegten Drachen Pytho den Beinamen des Pythiers trug. Auch diese Spiele fanden alle vier Jahre Statt und zwar stets im Monat Mai des zweiten Jahres jeder Olympiade. Die Leiter und Kampfrichter derselben waren die Gesandten des Amphiktyonen-Bundes und der Preis bestand in einem Kranz, welcher aus einem Zweige des dem Apollo geheiligten Lorbeerbaumes geflochten war. Die nemeischen Spiele wurden bei der argolischen Stadt Nemea zu Ehren des Zeus gehalten. Sie fanden alle zwei Jahre Statt und der Preis war ein Epheukranz. Die isthmischen Spiele endlich wurden anfangs alle drei, später alle fünf Jahre auf dem Isthmus oder der Landenge von Korinth gefeiert. Sie waren zu Ehren des Meergottes Poseidon eingesetzt und ihr Preis bestand in einem Fichtenkranz.

Was die politische Geschichte der griechischen Völkerschaften in dem Zeitraum von der Herakliden-Wanderung bis zu den Perser-Kriegen angeht, so dreht sich dieselbe vorzugsweise um die Revolutionen und Volksbewegungen, durch welche alle griechischen Staaten zu der republikanischen Form übergingen und diese in verschiedener Weise ausbildeten. Das Königthum wurde fast überall abgeschafft; in den wenigen Staaten aber, in welchen man es beibehielt, ward es so sehr beschränkt, daß fast blos der Name desselben übrig blieb. Schon im achten Jahrhundert v. Chr. gab es nur noch sehr wenige griechische Könige und etwa gegen das Ende des siebenten Jahrhunderts waren sie aus allen Staaten des eigentlichen Griechenlands, mit Ausnahme von Sparta und Epirus, verschwunden.

An die Stelle der monarchischen Regierungsform traten republikanische Verfassungen, welche auf Freiheit, Thätigkeit und ein glückliches, zufriedenes Leben berechnet waren und von denen die meisten häufige Umänderungen erlitten. Die Mannigfaltigkeit dieser Verfassungen und des politischen Lebens überhaupt war bei den Griechen größer,

als wir sie bei irgend einem andern Volke finden. Die Zahl der griechischen Staaten war fast doppelt so groß, als die des gesammten heutigen Europas und doch waren diese vielen kleinen Staaten ihren Verfassungen nach unter einander sehr verschieden. Außer der Mannigfaltigkeit der Staatseinrichtungen zeichnet sich das politische Leben der Griechen vorzugsweise noch durch das ihm zum Grunde liegende Princip und durch die größere Ausdehnung des Begriffes Staat aus. Alle griechischen Staaten, selbst die aristokratischen, hatten doch eine demokratische Grundlage; in allen nämlich nahm die Volksversammlung an der Gesetzgebung und an der Leitung des Staates Theil und es gab in der Regel keinen freien Bürger, welcher blos beherrscht wurde und nicht auch bis zu einem gewissen Grade mitherrschte. Außerdem wurden, bis gegen das Ende der griechischen Geschichte, diese Rechte der Bürger nirgends durch Volksvertreter oder Deputirte ausgeübt, sondern überall bestand die Volksversammlung aus der Gesammtheit aller freien Bürger. Es herrschte ferner fast durchgängig der Grundsatz, daß die Beamten nur auf je ein Jahr ernannt wurden und der Volksversammlung verantwortlich waren. Nirgends endlich gab es einen besonderen Richterstand, sondern mit alleiniger Ausnahme von Sparta bildete die Volksversammlung entweder selbst die richterliche Behörde, oder sie ernannte die Mitglieder derselben aus der Gesammtheit der Bürger. Der Begriff Staat umfaßte so zu sagen alle Verhältnisse des Lebens. Der Staat war nämlich bei den Griechen keine bloße Form des bürgerlichen Lebens, sondern das Leben selbst oder wenigstens dessen Mittelpunkt; jede Privatangelegenheit konnte in griechischen Staaten zu einer öffentlichen gemacht werden und kein Grieche konnte seinem Staate gegenüber sich leidend verhalten oder ein bloßes Privatleben in unserm Sinne des Wortes führen. Auch griff der Staat so sehr in alle Beziehungen des Lebens ein, daß z. B. die Religion, wie die Sitten und alle öffentlichen Vergnügungen nicht etwa blos unter der Aufsicht der Behörden standen, sondern vielmehr geradezu Staatssache und ein Theil des Staatszweckes waren.

In den griechischen Verfassungen traten beim Beginn der helleren Zeit ihrer Geschichte zwei Hauptunterschiede hervor, durch welche die beiden wichtigsten Stämme des griechischen Volkes einen Gegensatz gegen einander bildeten. Dieser Gegensatz bestand darin, daß in den ionischen Staaten das demokratische Element, in den dorischen dagegen das aristokratische vorherrschend ward. Die Ersteren entsagten nämlich schon früh den Sitten und Einrichtungen des heroischen Zeitalters und führten eine immer größere Gleichheit der Bürger und ihres Antheils an der Regierung bei sich ein; die dorischen Staaten dagegen blieben der altgriechischen Vorstellung, nach welcher die Hauptleitung

des Staates einer kleinen Zahl angesehener Familien übergeben war, treu und vertauschten die auf ihr beruhende Form des Staates nicht mit einer andern, sondern richteten sie blos den veränderten Umständen gemäß von Zeit zu Zeit neu ein. Ein anderer Unterschied zwischen den dorischen und ionischen Staaten bestand darin, daß die Dorier, als sie bei der Heraklidenwanderung ihre Staaten gründeten, die griechischen Einwohner des eroberten Landes unterdrückten, und daß sie deshalb, um sich in dieser gewaltsamen Herrschaft behaupten zu können, vorzugsweise darauf bedacht sein mußten, in den Bürgern ihrer Staaten Kraft, Muth und kriegerischen Sinn zu entwickeln und zu erhalten. Die eigentlichen Vollbürger der dorischen Staaten wurden in Folge davon gleichsam ritterliche Herren, deren Hauptbeschäftigung die Uebung in den Waffen und die Handhabung der Staatsangelegenheiten war. Diesen Charakter behielten aber nur zwei dorische Staaten, der spartanische und der kretische, vollkommen bei. Die übrigen gingen zu Handel und Gewerbsthätigkeit über und da mit diesen Beschäftigungen ein vorherrschend kriegerisches Leben sich nicht vertrug und in die äußeren Verhältnisse der Bürger eine größere Mannigfaltigkeit, sowie ein öfterer Wechsel kam, so konnte bei den meisten dorischen Völkerschaften die alte Staatseinrichtung nicht fortbestehen; diese näherte sich deshalb entweder mehr der bei den Joniern herrschenden demokratischen Form, oder hörte wenigstens auf, mit einer kriegerischen Richtung verbunden zu sein. Viele wesentliche Züge haben jedoch alle dorischen Staaten stets beibehalten, wenn sie nicht, wie z. B. Tarent, ihre althergebrachte Aristokratie ganz und gar in eine Demokratie umwandelten.

Noch ist schließlich eine Erscheinung anzuführen, welche in den griechischen Freistaaten manchmal vorübergehend eintrat. Dies ist die sogenannte Tyrannis. Zuweilen erhob sich nämlich, wie wir sahen, ein einzelner Bürger durch geschickte Benutzung der Verhältnisse und ohne gesetzliche Berechtigung zur Alleinherrschaft im Staate; einen solchen Herrscher nannten die Griechen einen Tyrannen. Dieses Wort bedeutet also in der griechischen Geschichte nur einen Usurpator oder einen Herrscher, welcher gegen die bestehenden Gesetze und ohne Wahl der Bürgerschaft sich der Regierung bemächtigte; und der Begriff der Gewaltthätigkeit oder des Mißbrauchs der Macht, welcher bei uns die vorherrschende Bedeutung des Wortes Tyrann bildet, war bei den alten Griechen nicht nothwendiger Weise mit demselben verbunden. Das siebente und sechste Jahrhundert v. Chr. ist diejenige Zeit, in welcher solche Herrscher in der griechischen Geschichte am häufigsten erscheinen. Die berühmtesten der vielen damaligen Tyrannen waren Polykrates von Samos und Periander von Korinth.

Die zuletzt genannte Stadt bedarf zugleich mit Sikyon einer besonderen Erwähnung. Die Geschichte des eigentlichen Griechenlands knüpft sich nämlich, für die Zeit zwischen der Heraklidenwanderung und den Perser-Kriegen, an die beiden Staaten von Sparta und Athen an, welche deshalb auch in den zunächst folgenden Abschnitten besonders behandelt werden. Die übrigen Staaten hatten in diesem Zeitraum eine untergeordnete Bedeutung und können deshalb übergangen werden. Nur die Städte Korinth und Sikyon sind auszunehmen, weil sie damals für die Kunst und den Handel Griechenlands eine große Bedeutung erlangten.

Korinth blühte schon lange zuvor, ehe Athen sich zur ersten Stadt von Griechenland erhob, durch Handel und Schifffahrt auf. Es verdankte diese Blüthe dem glücklichen Umstand, daß es an der den Peloponnes mit dem mittleren Griechenland verbindenden Landenge, in der Nähe zweier Meere lag. Mit der Gründung griechischer Colonieen nämlich entstand ein Handel zwischen Kleinasien, Unteritalien und Sicilien, welcher stets reger ward. Die Schiffer, welche überhaupt die Küsten nicht aus den Augen zu lassen wagten, machten die sehr gefährliche Fahrt um die Südspitze des Peloponnes herum in den früheren Zeiten nur sehr selten und fuhren statt dessen sowohl von Westen als von Osten her gewöhnlich nach Korinth, wo die Waaren zu Land nach der entgegengesetzten Meeresküste gebracht und an andere Schiffe abgegeben wurden. Dadurch erhob sich Korinth zu einem Haupthandelsplatz von Griechenland und diese Stadt zeichnete sich schon früh durch ein stetes Gewühl von Fremden, großen Reichthum und ein rasches Aufblühen der Künste und Gewerbe aus, zugleich aber auch durch eine wachsende Verderbniß der Sitten.

Die Verfassung von Korinth wurde, nach der Abschaffung des Königthums, in eine Oligarchie umgewandelt. Die Familien aber, in deren Händen die Herrschaft lag, geriethen nach einiger Zeit mit den übrigen Bürgern in Zwist, und Kypselus, ein unternehmender Mann, benutzte diesen Umstand, um sich zum Tyrannen aufzuwerfen (657 v. Chr.). Er regierte mit Milde, wußte sich die Liebe seiner Unterthanen zu erwerben und war dadurch im Stande, die Herrschaft in seiner Familie erblich zu machen. Seine Nachkommen würden sich wohl auch im Besitz derselben behauptet haben, wenn sie gleich ihm Liebe gesucht und streng nach den Gesetzen regiert hätten. Allein schon sein Sohn Periander untergrub durch Mißbrauch der Gewalt die von Kypselus gegründete Herrschaft. Periander, welcher von 627 bis 587 v. Chr. herrschte und zu den sogenannten sieben Weisen Griechenlands gezählt wurde, liebte und unterstützte zwar, wie Polykrates von Samos, die Wissenschaft und Kunst, führte aber zu gleicher Zeit eine sehr

gewaltthätige Regierung und beging manche Grausamkeit. Sein Nachfolger machte es ebenso und wurde deshalb schon drei Jahre nach seiner Thronbesteigung von den Korinthern mit Hülfe der Spartaner gestürzt. Nun führte man wieder eine oligarchische Regierung ein, und diese erhielt sich bis in die folgenden Zeiten der griechischen Geschichte hinein.

Die Geschichte von Sikyon ist der korinthischen sehr ähnlich. Auch hier warf sich, um das Jahr 700 v. Chr., ein Bürger, Orthagoras, zum Tyrannen auf und machte die Herrschaft in seiner Familie erblich. Er ist, der Art und dem Geiste seiner Regierung nach, mit Kypselus zu vergleichen. Der berühmteste seiner Nachfolger war Klisthenes, der letzte, welcher mit großer Klugheit regierte und sich außerdem durch glückliche Kriege und eine glänzende Hofhaltung berühmt machte. Es ist unbekannt, ob er die Regierung bis an das Ende seiner Tage behauptete, oder gewaltsam von derselben verdrängt ward; nur soviel ist gewiß, daß nach seiner Herrschaft, welche um das Jahr 600 v. Chr. endete, die republikanische Verfassung wieder hergestellt wurde. Diese war wahrscheinlich mehr demokratisch als aristokratisch. Uebrigens blühten, besonders während der Herrschaft der Tyrannen, die Künste und Gewerbe in Sikyon auf.

4. Geschichte der Spartaner bis zu den Perser-Kriegen.

Im Lande Lakonien hatte ein Theil der in den Peloponnes eingewanderten Dorier einen Staat gegründet, welcher unter dem Namen des spartanischen oder lacedämonischen in der Geschichte berühmt geworden ist. Die beiden Zwillingssöhne des auf dem Zuge in den Peloponnes gestorbenen Herakliden Aristodemus, Prokles und Eurysthenes, so berichtet die Ueberlieferung, welche freilich keinen Anspruch darauf machen darf, wirkliche Geschichte zu erzählen, standen zuerst als Könige an der Spitze desselben und führten die Regierung gemeinschaftlich. Sie waren die Gründer zweier Königsgeschlechter, welche nach Prokles und nach des Eurysthenes Sohn Agis I. die Prokliden und die Agiden genannt wurden. Diese behaupteten sich fast durch die ganze spartanische Geschichte hindurch im Besitz der königlichen Würde und zwar in der Weise, daß immer zwei Könige zugleich herrschten, von welchen der eine ein Proklide, der andere ein Agide war.

Die in Lakonien angesiedelten Dorier bildeten die vornehmste Klasse der Bewohner des Landes und führten den Gesammtnamen Spartaner oder Spartiaten, weil sie ausschließlich in der Stadt Sparta wohnten. Die von ihnen unterworfenen Achäer zerfielen in zwei Hauptklassen. Ein Theil derselben nämlich, die Lacedämonier oder auch die Periöken d. i. die Umwohner genannt, war persönlich frei

und behielt seinen Grund und Boden als Eigenthum, mußte aber Tribut an den herrschenden Stand zahlen und hatte nur einen sehr geringen Antheil an der Regierung und Verwaltung des Staates. Uebrigens waren die Periöken nicht insgesammt von achäischer Abkunft, sondern es gehörten zu ihnen auch die aus gemischten Ehen von Doriern und Achäern Entsprungenen. Der andere Theil bestand aus denjenigen Achäern, welche entweder nicht freiwillig und mit Abschließung eines Vertrags sich den Doriern ergeben, sondern mit Waffengewalt bezwungen worden waren oder später sich wieder empört hatten. Diese verloren insgesammt ihre Freiheit und wurden als Sklaven unter die einzelnen spartanischen Familien vertheilt. Sie dienten denselben als Knechte und bauten das Feld, durften jedoch von ihren Herren weder getödtet, noch außer Landes verkauft werden. Sie führten den Namen Heloten, der Sage nach von der Stadt Helos, deren Bewohner zuerst zu dieser Sklaverei verdammt worden sein sollen, wahrscheinlicher aber von einem griechischen Worte, welches so viel als gefangennehmen bedeutet. Uebrigens werden die, eigentlich blos die beiden ersten Klassen der Bewohner Lakoniens bedeutenden, Namen Spartaner und Lacedämonier auch zur Bezeichnung des dortigen Staats und seiner Bürger überhaupt gebraucht.

Die spartanische Geschichte dreht sich in den ersten Jahrhunderten theils um die häufigen Zwistigkeiten zwischen dem unterworfenen Volk und dem Adel der Dorier und zwischen dem Letzteren und den Königen, theils um den öfteren Kampf mit den Achäern, welche erst nach und nach unterworfen wurden und hier und da sich wieder empörten. Die Lage der Achäer war, wie es scheint, nicht durchaus gleich, sondern je nach den bei dem Unterwerfungsvertrage gemachten Bedingungen verschieden; es scheint sogar in Betreff derselben vieles unbestimmt gelassen worden und daher willkürlich gewesen zu sein. Ebenso war offenbar viel Willkürliches und Zufälliges in die Verhältnisse des dorischen Theils der Einwohner oder der eigentlichen Spartaner gekommen und daraus entsprangen hauptsächlich jene fortwährenden Streitigkeiten unter denselben. Diese Lage machte das Bedürfniß einer festen Bestimmung fühlbar und führte, gegen 900 v. Chr., eine neue Einrichtung des Staates herbei, die nach dem Namen ihres Urhebers die Lykurgische Gesetzgebung genannt wird.

Die Geschichte dieses berühmten Gesetzgebers Lykurgus ist durch die Sage so sehr entstellt worden, daß man die Wirklichkeit nicht mehr mit Sicherheit erkennen kann. Selbst die Zeit seines Lebens ist nicht mit Zuverlässigkeit zu bestimmen; doch ist es höchst wahrscheinlich, daß er im Anfange des neunten Jahrhunderts v. Chr. lebte: seine Gesetzgebung wird gewöhnlich in das Jahr 884 v. Chr. verlegt. Lykurg war

ein Proklide und der jüngere Bruder des König Polydektes. Dieser hinterließ bei seinem Tode eine Wittwe, die gesegneten Leibes war und Lykurg führte bis zur Geburt des Kindes die Regierung. Er hätte leicht selbst nachher noch sich im Besitz des Thrones behaupten können, that dies aber nicht, sondern erklärte vielmehr sofort nach dem Tode seines Bruders, daß, wenn dessen Wittwe einen Knaben gebären würde, er die Regierung nicht als König, sondern als vormundschaftlicher Regent fortführen werde. Der Sage nach soll seine Schwägerin ihm angeboten haben, ihr Kind gleich nach der Geburt umzubringen, wenn er sich mit ihr vermählen wolle; Lykurg aber ließ seitdem die ehrgeizige Frau sorgfältig beobachten und gab Befehl, daß das Kind gleich nach der Geburt ihr entrissen werde. Er saß gerade mit den vornehmsten Spartanern zu Tische, als der neugeborene Knabe ihm gebracht wurde; Lykurg rief denselben vor allen Anwesenden sogleich zum König aus und erklärte, daß er fortan nur als Vormund seines Neffen die Regierung führen werde. Dem Kinde selbst gab er den Namen Charilaus d. h. Freude des Volkes. Die erbitterte Schwägerin und ihr Anhang sollen nachher Alles aufgeboten haben, um an Lykurg Rache zu nehmen; sie sollen namentlich sich bemüht haben, den Verdacht gegen ihn zu erregen, als trachte er dem Kinde dennoch nach dem Leben, um selbst König sein und bleiben zu können. Ja, Lykurg soll sogar, um diesen Verdacht von sich abzuwehren, sich endlich gedrungen gefühlt haben, die Regierung niederzulegen und seine Heimath zu verlassen. Indessen ist der Grund seiner Entfernung von Sparta gewiß nur eine bloße Dichtung späterer Zeiten und Lykurg trat seine lang dauernde Reise wahrscheinlich in der Absicht an, die nöthigen Vorkehrungen zu der Gesetzgebung zu treffen, von deren Nothwendigkeit er, sowie sein Mitkönig aus dem Hause der Agiden und gewiß auch viele andere vornehme Spartaner schon damals überzeugt waren.

Lykurg blieb, wie es heißt, zehn Jahre von Sparta entfernt, durchreiste verschiedene Länder, um die Sitten und Staatseinrichtungen derselben kennen zu lernen und hielt sich namentlich lange Zeit auf der Insel Kreta auf. Hier bestand die bereits oben dargestellte Verfassung, welche man dem berühmten König Minos zuschrieb, die aber gewiß nichts Anderes, als die alten, dem dorischen Stamm eigenthümlichen Sitten und Einrichtungen, denen nur eine neue, veränderten Umständen angemessene Form gegeben worden war. Gerade deshalb konnte diese kretische Verfassung vor allen übrigen dem Lykurg als Muster dienen für die in Sparta vorzunehmenden Reformen; denn auch hier lebte, wie in Kreta, ein Zweig des dorischen Stammes, der seine Herrschaft auf die Unterdrückung der ältern Einwohner des Landes gegründet und seine alten Einrichtungen beibehalten hatte, der aber mit diesen

ohne eine zeitgemäße Reform nicht länger bestehen konnte. Auf Kreta lernte Lykurg, wie die Sage berichtet, auch den durch seine große Weisheit ausgezeichneten Dichter Thales kennen, der auf sein Ersuchen nach Sparta sich begab, um, während Lykurg selbst Kleinasien bereiste, durch seine Lieder die in Zwietracht gerathenen Spartaner mit einander zu versöhnen und für Lykurg's Gesetzgebung vorzubereiten. Auch soll Lykurg aus Kleinasien die im eigentlichen Griechenland noch unbekannten Gedichte Homer's mit nach Hause gebracht haben.

In Sparta war während der Abwesenheit Lykurg's wieder heftiger Bürgerzwist ausgebrochen und Alles sehnte sich nach der Wiederherstellung und Befestigung der Ordnung. Diese hoffte man am besten durch Lykurg erhalten zu können und er wurde deshalb gebeten, nach seiner Vaterstadt zurückzukehren. Er beschloß in Uebereinstimmung mit einem Theil der Vornehmeren, eine geregelte Verfassung einzuführen, oder vielmehr die alten Sitten und Einrichtungen den veränderten Umständen anzupassen und ihnen eine neue und bestimmte Form zu geben. Ehe er sein Vorhaben ausführte, begab er sich nach Delphi, um als Gesetzgeber die Weihe Apollo's, des Hauptgottes der Dorier, zu erhalten und so, gleichsam als ein im Namen der Gottheit auftretender und von ihr begeisterter Mann, seine Staatsumänderung leichter ins Werk setzen und fester gründen zu können. Die delphische Priesterin redete ihn beim Eintritt in den Tempel mit den Worten an: „Lykurgus, der du von Zeus und allen anderen Göttern des Olymp geliebt wirst, ich weiß nicht, ob ich dich einen Gott oder einen Menschen nennen soll; doch scheinst du mir eher ein Gott zu sein!"

Lykurg machte keine neue Gesetzgebung, sondern er trat nur als Reformator der alten dorischen Staatsverfassung in Sparta auf. Er brachte die griechischen Sitten und Einrichtungen der älteren Zeit, welche bei den Völkerschaften des dorischen Stammes sich am treuesten erhalten hatten, in eine neue Form und änderte sie nur soweit, als es durchaus nöthig war. Er gab ihnen Bestimmtheit und Uebereinstimmung und befestigte sie so für alle Zeiten im Staate wie im Privatleben der Spartaner.

Die Grundlage der Lykurgischen Verfassung ist die Knechtstellung von etwa zweimal hunderttausend Menschen, den sogenannten Heloten, welche nicht einmal Menschenrechte besaßen, durchaus bloß zur Arbeit und zum Dienen geboren waren und so die Möglichkeit gewährten, daß die eigentlichen Spartaner in einem vornehmen Müßiggang lebten, frei von gemeiner Beschäftigung ritterliche Sitte in ihrer Mitte pflegten und nur mit dem Gebrauch der Waffen und der Leitung des Staates sich abgaben. Lykurg ließ nämlich die oben erwähnte Eintheilung der Bevölkerung Lakoniens in drei Klassen bestehen; von diesen blieben die

Heloten rechtlos und blos dienend, die Periöken behielten einen Antheil an der Regierung, den Spartanern allein, d. h. dem dorischen Adel, ward die Leitung des Staates übertragen. Die Zahl der Letzteren betrug (wenigstens einige hundert Jahre nach Lykurg's Zeit) neuntausend, die der Periöken dreißigtausend. Beide waren zur Theilnahme an der Volksversammlung berechtigt, aber nur aus den Spartanern wurden die Leiter und Beamten des Staates gewählt und blos wenn über Krieg und Frieden entschieden wurde, durften die Periöken mit in der Volksversammlung erscheinen. Der spartanische Staat bestand also aus einer großen Zahl leibeigener Bauern und Sklaven (den Heloten), aus einem mit Gewerben, Handel und Ackerbau sich beschäftigenden freien Bürgerstand (den Periöken) und aus einer Anzahl ritterlicher Adelsfamilien, welche die Heloten für sich arbeiten ließen, den Staat leiteten und außerdem hauptsächlich nur mit Waffenübungen, der Jagd und dem Kriege sich beschäftigten. Die Periöken mußten sich allerdings mit dem weniger fruchtbaren Boden des gebirgigen Theiles der Landschaft Lakonien begnügen und waren zinspflichtig: aber sie waren wenigstens frei und besaßen Eigenthum: sie konnten durch Handel, Gewerbe und Ackerbau zu Wohlstand gelangen und hatten so einiges Interesse an der Erhaltung des Staatswesens: dagegen vergalten die Heloten ihren Zwingherren durch einen bitteren und grimmigen Haß, der nicht selten in Verschwörungen und Empörungen einen Ausweg suchte.

An der Spitze des Staates ließ Lykurg die beiden Könige aus dem Hause der Prokliden und der Agiden fortwährend stehen, er beschränkte aber ihre Macht. Einige Menschenalter nach ihm wurde durch die erhöhte Bedeutung einer Behörde, das Kollegium der Ephoren, der Gewalt der Könige noch mehr Abbruch gethan, so daß seitdem ihr Einfluß im Staate fast blos von ihrem persönlichen Ansehen abhing und sie auch als Führer des Heeres im Kriege immer mehr an Macht verloren. Nach den Bestimmungen der Lykurgischen Verfassung hatten sie ungefähr eben dieselbe Stellung, wie die Könige des heroischen Zeitalters. Sie waren die höchsten Priester, führten den Vorsitz im Senat, in welchem sie jedoch nicht mehr als je eine Stimme hatten, beriefen und leiteten anfangs auch die Volksversammlungen und waren die Oberanführer im Kriege, wo sie dann außerhalb des Landes eine unumschränkte Gewalt besaßen. Andere Spartaner erhielten nie den Oberbefehl über das Heer, außer später bei Seekriegen und bei Unternehmungen in entfernteren Ländern. Neben den angegebenen Rechten hatten die Könige vor den übrigen Spartanern nur noch gewisse Ehren voraus. Sie erhielten z. B. bei den öffentlichen Mahlen doppelte Portionen und hatten bei allen Festlichkeiten den Vorsitz; auch im ge-

wöhnlichen Leben erwies man ihnen Ehre, erhob sich vom Sitze, wo sie erschienen: im Uebrigen aber verkehrten die vornehmen Spartaner mit ihnen wie mit ihres Gleichen. Besoldung erhielten sie ebenso wenig, als irgend ein Beamter in Griechenland überhaupt; sie besaßen nur mehr erbliche Grundstücke als die übrigen Spartaner und empfingen zum Behuf der von ihnen zu bringenden Opfer einige Abgaben, sowie von der Kriegsbeute einen Ehrenantheil.

Die eigentliche Regierungsgewalt war in den Händen des Senats, welcher die Gerusia oder der Rath der Alten hieß und aus den beiden Königen und achtundzwanzig auf Lebenszeit erwählten Mitgliedern bestand. Die Senatoren und Geronten wurden von der Volksversammlung aus dem dorischen Adel gewählt und mußten mindestens sechszig Jahre alt sein. Dieser Senat hatte die ganze Verwaltung des Staates, bildete den höchsten Kriminalgerichtshof und berieth und entschied alle öffentlichen Angelegenheiten, war aber für die wichtigsten derselben an die Zustimmung der Volksversammlung gebunden. Die Volksversammlung selbst wurde regelmäßiger Weise alle Monate einmal, nämlich bei jedem Vollmond gehalten und bestand aus einer größeren, an welcher alle Spartaner und Periöken Theil nahmen und aus einer kleineren, zu der blos die Ersteren berufen wurden; nach anderen würden die Periöken an keiner Versammlung Theil genommen haben. Nur wer wenigstens dreißig Jahre alt war, durfte derselben beiwohnen. Den Vorsitz in ihr führten die Könige oder der Rath, später auch die Ephoren. Die Abstimmung geschah nicht durch das Abgeben der einzelnen Stimmen, sondern durch Acclamation oder allgemeinen Zuruf. Die Volksversammlung wählte die Beamten und entschied über neue Gesetze, über streitige Thronfolge, über die Absetzung obrigkeitlicher Personen, über Verbrechen gegen Staat und Volk, über Krieg und Frieden. Sie hatte also über alle allgemeinen Angelegenheiten zu entscheiden; allein es durfte in derselben, bis sie später sich größere Rechte anmaßte, kein Bürger für oder gegen die vorliegende Sache sprechen, sondern diese mußte, nachdem sie von dem betreffenden Beamten vorgetragen war, einfach angenommen oder verworfen werden. Ebensowenig konnte die Volksversammlung irgend einen Antrag stellen oder ungerufen sich versammeln.

Die Ephoren waren fünf Männer, die von der Volksversammlung ohne Rücksicht auf das Lebensalter erwählt wurden und ihr Amt immer nur ein Jahr lang verwalteten. Sie bildeten ursprünglich eine Art von polizeilicher Behörde, welche nur eine untergeordnete Bedeutung hatte, erhielten aber später eine immer größere Gewalt und waren zuletzt mächtiger als Senat und Könige. Diese Bedeutung der Ephoren nahm etwa hundertunddreißig Jahre nach Lykurg ihren Anfang, als

dieſelben, auf den Antrag des Königs Theopompus, zu Stellvertretern der Könige während der Abweſenheit derſelben ernannt wurden. Seit dieſer Zeit waren die Ephoren, gleich den Volkstribunen zu Rom, eine rein demokratiſche Behörde und ſahen ſich als die Vertreter der Volksrechte gegenüber dem Könige und der Gerusia an. Sie beaufſichtigten die Könige und Beamten, luden dieſelben zur Verantwortung vor und klagten ſie vor einem aus den Senatoren und den übrigen Beamten zuſammengeſetzten Gerichtshofe an, oder verhängten ſogar ohne ſolche richterliche Entſcheidung Strafen über ſie. Sie erlaubten ſich, die Volksverſammlung zu berufen und wachten über die Vollziehung ihrer Beſchlüſſe. Weil Krieg und Frieden, ſowie Verträge und Bündniſſe der Genehmigung des Volkes bedurften, ſo gab dies den Ephoren Gelegenheit, die auswärtigen Angelegenheiten des Staates allmälig ganz und gar von ſich abhängig zu machen. Sie waren ferner bei allen Dingen den Königen zur Seite und drückten nach und nach das Anſehen derſelben ganz nieder; ja, zuletzt wurden dieſe ſogar auf ihren Kriegszügen von einigen der Ephoren begleitet, welche gleichſam den Kriegsrath derſelben bildeten und auf ihre Maßregeln den größten Einfluß ausübten.

Die richterliche Gewalt war nicht, wie in den anderen griechiſchen Staaten, einem von der Volksverſammlung gewählten Ausſchuß der Bürgerſchaft anvertraut, ſondern die Kriminaljuſtiz hatte der Senat, Streitigkeiten über Mein und Dein wurden durch die Ephoren entſchieden, Familienangelegenheiten kamen vor die Könige und außerdem beſaß jeder Beamte innerhalb ſeines Geſchäftskreiſes richterliche und Straf-Gewalt.

Lykurg führte im ſpartaniſchen Staate Gütergleichheit ein und traf zur Erhaltung derſelben beſondere Verfügungen. Die Ländereien wurden nach der Zahl der Spartaner und der Periöken in neuntauſend größere und dreißigtauſend kleinere Güter eingetheilt und der Staat beſtand alſo aus neununddreißigtauſend güterbeſitzenden Familien, von welchen neuntauſend den Adel des Landes und dreißigtauſend den Bürgerſtand bildeten. Die Güter durften weder veräußert noch getheilt werden. Sie wurden in der männlichen Linie nach dem Rechte der Erſtgeburt vererbt und die jüngeren Brüder erhielten ihren Unterhalt von dem das Gut beſitzenden älteren. Die Töchter waren von der Erbſchaft des Grundbeſitzes ausgeſchloſſen; nur wenn ein Bürger keine Söhne hatte, erbte die Tochter, dieſe durfte ſich dann aber nur mit einem ſolchen Bürger verheirathen, welcher ſelbſt kein Gut beſaß. Dieſe Einrichtung hatte den großen Nachtheil, daß viele Väter, um ihre Töchter gut zu verſorgen, zu Geiz und Habſucht veranlaßt wurden, daß reiche Erbinnen in Sparta alsbald eine große Rolle ſpielten und

daß nach und nach einzelne Familien überreich wurden, in den Besitz der meisten Grundstücke kamen und bei der Regierung des Landes das Uebergewicht erhielten. Um Verbindungen einzelner Familien zu verhüten und die Berathungen über öffentliche Angelegenheiten zu erleichtern, sowie um den Streit der Parteien durch freundliches Zusammenleben zu mildern und der Schwelgerei vorzubauen, führte Lykurg die sogenannten Syssitien oder die täglichen gemeinschaftlichen und öffentlichen Mahle der Bürger ein. Es war dies eine alte dorische Sitte, welche außerdem auch bei einigen Völkern Italiens vorkam. Alle Spartaner, auch die Könige, mußten an diesen gemeinsamen Mahlen Theil nehmen und wer dies, weil er aus Armuth den Beitrag dazu nicht bestreiten konnte, nicht that, verlor einen Theil seiner Bürgerrechte und konnte z. B. kein Staatsamt erhalten. Uebrigens speis'ten nur Männer mit, die Frauen dagegen aßen daheim. Jene waren in einzelne Tischgesellschaften vertheilt, welche meistens aus fünfzehn Personen bestanden. Die Speisen waren einfach und das gewöhnlichste Gericht war die sogenannte schwarze Suppe, welche, wie man vermuthet, aus Schweinefleischbrühe, Blut, Essig und Salz bestand und von der einst ein Spartaner einem asiatischen Könige sagte, sie schmecke nur denen gut, welche sich im Eurotas-Flusse badeten.

Lykurg soll auch, um die Spartaner bei ihrer alten Einfachheit und Unverdorbenheit der Sitten zu erhalten, die Gold- und Silbermünzen verboten und eisernes Geld eingeführt, das Reisen ins Ausland untersagt und den Aufenthalt von Fremden im Lande erschwert haben. Allein dieses und manches Andere, was jenem Gesetzgeber zugeschrieben wird, ist theils nicht strenge wörtlich zu nehmen, theils wurde es erst in späterer Zeit angeordnet, theils endlich war es blos eine alte oder aus den Verhältnissen von selbst hervorgehende Sitte: so ist es z. B. sehr wahrscheinlich, daß man zu Lykurg's Zeit in Griechenland überhaupt noch gar keine eigentlichen Münzen hatte und es kann also schon deshalb damals ein Verbot der goldenen und silbernen nicht gegeben worden sein. Am Verkehr mit Fremden, an Reisen ins Ausland, an Handel und Industrie fand außerdem der ritterliche, an ein Zusammenleben mit seines Gleichen gewöhnte Spartaner gewiß schon von selbst kein Behagen. Die von Lykurg erstrebte Rüstigkeit und Einfachheit der Spartaner konnte übrigens durch solche einzelne Verbote nicht erlangt und nicht erhalten werden, sondern sie beruhte auf seiner gesammten Staatseinrichtung und auf dem von ihm fest gegründeten Charakter des spartanischen Lebens im Allgemeinen. Deshalb sind auch manche andere, von griechischen Schriftstellern dem Lykurg zugeschriebene Bestimmungen dieser Art, wie z. B. das Gebot, zum Bau des Daches sich keines andern Werkzeuges als der Axt, zur Thür sich nur der Säge

zu bedienen, wohl eher als Ausdruck für die herrschende Sitte, denn als Ergebniß gesetzlicher Verfügung anzusehen, oder sie haben wenigstens keine solche Wichtigkeit, daß man sie besonders hervorheben müßte.

Ein ritterliches Kriegervolk zu bilden, welches sowohl allen andern Völkern, als auch namentlich den unterworfenen Landesbewohnern stets überlegen wäre, den dorischen Adel gleichsam als ein stets schlagfertiges Heer zusammenzuhalten — dies war das Hauptziel der Lykurgischen Gesetzgebung. Darum war Krieg oder kriegerische Uebung die tägliche Beschäftigung der Männer. Wenn der Spartaner nicht im Felde war, so brachte er seine Zeit fast ganz mit der Jagd, mit gymnastischen Uebungen, mit Verwaltungsgeschäften im Dienste des Staates oder bei den Syssitien und den Privatberathungen über öffentliche Angelegenheiten zu. Die Stadt Sparta selbst hatte keine Mauern, der kriegerische Muth und Sinn ihrer Bewohner galt für ihre beste Schutzwehr und Lykurg soll die Umwallung und Befestigung der Stadt verboten haben, damit die Wehrlosigkeit derselben in ihren Bewohnern die kriegerische Thätigkeit belebe und erhalte. Nach Lykurg's Gebote durften ferner nur die Gräber derer, die im Kriege gefallen waren, ein Denkmal erhalten und der Feige verlor einen Theil seiner Bürgerrechte. Der Krieg war in Folge solcher Verfügungen Lykurg's, welche ganz im ursprünglichen Geiste des dorischen Volkes lagen, das eigentliche Element der Spartaner und ihre Lust. Ging es zum Kampfe, dann und nur dann schmückte sich der Spartaner; er bekränzte vor dem Beginne der Schlacht sein lang herabwallendes Haupthaar und unter dem Klange der Flöten und gemeinschaftlichem Kriegsgesang rückte er auf den entgegenstehenden Feind los. Das eigentliche Heer bestand in der Regel nur aus Spartanern, deren Kriegskleid ein rother Mantel war; nicht immer ließ man auch die Periöken ins Feld rücken und zu der Bewaffnung eines Theiles der Heloten, die alsdann eine leichte Infanterie oder eine Art Landsturm bildeten, nahm man nur im äußersten Nothfall seine Zuflucht. Reiterei hatte man wenig und sie diente blos zur Deckung der Flügel; neben ihr aber gab es eine Leibwache von dreihundert sogenannten Rittern, welche aus den tüchtigsten Jünglingen gebildet wurde, sowohl zu Pferde als zu Fuß diente und stets bei dem commandirenden König im Mittelpunkt des Treffens stand. Das Heer zeichnete sich in geschlossener Masse durch feste und sichere Bewegung aus und war, wegen seiner wohlberechneten und festbestimmten Gliederung, auch zu Evolutionen und zum kleinen Kriege sehr geschickt. Die Waffen des Fußvolkes bestanden in einem sehr großen Schilde, einem ehernen Panzer, einem langen Speer und einem kurzen Schwerte.

Die Spartaner waren in harter Erziehung zu unabläſſiger Uebung in den Waffen verpflichtet. Auf kriegeriſche Tüchtigkeit, Gemeinſinn, unverbrüchlichen Gehorſam gegen die Geſetze und Erhaltung der echt ſpartaniſchen Sitte und Denkweiſe war dieſe Erziehung berechnet, welche ganz Sache des Staates war. Jedes neugeborene Kind wurde beſonderen Beamten zur Beſichtigung vorgelegt, welche, wenn dasſelbe gebrechlich war, es an einer beſtimmten Stelle des Taygetus-Gebirges in einen Abgrund werfen ließen. Die übrigen blieben bis zum ſiebenten Lebensjahre der elterlichen Pflege überlaſſen, mußten aber in ſtrenger Zucht erzogen werden. Im ſiebenten Jahre wurde jeder Knabe dem Staate übergeben und fern vom elterlichen Hauſe gemeinſchaftlich mit Anderen erzogen. In einzelne Gruppen vertheilt, wuchſen die Knaben unter der Leitung beſonderer Aufſeher und Lehrer heran. Sie wurden zur Ausbildung des Körpers und ſeiner Kraft, zur Gewandtheit im Gebrauch der Waffen, zu Gehorſam, Tapferkeit, Ehrliebe, Enthaltſamkeit, Ausdauer und Schlauheit angeleitet; denn dies war das Hauptziel der ſpartaniſchen Jugend-Erziehung. Die Entwickelung der Geiſteskräfte hatte, wie die ganze Erziehung, nur die Befähigung zur Tüchtigkeit des Kriegers und des Staatbürgers zum Zweck, keineswegs aber die höhere Bildung und eine rein menſchliche Veredelung. Daher wurde das Denkvermögen nur für die praktiſche Seite des Lebens entwickelt und namentlich an Beſtimmtheit und Schnelligkeit der Auffaſſung und des Ausdruckes gewöhnt; und das ſpartaniſche Volk erwarb ſich dieſen Vorzug in einem ſo hohen Grade, daß das Wort lakoniſch zur Bezeichnung eines treffenden und kurzen Ausdruckes ſprichwörtlich geworden iſt. Der Geſang, der bei allen griechiſchen Völkerſchaften zugleich mit dem Elementar-Unterricht und mit der Gymnaſtik einen der Hauptzweige der Erziehung bildete, wurde auch in der ſpartaniſchen Jugend entwickelt und gepflegt, trug aber gleichfalls vorzugsweiſe den kriegeriſchen Charakter und diente dem kriegeriſchen Zweck. Gehorſam, ſowohl der jüngeren Knaben gegen die älteren, als auch aller jüngeren Leute gegen Erwachſene, war ein Hauptgebot; der Knabe und Jüngling mußte jedem Manne Rede ſtehen und Ehrfurcht erweiſen: durch ſtrengen Gehorſam machte er ſich ſtufenweiſe zum Befehlen reif und geſchickt. Die für die körperliche Entwickelung gegebenen Vorſchriften bezweckten Stärkung, Abhärtung und Gewandtheit. Der Knabe mußte auf Schilf ſchlafen, Hunger und Durſt, Froſt und Hitze ertragen lernen und ſich daran gewöhnen, Körperſchmerzen mit Gleichmuth zu erdulden. An einem beſtimmten Tage des Jahres wurden die Jünglinge bis auf das Blut gegeißelt und es war ein großer Schimpf für ſie, wenn ſie dabei auch nur eine Miene verzogen: manche ſollen bei dieſer Gelegenheit todt niedergeſtürzt ſein, ohne einen

Laut von sich zu geben. Man erzählt, daß, um sie an List zu gewöhnen, es ihnen erlaubt gewesen sei, bei ihren Mahlen sich größere Portionen, auch Feldfrüchte zu stehlen, im Fall sie dies unbemerkt thun konnten. Auch wurde als Kriegsübung von Zeit zu Zeit die sogenannte Krypteia oder Heloten-Jagd gehalten: die Jünglinge mußten nämlich, in Schlupfwinkel versteckt, über die vom Felde heimkehrenden Heloten herfallen, sie verfolgen und zu tödten suchen. Es war eine Maßregel, welche das Mißtrauen des herrschenden Standes gegen die Unterworfenen von Zeit zu Zeit anzuordnen trieb.

Die Erziehung der Mädchen war von demselben Geiste geleitet, wie die der Knaben. Daß auch sie den Eltern entzogen wurden, wird uns nicht gemeldet: aber auch ihre Erziehung regelte der Staat; sie bestand hauptsächlich in Leibesübungen, namentlich in dem Laufen, dem Schwimmen, dem Werfen mit dem Diskus und selbst in der Handhabung der Lanze: und auch sie mußten sich an die Ertragung von Schmerzen gewöhnen. Ihre Erziehung hatte den Zweck, sie zu kräftigen Müttern und männlich gesinnten Frauen zu machen; für die Entwickelung der zärteren Empfindungen des Herzens und für eigentliche Weiblichkeit war in Sparta keine Stätte. Diese war daher dort ebensowenig zu finden, wie ein wirkliches Familienleben, welches theils durch die Beschaffenheit der weiblichen Bildung, theils durch die öffentliche Erziehung der Knaben und durch das Zusammenleben der Männer durchaus in den Hintergrund trat.

Dies sind die wichtigsten Gesetze und Einrichtungen, welche von Lykurg's Zeit an in Sparta bestanden. Sie waren nicht niedergeschrieben und Lykurg soll sogar verboten haben, irgend ein Gesetz niederzuschreiben, damit dasselbe keine bloße Form, sondern gleichsam ein allen Bürgern bewußt bleibender Theil der Volkssitte sei. Die Lykurgische Verfassung blieb fast ebenso lang bestehen, als der spartanische Staat selbst. Sie ging jedoch, gleich der ritterlichen Verfassung des deutschen Mittelalters, zuletzt in einen Zustand der Bedrückung und des Faustrechts über; die von Lykurg eingeführte Gleichheit der spartanischen Familien aber verschwand, ungeachtet der von ihm getroffenen Maßregeln, schon früh und wurde durch den übermäßigen Einfluß und die Herrschaft einer kleinen Zahl von Familien ersetzt. Die Spartaner sind durch Lykurg's Verfassung ein ritterliches Volk geworden, das in allen Verhältnissen des Lebens durch kriegerischen Stolz geleitet ward; und ihr Staat wurde ein kriegerischer Ritterstaat, der in den folgenden Zeiten unter den Griechen dieselbe Rolle spielte, wie Venedig unter den italienischen Republiken während des Mittelalters und bis in das siebenzehnte Jahrhundert hinein. Die meisten alten Schriftsteller, besonders diejenigen, welche in einer unruhigen

demokratischen Republik wie Athen lebten, haben die aristokratisch-militärische Verfassung der Spartaner sehr gelobt und gepriesen und Lykurg als einen der weisesten Gesetzgeber bewundert, weil sie alle anderen griechischen Staaten einem ewigen Wechsel unterworfen und die Sitten derselben im steten gegenseitigen Verkehr sich auflösen sahen, während Sparta den Anblick einer feststehenden Einheit der Verwaltung, einer selten gestörten Eintracht seiner Bürger und unwandelbarer Erhaltung altgriechischer Sitte darbot. Allein dagegen war auch der Staat der Spartaner auf die Unterdrückung der alten Einwohner des Landes gegründet und ihr ganzes berühmtes Staatswesen, ihre ganze Erziehung nur auf gewaltsame Herrschaft und auf Krieg gestellt; und die gepriesene spartanische Einfachheit und Unverdorbenheit war nicht sowohl eine Tugend, als vielmehr eine nothwendige Bedingung ihres Daseins. Festigkeit und Dauer erhielt die Verfassung Spartas besonders durch das Selbstbewußtsein und den Stolz, den kriegerische Beschäftigungen überall und zu allen Zeiten einflößen. Zwar war die Herrschaft der Hauptsache nach nur in den Händen einiger wenigen älteren Männer, aber das Bewußtsein eigener Kraft und kriegerischer Ueberlegenheit über andere Völker und der Gedanke, daß eben jene geprüften Alten, welche lange Zeit gleichsam die Herrscher über Griechenland waren, aus ihrer Mitte erwählt wurden, erfüllte alle Spartaner mit gleichem Stolz, mit Verachtung aller gemeinen Gedanken und Verrichtungen, aller Niederträchtigkeit und Feigheit und mit jenem hohen Herrschersinn, den sie bewahrten, bis die Versuchungen häufiger wurden und auch in Sparta die uns allen angeborene Sinnlichkeit über Sitte und Gesetz den Sieg davon trug.

Das Leben in Sparta hatte, ungeachtet seiner Einseitigkeiten und Entbehrungen, doch seine großen Reize und vermochte die Seele des Mannes auszufüllen. Wie dem Ritter des Mittelalters Religion, Cultus und Poesie hohen Sinn und große Gedanken einflößten, so dem Spartaner die wenig überlieferten Kenntnisse und die dem Gedächtnisse eingeprägten kräftigen Verse der Nationaldichter. Sein Gedankenkreis war eng; aber innerhalb des engen Kreises behauptete die durch Erziehung und Gewöhnung von allem Gemeinen und Unsittlichen entfernt gehaltene Seele den ganzen Adel, der ihr ursprünglich eigen ist, bis zuletzt, wie in der neueren Zeit bei den Holländern und Schweizern, so auch in Sparta der lange erhaltene Brauch der Ahnen der Alles vernichtenden Zeit unterlag. Endlich erheiterten ja bildende Kunst, Poesie, Musik und regelmäßig wiederkehrende Nationalfeste einigermaßen auch das Leben der Spartaner und vereinigten bei der Verehrung und unter dem Schirm der Landesgottheiten das ganze Volk, Regierende und Regierte, mit alleiniger Ausnahme der beklagens-

werthen Heloten; und so ward das Finstere, welches ein Leben ohne Gewerbe, ohne Handelsthätigkeit, ohne Litteratur und ohne Theater haben mußte, wenigstens durch einige Genüsse, die sie mit allen Griechen theilten, erhellt.

Ueber die letzten Jahre und das Ende des berühmten spartanischen Gesetzgebers sind die Berichte des Alterthums ebenso sagenhaft, wie über sein übriges Leben. Seine Verfassung wurde nicht ohne Schwierigkeiten eingeführt und rief anfangs manches fruchtlose Widerstreben einzelner Unzufriedenen hervor. Nachdem das ganze Werk zu Ende gebracht war, erklärte Lykurg, wie es heißt, der Volksversammlung, daß zur Vollendung desselben noch Eins übrig sei, worüber er jedoch erst den delphischen Gott um Rath fragen müsse. Er ließ sich hierauf von allen Bürgern eidlich versprechen, bis zu seiner Zurückkunft keine Aenderung an seinen Gesetzen vornehmen zu wollen. In Delphi wurde ihm der Orakelspruch ertheilt, daß seine Anordnungen vortrefflich seien und Sparta, so lange es denselben getreu bleibe, mächtig und ruhmvoll sein werde. Er sandte hierauf diesen Spruch nach Sparta, kehrte aber selbst nicht dahin zurück, um nicht seine Mitbürger dadurch von dem geleisteten Eide zu entbinden. Wohin er sich begab und wo er sein Leben endete, darüber melden die Berichte Widersprechendes; nach den einen starb er in der Nähe von Delphi, nach andern im Lande Elis, nach noch andern auf der Insel Kreta. Die Sage erzählt auch, daß er vor seinem Tode Befehl gegeben habe, seine Leiche zu verbrennen und die Asche derselben in das Meer zu werfen, damit sie nicht nach Sparta gebracht werde und so vielleicht den Anlaß gebe, daß die Spartaner sich ihrer eidlichen Verpflichtung entledigt glaubten.

In der nächsten Zeit nach Lykurg unterwarfen die Spartaner sich die noch übrigen freien Reste der achäischen Bevölkerung von Lakonien und geriethen mit den benachbarten Argivern in Streit. Bald nachher entspann sich ein langer und hartnäckiger Kampf zwischen ihnen und den Messeniern, deren Landschaft auf der anderen westlichen Seite des Taygetosgebirges lag. Dieser Kampf, welcher 19 Jahre (von 743 bis 724 v. Chr.) dauerte, führt den Namen des ersten messenischen Krieges. Die Begebenheiten dieses Krieges, wie auch die des zweiten, sind der Nachwelt nur in Liedern und Sagen überliefert worden, in welchen dieselben sehr ausgeschmückt sind und deren geschichtlicher Gehalt in Betreff der Einzelnheiten durchaus nicht zu ermitteln ist. Oftere Grenzstreitigkeiten und gegenseitige Neckereien der Grenzbewohner gaben die Veranlassung zum ersten messenischen Kriege. Schon früher soll ein spartanischer König mit einigen jungen Männern, die sich als Mädchen verkleidet hatten, bei einem gemeinschaftlichen Gottesdienst vornehme Messenier überfallen haben und dabei umgekommen sein.

Nach einer anderen Angabe hätte damals eine Schaar von Messeniern spartanische Jungfrauen geraubt und den zu Hülfe eilenden König erschlagen. Es kam darüber zu Unterhandlungen, die sich lange hinzogen, bis endlich ein Spartaner, welchem ein Messenier seine Heerde anvertraut hatte, diese verkaufte und den deshalb zu ihm gesandten Sohn des Letzteren erschlug. Da der Messenier trotz seiner in Sparta angestellten Klage keine Genugthuung erhielt, so tödtete er auf dem Heimweg alle Spartaner, die ihm begegneten. Die hierüber angeknüpften Unterhandlungen zogen sich ebenfalls in die Länge und wurden zuletzt von den Spartanern dadurch geendigt, daß diese plötzlich und ohne vorhergegangene Aufkündigung des Friedens mit gewaffneter Macht in Messenien einfielen.

Die Spartaner waren den Messeniern meistens überlegen und wurden bei ihren jährlich wiederholten Einfällen stets Herren des platten Landes; die Messenier wußten sich fast nur in festen Plätzen gegen dieselben zu halten. Nachdem der Krieg auf diese Weise eine Reihe von Jahren geführt worden war, beschlossen die Messenier, aus allen ihren Städten zu weichen und ihre ganze Macht in der Bergfeste Ithome zu vereinigen. Hier entbrannte nun für die ganze übrige Zeit des Krieges ein hitziger Kampf und Gegenkampf, gleich dem der Trojaner und Griechen des heroischen Zeitalters und die Sage hat denselben ebenso wie diesen durch ihre Dichtungen ausgeschmückt und verherrlicht. Die Messenier schickten gleich anfangs um einen Orakelruch nach Delphi und erhielten die Antwort, daß sie den Sieg nur dann hoffen könnten, wenn eine Jungfrau aus königlichem Stamme den Göttern geopfert werde. Darüber entstehen Zwistigkeiten unter den Messeniern, bis endlich Aristodemus, der Hauptheld der Messenier und ein Sprößling des königlichen Hauses, seine eigene Tochter zum Opfer anbietet. Der Bräutigam derselben will dies nicht zugeben und der erzürnte Vater ersticht nun die Tochter mit eigener Hand. Die Spartaner werden durch jenen Orakelspruch und seine Erfüllung entmuthigt, obgleich die Königstochter eigentlich nicht den Göttern, sondern dem Zorne des Volkes als Opfer gefallen war; und Aristodemus, der Hektor von Ithome, vollbringt nun glänzende Kriegsthaten. Da zu gleicher Zeit auch die Arkadier, Sikyonier und Argiver als Bundesgenossen der Messenier am Kriege Antheil nehmen, so gelingt es endlich, nach einem unentschiedenen Treffen, in welchem der messenische König fiel, den Messeniern unter Anführung des an seiner Stelle zum König erwählten Aristodemus in einer zweiten Feldschlacht die Spartaner gänzlich zu schlagen. Dessen ungeachtet wendet sich bald nachher das Schicksal. Die Messenier erhalten nämlich einen neuen Orakelspruch, welcher erklärt, daß dasjenige Volk siegen werde, welches

zuerst hundert Dreifüße in dem Zeus-Tempel zu Ithome aufstelle; und die Spartaner kommen auf die Kunde davon den Messeniern zuvor. Diese hatten die Sache nicht beeilt, da der Spruch vor den Spartanern geheim gehalten wurde und überdies seine Ausführung für dieselben unmöglich schien; ein Spartaner aber schlich verkleidet den Ithomeberg hinan und stellte hundert kleine Dreifüße von Thon im Tempel des ithomäischen Zeus auf.

Nun bemächtigte sich die Verzweiflung der Messenier, zumal da zugleich auch andere Zeichen Unglück verkündeten und sich beständig wiederholten. Aristodemus verlor, von schrecklichen Träumen verfolgt, den Muth und tödtete sich auf dem Grabe seiner vergebens geopferten Tochter. Die Messenier wurden jetzt auch von ihren Bundesgenossen verlassen, litten in ihrer umzingelten Bergfeste Mangel und mußten endlich, nachdem sie noch fünf Monate heldenmüthig gestritten und geduldet hatten, den Kampf aufgeben. Ein Theil von ihnen floh nach Arkadien, Argos und Sikyon, die übrigen unterwarfen sich den Spartanern, welche vor allen Dingen Ithome zerstörten. Die im Lande zurückgebliebenen Messenier wurden hart behandelt: sie verloren ihre politische Freiheit und behielten zwar ihr Hab und Gut, mußten aber aus einem Landstrich an der Küste, den die Spartaner unter eine Zahl von Periöken ihres Landes vertheilten, ganz und gar weichen, die drückende Abgabe des halben Ertrages von ihren Feldern jährlich an Sparta abliefern und außerdem, ein drückendes Zeichen ihrer Unterwerfung, bei jedem Leichenbegängnisse eines spartanischen Königs Trauer anlegen.

Diese Demüthigung und Härte mußte die Messenier zur Verzweiflung bringen und über kurz oder lang Empörung und neuen Krieg hervorrufen, zumal da auch die übrigen Staaten des Peloponnes die Vergrößerung der spartanischen Macht nicht ohne Besorgniß mit ansehen konnten. Wirklich brach, neununddreißig Jahre nach dem Ende des ersten, der zweite messenische Krieg aus, welcher von 685—670 v. Chr. dauerte und von den Spartanern mit viel mehr Wuth geführt ward als der erste, weil es ein Krieg mit empörten Unterthanen war. Der Hauptheld derselben war der Messenier Aristomenes, ein junger Mann aus königlichem Geschlechte, der die Empörung zum Ausbruch brachte und dann als Anführer den Krieg leitete, nachdem er die von seinen Landsleuten ihm angebotene Königswürde abgelehnt hatte. Auch die Begebenheiten dieses Krieges sind nur in Sagen und Liedern der Nachwelt überliefert worden und die Berichte über dieselben sind deshalb ebenso fabelhaft wie die des ersten. Namentlich wurden die Thaten und Abenteuer des Aristomenes vielfach besungen und die vergrößernden Erzählungen von denselben, mit

denen die Besiegten sich trösteten und ihre Hoffnungen auf bessere Zeiten wach erhielten, wurden unter den Messeniern vom Vater auf den Sohn überliefert, als das letzte nationale Besitzthum, das ihnen geblieben war.

Aristomenes, der in Arkadien aufgewachsen war, sammelte die Söhne und Enkel der geflüchteten Messenier um sich, versicherte sich der Unterstützung des arkadischen und argivischen Volkes und brach dann mit jenen Landsleuten und vielen anderen Peloponnesiern, die sich ihm anschlossen, in Messenien ein. Er hatte kaum den Boden seines Heimathlandes betreten, als dessen Bewohner sich erhoben: und in kurzer Zeit stand ganz Messenien unter den Waffen. Es kam alsbald zu einer Schlacht mit den Spartanern, diese wurde von Aristomenes zwar nicht gewonnen, aber auch nicht verloren und gewährte den Messeniern den Vortheil, daß sie Vertrauen zu ihrer Sache und zu ihrem Führer faßten. Aristomenes, tapfer wie Achilles und listig wie Odysseus, wußte durch verwegene Abenteuer den Muth seiner Landsleute immer mehr zu beleben und die Feinde in Schrecken zu setzen. Er soll um jene Zeit eines Tages sich verkleidet in Sparta eingeschlichen und in dem dortigen Tempel der Kriegsgöttin einen Schild aufgestellt haben, welcher die Inschrift trug: „Aristomes weiht aus der spartanischen Beute diesen Schild der Athene!"

Die Spartaner befragten jetzt das delphische Orakel um Rath und erhielten, wie es heißt, die Antwort, sie sollten sich von den Athenern einen Anführer erbitten. Diese sandten ihnen aus Haß und Neid den lahmen und des Krieges unkundigen Schulmeister Tyrtäus, halfen aber gerade dadurch den Spartanern mehr, als wenn sie ihnen einen tüchtigen Kriegsmann geschickt hätten: denn dieser Tyrtäus aus Aphidnä war ein großer Dichter und belebte durch die Macht seiner Lieder den Muth und den Patriotismus der bereits am Erfolge verzweifelnden und überdies unter sich in Zwietracht zerfallenen Spartaner. So berichtet die Sage von dem zweiten messenischen Kriege; sie ist offenbar eine reine Dichtung, welche in späterer Zeit entstand, als die Spartaner und Athener in ein lang dauerndes feindliches Verhältniß zu einander gerathen waren. Nach einer anderen Ueberlieferung war Tyrtäus ein Dorer aus dem Lande Doris. Vielleicht verhält es sich mit diesem Manne, von welchem sich noch einige treffliche Kriegslieder erhalten haben, ganz einfach so, daß die Spartaner der Aufforderung des delphischen Gottes gemäß den Oberbefehl einem Fremden anvertrauten, der sowohl wegen dieses Orakelspruches, als auch wegen des unter ihnen selbst bestehenden Zwistes und Mißtrauens größeres Ansehen erhielt, als die seitherigen spartanischen Anführer besaßen und welcher dadurch, sowie durch die Wiederbelebung der moralischen

Kraft der Spartaner dem Krieg eine andere Wendung gab. Ein großer Dichter und Kriegsheld war Tyrtäus unstreitig; man sang noch in späterer Zeit zu Sparta seine Lieder zur Anfeuerung des Muthes, verehrte dieselben als Ueberlieferung von alten spartanischen Thaten und bediente sich ihrer zur Erziehung und Bildung der Jugend; sein kriegerischer Ruhm dagegen ist durch die Lieder, welche des Aristomenes glänzende Thaten ins Wunderbare erhoben, verdunkelt worden, vielleicht zum Theil sogar durch die Spartaner selbst, besonders wenn er, wie die eine Ueberlieferung ausspricht, nicht ein Dorier, sondern ein Athener war.

Ungeachtet durch die Erscheinung des Tyrtäus der gesunkene Muth der Spartaner wieder aufgerichtet ward, so blieb doch das Glück noch eine Zeit lang den Messeniern hold. Aristomenes erfocht sogar in einer Hauptschlacht einen so glänzenden Sieg, daß die Spartaner die Fortsetzung des Krieges ganz aufgeben wollten und nur durch Tyrtäus von diesem Vorhaben abgebracht wurden. Aristomenes rückt nun in das spartanische Gebiet ein und wagt sogar bis in die Nähe von Sparta selbst vorzudringen. Er wird einst, als er spartanische Frauen bei einem Tempelfeste überfiel, von diesen gefangen, entwindet sich ihnen aber wieder und besteht hierauf noch viele andere Abenteuer von ähnlicher Art. Endlich kommt es von neuem zu einer Hauptschlacht; diese geht durch die Verrätherei des von den Spartanern bestochenen Königs der Arkadier, Aristokrates, verloren und die Messenier erleiden eine blutige Niederlage. Die Spartaner werden in Folge davon Herren des platten Landes und ihre Gegner ziehen sich, wie einst nach Ithome, so jetzt nach der Bergfeste Ira zurück, um deren Besitz der Krieg noch elf Jahre lang geführt wird.

Diesem langen Belagerungskampf ging der kleine Krieg zur Seite, in welchem die Messenier durch einzelne Raubzüge den Spartanern so sehr zusetzten, daß dieselben eine Zeitlang die Bebauung der Felder des von ihnen besetzten Messeniens unterlassen mußten. Dies ist auch diejenige Zeit des ganzen Krieges, welche von der dichtenden Sage mit den wunderbarsten Thaten und Abenteuern des messenischen Helden ausgeschmückt worden ist. Aristomenes wurde damals unter Andern auf einem seiner Streifzüge zugleich mit 50 Gefährten gefangen. Man stürzte ihn mit diesen in den Abgrund Kaiadas, einen bei der Stadt Sparta befindlichen Felsenschlund, in welchen Staatsverbrecher oder deren Leichen geworfen zu werden pflegten. Alle kamen dabei ums Leben, mit alleiniger Ausnahme des Aristomenes selbst, welcher unbeschädigt zum Boden des Abgrunds gelangte. Hier lag er drei Tage, und schon glaubte er den Hungertod erleiden zu müssen, als er durch einen zu den Leichen schleichenden Fuchs gerettet ward. Aristo-

menes ergriff nämlich den Schwanz desselben und gelangte so durch die vielen verworrenen Felsengänge an das Tageslicht. Glücklich entkam er aus der feindlichen Stadt und erschien zur großen Freude der Seinen wieder auf der Feste Ira. Hier feierte er das Fest der Hekatomphonie oder das seltene Fest, welches bei den älteren Griechen nur Derjenige feiern durfte, der 100 Feinde mit eigener Hand erschlagen hatte, und welches Aristomenes dreimal in seinem Leben begehen konnte. Bald nachher wurde er wieder gefangen und zwar von kretischen Bogenschützen, die im Solde der Spartaner standen. Diese schleppten ihn gebunden mit sich fort, um ihn nach Sparta zu bringen. In der nächsten Nacht kehrten sie, noch auf messenischem Boden, in dem Hause einer Wittwe ein; die Tochter derselben machte, um den Helden ihres Volkes zu retten, die Bogenschützen trunken, befreite ihn dann von seinen Fesseln und entfloh nebst ihrer Mutter mit ihm. Aristomenes vermählte seine Erretterin mit seinem Sohne Gorgus.

Trotz aller Tapferkeit und alles Glückes des Aristomenes erschien doch endlich für Ira und die Messenier, wie einst für Troja und seine Helden, der Tag des Untergangs. In einer stürmischen Nacht ward ein Posten von der messenischen Wache verlassen, die Spartaner erfuhren dies durch einen Ueberläufer und erstiegen die Burg. Noch drei Tage und drei Nächte leisteten die Messenier unter der Anführung des Aristomenes Widerstand, endlich aber mußten sie erschöpft der Uebermacht der Feinde und der Mißgunst des Geschickes weichen. Aristomenes verlangte von den Spartanern freien Abzug mit den Waffen. Dieser ward ihm gewährt und er zog nun mit dem Rest seiner Kampfgenossen nach Arkadien (670 v. Chr.). Hier beschloß er sogleich mit den geflüchteten Landsleuten die Stadt Sparta zu überrumpeln, während das spartanische Heer noch in Messenien sich befand: allein der arkadische König, der nachher zur Strafe dafür von seinen Unterthanen zu Tode gesteinigt wurde, verrieth den Spartanern das Vorhaben des Aristomenes und machte so die Ausführung desselben unmöglich. Aristomenes begab sich nun nach Jalysus auf der Insel Rhodus. Damagetus, ein König dieser Stadt, hatte nämlich das delphische Orakel gefragt, wen er zur Gemahlin nehmen solle und von diesem die Antwort erhalten: die Tochter des größten Griechen. Er vermählte sich deshalb mit der Tochter des Aristomenes und nahm diesen mit sich nach Rhodus. Hier starb Aristomenes bald nachher.

Die flüchtigen Messenier segelten, um sich ein neues Vaterland zu suchen, unter der Anführung des Gorgus nach Rhegium in Unteritalien, bemächtigten sich von hier aus der sicilischen Stadt Zankle und gaben derselben nach der Vertreibung ihrer Einwohner den Namen ihrer Heimath Messene, welcher in der Form Messina dieser Stadt

bis zur gegenwärtigen Stunde geblieben ist. Das Schicksal der in der Heimath zurückgebliebenen Messenier war das härteste, das einem Volke auferlegt werden konnte: sie wurden insgesammt zu Heloten gemacht. Diese Härte, mit welcher die Spartaner ihren Sieg mißbrauchten, ward ihnen selbst ebenso verderblich, als dem besiegten Volk; denn die grausam unterdrückten Messenier ließen später nie eine günstige Gelegenheit, sich gegen ihre Herren zu empören, unbenutzt vorübergehen und die Feinde Spartas suchten in ihren Kriegen aus diesem Umstand stets Vortheil zu ziehen. 200 Jahre nach dem Ende des zweiten messenischen Krieges führten die empörten Messenier in Verbindung mit andern Heloten einen lange dauernden, aber unglücklichen Krieg gegen Sparta, den man den dritten messenischen zu nennen pflegt. 100 Jahre später stellte der Thebaner Epaminondas, in seinem siegreichen Kampfe mit Sparta, die Unabhängigkeit Messeniens wieder her und lähmte dadurch Spartas Macht für immer. Zu läugnen ist übrigens nicht, daß die Unterdrückung der Messenier und das Heloten-Wesen überhaupt für die Spartaner auch eine nützliche Seite hatten. Gerade durch den Gedanken an den inneren Feind, der sich jeden Augenblick mit feindseligen Nachbarstaaten verbinden konnte, wurden die Spartaner am kräftigsten ermuntert, an einer Verfassung festzuhalten, durch welche jeder Spartaner zu einem Krieger gemacht und ihr Land, wie ein späterer Redner sich ausdrückte, in ein Feldlager umgewandelt ward.

Ein Volk, das wie das spartanische in steter Kriegsübung war, mußte mit seinen Nachbarn häufig in Streit gerathen; das lag in der Natur der Dinge und an Gelegenheit dazu konnte es nie fehlen. Die mächtigsten Feinde der Spartaner im Peloponnes waren die Arkadier und die Argiver; mit diesen hatten sie in der nächsten Zeit mehrere Kriege zu führen. Arkadien schloß, gleich den meisten andern peloponnesischen Staaten, zuletzt ein Bündniß mit Sparta und gerieth dadurch wie diese in Abhängigkeit; Argolis aber verlor nach langem Kampfe, um 550 v. Chr., den an Lakonien grenzenden Landstrich Cynuria und konnte sich nicht wieder über Sparta erheben: es ging zwar nicht wie andere peloponnesische Länder ein Bündniß mit Sparta ein, sondern schloß sich vielmehr von allen unter dessen Leitung gemachten Unternehmungen der Peloponnesier aus, vermochte aber die Spartaner weder aus ihrer übermächtigen Stellung zu verdrängen, noch auch in derselben zu beeinträchtigen. Mit Ausnahme der Argiver und des kleinen Landes Achaja, dessen Bewohner in den nächsten Zeiten an den griechischen Angelegenheiten gar keinen Antheil nahmen, waren um die Mitte des sechsten Jahrhunderts v. Chr. alle peloponnesischen Staaten mit Sparta verbündet. Das Verhältniß Spartas zu seinen

Verbündeten war so, daß es in den gemeinschaftlichen Kriegen den Oberbefehl führte, die Bundesverwaltung leitete und, ungeachtet der gleichen Stimmen aller Staaten in dem über Krieg und Frieden entscheidenden Bundesrath, doch durch seine Uebermacht den bestimmenden Einfluß ausübte. Man pflegte diese Stellung eines mächtigen Staates zu andern unabhängigen Staaten, mit einem der griechischen Sprache entlehnten Worte, Hegemonie zu nennen. Sparta stand also schon vor dem Ausbruch der Perser-Kriege an der Spitze des Peloponnes, hatte dadurch den Kern der dorischen Macht in seiner Hand vereinigt, galt bei Griechen und Nicht-Griechen für den Hauptstaat Griechenlands und war dies auch, bis Athen an der Spitze des ionischen Stammes ihm den größten Theil seiner Bedeutung entriß.

Sparta, zu dessen Bunde außer den meisten peloponnesischen Staaten noch Megaris und Aegina gehörten, trat im letzten Jahrzehnt des sechsten Jahrhunderts auch außerhalb seiner Halbinsel entscheidend auf, indem es damals mit seinen Verbündeten sich in die inneren Angelegenheiten der Athener mischte. Doch beginnt erst im nächsten Jahrhundert der merkwürdige Wettkampf zwischen ihm und Athen um die Hegemonie von Griechenland.

Noch ist schließlich zu bemerken, daß am Ende dieses Zeitraums ein spartanischer König abgesetzt wurde und nach Persien fliehend dort gegen sein Vaterland auftrat. Dies war Demaratus, der Nebenkönig des herrschsüchtigen Kleomenes I. Er hatte sich mit diesem entzweit und Beide arbeiteten immer gegen einander, bis es zuletzt dem Kleomenes gelang, den weniger gewandten Demaratus zu stürzen. Er klagte nämlich den Letzteren an, daß er dem königlichen Stamme nicht angehöre, sondern ein untergeschobener Sohn seines Vorgängers sei. Die Entscheidung darüber wurde dem delphischen Orakel übertragen, welches Kleomenes für sich zu gewinnen gewußt hatte und Demaratus mußte wirklich (491 v. Chr.) vom Throne herabsteigen. Von Rachgier getrieben begab sich Demaratus nach Persien, dessen König damals einen Kriegszug gegen Griechenland rüstete.

5. Geschichte der Athener von Theseus an bis auf die Perserkriege.

Das Land Attika, dessen Hauptstadt Athen war, hatte einen meist steinigen und unfruchtbaren Boden und umfaßte einen Raum von nur 40 bis 45 deutschen Quadratmeilen, so daß es nicht größer war, als etwa eins der thüringisch-sächsischen Herzogthümer; seine Bevölkerung aber betrug in der blühendsten Zeit nur ungefähr 500,000 Menschen. Ungeachtet dieser beschränkten Verhältnisse und obgleich die Bewohner Attikas, durch den großen Aufschwung des Handels und der Schiff-

fahrt von Aegina, lange Zeit vom Meere fast ausgeschlossen waren, trat doch die Stadt Athen gegen die mächtigen und kriegerischen Dorier des Peloponnes siegreich auf und erhob sich und den ionischen Stamm zu einem beispiellosen Glanze. Die Athener wurden aber nicht allein die Hauptmacht Griechenlands, sondern sie vereinigten auch die Erfindungen aller griechischen Länder und Stämme in ihrer Stadt, vervollkommneten dieselben, entwickelten die griechische Bildung bis zu ihrer höchsten Vollendung und wurden dadurch die Zierde und die Lehrmeister der Menschheit.

Nur durch Umstände von außergewöhnlicher Art, wie die Perserkriege sie herbeiführten, konnten die Bewohner eines so kleinen und von der Natur so wenig begünstigten Ländchens diese große welthistorische Bedeutung erlangen. Zwar trug auch die ihnen von Solon gegebene demokratische Verfassung nicht wenig dazu bei, weil sie für die Entwickelung des Geistes, der Künste und der Gewerbe sehr förderlich war; aber in ihr lag nicht der alleinige Grund der Größe und Bedeutung des athenischen Volkes, sondern schon vor derselben hatte dieses unter den Griechen eine Wichtigkeit erhalten, welche nachher, durch jene Aenderung des Staatslebens und durch die Gunst äußerer Ereignisse, bis zu einem ungewöhnlich hohen Grade gesteigert ward.

Nach dem Tode des Königs Menestheus, welcher den Helden Theseus aus Athen verdrängt hatte, gelangten die Nachkommen des Letzteren wieder zu dem Besitze des Thrones. Athens Macht war damals so gering, daß sein König unter den vor Troja versammelten griechischen Fürsten als einer der unbedeutenderen erscheint. Bei der Rückkehr der Herakliden flohen die von Tisamenus aus Achaja verjagten Jonier, sowie manche Achäer aus andern Gegenden des Peloponnes nach Attika. Unter den Letzteren befand sich auch Melanthus, ein Nachkomme des im trojanischen Kriege berühmt gewordenen Königs Nestor. Dieser rettete in einem Kriege mit den Böotiern die Athener durch einen Zweikampf, dessen der König selbst, ein Urenkel des Theseus, sich geweigert hatte und wurde dafür mit Verdrängung des Letzteren auf den Thron erhoben.

Dem König Melanthus folgte sein Sohn Kodrus, dessen Geschichte, wie die jener früheren Zeiten überhaupt, durch die verschönernde Sage entstellt ist. Die Athener wurden unter seiner Regierung von den Doriern des Peloponnes bekriegt und das delphische Orakel hatte den Sieg denen zugesagt, deren König von dem Feinde getödtet werden würde. Kodrus beschloß, sich für sein Vaterland zu opfern, und da allen Doriern verboten war, den athenischen König zu tödten, so begab er sich als Bauer verkleidet in das feindliche Lager, fing unerkannt mit einigen der dorischen Krieger Händel an und wurde von

ihnen erschlagen (um 1068 v. Chr.) Hierauf zogen die Dorier, an dem Siege verzweifelnd, aus Attika ab, nahmen aber doch von dem Lande Megaris, welches bisher von Athen abhängig gewesen war, bleibend Besitz. Der Sage nach sollen die Athener nach Kodrus Tode das Königthum deswegen abgeschafft haben, weil niemand würdig sei, die Stelle eines so edlen Königs einzunehmen; zuverlässig wahr ist aber nur das Eine, daß nach Kodrus der jedesmalige Beherrscher von Athen nicht mehr den Titel König trug, sondern statt dessen Archon (d. i. Herrscher) genannt wurde. Manche glauben aus diesem Umstand auch den Schluß ziehen zu dürfen, daß nach Kodrus Tode die königliche Macht sehr beschränkt worden sei; allein dies ist zu bezweifeln. Dagegen ist ein anderes für die griechische Geschichte wichtiges Ereigniß, welches damals Statt gefunden haben soll, unbestreitbar gewiß. Die Söhne des Kodrus geriethen nämlich über den Besitz des Thrones in einen Streit, dessen Ausgang diejenigen von ihnen, welche unterlagen, zur Auswanderung veranlaßte; und da durch die vielen Flüchtlinge Attika überfüllt worden war, so schiffte sich mit ihnen die Mehrzahl der aus Achaja gekommenen Jonier ein, um in Kleinasien sich niederzulassen. Dadurch entstanden Milet, Ephesus und die andern ionischen Colonieen jenes Landes und dies gab der seither wenig angesehenen Stadt Athen zuerst eine Bedeutung in Griechenland; denn da die ionischen Colonieen schnell und in hohem Grade aufblühten, so wurde dadurch Athen, als die Mutterstadt derselben, ebenfalls gehoben und erhielt allmälig gegenüber den Spartanern und den übrigen Doriern in demselben Maße eine größere Wichtigkeit, als die ionischen Staaten Kleinasiens und die von diesen gegründeten Colonieen an Macht und Reichthum zunahmen.

Auf die Regierung hatten schon früh die Adelsgeschlechter oder, wie sie in Athen hießen, die Eupatriden, einen Einfluß gehabt; dieser nahm im Laufe der Zeit zu und die monarchische Form wich immer mehr der aristokratischen; denn ein Theil der adeligen Familien war schon seit der heroischen Zeit im erblichen Besitz von Priesterwürden und hatte dadurch großen Einfluß; die Könige aber konnten weder von den benachbarten dorischen Staaten Unterstützung erwarten, noch auch sich Leibwachen halten, um ihre Macht durch Waffengewalt zu schützen. Da nun andererseits die ionischen Colonieen, welche schon früh Freistaaten wurden, mit ihrer Mutterstadt in Verbindung blieben und Athen stets mehr durch bürgerliche Betriebsamkeit als durch Kriegsmacht glänzte, so wurde auch durch diese Verhältnisse die ursprünglich monarchische Regierung der Stadt immer mehr der republikanischen Form genähert. Auf diese Weise verlor die königliche Macht nach und nach ihr Ansehen und ihre Bedeutung, und mußte endlich einer förm-

lichen Aristokratie Platz machen. Man hob nämlich zuerst (752 v. Chr.) die Erblichkeit und den lebenslänglichen Besitz der Archonten-Würde auf und verfügte, daß jeder Archon nur durch Wahl zu dieser Würde gelangen könne, dieselbe nur 10 Jahre lang behalten dürfe und nach der Niederlegung seines Amtes Rechenschaft schuldig sei. Die Archonten wurden anfangs noch aus den Nachkommen des Kodrus genommen, bald aber wählte man sie unter allen Eupatriden ohne Ausnahme. Im Jahre 682 v. Chr. ging man noch weiter: es wurde festgesetzt, daß in Zukunft statt eines einzigen Archonten immer neun zugleich herrschen und diese ihr Amt nur ein Jahr lang behalten sollten. Die neun Archonten wurden aus den Eupatriden gewählt; drei von ihnen führten die eigentliche Regierung, während die sechs übrigen die Gerichte leiteten. Die Letzteren hießen Thesmotheten (d. i. Revisoren und Beaufsichtiger der Gesetze); die drei Ersteren dagegen waren durch höheren Rang vor diesen ausgezeichnet und hatte jeder einen besonderen Titel: der erste hieß Archon eponymos, d. h. der den Namen gebende Archon, weil in Athen ebenso nach ihm, wie in Rom nach den beiden Consuln, das Jahr benannt und mit seinem Namen die Urkunden bezeichnet wurden; er war der vornehmste der Archonten und stand verschiedenen Geschäften vor; der zweite hieß der Archon König, weil er hauptsächlich die religiösen Angelegenheiten zu leiten hatte, wie dies ehemals vom König geschah; der dritte endlich führte nach seinem eigentlichen Amtsgeschäft den Titel Archon Polemarchos d. i. Kriegsherr.

So war also eine vollkommene Aristokratie gegründet. Diese regierte mit Strenge und Härte, konnte aber auf die Dauer unmöglich bestehen. Die Leitung des Staates war ganz in den Händen des Adels, nur Eupatriden waren die Richter, sie urtheilten nach einem ungeschriebenen, blos ihnen bekannten und deshalb willkürlichen Rechte und die Priesterwürde der heiligsten Gottheiten war in denselben Familien erblich, welche die Justiz in ihrer Gewalt hatten; es konnte deshalb bei dieser rein patricischen Verfassung ein Bürger, der sich in seinen Rechten gekränkt glaubte, sich weder an die Regierung, noch an die Gerichte, noch an die Diener der Religion mit Vertrauen wenden. Er wurde also nothwendiger Weise zur Selbstrache getrieben und aus dieser entsprangen Unordnungen aller Art. Zum Glück hatte die eigentliche Bürgerschaft, welche neben dem Adel und seinen Vasallen sich immer mehr emporhob, von der heroischen Zeit her das Recht erhalten, sich zu versammeln und Gesetze zu geben. Wenn daher das Volk, woran der Ehrgeiz es nie fehlen läßt, nur einen Leiter fand, so war es im Stande, Veränderungen zu seinem Besten zu erzwingen. So geschah es denn, daß der Adel im Jahr 624 v. Chr. dem Verlangen des Volkes nach geschriebenen Gesetzen, durch welche der richterlichen Willkür ein

Ende gemacht werde, nachgeben mußte und den damaligen Archonten Drako mit der schriftlichen Abfassung der Gesetze beauftragte. Dies konnte jedoch nicht viel helfen, da die Quelle des Uebels nicht in den einzelnen Gesetzen, sondern in der ganzen Verfassung lag und außerdem das von allen Aemtern ausgeschlossene Volk keine Macht hatte, das Ansehen der Gesetze aufrecht zu erhalten.

Die Gesetzgebung Drako's bezog sich durchaus nicht auf die Form der Verfassung, sondern sie befaßte sich blos mit dem Rechte, nach welchem die Richter die Urtheile sprechen sollten. Drako hatte aber so harte Straf-Ansätze gemacht, daß selbst auf geringere Vergehen, wie Obstdiebstahl u. dgl., der Tod gesetzt war und daß man später zu sagen pflegte, Drako's Gesetze seien nicht mit Tinte, sondern mit Blut geschrieben. Die Eupatriden hatten, als sie dem Verlangen nach einer schriftlichen Abfassung des in Athen geltenden Rechtes nachgaben, offenbar die Absicht, den aufstrebenden Geist der Bürgerschaft durch sehr harte Gesetze zu zügeln. Drako's Gesetze waren daher bald sehr verhaßt, der Druck, der auf dem Volke lastete, blieb ebenso hart, als er vorher gewesen war und die Zwietracht zwischen Adel und Bürgerschaft dauerte fort.

Kurze Zeit nach der Drakonischen Gesetzgebung (um 610 v. Chr.) entstand ein heftiger Zwist unter den Eupatriden selbst. Diese waren in zwei Parteien zerfallen, welche mit einander um den Vorrang stritten und das Haupt der einen, Kylon, beschloß, die Verwirrung zu benutzen, um sich zum Alleinherrscher aufzuwerfen. Kylon war der Schwiegersohn eines Tyrannen der benachbarten Hauptstadt von Megaris, der ihn auch mit Bewaffneten unterstützte; er hatte sich in Delphi einen Orakelspruch verschafft, mit welchem er sich rechtfertigen zu können glaubte. Er konnte um so eher einen solchen Plan entwerfen, als damals gerade die günstigste Zeit für Tyrannen in den griechischen Ländern war, da man noch nicht wie später allgemeinen Haß gegen die Herrschaft eines Einzelnen nährte und da überdies auch den Tyrannen es meistens gerade in Folge des Hasses der bürgerlichen und bäuerlichen Bevölkerung gegen den Adel gelang, sich emporzuschwingen. Kylon bemächtigte sich durch plötzlichen Ueberfall der Akropolis oder Burg von Athen. Allein er hatte seine Kräfte und die seiner Gegner nicht richtig berechnet; der Adel mit den Archonten an der Spitze bot seine Vasallen auf dem Lande auf und die Aufrührer waren bald in der Burg eingeschlossen und dem Hungertode preisgegeben. Kylon und sein Bruder schlichen sich zwar durch die Wachtposten ihrer Feinde hindurch und entkamen glücklich nach der Stadt Megara; die andern aber vermochten nicht zu entrinnen. Sie retteten sich, nachdem bereits mehrere von ihnen Hungers gestorben waren, zu den Altären der Götter,

welche in Griechenland stets für unantastbare Zufluchtsstätten galten, wurden aber dessen ungeachtet getödtet. Dieser Frevel gegen die Götter war unter der Leitung der Archonten und also von Staatswegen begangen worden und deshalb fiel nach der Vorstellung der Griechen die Sündenschuld auf das ganze athenische Volk; allein am meisten hatten sich dabei die Alkmäoniden, eine der vornehmsten Familien Athens, thätig gezeigt und deswegen lastete der Fluch des Verbrechens besonders auf diesen. In späteren Zeiten benutzte der Parteizwist diesen Vorfall öfters, um einen oder den andern der Nachkommen dieses Hauses dadurch zu stürzen, daß man den Aberglauben des Volkes gegen die Familie als eine fluchbeladene aufregte.

Bald nach dem Vorfall geriethen die Athener wegen des Zorns der Götter in Unruhe und auf den Antrag des nachher so berühmt gewordenen Solon, welcher um jene Zeit zum ersten Mal öffentlich auftrat, wurden die Theilnehmer an dem Morde von Gerichtswegen für schuldig erklärt. Diejenigen von ihnen, welche noch am Leben waren, mußten das Land Attika verlassen, die Gebeine der Verstorbenen aber wurden ausgegraben und über die Grenze gebracht. Doch beruhigte man sich damit noch nicht, sondern als eine ansteckende Krankheit in der Stadt ausbrach und die zu Attika gehörende Insel Salamis von den Megareern erobert wurde, deutete man dies als Strafe der noch immer erzürnten Götter und glaubte sich nicht eher zufrieden geben zu können, als bis die Stadt auf feierliche Weise von der Sündenschuld gereinigt sei. Um diese Sühnung zu vollbringen, ließ man den berühmten Epimenides aus Kreta, einen Freund Solon's, nach Athen kommen (597 v. Chr.). Epimenides war ein Mann, der wie Pythagoras mit dem geheimnißvollen Aeußeren eines orientalischen Priesters die Einsicht, Wahrhaftigkeit und Uneigennützigkeit eines griechischen Staatsmannes und Weltweisen verband; und sein Freund Solon erscheint bei der Herbeiziehung dieses priesterlichen Weisen als einer von den Männern, welche des Orients mystische Ceremonieen dem griechischen Staatswesen anzupassen suchten, um die von ihnen gepriesene und geförderte Freiheit des Volkes durch die Religion in Schranken zu halten. Epimenides, dem man einen Verkehr mit den Göttern zuschrieb, und von welchem man außer andern Wundern auch erzählte, daß er als Jüngling einst in einen nicht weniger als vierzig Jahre dauernden Schlaf verfallen sei, reinigte die Stadt Athen durch allerlei neue und eindrucksvolle Ceremonieen von ihrer Schuld. Zu gleicher Zeit richtete er aber auch den dortigen Cultus neu ein und suchte seinem Freunde Solon, der auf eine neue Staatseinrichtung dachte, den Weg dazu zu bahnen.

Drei Jahre nach dieser Sühne (594 v. Chr.) führte Solon sein

Vorhaben aus und machte seine berühmte Gesetzgebung. Solon, der auch als Dichter sich auszeichnete und zu den sogenannten sieben Weisen Griechenlands gezählt wurde, gehörte seiner Herkunft nach den ersten Familien Athens an. Mit großen Talenten begabt, hatte er sich Menschenkenntniß und die ganze Bildung seiner Zeit zu erwerben gewußt und zu diesem Behufe auch Reisen in verschiedene Länder unternommen. In seine Vaterstadt zurückgekehrt erhielt er so großes Ansehen, daß er auf die erwähnte Weise in die aus Kylon's Aufstand hervorgegangenen Verhältnisse mit eingreifen konnte. Seit Epimenides Sühne war er die Hauptperson des atheniſchen Staates. Er verhalf seinen Mitbürgern zunächst zur Wiedereroberung der Insel Salamis und zwar, wie es heißt, durch eine doppelte List. Die Athener hatten nämlich mehrmals vergebliche Angriffe auf Salamis gemacht und waren dabei stets mit so großem Verlust zurückgeschlagen worden, daß sie zuletzt die Todesstrafe gegen Jeden aussprachen, der eine Erneuerung dieses Unternehmens beantragen würde. Da soll Solon, im Einverständniß mit andern Bürgern, ungefährdet einen neuen Versuch zur Wiedereroberung von Salamis herbeigeführt haben. Er erschien, nachdem er vorher das Gerücht ausgesprengt hatte, daß er zuweilen geistesabwesend sei, plötzlich wie ein Wahnsinniger in der Volksversammlung und trug ein von ihm verfaßtes Gedicht vor, welches den Muth und die patriotische Begeisterung der Menge belebte und sie zu einem nochmaligen Angriff auf Salamis anfeuerte. Als er auf diese Weise unter Mitwirkung seiner Freunde die Sache durchgesetzt hatte, wurde er selbst mit der Anführung derselben beauftragt und entriß durch eine Kriegslist die Insel den Megareern.

Hierauf veranlaßte Solon den ersten sogenannten „heiligen Krieg", den ersten der Kriege, welche von den Staaten des Amphiktyonen-Bundes zum Schutz des Apollo-Tempels von Delphi geführt wurden. Die phokische Stadt Cirrha nämlich hatte die zum Orakel wallfahrenden Fremden durch Abgabenerhebung belästigt und zuletzt sogar einen Angriff auf das Gebiet des Gottes selbst gemacht. Die Meinungen in der Versammlung des Amphiktyonen-Bundes, dem die Bestrafung dieses Frevels oblag, waren getheilt und man konnte sich lange Zeit nicht verständigen, bis endlich Solon, als atheniſcher Gesandter beim Bunde, die gemeinschaftliche Bekriegung der Stadt Cirrha durchsetzte. Dieser Krieg wurde in den Jahren 600—590 v. Chr. geführt und endete damit, daß die Stadt Cirrha zerstört und ihr Gebiet unter einem furchtbaren Fluche gegen Jeden, der dasselbe fernerhin zu bebauen wagen würde, dem Gotte Apollo geweiht wurde. Solon selbst erwarb sich durch den Eifer, mit welchem er die Sache des Gottes betrieb, großes Ansehen sowohl in Athen als im übrigen Griechenland.

Die in Athen bestehenden Mißverhältnisse hatten sich aber nunmehr in so hohem Grade gesteigert, daß eine gründliche Heilung des Uebels durchaus nöthig war. Ein großer Theil des Volkes war in eine drückende Schuldenlast, zum Theil, da das Gesetz gestattete, sich mit der Person des Schuldners bezahlt zu machen, in Schuldknechtschaft gerathen, welche ihn von dem Adel mit Leib und Leben abhängig machte; eine Abtragung der Schulden auf gewöhnlichem Wege ward zur Unmöglichkeit; in grimmigem Haß, fast in offener Fehde standen sich Gläubiger und Schuldner gegenüber. Ebenso war die gesammte Bevölkerung von Attika in Betreff der bürgerlichen Angelegenheiten in drei feindselige Parteien zerfallen, die den verschiedenen geographischen Verhältnissen des Landes einigermaßen entsprachen und deshalb nach diesen ihren Namen erhielten. Die Pediäer oder die Bewohner des flachen Landes nach dem Lande Megaris hin bestanden aus den adeligen Großgrundbesitzern und suchten die aristokratische Verfassung aufrecht zu erhalten; die Diakrier oder Hyperakrier, d. i. die Oberländer, waren ursprünglich die Bewohner des bergigen Landes im nördlichen und östlichen Attika, umfaßten aber als Partei die große Masse der armen, vornämlich der Kleinbauern, welche eine gänzliche Staatsumwälzung, sowie die Herstellung einer Demokratie wünschte; die Paraler endlich, eigentlich die Küstenbewohner des südlichen Attika, begriffen den wohlhabenderen Theil der Bürgerschaft, namentlich die städtische und handeltreibende Bevölkerung in sich und begehrten die Einführung einer gemischten Verfassung. Um den Streit dieser Parteien zu schlichten und zugleich durch eine neue Gesetzgebung die Gebrechen des Staates von Grund aus zu heilen, wurde Solon zum Archonten erwählt und zwar mit dem besonderen Auftrag, alle ihm nöthig scheinenden Aenderungen in der Verfassung und den Gesetzen des Staates vorzunehmen.

Das Erste, was Solon that, war die Aufhebung des großen zwischen Schuldnern und Gläubigern bestehenden Mißverhältnisses oder die sogenannte Seisachthie d. i. wörtlich die Lasten-Abschüttelung. Eine Schuldentilgung war dies nicht, sondern Solon half der zu großen Ungleichheit des Vermögens zunächst nur durch Veränderung der Münze ab. Er setzte nämlich den Münzfuß um 27—28 Procent herab, erhöhte also den Werth des vorhandenen baaren Geldes im Vergleich zu dem neu zu prägenden um ebensoviel und verordnete, daß zwar eine volle Zahlung der schuldigen Summen den Gläubigern geleistet werden sollte, aber nur in neuem Gelde, wodurch also die Schuldner 27—28 Procent gewannen. Außerdem hob er das alte Gesetz auf, nach welchem der Gläubiger sich durch die Person des Schuldners bezahlt machen und diesen als Sklaven verkaufen konnte.

Dies war eine Maßregel für den Augenblick. Seine große Bedeutung für die Geschichte seines Volkes und überhaupt für die bürgerliche Freiheit unter den Menschen erhielt Solon durch eine umfassende Gesetzgebung und Verfassungsordnung, zu welcher ihm der regierende Stand selbst, im Vertrauen auf seine Mäßigung, die Vollmacht gegeben zu haben scheint. Diese von Solon mit weiser Benutzung des Vorhandenen geschaffene Verfassung war eine Demokratie, welcher aber auf eine sehr kluge und für das Auge versteckte Weise das Aristokratische beigemischt war. Der merkwürdigste weltgeschichtliche Charakterzug dieser Verfassung besteht darin, daß Solon zuerst statt einer Aristokratie der Geburt eine Timokratie d. i. eine Aristokratie des Besitzes einführte, oder mit andern Worten, daß er zuerst den größeren oder geringeren Antheil jedes Bürgers an der Regierung nach den Vermögensverhältnissen desselben bestimmte, während vorher der Unterschied der politischen Rechte von der Herkunft abhing und folglich auch erblich war. Doch erhielt Solon, wie sich unten zeigen wird, dem Adel durch besondere Einrichtungen immer noch einen gewissen Einfluß im Staate.

Das Land Attika enthielt drei Klassen von Einwohnern, nämlich Staatsbürger, Sklaven und die sogenannten Metöken d. h. Beisassen oder Schutzverwandte. Die Letzteren waren persönlich frei, hatten aber an der Leitung, Verwaltung und Gesetzgebung des Staates durchaus keinen Antheil, weil sie nur aus ansässigen Fremden oder aus Freigelassenen oder Nachkommen von solchen bestanden. Die Sklaven hatten keine andern Rechte, als daß sie durch gesetzliche Vorschriften gegen Willkür geschützt waren. Nur die Staatsbürger besaßen höhere politische Rechte. Zu ihnen gehörten alle, welche von einem Bürger und einer Bürgerin in gleichmäßiger Ehe entsprossen waren und diejenigen von den Andern, denen die Volksversammlung das Bürgerrecht ertheilt hatte. Die Bürger zerfielen von alter Zeit her in vier Stämme oder Phylen, welche ursprünglich geographische Abtheilungen waren und verschiedene Unterabtheilungen hatten. Diese Bezirke blieben auch in der Solonischen Verfassung bestehen; außerdem theilte aber Solon die Bürger noch in vier nach dem Vermögen gesonderte Klassen ein. Wer jährlich 500 Scheffel trockene Erzeugnisse und eben so viel nasse Produete (Wein und Oel) erntete, gehörte zur ersten Klasse; 300 dagegen war die geringste Norm für die zweite, sowie 200 für die dritte; alle diejenigen endlich, welche weniger als 200 oder gar nichts aus Grundbesitz einnahmen, bildeten die vierte Klasse. Das Vermögen der Bürger wurde also nach dem Grundbesitz und dessen Erträge beurtheilt. Ebenso verhielt es sich nach der Solonischen Verfassung mit den Rechten und Pflichten der Bürger in den verschie-

denen einzelnen Klassen. Die Mitglieder der vierten Klasse, Thetes genannt, waren nämlich steuerfrei und nahmen am Kriege nur als Leichtbewaffnete oder als Matrosen Theil; dagegen waren sie von allen Aemtern ausgeschlossen und ihre höheren politischen Rechte bestanden nur darin, daß sie mit gleichem Stimmrecht der aus den Bürgern aller vier Klassen zusammengesetzten Volksversammlung beiwohnen und zu Richtern gewählt werden durften. Die Mitglieder der drei übrigen höheren Klassen konnten allein Staatsämter bekleiden und zwar waren sie insgesammt zu allen Aemtern gleich berechtigt, mit der einzigen Ausnahme, daß das Amt der Archonten und der sogenannte Areopagus nur den Bürgern der ersten Klasse zugänglich waren. Die Steuern waren nach dem Ertrage des Grundbesitzes vertheilt und auch die Verschiedenheit des Kriegsdienstes richtete sich nach der Verschiedenheit der Klassen. Die Mitglieder der ersten Klasse, welche Pentekosiomedimner d. i. Bürger von 500 Scheffeln hießen, wurden meistens zu den höheren Offiziersstellen verwendet; die der zweiten waren verpflichtet, ein Pferd zum Kriegsdienste zu halten und als Reiter zu dienen und wurden deswegen Hippeis d. i. Ritter genannt; die der dritten endlich bildeten im Kriege das schwerbewaffnete Fußvolk und hießen die Zeugiten, weil sie ein Zeugos oder Ackergespann zu halten im Stande waren.

Die Volksversammlung oder Ekklesia, welcher alle Bürger mit gleichem Stimmrecht beiwohnen durften und in der mit Ausnahme weniger Fälle nach einfacher Stimmenmehrheit entschieden wurde, übte die höchste Gewalt in den Angelegenheiten des Staates. Wer Vollbürger und 20 Jahre alt, war zum Besuch der Versammlung berechtigt. Die Versammlung wurde regelmäßiger Weise alle fünfunddreißig Tage viermal gehalten und von dem Rathe oder den Feldherren berufen. Der gewöhnliche Ort derselben war die sogenannte Pnyx, ein Hügel, welcher auf der einen Seite zu einem der Einrichtung der Theater ähnlichen Halbkreis mit stufenförmigen Reihen von Sitzen ausgehauen war. Damit kein Bürger die Versammlung vor ihrem Ende verlassen konnte, war während derselben die zur Pnyx führende Straße stets gesperrt; ebenso wurden beim Beginne der Versammlung die Thore der Stadt geschlossen, aller Verkauf auf den Märkten eingestellt und jeder Bürger, den man auf den Straßen fand, ohne Umstände gezwungen, sich in die Versammlung zu begeben. Den Vorsitz hatte anfangs der erste Archon, in späteren Zeiten aber der Vorsteher derjenigen Rathsabtheilung, die gerade die Geschäfte leitete. In der Versammlung, welche mit religiösen Ceremonieen eröffnet wurde, durfte jeder Anwesende über die vorkommenden Gegenstände mitsprechen, wenn er nicht etwa solche Strafen erlitten hatte, die den Verlust der bürgerlichen

Ehrenrechte nach sich zogen. Uebrigens versteht es sich von selbst, daß in der Volksversammlung wie im Rath in der Regel nur diejenigen Männer auftraten und einen bedeutenden Einfluß auf die Leitung des Staates hatten, welche aus den Staatsgeschäften einen besonderen Lebensberuf machten. Diese beschäftigten sich ausschließlich mit den Angelegenheiten des Staates, bereiteten sich wissenschaftlich darauf vor und trieben keine Art von Gewerben.

Die Volksversammlung war die gesetzgebende Behörde, sie erwählte die Staatsbeamten, bestätigte oder verwarf diejenigen von ihnen, welche eines Vergehens angeschuldigt waren, bestimmte die Abgaben, ließ sich über die Verwendung der Staatsgelder Rechenschaft ablegen, entschied über Krieg und Frieden, sowie über die auswärtigen Verhältnisse überhaupt und hörte die fremden Gesandten an. Sie ertheilte ferner das Bürgerrecht an Fremde, wozu aber mindestens 6000 Stimmen erforderlich waren, faßte Beschlüsse über religiöse Angelegenheiten, Feste und Ehrenbezeugungen und erkannte als höchste Gerichtsbehörde über Staatsverbrechen. Damit jedoch durch die große Gewalt der Versammlung die Demokratie nicht in Zügellosigkeit ausarte, hatte Solon durch einige besondere Verfügungen ein Gegengewicht gegen dieselbe geschaffen. Es durfte nämlich kein Gegenstand vor die Volksversammlung gebracht werden, über welchen nicht zuvor der Rath ein Gutachten, einen Vorbeschluß gefaßt hatte, und was dieser verworfen hatte, durfte dem Volke im laufenden Jahre nicht mehr vorgelegt werden. Ferner mußte, bei jedem Antrag auf Abschaffung oder Aenderung eines bestehenden Gesetzes, dieses durch besondere Beamten vertheidigt und sodann von einem Ausschuß der Bürger geprüft werden; nachher wurden zur nochmaligen Vertheidigung desselben in der Volksversammlung fünf Männer ernannt, hierauf noch ein besonderes Gutachten des Rathes eingeholt und dann erst konnte das Volk entscheiden.

Die Bule oder der Rath war die höchste Verwaltungsbehörde und hatte die Leitung des Staates. Er bestand nach der Solonischen Verfassung aus vierhundert Mitgliedern, welche jedes Jahr neu gewählt wurden und zwar je hundert aus jeder der vier Phylen. Er war also ein jährlich wechselndes Regierungs-Collegium und da die Buleuten aus allen Klassen der Bürger und durch das Loos gewählt wurden, so ist er als ein Ausschuß der Volksversammlung anzusehen, in welchen nach und nach fast alle Bürger kamen, um gleichsam abwechselnd einander zu beherrschen. Es ist unbekannt, ob Solon die Bürger der vierten Klasse von der Theilnahme am Rath ausgeschlossen hat oder nicht; nur so viel ist gewiß, daß hundert Jahre nach ihm dieselben eben so gut wie alle andern Bürger in den Rath gewählt werden konnten. Jedes Mitglied mußte wenigstens dreißig Jahre alt sein

und alle waren nach ihrer Erwählung einer Prüfung unterworfen, welche ihr Bürgerrecht und diejenigen sittlichen Vergehungen, auf denen als Strafe der Verlust bürgerlicher Ehrenrechte stand, betraf. Der Rath versammelte sich, außer an Festtagen, jeden Tag und seine Sitzungen waren in der Regel wahrscheinlich öffentlich. Er führte die Aufsicht über alle Zweige der Verwaltung und die Finanzen, und berathschlagte über alle Angelegenheiten des Staates, ehe sie zur Beschlußnahme an die Volksversammlung gebracht wurden. Für sich allein konnte er zwar auch Verordnungen machen, allein diese galten nur für das Jahr seiner Amtszeit. Der zehnte Theil des Rathes bildete einen Ausschuß desselben, aber so, daß dessen Mitglieder alle fünf- oder sechsunddreißig Tage wechselten und so nach und nach alle Buleuten in denselben kamen. Dieser Ausschuß hieß die Prytanie und seine Mitglieder die Prytanen. Sie hatten die laufenden Geschäfte zu verwalten und waren den größten Theil des Tages über in einem besonderen Gebäude, das Prytaneum genannt, versammelt, um bei allen Vorkommenheiten sogleich gegenwärtig zu sein. Deshalb speisten die Prytanen auch daselbst auf öffentliche Kosten, zugleich mit einigen der Beamten und mit denjenigen Bürgern, welchen für ihre Verdienste um den Staat das Recht dazu als eine besonders hohe Ehre gewährt worden war. Durch das Loos wurde einer der Prytanen zum Präsidenten der Prytanie und des Rathes ernannt, aber immer nur für einen Tag; dieser hatte das Staatssiegel, sowie die Schlüssel zum Schatze und zum Archiv des Staates in seiner Verwahrung.

Die Staatsbeamten wurden von der Volksversammlung ernannt und zwar theils durch Wahl, mittels Händeerhebung, theils durch das Loos. Vor dem Antritt ihres Amtes mußten sie sich einer Prüfung unterwerfen, welche der der Rathsherren ähnlich war; ebenso mußten sie nach der Beendigung ihres Amtes Rechenschaft über ihre Verwaltung ablegen. Uebrigens waren die Staatsämter Ehrenstellen und wurden unentgeltlich verwaltet. Die wichtigsten dieser Beamten waren die neun Archonten, welche nur aus der ersten Klasse der Bürger gewählt wurden. Sie hatten früher an der Spitze der Regierung gestanden, verloren aber durch die Solonische Verfassung diese Stellung an die Prytanen und behielten nur noch die frühere Ehre und einen sehr beschränkten Theil ihres ehemaligen Geschäftskreises, namentlich den Vorsitz an den Gerichtshöfen. Der erste Archont, nach welchem fortwährend das Jahr benannt wurde, hatte hauptsächlich die Gerichtsbarkeit über Ehe-, Testaments- und Vormundschaftssachen. Vor den zweiten, den Archon-König, gehörten vorzüglich die religiösen Angelegenheiten. Der dritte oder der Polemarch hatte zwar noch einigen Antheil an der Leitung des Kriegswesens, welche der Hauptsache nach

den zehn Strategen oder Generalen zufiel, übte aber vor allem Andern die Gerichtsbarkeit über die persönlichen und Familien-Angelegenheiten der Metöken (Beisassen) und Fremden aus. Die sechs Thesmotheten bildeten ein Collegium, welches den Gerichten vorsaß und die Proceesse instruirte.

Für das Kriegswesen bestand die höchste Behörde aus den zehn Strategen oder Generalen, welche jährlich von der Volksversammlung gewählt wurden und zwar, als etwa achtzig Jahre nach Solon's Gesetzgebung die Zahl der Phylen von vier auf zehn erhöht worden war, je einer aus jeder Phyle. Diese hatten im Frieden die Leitung der militärischen Angelegenheiten; im Kriege führten entweder alle in Gemeinschaft oder auch einzelne von ihnen den Oberbefehl. Die Volksversammlung ernannte auch die übrigen höheren Offiziere. Uebrigens war jeder Bürger vom 18.—60. Lebensjahre zum Kriegsdienste verpflichtet und dieser war unentgeltlich, bis etwa 150 Jahre nach Solon's Gesetzgebung ein Sold eingeführt wurde.

Die Gerichte waren Geschwornen-Gerichte. Es wurden nämlich jährlich durch die Archonten aus der Gesammtheit der Bürger, welche das dreißigste Jahr zurückgelegt hatten, 6000 ausgeloost, um für das laufende Jahr den Richterstand zu bilden. Diese Bürger, welche die Heliasten hießen und gleich beim Antritt dieses Richteramtes einen Richtereid zu leisten hatten, wurden unter die zehn bestehenden Gerichtshöfe vertheilt, welche theils über Kriminalfälle und theils über Civilstreitigkeiten zu entscheiden hatten; nur sehr selten traten alle Heliasten zu einer einzigen Gerichtsbehörde zusammen. Die Gerichte waren also ebenso wie der Rath ein Ausschuß der Volksversammlung, welcher bei Staatsverbrechen sogar selbst zu Gericht saß. Präsidenten der Gerichte waren die Archonten. Uebrigens wurde die Klage schriftlich eingereicht, die Gerichtsverhandlung selbst aber war mündlich und öffentlich.

Eine sehr wichtige Staatsbehörde war der Areopagus, das einzige athenische Staats-Collegium, dessen Mitglieder nicht jährlich wechselten, sondern auf Lebensdauer ernannt waren. Diese bestanden nämlich aus allen denen, welche Archonten gewesen waren. Der Areopagus hatte seinen Namen von einer Anhöhe, auf der er seine Sitzungen hielt. Es war ein seit uralter Zeit bestehendes Tribunal, welches über vorsätzliche Mordthaten und Verwundungen, sowie über Brandstiftung und Giftmischerei richtete und von jeher mit einem Schein religiöser Heiligkeit umgeben gewesen war. Solon hatte den Areopagus noch ehrwürdiger und angesehener gemacht, weil er sich desselben bedienen wollte, um der leicht in Zügellosigkeit ausartenden Volksherrschaft ein oligarchisches Gegengewicht zu geben. Er ließ

demselben also jene Gerichtsbarkeit und machte ihn außerdem zum Wächter der Verfassung und der Sitten. Worin die von Solon dem Areopagus übertragene Gewalt im Einzelnen bestand, läßt sich nicht genau angeben und vielleicht war dies von Solon selbst absichtlich unbestimmt gelassen worden. Der Areopagus hatte wahrscheinlich bei außerordentlichen Fällen in allen allgemeinen Staatsangelegenheiten eine entscheidende Gewalt und bildete außerdem eine Art von Censur- und Oberpolizei-Behörde, welche über die Religion und die Sitten zu wachen hatte. Namentlich beaufsichtigte er die moralische Erziehung der Jugend, suchte den Luxus und die Schwelgerei zu hemmen, untersuchte den Erwerb, durch welchen die einzelnen Bürger sich ernährten u. dgl. m. Seine gerichtlichen Sitzungen wurden, wie erzählt wird, bei Nacht und im Dunkeln gehalten, damit die Richter nicht durch die Mienen des Beklagten bestochen würden; der Ankläger mußte einen furchtbaren Eid schwören, daß er keine falsche Anklage beabsichtige; ihm und dem Beklagten waren in ihren Vorträgen alle nicht zur Sache selbst gehörenden Wendungen und alle auf die Erregung des Gemüths und der Leidenschaften berechneten Redekünste verboten; die ganze Verhandlung aber hatte etwas sehr Feierliches und Ehrfurcht Erweckendes.

Dies sind die wesentlichen Theile der Verfassung, welche Solon dem athenischen Staate gab und um die sich in der folgenden Zeit die innere Geschichte Athens dreht. Außerdem erließ Solon noch viele einzelnen Gesetze für das Privatleben der Bürger, welche das eigentliche Ziel seiner Bestrebungen zu erkennen geben und von denen deswegen einige angeführt werden müssen. Wer sich dem Kriegsdienste entzog oder feige den ihm angewiesenen Posten verließ, verlor die activen Bürgerrechte; dagegen wurden die Kinder der im Kriege Gebliebenen auf Kosten des Staates erzogen. Weil in einer demokratischen Republik Parteiungen unvermeidlich sind und es eben deshalb in ihr mehr als in jedem anderen Staat Schaden bringt, wenn die Besseren sich von denselben fern halten, so verordnete Solon bei Strafe der Verbannung, daß bei inneren Unruhen jeder Bürger sich für eine bestimmte Partei erklären müsse: er wollte dadurch bei inneren Streitigkeiten eine rasche Entscheidung sichern. Jeder Athener war ferner verpflichtet, dem Areopagus, so oft derselbe es verlangte, über seinen Erwerb Auskunft zu geben und der Müßiggänger wurde von diesem bestraft. Allen Eltern war geboten, ihre Kinder irgend ein Geschäft erlernen zu lassen; die Kinder aber mußten bei Strafe des Verlustes der höheren bürgerlichen Rechte ihre dürftigen Eltern ernähren, wenn sie nicht nachweisen konnten, daß diese die Erfüllung jener Pflicht versäumt hatten. Bestimmte Luxusgesetze beschränkten den Putz der Frauen, die Pracht der Leichenbegängnisse und andere Ausartungen der Eitelkeit.

Diese Verfügungen Solon's und seine Einrichtung der Verfassung zeigen, daß er aus seinen Mitbürgern nicht, wie Lykurg, ritterliche Krieger, sondern ein gewerbthätiges, durch den Fleiß seiner Hände und durch Verkehr und Handel aufblühendes Volk zu machen strebte, welches gleich den Spartanern sein Gemeinwesen liebe, aber sich durchaus selbst regiere und durch den fast gleich großen Antheil Aller am Staate seine Geisteskräfte rege erhalte und entwickele. Die Bürger Athens, deren Zahl man in der späteren Zeit auf etwa 20,000 anschlagen kann, waren durch die Verfassung selbst in den Stand gesetzt, in demokratischer Weise sich selbst zu regieren, während dies in einer Handelsstadt der neueren Zeit schwerlich würde geschehen können; denn die Verhandlungen der Volksversammlung, die große Zahl der Richter und Beamten und der stete Wechsel durch jährliche Wahlen bildeten fast jeden Athener zu einem Kenner der Verwaltungs- und Regierungsgrundsätze aus und verbreitete unter allen Klassen politische Einsicht und die Kenntniß der Verhältnisse. Freilich hatte dies auch seine Schattenseite, indem später die größere Masse der Athener in Sophisten und Advokaten umgewandelt ward; aber dagegen wurde andererseits der Geist derselben so sehr entwickelt, daß in Athen die Bildung in einem Grade und Umfang sich verbreitete, wie dies bei keinem anderen größeren oder kleineren Volke jemals der Fall gewesen ist.

Die Solonische Verfassung war eine Demokratie, durch welche die bisherige Aristokratie der alten Geschlechter umgestoßen wurde; allein Solon hatte ihr doch von dieser soviel beigemischt, als zu ihrer eigenen Erhaltung nöthig war. Der Adel behielt nämlich noch immer vorzugsweise einen Einfluß auf den Staat, nicht nur weil er der reichste Theil der Bürgerschaft und zu den höheren Stellen am meisten befähigt war, sondern auch weil ihm allein ein Theil der Priesterwürden und des Gottesdienstes anvertraut blieb und weil nur aus der ersten Klasse die Archonten gewählt werden konnten und also auch das hochwichtige Tribunal des Areopagus in dem alleinigen Besitz der Reichen blieb. Außerdem war durch den Areopagus und durch andere zum Schutz der Sitten gemachten Einrichtungen dafür gesorgt, daß das Volk trotz seines großen Antheils an der Regierung nicht leicht in Zügellosigkeit verfiel. In den folgenden Zeiten, als die Macht des Staates in hohem Grade aufblühte und Sittenlosigkeit einriß, artete freilich auch diese Staatseinrichtung aus. Auch lag allerdings in ihr selbst der Keim zur Schrankenlosigkeit; denn die Solonische Verfassung rief stets Parteiungen und Parteihäupter hervor, ja diese waren sogar durchaus nöthig, damit Ein Ehrgeiz den andern im Zaume halte und damit der Einzelne, der sich selbst nicht geltend machen konnte, doch wenigstens durch seine Stimme für oder gegen eine Partei bedeutend werde.

Daß die Solonische Verfassung ohne Schwierigkeit angenommen wurde und sich gleich anfangs festsetzte, lag in dem Wesen derselben: es wurden nämlich durch die Errichtung einer jährlich wechselnden Staatsbehörde, welche aus vierhundert Personen bestand, zu viele Bürger in das Interesse der neuen Verfassung hineingezogen, als daß an eine Aufhebung derselben zu denken gewesen wäre. Obgleich übrigens Solon durch dieses Mittel die Dauer seiner Verfassung im Allgemeinen gesichert hatte, so scheint er doch gefürchtet zu haben, man möchte zu bald einzelne Bestimmungen derselben ändern und dadurch das Ganze untergraben. Er ließ deshalb die Athener schwören, in den nächsten zehn Jahren nichts an seinen Verordnungen zu ändern; denn sobald man eine Verfassung, besonders eine für Staat und Volk so durchaus passende, wie die Solonische, einmal zehn Jahre lang gewohnt war, fiel der Wunsch nach einer anderen von selbst weg.

Die inneren Unruhen, welche früher in den Verhältnissen der Adeligen zum Volk und unter sich selbst ihren Grund gehabt hatten, hörten auch nach Solon's Gesetzgebung nicht auf; denn da nach der neuen Verfassung die Aemter nur den drei ersten Klassen zugänglich waren, so mußte alsbald ein Kampf der Familien und der Einzelnen um Ehre und Einfluß entstehen; ja, weil die Volksversammlung, sowie der aus ihr hervorgehende Rath und die Gerichte dem gesammten Volke anheim gegeben waren, so mußte dieser Kampf jetzt bei weitem stärker werden und viel mehr die ganze Bürgerschaft beschäftigen, als früher. Namentlich konnte ein Einzelner, welcher einige Gewandtheit besaß, die bedenklichsten Unruhen dadurch erregen, daß er die große Masse der Bürger von der vierten Klasse, die an den Gerichten und an der Volksversammlung Theil nahmen, für sich zu gewinnen wußte. Außerdem war Solon nicht im Stande gewesen, die Parteien der Pediäer, Paraler und Diakrier zu vernichten und in einem Gemeinwesen, in welchem lange Zeit die Gegensätze so schroff einander gegenübergestanden haben, weicht die Parteileidenschaft nicht so schnell der Besonnenheit, deren ein Volk bedarf, wenn ihm eine freie Verfassung wirklich frommen soll. Bald brachen von neuem heftige Parteizwiste aus. Megakles, das Haupt der Alkmäoniden, deren Sündenschuld damals in Vergessenheit gerathen war, stand an der Spitze der Paraler, Lykurg war der Leiter der Pediäer; Beide arbeiteten gegen einander und Solon scheint nicht Einfluß genug gehabt zu haben, um der Parteiung steuern zu können. Er verließ damals, vielleicht gerade deswegen, seine Vaterstadt und reiste nach Kleinasien und Aegypten (571 v. Chr.). Auf dieser Reise war es, wo er mit dem reichen und mächtigen König Krösus von Lydien die oben erwähnte Zusammenkunft hatte. Nach einer Abwesenheit von zehn Jahren kam Solon in seine Vaterstadt

zurück, in welcher der Kampf der Parteien unterdessen ununterbrochen fortgedauert hatte. Er vermochte demselben auch jetzt nicht zu steuern und mußte es sogar noch erleben, daß einer der Parteiführer sich zum Tyrannen aufwarf.

Während der Abwesenheit Solon's hatte nämlich ein naher Anverwandter desselben, Pisistratus, neben jenen beiden Parteien eine dritte gebildet, welche ganz demokratisch war und deswegen die der Diakrier hieß. Sein Ziel war die Alleinherrschaft und um dasselbe zu erreichen, hatte er sich an die Spitze der Volkspartei gestellt, weil dies der Weg ist, der in unruhigen Demokratieen gewöhnlich zur Einherrschaft führt. Seine Partei war die zahlreichste und er selbst war vermöge seiner persönlichen Vorzüge ganz der Mann, um das Volk zu gewinnen und für sich zu begeistern; allen seinen Gegnern war er an Schlauheit und Gewandtheit weit überlegen. Nachdem er die Masse des Volkes so für sich eingenommen hatte, daß sie mit blinder Ergebenheit an ihn gefesselt war, zeigte er eines Tages den auf den Marktplatz versammelten Bürgern eine blutende Wunde, die er sich selbst beigebracht hatte, behauptete von seinen Gegnern meuchelmörderischer Weise überfallen worden zu sein und bat um den Schutz des Volkes, weil er wegen seines Eifers für das Volkswohl seines Lebens nicht länger sicher sei. Er erhielt, wonach er lange gestrebt hatte, eine Leibwache von fünfzig Mann, obgleich Solon alles aufbot, um das Volk von einem solchen Beschlusse abzuhalten. Pisistratus vermehrte insgeheim die Zahl der ihm gewährten Bewaffneten und bemächtigte sich dann durch plötzlichen Ueberfall der Burg von Athen (560 v. Chr.). Solon soll die Gegner des Pisistratus zur Wiedereroberung derselben zu bewegen gesucht haben, diese ergriffen aber bestürzt die Flucht und Pisistratus war und blieb als Besitzer der Burg und als Führer der ihm ergebenen Volksmasse Alleinherrscher oder Tyrann von Athen. Er sah, wie alle verständigen unter den sogenannten Tyrannen, wohl ein, daß er seine Macht der demokratisch gesinnten Menge verdanke und daß der große Haufen bei jeder Staatsverfassung leicht zu gewinnen ist; er ließ deshalb auch der Form nach die Solonische Verfassung bestehen. Solon selbst, den seine Freunde vergebens zur Flucht zu bewegen gesucht hatten, wurde von ihm mit Ehrerbietung behandelt und sogar in wichtigen Dingen zu Rathe gezogen. Der große Gesetzgeber, welcher auf diese Weise die Volksfreiheit hatte untergehen sehen, erlebte auch noch das Ende der Herrschaft des Pisistratus; denn dieser blieb kein volles Jahr im Besitze derselben und Solon starb bald nach seinem Sturze (559 v. Chr.), im achtzigsten Jahre seines Lebens.

Die beiden Parteien, welche dem Pisistratus entgegenstanden, vereinigten sich mit einander, um den Tyrannen zu stürzen und ihrer Ueber-

macht erlag Pisistratus und mußte die Stadt verlassen. Kaum hatten jedoch jene sich ihres Gegners entledigt, als sie sich entzweiten und die Waffen gegen einander wandten. Lykurg's Partei erhielt das Uebergewicht und dies brachte natürlicher Weise eine Annäherung zwischen den Pediäern unter Megakles und der demokratischen Partei hervor. Megakles, welcher ebenfalls nach der höchsten Macht im Staate gestrebt hatte, verzweifelte für sich selbst an der Möglichkeit ihres Besitzes, versuchte aber, sie wenigstens an seine Nachkommen zu bringen; er verabredete deshalb mit Pisistratus eine eheliche Verbindung desselben mit seiner Tochter und versprach ihm seinen Beistand zur Wiedererlangung der Alleinherrschaft unter der Bedingung, daß Pisistratus dieselbe einst einem aus dieser Ehe zu hoffenden Sohne hinterlasse. Pisistratus willigte ein, heirathete Megakles Tochter und kehrte mit Hülfe seines Schwiegervaters, sechs Jahre nach seiner Vertreibung, wieder in die Vaterstadt zurück, um von neuem Alleinherrscher zu werden (553 v. Chr.). Er und Megakles sollen, um seine Wiedereinsetzung zu erzwingen, sich einer List bedient haben, welche, wenn man sie als wirklich geschehen annimmt, beweisen würde, daß die damalige Bevölkerung Athens noch weit von jener Aufklärung und kritischen Schärfe entfernt war, welche sie später kenntzeichnete. Sie kleideten nämlich, wie es heißt, eine durch Schönheit und Größe ausgezeichnete Blumenhändlerin als Pallas-Athene und ließen sie auf einem prachtvollen Wagen in die Stadt fahren; vor ihr her liefen Herolde, die mit lauter Stimme ausriefen: „Athener, nehmt mit willigem Gemüthe den Pisistratus auf, welchen die Göttin Athene selbst vor allen andern Menschen ehrt und jetzt in eure Burg zurückführt!" Das Volk, überrascht und geblendet, staunte das Wunder an oder ließ sich die plumpe List gefallen und nahm den Pisistratus zum zweiten Mal als Gewaltherrscher an.

Er war so von neuem auf zwei Jahre Tyrann von Athen und änderte auch diesmal die Einrichtungen und Gesetze des Staates nicht; denn er bedurfte dessen ebensowenig jetzt wie früher, weil er einen zahlreichen Anhang im Volke hatte und außerdem in seinen großen Talenten und seinem sehr bedeutenden Privatvermögen Mittel genug besaß, um seinen Willen durchzusetzen. Er ließ aber alsbald die Absicht merken, seine Herrschaft einst seinem Sohne erster Ehe zu hinterlassen und deshalb beschloß Megakles, der dadurch um allen Vortheil der Verbindung mit ihm gebracht war, ihn zu stürzen. Megakles bewirkte dies durch dasselbe Mittel, durch welches er ihn das erste Mal verdrängt hatte. Er brachte nämlich wieder eine Aussöhnung der beiden dem Pisistratus feindlichen Parteien zu Stande. Pisistratus wich freiwillig der Uebermacht und verließ Athen zum zweiten Mal, um dann, wenn die Zeit zur bleibenden Begründung seiner Herrschaft

gekommen sei, wieder zurückzukehren. Er begab sich auf seine großen Güter in Euböa. Hier brachte er elf Jahre zu, lebte gleich einem Fürsten und unterhielt mit nahen und fernen Staaten und Herrschern Verbindungen. Endlich machte er, unterstützt von einem Theile dieser Staaten und von seinen Freunden in Athen, zum letzten Mal einen Angriff auf die Freiheit der Athener. Mit einer nicht unerheblichen Zahl von Truppen brach er plötzlich in Attika ein und besetzte den Ort Marathon, wo sich seine alten Anhänger und viele andere unzufriedenen Athener mit ihm vereinigten. Als die Truppen der Stadt gegen ihn auszogen, brachte er ihnen in nächtlichem Ueberfall eine Niederlage bei und trieb sie aus einander. Ohne Widerstand zu finden, drang er hierauf in die Stadt ein und ward zum dritten Male Alleinherrscher (um das Jahr 540 v. Chr.).

Von da an blieb er bis zu seinem Tode (527 v. Chr.) im ungestörten Besitze der Herrschaft. Er war zum Herrscher geboren, besaß vortreffliche Eigenschaften des Geistes und Herzens und regierte, nachdem er das Ziel seines Ehrgeizes erreicht hatte, auf eine sehr milde Weise. Viele von seinen Gegnern waren entweder in dem Kampfe gefallen oder unmittelbar nach demselben entflohen; die angesehensten der übrigen zwang er, ihm ihre Kinder als Geiseln zu geben, welche er sodann dem ihm befreundeten Tyrannen von Naxos zur Bewachung übergab; an Leib und Gut dagegen wurde Niemand gekränkt. Söldner hielt er sich zwar auch fernerhin, allein er stützte seine Regierung, wie Kypselus von Korinth, mehr auf Maßregeln der Milde und auf die Zuneigung der Volkspartei, als auf Waffengewalt und behauptete sich vorzugsweise dadurch und mit Hülfe seines Reichthums im Besitz der Alleinherrschaft. Er ließ auch jetzt die Formen und Gesetze der Solonischen Verfassung bestehen und schonte sogar den streng aristokratischen Theil derselben so sehr, daß er kein Bedenken trug, einmal in eigener Person vor dem Tribunal des Areopagus zu erscheinen. Er war mild gegen diejenigen, welche sich gegen ihn vergaßen, nahm sich der Armen und Unglücklichen an und wußte durch seine angeborene Liebenswürdigkeit und durch ein Benehmen, welches nie blos den Gebieter zu erkennen gab, die Herzen seiner Unterthanen zu gewinnen. In seinen Gärten und Landgütern war jedem Athener der Eintritt und der Genuß der Früchte erlaubt.

Seine Regierung war eine bleibende Wohlthat für Athen, welches ihm seine erste Blüthe verdankt. Er belebte den Ackerbau von neuem, hob den Handel und pflegte Wissenschaft und Kunst aus wahrer Liebe. Er und einer seiner Söhne sollen zuerst die im Munde der Rhapsoden stückweise fortlebenden Gedichte Homer's gesammelt, dieselben in der Form, in welcher sie unter dem Namen Iliade oder Odyssee sich bis

auf unsere Tage erhalten haben, zusammengesetzt und den öffentlichen Vortrag dieser Werke an dem Feste der Panathenäen angeordnet haben. Sogar die Anlegung einer öffentlichen Bibliothek schreiben spätere Schriftsteller des Alterthums ihm zu. Auch verschönerte er Athen durch Bauwerke, wie Polykrates von Samos, indem er das gemeine Volk beschäftigte, und durch den ihm gewährten Erwerb seiner Herrschaft geneigt erhielt, zugleich aber seinem eigenen Kunstsinn Genüge that. So begann er einen prächtigen Tempel des olympischen Zeus zu bauen, sorgte für Brunnen in dem wenig wasserreichen Lande und legte Straßen an, indem er zugleich die Entfernungen durch Meilensteine, die mit dem Hermeskopfe geziert waren, bezeichnen ließ.

Als er 527 v. Chr. starb, folgte ihm sein älterer Sohn Hippias in der Regierung nach. Dieser gewährte seinem Bruder Hipparchus so viel Einfluß, daß gewöhnlich beide Brüder unter dem Namen der Pisistratiden als gemeinschaftliche Herrscher bezeichnet werden. Hippias war zwar von Natur zum Despoten geschaffen und Hipparchus liebte rauschende Vergnügungen, Schwelgerei und sinnliche Genüsse; allein Beide regierten anfangs in der freundlichen und verständigen Weise ihres Vaters. Hipparchus zeichnete sich außerdem durch seine Bildung und seine Liebe zu Wissenschaft und Kunst aus, zog große Dichter, wie Anakreon und Simonides von Ceos, an seinen Hof und suchte auch unter den Athenern den Sinn für Bildung zu beleben. Die Athener befanden sich unter den Pisistratiden in der gleichen Lage, wie unter ihrem Vater und hatten keine Ursache zur Unzufriedenheit. Dessen ungeachtet fiel Hipparchus als das Opfer einer Verschwörung und diejenigen, welche ihn ermordeten, wurden in späteren Zeiten von den Athenern als Helden und Märtyrer der Freiheit gepriesen und verherrlicht. Es war aber nicht der Haß der Tyrannei, sondern Privatrache, was den einen der Pisistratiden ins Verderben stürzte. Harmodius nämlich, ein junger Athener, welchen Hipparchus beleidigt hatte, beschloß in Verbindung mit seinem vertrauten Freunde Aristogiton, Rache an ihm zu nehmen. Zu diesem Zwecke benutzten die beiden jungen Leute die Freiheitsliebe einiger athenischen Bürger und machten eine Verschwörung, deren nächster Zweck die Ermordung der Pisistratiden war. Da die Stadt mit der Herrschaft der Letzteren zufrieden war, so konnten die wenigen Bürger, die sich mit Harmodius und Aristogiton verschworen, nur auf den ihrem Volke eingeborenen Haß gegen angemaßte Gewalt überhaupt die Ueberzeugung stützen, daß der bloße Aufruf zur Freiheit alle Athener unter die Waffen bringen würde. An dem Feste der Panathenäen, an welchem alle Bürger mit Schild und Spießen bewaffnet einen Umzug zu halten pflegten, sollten die Pisistratiden durch die Dolche der Verschworenen

fallen, dadurch aber, daß die Letzteren im Augenblick der Ausführung sich verrathen glaubten, entging Hippias dem Tode und nur Hipparchus wurde ermordet. Hippias ließ sogleich alle Theilnehmer des Festzuges durchsuchen und diejenigen von ihnen, welche einen Dolch bei sich hatten, verhaften. Auf diese Weise unterdrückte er mit großer Kaltblütigkeit und Geistesgegenwart die Verschwörung noch vor ihrem Ausbruch (514 v. Chr.).

Von diesem Augenblicke an regierte Hippias hart und tyrannisch. Vor allem Andern wurden die Verschworenen strenge bestraft. Harmodius war gleich nach der Ermordung Hipparch's von der Leibwache niedergestoßen worden; Aristogiton und die übrigen Verschworenen wurden hingerichtet. Nach Hippias Vertreibung setzte man den beiden Häuptern der Verschwörung Statuen von Erz, ihr Andenken wurde in den folgenden Zeiten durch Lieder und Feste verherrlicht und die Nachwelt verehrte sie als Heroen der Freiheit, obgleich sie bei ihrer That nur durch Privatrache geleitet worden waren. Schriftsteller der späteren Zeit erzählen Manches von ihrem Heldenmuthe und ihrer Freiheitsliebe, was offenbar erdichtet ist und dieser Verherrlichung seine Entstehung verdankt, so z. B. daß Aristogiton, als er auf die Folter gespannt wurde, die Freunde des Hippias als Mitverschworene angegeben habe, welche dann auf Befehl des Herrschers sogleich umgebracht worden wären und daß die mitverschworene Geliebte Aristogiton's auf der Folter sich die Zunge abgebissen habe, damit sie außer Stand sei, die Theilnehmer zu verrathen.

Hippias, von Argwohn erfüllt, ließ jetzt seinem despotischen Sinne ungehemmt die Zügel schießen und suchte seine Herrschaft durch auswärtige Verbindungen zu befestigen. Da er von seinem Vater her ansehnliche Güter in Kleinasien und Thracien besaß, welche Länder damals dem Perserkönig untergeben waren, so suchte er vor Allem mit diesem in Verbindung zu treten. Er vermählte deshalb seine Tochter mit dem Beherrscher von Lampsakus, einem persischen Vasallen, welcher bei dem Könige in großer Gunst stand. Die vom Pisistratus vertriebenen Alkmäoniden und andere Flüchtlinge boten Alles auf, um in den griechischen Staaten Unterstützung zu erhalten und den Tyrannen zu stürzen. Sie hatten schon unter Pisistratus und gleich nach seinem Tode mehrere Versuche gemacht, Athen zu befreien, waren aber stets mit blutigen Köpfen zurückgewiesen worden. Nach Hipparch's Ermordung zeigten sich zwar bessere Aussichten, aber auch Hippias schlug drei Jahre lang jeden Angriff der Alkmäoniden zurück. Dessen ungeachtet gaben diese die Hoffnung der Rückkehr nicht auf und suchten von einer Festung her, welche sie an der attischen Gränze errichtet hatten, dieselbe auf jede Weise zu bewerkstelligen. Um die Zuneigung der

anderen griechischen Staaten und der delphischen Priesterschaft zu gewinnen, gaben sie aus ihrem großen Vermögen einen sehr bedeutenden Beitrag zur Wiederherstellung des Apollo-Tempels zu Delphi, welcher im Jahr 548 v. Chr. abgebrannt war und damals von den Gliedern des Amphiktyonen-Bundes wieder aufgebaut wurde. Das von den Alkmäoniden gewonnene Orakel forderte die Spartaner, so oft sich diese an dasselbe wandten, auf, den Athenern zur Wiedererlangung ihrer Freiheit zu verhelfen. Die Spartaner, welche in dieser Zeit anderen Staaten zur Vertreibung ihrer Tyrannen, in denen sie Feinde der aristokratischen Verfassung bekämpften, behülflich gewesen, mit Hippias aber durch ein besonderes Bündniß in freundlichen Verhältnissen standen, benutzten die Aufforderung des Orakels als einen guten Vorwand, um auch diesen Herrscher zu verdrängen. Sie leisteten den Alkmäoniden zwar von Staatswegen keine Hülfe, erlaubten aber einem ihrer angesehenen Mitbürger, mit einer kleinen Schaar Spartaner einen neuen Angriff derselben zu unterstützen. Hippias hatte sich, als er davon hörte, mit einem thessalischen Fürsten verbündet, und als jene Spartaner bei Athen landeten, schlug er sie mit Hülfe thessalischer Reiter und tödtete ihren Anführer. Jetzt forderte die Ehre Spartas einen förmlichen Kriegszug von Staatswegen. Der König Kleomenes I. erschien mit einem Heere vor Athen, nahm in Verbindung mit den Alkmäoniden die Stadt ein und drängte Hippias in die Burg zurück. Hier wurde derselbe nun belagert, aber schon nach einigen Tagen zogen die Spartaner wieder nach Hause zurück, weil Hippias hinreichend mit Allem versehen war, um eine lange Belagerung aushalten zu können. Auch die Athener, welche diese fortsetzten, hätten die Burg nicht zu erobern vermocht, wenn nicht Hippias auf den unglücklichen Gedanken gekommen wäre, seine Kinder aus dem Lande zu schicken, um sie in Sicherheit zu bringen. Diese geriethen in Gefangenschaft und um sie zurückzuerhalten, verstand sich Hippias zu einem Vergleiche, in Folge dessen er die Burg räumte und Attika verließ (510 v. Chr.). Er begab sich auf seine Güter in Kleinasien und von da an den Hof des persischen Königs Darius, welcher ihn fürstlich behandelte und sich später bei dem Zuge gegen Griechenland seines Rathes bediente.

Athen hatte nun seine Freiheit wieder erlangt, aber die Kämpfe der Parteien brachen sogleich von neuem aus. Die Solonische Verfassung blieb, wie unter Pisistratus und seinem Sohne, in Kraft. Statt daß aber diese Männer durch äußere Gewalt den ersten Rang erlangt hatten, mußten jetzt die Parteihäupter, wenn sie dauernden Einfluß haben wollten, sich entweder des Volkes oder der Aristokratie zu versichern suchen. Kli sthe nes, das Haupt der Alkmäoniden, errang sich die Gunst des Volkes und ward dadurch der erste Mann des

Staates. Sein Gegner Isagoras gewann den Adel und zugleich die Spartaner, welche in allen Staaten die Oligarchie unterstützten und diesem Manne um so mehr gewogen sein mußten, da er mit ihrem König Kleomenes in dem Verhältniß der Gastfreundschaft stand. Klisthenes ergriff, um sich des Volkes besser zu versichern, eine Maßregel, welche, so sehr sie auf den ersten Blick als eine nur äußerliche erscheint, die ganze Solonische Verfassung in ihren Grundfesten erschütterte, dem demokratischen Elemente ein vollständiges Uebergewicht verschaffte und dadurch allen späteren Demagogen den Weg zu Neuerungen bahnte. Er setzte nämlich, im Jahre 509 v. Chr., den Beschluß durch, daß die Zahl der Phylen von vier auf zehn vermehrt und der Rath, welcher seither aus je 100 Bürgern jeder der „Phyle" bestanden hatte, fortan aus je 50 Bürgern der zehn Phylen zusammengesetzt und somit um 100 Mitglieder vergrößert werde. Dadurch wurde nicht allein der Rath gemischter und demokratischer, sondern es wurden auch die Reste der alten Aristokratie in der Wurzel vertilgt, alle seitherigen Abhängigkeitsverhältnisse zerstört und die Wahl der Buleuten dem Einfluß der großen Familien entzogen. Vorher konnte nämlich ein einzelner Mann, der in einem Geschlechte den ersten Rang hatte, auf die ganze Phyle oder den vierten Theil der Bürgerschaft einwirken und überdies war stets ein Theil der Beamten der verschiedenen Volksgemeinden und ihrer Unterabtheilungen aus den alten Familien gewählt worden, jetzt aber hörte dies auf. Ferner waren die verschiedenen Abtheilungen, in welche das Volk zerfiel, selbstständige Körper: jede hatte ihre besonderen Beamten, Versammlungen und Religionsfeste; die Vermehrung der Phylen und ihrer Unterabtheilungen war also eine Vervielfältigung der einzelnen Bürger-Vereine und somit eine Verstärkung der Volksherrschaft. Man hat die Maaßregel nicht ohne Grund einer ähnlichen Aenderung in neueren Zeiten, der Eintheilung Frankreichs in Departements anstatt der alten Eintheilung in Provinzen (1790) verglichen: in beiden Fällen trat mit einer anscheinend nur äußerlichen Maaßregel ein völliger Bruch mit der Vergangenheit, eine vollständige Umänderung des Staatsorganismus ein. Außerdem vermehrte Klisthenes die Zahl der Bürger durch die Aufnahme von Beisassen und Fremden.

Klisthenes soll es auch gewesen sein, der den sogenannten Ostracismus in Athen einführte. Dieser war ein Gericht des Volkes, durch welches ein einzelner Bürger seines Einflusses wegen für verfassungsgefährlich erklärt und auf zehn Jahre aus Athen verbannt werden konnte. Das Urtheil ward nicht als Strafe angesehen und war deshalb weder im mindesten entehrend, noch, wie sonst Landesverweisung, mit dem Verlust des Vermögens verbunden. Von Zeit zu

Zeit wurde dem Volke die Frage vorgelegt, ob Grund zur Verbannung eines Bürgers vorzuliegen scheine und dieses eigenthümliche Verfahren hatte seinen Namen von einem Worte, welches Scherbe bedeutet, weil jeder Bürger zum Behuf der Abstimmung eine Scherbe erhielt, auf welche er den Namen des zu Verbannenden schrieb. Uebrigens mußten beim Ostracismus wenigstens 6000 Bürger mitstimmen. Der Ostracismus war das Mittel, solche Männer unschädlich zu machen, welche zu mächtig geworden waren und deshalb für das Fortbestehen der Republik gefährlich werden konnten. Diese Einrichtung war jedenfalls eine große Ungerechtigkeit und hatte etwas sehr Gehässiges; allein die republikanische Verfassung macht zuweilen die Aufopferung eines Einzelnen nöthig, damit das Ganze bestehe. Ebendasselbe kommt übrigens, nur in anderer Form, auch bei anderen Völkern vor. Eine Art Ostracismus war es nicht minder, wenn die Römer einen wegen seines Einflusses gefährlichen Mann durch Beauftragung mit einem auswärtigen Geschäfte wider seinen Willen auf eine Zeitlang von Rom entfernten, oder wenn im Mittelalter ein gefährlicher Großer durch das Gebot des Herrschers ohne Urtheil und Recht verbannt wurde, oder endlich, wenn heut' zu Tage ein allzu einflußreicher Staatsmann wider Willen auf einen auswärtigen Gesandtschaftsposten geschickt wird.

Isagoras wagte nicht, die neuen vom Volke angenommenen Einrichtungen geradezu anzugreifen, sondern er suchte zuerst den Urheber derselben aus der Stadt zu vertreiben. Er bediente sich dazu seines Gastfreundes, des Königs Kleomenes, mit welchem er auch die weiteren Maaßregeln zur Herstellung einer Aristokratie verabredete. Kleomenes brachte es in Sparta dahin, daß man die Athener auffordern ließ, die Alkmäoniden als eine mit schwerer Sündenschuld beladene Familie aus ihrer Stadt zu entfernen. Die Athener waren unvermögend, der Gewalt zu widerstehen und Klisthenes mußte mit den Seinen in die Verbannung ziehen. Hierauf erschien Kleomenes selbst mit einem kleinen Heere in Athen, um seinem Freunde zur Durchführung seiner Pläne behülflich zu sein. Er jagte, wie erzählt wird, nicht weniger als 700 Familien, welche Isagoras ihm bezeichnet hatte, aus der Stadt und wollte auch die Bule auflösen und statt derselben einen Rath von 300 Aristokraten einsetzen. Allein dies ging zu weit; der bestehende Rath gehorchte seinem Gebote nicht, sondern empörte sich sammt der Bürgerschaft gegen die beiden Gewalthaber. Diese mußten sich in die Burg flüchten, wo sie schon am dritten Tage genöthigt waren, zu capituliren. Sie erhielten freien Abzug; die Anhänger des Isagoras aber wurden umgebracht. Klisthenes und die anderen Verbannten kehrten nach Athen zurück.

Ein Krieg mit Sparta schien jetzt unvermeidlich und die Athener beschlossen deshalb, die Perser um Hülfe anzugehen, weil sie damals auch mit ihren Nachbarn, den Böotiern, Euböern und Aegineten in Zwist waren. Sie schickten also Gesandte an den persischen Satrapen Artaphernes, welcher zu Sardes in Lydien residirte. Diese erhielten die gewünschte Zusage, jedoch nur unter der Bedingung, daß sie im Namen ihres Staates sich für persische Vasallen erklärten. Die Gesandten gingen zwar auf diese Forderung ein, die Athener aber erkannten das, was diese zugestanden hatten, nicht an und wiesen das persische Bündniß zurück. Dies war die erste diplomatische Berührung, welche zwischen Persien und einem Staate Griechenlands Statt fand. Kleomenes hatte unterdessen ein aus Spartanern und peloponnesischen Bundesgenossen bestehendes Heer gesammelt und zugleich die Böotier und die Bürger von Chalcis auf Euböa zu einem Angriff auf das athenische Gebiet bewogen. Er selbst rückte mit seinem Heere in Attika ein und war bereits bei Eleusis angekommen, als die Korinther, denen man wie den übrigen Bundesgenossen beim Aufgebot ihres Kontingents den eigentlichen Zweck des Zuges nicht angegeben hatte, sich weigerten, dem Kleomenes als Werkzeuge seiner Rachsucht zu dienen und nach Hause zurückkehrten. Auch der zweite spartanische König, Demaratus, der sich ebenfalls beim Heere befand, wollte an Kleomenes Racheplan nicht Theil nehmen. Hierauf verließen alle Bundesgenossen den Kleomenes und dieser mußte eilen, mit dem Rest des Heeres sich aus Attika zurückzuziehen.

Athens Verfassung und Selbstständigkeit war also der drohenden Gefahr auf eine unerwartet glückliche Weise entgangen: die Demokratie blieb seit dieser Zeit unerschüttert bestehen und der kleine Staat blühte von jetzt an frisch empor. Die Athener wendeten gleich nach dem Abzug der Spartaner ihre ganze Macht gegen die Böotier und Chalcidier und schlugen beide Feinde an einem und demselben Tage. Den Chalcidiern nahmen sie einen großen Theil ihres Landes weg und diese Erwerbung, welche sogleich unter 4000 unbemittelte Bürger vertheilt ward, war für den athenischen Staat und sein Kriegswesen im höchsten Grade wichtig, weil die weggenommenen Ländereien Pferdeweiden enthielten, diese aber den Athenern seither ganz gemangelt hatten. Die Böotier wandten sich nach Aegina um Hülfe. Die Aegineten, von alter Zeit her Feinde der Athener, gingen auf das Gesuch ein und verwüsteten die Küste von Attika. Die Athener waren dem Kampfe mit Aegina, eines der am meisten entwickelten Seestaaten des damaligen Griechenlands, nicht gewachsen; sie beschlossen daher, ihre kleine Flotte zu vermehren, kaum hatten sie aber ihre Rüstungen begonnen, als eine neue und größere Gefahr ihnen von Sparta her drohte. Der rachgierige Kleomenes hatte nämlich die spartanische Regierung zu dem

Beschlusse bewogen, einen neuen Angriff auf Athen zu machen. Man wollte sich hierzu des Vorwandes bedienen, daß einst Hippias mit Unrecht vertrieben worden sei, weil, wie man jetzt erst erfahren zu haben vorgab, die dazu auffordernden Priester des delphischen Orakels von den Alkmäoniden bestochen gewesen seien. Man ließ daher den Tyrannen Hippias in den Peloponnes kommen, um ihn nach Athen zurückzuführen; und damit die Bundesgenossen nicht wieder abfielen, berief man zuerst die Gesandten derselben zu einem Bundesrath nach Sparta. Allein der Plan scheiterte an der edlen Freimüthigkeit, mit welcher der korinthische Abgeordnete Sosikles gegen die Kabalen des elenden Kleomenes und für die Freiheit des athenischen Staates auftrat. Die Bundesgenossen versagten in Folge davon ihren Beistand, die Spartaner mußten ihr Vorhaben aufgeben und Hippias kehrte nach Kleinasien zurück. Hier gewann er den Satrapen Artaphernes für sich und dieser forderte die Athener drohend zu seiner Wiedereinsetzung auf, allein man ließ sich dadurch nicht einschüchtern. Der Ausgang des Krieges mit Böotien und Aegina wird uns nicht gemeldet. Gleich nach den zuletzt erzählten Begebenheiten mischten sich die Athener in den Aufstand der Jonier gegen den Perserkönig, beleidigten dadurch den Beherrscher des ganzen Vorderasiens und veranlaßten so die Kriege, welche so lange Zeit hindurch zwischen den Persern und Griechen geführt wurden.

6. Geistiges Leben der Griechen in der älteren Zeit ihrer Geschichte.

Wie die Geschichte der Griechen überhaupt, so beginnt auch die Geschichte ihrer Litteratur und Kunst mit Sagen und Mythen. Es werden uns in Betreff der Kunst Namen von Männern genannt, welche, wie Dädalus auf Kreta und Smilis auf Samos, schon in uralter Zeit als Künstler sich ausgezeichnet haben sollen. Die Sage erzählt von ihnen wunderbare Geschichten und läßt sie sogar förmliche Schulen gründen, durch welche der Geist ihrer Kunst sich fortpflanzte. Außerdem werden von der Sage ganze Stämme, wie die Cyklopen, Telchinen und Andere wegen ihrer Handwerks- oder Kunstgeschicklichkeit gepriesen und als die Schöpfer der ältesten griechischen Bauwerke genannt. Ebenso, wie mit diesen Kunstsagen, verhält es sich auch mit den Nachrichten über die Anfänge der griechischen Litteratur. Die Sage zählt die Namen einer großen Zahl von Männern auf, welche schon in der ältesten Zeit dichterische Werke verfaßt und hohe Weisheit gelehrt haben sollen; und von einigen derselben berichtet sie nicht geringere Wunder, wie von Dädalus und anderen Künstlern. Ja, es haben sich sogar unter dem Namen dieser Urschriftsteller bis auf unsere Tage

Werke erhalten; diese sind aber alle untergeschoben, sie wurden in späterer Zeit verfaßt und ebenso für uralt ausgegeben, wie in unseren Tagen Münzen und andere Alterthümer. Nur in einigen derselben mögen einzelne alterthümliche Ideen, sowie Ueberreste jener alten Formeln enthalten sein, welche bei allen Nationen die rohen Anfänge der Gotteserkenntniß und Gottesverehrung dunkel aussprechen. Die Poesie jener mythischen Dichter ist hauptsächlich eine religiöse und so erscheinen diese Männer denn auch in den Ueberlieferungen der Sage als heilige Sänger und Propheten.

Die berühmtesten mythischen Dichter und Urschriftsteller der Griechen sind: Linus von Chaleis, welcher ein Sohn des Apollo und einer der neun Musen genannt wird; Melampus, der die Sprache der Thiere verstanden und deshalb eine große prophetische Gabe besessen haben soll; Thamyris, ein Thraeier, der einst die Musen zu einem poetischen Wettstreit herausforderte; die sogenannten Sibyllen oder Wahrsagerinnen der Urzeit, welche jedoch nicht alle dem griechischen Volke angehörten und unter denen die von Kumä in Unteritalien die bekannteste ist; vor allen Andern aber endlich Orpheus und Musäus. Unter dem Namen der beiden letzteren Dichter sind einige Werke auf unsere Zeit gekommen, diese sind aber in der so eben angegebenen Weise entstanden und folglich als untergeschoben anzusehen. Orpheus, dessen Lebenszeit in das 14. Jahrhundert v. Chr. gesetzt wurde, war nach der Sage der Sohn eines thraeischen Königs und der Muse Kalliope, nahm Theil an dem Argonauten-Zuge und besaß eine solche Kunst des Gesanges und der Leier, daß er wilde Thiere herbeilockte, Bäume und Felsen ihm nachzufolgen zwang und selbst Flüsse und Winde in ihrem Laufe aufhielt. Durch die Macht seines Gesanges bewog er sogar einst die sonst unerbittlichen Götter der Unterwelt, ihm seine Gemahlin Eurydike zurückzugeben. Seinen Tod berichtet die Sage in verschiedener Weise; nach der gewöhnlichen Erzählung zerrissen ihn thraeische Weiber, welche gerade die wilden Feste des Baechus-Dienstes feierten und in ihrer schwärmerischen Wuth ihn umbrachten, weil er ein Feind dieser rohen Ceremonieen war. Von den ihm zugeschriebenen Werken sind das erzählende Gedicht von dem Zuge der Argonauten und eine Anzahl Hymnen die berühmtesten. Den Namen des Dichters Musäus, welcher in Attika geboren war und ein Schüler oder nach Andern der Lehrer des Orpheus gewesen sein soll, tragen ebenfalls mehrere Gedichte, die in späterer Zeit verfaßt wurden und sich bis auf unsere Zeit erhalten haben.

Heller wird die Geschichte der griechischen Geistesentwickelung in dem heroischen Zeitalter. Wir besitzen zwei größere Gedichte, die Iliade und die Odyssee, welche am Ende dieser Zeit verfaßt wur-

den und sowohl an und für sich selbst ein redendes Zeugniß von der damaligen Entwickelungsstufe des griechischen Volkes sind, als auch durch die in ihnen enthaltenen Schilderungen und Beschreibungen die Art und Weise des Lebens und der Bildung jenes Zeitalters so, wie sie oben dargestellt wurde, zu erkennen geben. Das heroische Zeitalter der Griechen war eine Zeit des Epos oder des Heldengedichts. Das rüstige und wechselvolle Leben des Krieges und der Jagd, verbunden mit Einfachheit und Heiterkeit des Sinnes, dem Vollgefühl körperlicher und geistiger Kraft und Frische, erhält in der Seele der Männer eine gehobene Stimmung, nährt die Freude an Lied und Gesang und richtet bei den Mahlen und Festen die Unterhaltung vorzugsweise auf die Thaten und Abenteuer der Helden. Dadurch gedeiht in solchen Zeiten die epische Poesie mehr als in jeder anderen und es stehen auf dieser Stufe der Entwickelung eines Volkes Dichter auf, welche einen Lebensberuf daraus machen, jene Thaten und Abenteuer poetisch zu schildern und vor den versammelten Helden vorzutragen; sie wurden bei den Griechen Sänger oder Aöden genannt.

Die Iliade und Odyssee tragen den Namen Homer's, eines Dichters, welcher wahrscheinlich etwa 1000 Jahre v. Chr. lebte. Seine Lebensgeschichte ist in ein völliges Dunkel gehüllt, doch kann die Existenz eines großen Dichters dieses Namens vernünftigerweise nicht bezweifelt werden. Er gehörte dem Lande Jonien an; welche Stadt desselben aber seine Vaterstadt war, ist unbekannt. In der späteren Zeit stritten sieben griechische Städte um die Ehre, ihn geboren zu haben, von denen nach der Meinung des Alterthums Smyrna und Chios die meiste Wahrscheinlichkeit für sich hatten. Eine Sage läßt ihn blind gewesen sein, allein sie ist schlecht beglaubigt und wird durch seine Werke widerlegt, die vielmehr von einer unvergleichlichen Gesundheit des inneren und äußeren Auges zeugen.

In neuerer Zeit hat ein deutscher Gelehrter, Friedrich August Wolf, mit großem Scharfsinn zu beweisen gesucht, daß die beiden erwähnten Heldengedichte, welche die alten Griechen dem Homer zuschrieben, nicht das Werk eines einzigen Mannes seien, sondern daß sie aus einer Zusammensetzung einzelner Lieder beständen, welche von verschiedenen Dichtern der heroischen Zeit verfaßt und erst lange nachher zusammengefügt worden seien. Diese Behauptung gründet sich hauptsächlich darauf, daß die Griechen zu Homer's Zeit die Schreibekunst noch nicht gekannt haben und daß in den verschiedenen Theilen der Iliade und Odyssee Ungleichheiten in der Sprache und den Vorstellungen vorkommen. Um Wolf's Ansicht zu verstehen, muß man den Charakter der Dichtkunst in einer Heldenzeit richtig auffassen. Wie nämlich in einer solchen einfachen Zeit ein und derselbe Geist alle Helden durch-

dringt, so hat auch die Dichtkunst einen bestimmten, sich gleich bleibenden Charakter: alle Sänger haben die gleiche Art und Weise der Auffassung und Behandlung und dichten in derselben Form, so daß durch ihre verschiedenen Werke Ein Ton durchgeht, und daß diese, im Unterschied von der modernen Dichtkunst, leicht das Aussehen haben könnten, als wenn sie von einem einzigen Manne verfaßt wären und folglich auch leicht zu einem größeren Ganzen hätten zusammengesetzt werden können. Auch pflegen die Gesänge dieser Dichter nicht niedergeschrieben zu werden, sondern sie werden von ihnen mündlich vorgetragen und durch das bloße Gedächtniß auf die Nachlebenden fortgepflanzt.

Wolf's Ansicht, von Anderen weitergebildet und übertrieben, ist noch jetzt ein Gegenstand des Streites unter den Gelehrten, welche zum Theil dieselbe angenommen haben, zum Theil bei der Meinung der alten Griechen verharren und also glauben, daß nicht etwa blos einzelne Stücke der Iliade und Odyssee, sondern diese beiden Werke selbst von Homer verfaßt seien. Ueberwiegend wahrscheinlich ist nur das, daß beide Gedichte als große epische Ganze, erst nachdem sie lange Zeit durch das Gedächtniß sich erhalten hatten, niedergeschrieben worden sind und im Verlaufe dieser Zeit, während wandernde Sänger, sogenannte Rhapsoden, sie weiter trugen, manche Aenderung erlitten haben. Gewiß ist es aber auch, daß sie, trotz mancher Zudichtung und Aenderung im Einzelnen, in der Hauptsache unverändert geblieben sind und das unnachahmliche Gepräge einer ganz eigenen Bildung und Sitte an sich tragen, die wir auch bei den alten Germanen, Skandinaviern, Schotten und Briten wiederfinden. Uebrigens brachte, nach den Berichten des Alterthums, zuerst Lykurg die homerischen Gedichte aus Kleinasien nach dem eigentlichen Griechenland und drei Jahrhunderte nach ihm ließen, wie im späteren Alterthum angenommen wurde, Pisistratus und Hipparchus alle Reste derselben sammeln und, nach der Meinung der Einen, als bereits vorhandene Werke blos sammeln und niederschreiben, nach der der Andern aber so zusammenfügen, daß aus ihnen damals erst die beiden Heldengedichte Iliade und Odyssee entstanden wären, denen der Name Homer's, als des berühmtesten unter den alten griechischen Barden, vorgesetzt worden wäre.

Den Namen Homer's tragen noch einige kleine Gedichte, welche aber alle erst nach seiner Zeit und zum Theil sogar viel später in Form und Sprachweise seiner Poesie gedichtet wurden. Einige 30 Hymnen sind die berühmtesten dieser kleineren homerischen Werke. Die beiden Heldengedichte Homer's haben vor allen anderen Werken der älteren Jahrhunderte Griechenlands vorzugsweise eine Bedeutung, nicht nur weil sie die vollendetsten Heldengedichte aller Zeiten sind, sondern

namentlich auch weil sie bei den Griechen der späteren Zeit am meisten von allen Schriften gelesen wurden und deshalb als das wichtigste Volksbuch derselben eine der Hauptquellen ihrer Bildung waren.

Die Heroen-Zeit ging mit dem zehnten Jahrhundert v. Chr. zu Ende und vom neunten an begann in allen von Griechen bewohnten Ländern eine neue Entwickelung der Kunst und der geistigen Bildung. Diese hatte ihren Hauptsitz in den Colonieen und nahm denselben Weg, wie die Entwickelung der Gewerbe und der Verfassungen. Sie zeigte sich nämlich zuerst unter den Doriern, bei welchen zur Zeit Lykurg's und unmittelbar nach ihm mehrere Künstler und Dichter im Peloponnes und auf Sicilien auftraten. Im achten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung begannen hierauf Kunst und Wissenschaft schon in den Colonieen Kleinasiens, auf den Inseln und in Großgriechenland sich zu entwickeln. In den beiden folgenden Jahrhunderten blühten dieselben in Kleinasien und auf den Inseln am meisten auf. Damals wurden insbesondere Samos und Aegina Hauptsitze der griechischen Kunst. Erst in der nachfolgenden Zeit ward Athen der Mittelpunkt des geistigen Lebens der Griechen, welches in dieser Stadt seine höchste Entwickelung erlangte.

Kunst und Poesie verbreiteten sich damals so allgemein über die griechischen Länder und selbst über Flecken und Dörfer, daß schon die alten Römer darüber erstaunt waren und daß dies noch mehr für die neuere Zeit eine überraschende und schwer erklärliche Erscheinung ist. Alle Stämme und Zweige des griechischen Volkes nahmen daran Theil; das griechische Leben wurde überall durch Kunst, Poesie, Philosophie und Gesetzgebung bestimmt und gestaltet und die Reichthümer anderer Völker, welche durch den Handel und die Gewerbe den Griechen zuflossen, dienten dieser Entwickelung und machten es möglich, daß die griechische Bildung in einem so hohen Grade und so allgemein aufblühte.

Neben dem neuen Aufschwung, welchen das geistige Leben des griechischen Volkes mit der Ausbreitung desselben durch Colonisationen nahm, zeichneten sich die Jahrhunderte zwischen dem heroischen Zeitalter und den Perser-Kriegen noch dadurch aus, daß damals, ältere Ansprüche erneuernd, *orientalische Ansichten* zu den Griechen drangen. Doch behielt zu allen Zeiten der griechische Geist das Uebergewicht und die Spuren der eingedrungenen orientalischen Vorstellungen und Formen sind nur ein unwesentlicher und untergeordneter Theil der griechischen Bildung, keineswegs aber einer der Charakterzüge derselben. Durch den Verkehr der östlichen Inseln und Colonieen mit Phrygien, Lydien, Phönicien und Aegypten erhielten die dem Orient eigenthümlichen Vorstellungen von göttlichen und menschlichen Dingen zuerst Eingang in Griechenland. Schon in den bald nach Homer

abgefaßten Schriften dämmern orientalische Vorstellungen, welche der Iliade und Odyssee und den in ihnen geschilderten Griechen der Heroenzeit ganz und gar fremd waren. Jene Berührung mit dem Orient brachte über Cyzikus, Lampsakus, Samothrake und andere Städte und Inseln das aegyptische Mysterien-Wesen, sowie phönicische, phrygische und lydische Ansichten in die Religion und Philosophie der Griechen. Nach und nach wurde es sogar Sitte, daß Staatsmänner, Dichter und Weisen, wie Pythagoras, Solon und der Philosoph Thales, in den Geheimlehren des Orients die Quelle der wahren Weisheit suchten.

Dadurch änderten auch die religiösen Dichtungen und der Gottesdienst der Griechen theilweise ihren Charakter und ihre Gestalt. Namentlich wurde von Osten her das Mysterien-Wesen eingeführt und dem Volksglauben angepaßt; indem dasselbe den einsichtsvollen Männern unter den Griechen ein vortreffliches Mittel schien, die demokratische Zügellosigkeit in Schranken zu halten. Weil die Mysterien einem Staatszweck dienten, so wurden sie auch mit dem Staate in unmittelbare Verbindung gebracht und standen, als eine wirkliche Staatseinrichtung, unter seiner Aufsicht und Leitung. Die Hauptgottheiten, welche in diesem nur den Eingeweihten zugänglichen Gottesdienst verehrt wurden, waren Demeter und Bacchus, weil sie die Gottheiten des Acker- und Weinbaues waren und folglich als die Urheber und Verbreiter der höheren menschlichen Cultur angesehen wurden. Vorstellungen dieser Art lagen allen griechischen Mysterien zu Grunde, aber sie waren stets in Symbole eingekleidet und deshalb zugleich vieldeutig und schwer verständlich. Die berühmtesten griechischen Mysterien waren, außer den bereits oben angeführten samothrakischen, die von Eleusis in Attika, welche auch die Eleusinien genannt werden; ihnen stand der zweite Archont von Staatswegen vor und der Hauptpriester desselben gehörte der alten athenischen Familie der Eumolpiden an, in welcher dieses Priesterthum erblich war.

Die Geschichte der Schöpfungen des griechischen Geistes, deren äußerer Gang angegeben worden ist, knüpft sich, ihrer inneren Entwickelung nach, zunächst an die Dichtkunst des heroischen Zeitalters an. Die Heldenpoesie war zur Zeit Homer's über die Inseln und die Küste Kleinasiens verbreitet, sie blühte namentlich unter den dortigen Joniern, und auf der Insel Chios bestand nach Homer noch lange Zeit eine Art von Sängerschule, deren Mitglieder sich Homeriden nannten und im Geiste der homerischen Poesie dichteten. Bald nach Homer aber nahm die Dichtkunst der Griechen eine neue, von dem Charakter des heroischen Zeitalters verschiedene Richtung, welche bis etwa zum Beginn des siebenten Jahrhunderts v. Chr. herrschend blieb. Während nämlich einerseits die Poesie auch damals fortwährend eine meist

erzählende oder epische war und die seitherige Form derselben beibehalten wurde, nahm sie andrerseits einen mehr asiatischen Charakter an, indem sie namentlich theilweise einen geheimnißvollen, priesterlichen Ton erhielt. Zugleich änderte sich auch der Inhalt und das Ziel der poetischen Erzeugnisse. Während nämlich vorher die reine Darstellung des Geschehenen oder durch die Sage Ueberlieferten der Zweck des Dichters war und die Helden sich bei seinem Gesange an der Betrachtung der im Lichte der Poesie vorgeführten Waffenthaten und Abenteuer an und für sich selbst erfreuten, trat jetzt eine in ihren Formen und Weisen sehr mannigfaltige Poesie ins Leben, in welcher mehr und mehr die Stimmung der Einzelnen den Dingen der äußeren und inneren Welt gegenüber zum Ausdruck gelangte.

Zunächst setzte sich die epische Dichtung noch in den Werken derjenigen Dichter fort, welche zum Unterschied von den Barden der heroischen Zeit *cyklische Dichter* genannt werden, weil sie einzelne Sagen dichterisch behandelten und so von ihnen nach und nach fast der ganze Cyklus oder Kreis griechischer Sagen vom Ursprung der Dinge an bis zum Tode des Odysseus poetisch bearbeitet wurde. Die cyklischen Dichter faßten ihre Werke nach dem Muster der Iliade und Odyssee ab und wie in diesen ein Theil des trojanischen Krieges und die Irrfahrten des Odysseus dargestellt sind, so suchten sie alle übrigen Sagen in epischer Form zu behandeln; sie blieben aber in ihrem Streben hinter jenen homerischen Werken ebenso weit zurück, wie ihre Zeit von der Zeit Homer's verschieden war. Sie erzählten die Geschichte der Götter und Helden blos, weil sie eine poetisch noch nicht beschriebene Sage in Versen darstellen wollten; sie dichteten also ohne wahres poetisches Interesse, ohne Liebe zu einer Begebenheit an und für sich selbst und zu ihrer Entwickelung, und ohne Einheit der Darstellung, vor allem aber ohne den überlegenen Dichtergeist Homer's. Ihre Werke führen nach den behandelten einzelnen Sagen ihre Namen; sie heißen Kosmogonieen, wenn sie die Sagen von der Entstehung der Welt erzählen, Theogonieen oder Genealogieen, wenn sie sich mit der Entstehung oder den Verwandtschaften der Götter beschäftigen, Titanomachieen, Argonautika, Thebaiden, Epigonieen, Theseiden u. s. w., wenn die Geschichte der Titanen, der Argonauten, der ältesten Thebaner, der Epigonen, des Theseus u. a. der Gegenstand derselben ist. Alle diese Werke sind bis auf unbedeutende Reste untergegangen.

Die andere Klasse von Dichtern könnte man der Mehrzahl nach die heiligen Dichter nennen. Es sind diejenigen, welche theils in Hymnen das Lob der Götter verkündeten, theils theologische und moralisch-religiöse Lehren, sowie Vorschriften für das Leben und seine Geschäfte in Versen aussprachen, theils Geschichten und Sagen in der

Absicht erzählten, damit der Hörer durch dieselben über göttliche Dinge und über seine Pflichten belehrt werde. In der letzteren Art waren meistens auch die Theogonieen und Kosmogonieen abgefaßt und deshalb sind diejenigen cyklischen Dichter, welche dieselben behandelten, mit zu dieser zweiten Klasse zu zählen. In diesen erzählenden, wie in den blos belehrenden Gedichten spricht der Dichter gleichsam nicht als Sänger, sondern als ein gottbegeisterter Seher. Zu den heiligen Dichtern gehört der oben erwähnte Thales von Kreta, welcher durch seine Lieder dem Lykurg den Weg zu seiner Gesetzgebung gebahnt haben soll. Der berühmteste unter ihnen aber ist Hesiodus aus Kumä in Aeolis, welcher etwa um das Jahr 900 v. Chr. lebte. Unter seinem Namen sind zwei Hauptwerke auf unsere Zeit gekommen. Das eine ist eine Theogonie, in welcher unter der Hülle von Bildern und sonderbaren Göttergeschichten eine Art von theologischer Lehre verborgen ist. Das andere führt den Titel „Werk und Tage" und besteht aus einer Reihe von Vorschriften über Land- und Hauswirthschaft, Schifffahrt, Erziehung und andere Verhältnisse des täglichen Lebens, enthält aber, neben dieser Hauptbeziehung auf irdische Geschäfte und moralische Pflichten, auch einige mythische Erzählungen oder bildliche Darstellungen.

Mit dem Beginn des siebenten Jahrhunderts v. Chr. entwickelt sich aus den cyklischen und religiös-moralischen Gedichten der vorhergehenden Zeit eine neue Art von Litteratur, deren Keime bereits in jenen lagen und sich nun zu neuen Arten geistiger Thätigkeit entfalteten. Diese neuen Gattungen der Litteratur waren, wie die früheren, poetisch, weil fortwährend Gesang, Tanz, Spiel und Kunst das Leben der freien Bürger der kleinen griechischen Freistaaten erheiterten. Die Reste derselben, welche sich bis heute erhalten haben, zeigen uns, daß ein reges inneres Leben auch in dieser Zeit über ganz Griechenland verbreitet war, und daß es damals eine bedeutende Litteratur gab, die aber nicht in Büchern, sondern im Leben selbst, bei Festen, öffentlichen Versammlungen und Gastmählern auf die Nachkommen vererbt ward.

Die Werke dieses Zeitraumes der Litteratur, welcher ungefähr von 700 v. Chr. bis zu den Perser-Kriegen dauerte, zerfallen in vier Klassen, nämlich in eine in politischer und moralischer Hinsicht lehrende oder auch satyrische Dichtkunst, in lyrische Gedichte, in eine philosophische Poesie und in historische Dichtungen. Die letzte dieser Klassen hängt mit der cyklischen Poesie enge zusammen; die drei ersten aber sind theils aus der kurz zuvor erwähnten heiligen Dichtkunst hervorgegangen, welche Theogonieen, Kosmogonieen, Hymnen, moralische und religiöse Lehren enthielt, theils sind sie in den Fortschritten begründet, welche mit Nothwendigkeit bei mannigfach bewegten

Verhältnissen in dem geistigen Leben der griechischen Nation hervortreten.

Die erste Klasse begreift die in moralischer und politischer Hinsicht belehrende Poesie in sich. Sie besteht nämlich aus solchen Gedichten, deren Verfasser theils Lehren der Erfahrung und Klugheit ertheilten, theils die ersten Gesetze und Einrichtungen des bürgerlichen Lebens in leicht zu behaltende Verse brachten, damit diese bei Festen und Mahlen zur Leier gesungen oder nach bestimmtem Maße hergesagt würden, theils die edlen Gefühle hoher und tapferer Seelen aussprachen, theils endlich durch den poetischen Ausdruck des Spottes und Zornes das Schlechte bekämpften. Zu dieser Dichtungsart gehört auch das zuvor erwähnte Werk Hesiod's, welches Werke und Tage betitelt ist, sowie die Orakelsprüche, die von alter Zeit her in kurzen Versen ertheilt wurden. Außerdem ist zunächst die poetische Einkleidung der Gesetze hervorzuheben, welche in manchen älteren Staaten üblich war. Schon Lykurg oder seine Zeitgenossen hatten die Hauptsätze der spartanischen Verfassung in kurze Verse gefaßt, damit sie besser behalten und den Nachkommen unentstellt überliefert würden. Ebenso sollen die einzelnen Bestimmungen der beiden berühmten Verfassungen, welche Zaleukus von Lokri und Charondas von Katana zu Urhebern hatten, von diesen in Verse gebracht worden sein. Man bediente sich aber außerdem auch der Poesie, um durch besondere Lieder auf die Gemüther der Bürger zu wirken und so die Erreichung politischer Zwecke zu fördern. Dies thaten unter Andern Pythagoras in Kroton, Solon in Athen und Tyrtäus in Sparta. Der Letztere, welcher zur Zeit des zweiten messenischen Krieges lebte, machte nicht etwa blos Kriegslieder, sondern war recht eigentlich Spartas Nationaldichter. Er verfaßte außer seinen Kriegsgesängen, welche noch lange nach ihm in den Kriegen der Spartaner bei den Märschen ihrer Truppen gesungen wurden, auch lehrende, besänftigende und erhebende Gedichte, durch die er dem spartanischen Volk das geschwundene Selbstvertrauen wiedergab und die Tugenden der Einigkeit, Vaterlandsliebe und Ausdauer von neuem belebte. Von seinen Gedichten haben sich außer einigen kleinen Bruchstücken nur drei erhalten.

Neben dieser politischen Poesie sind zunächst die sogenannten gnomischen Gedichte anzuführen, welche übrigens auch zu den die zweite Klasse bildenden lyrischen oder den in der dritten Klasse begriffenen philosophischen Gedichten gezählt werden können. Man gab ihnen jenen Namen deshalb, weil sie aus Gnomen bestehen, d. h. aus solchen Denksprüchen, welche die Verbreitung von Weisheit, Frömmigkeit und Klugheit bezwecken. Die berühmtesten gnomischen Dichter waren Theognis aus Megara und Phocylides aus Milet,

welche Beide um 550 v. Chr. lebten. Den Namen des Ersteren, welcher in den politischen Streitigkeiten seiner Vaterstadt Megara eine Rolle spielte und auch in seinen Gedichten ein lebhaftes aristokratisches Standesgefühl und einen grimmigen Haß gegen die demokratische Partei ausspricht, trägt eine noch vorhandene Sammlung solcher Sprüche, von den Gnomen des Letzteren aber haben nur sehr wenige sich erhalten. Auch Pythagoras wird häufig zu den gnomischen Dichtern gerechnet, weil seinen Namen eine Sammlung von Gnomen führt, welche „goldene Worte" betitelt ist; allein diese Sprüche rühren ganz gewiß nicht von Pythagoras her, sondern sind das Werk irgend eines späteren Anhängers seiner Philosophie. Endlich wird unter den berühmteren gnomischen Dichtern gewöhnlich auch der Gesetzgeber Solon mit angeführt, weil er Gedichte verfaßt hat, durch die er seine Mitbürger zu sittlicher Veredlung zu erheben suchte. Von diesen haben sich einige schöne Reste erhalten.

Den gnomischen und den politischen Dichtern stehen, ihrem Wesen und der Art ihrer Wirkung nach, die sogenannten sieben Weisen sehr nahe. Diese Männer, welche mit Ausnahme eines einzigen, des Thales, einen großen Einfluß auf die Verwaltung und Leitung ihrer Staaten hatten, erhielten durch ihre Lebensklugheit und Staatsweisheit ein großes Ansehen und wirkten durch ihre in Verse gebrachten moralischen Kernsprüche noch über die Grenzen ihres heimischen Wirkungskreises hinaus. Ihre Geschichte ist zum großen Theil in Fabeln gehüllt. Sie leben zu einer und derselben Zeit und die Sage behauptet sogar, daß sie durch die innigste Freundschaft mit einander verbunden gewesen wären und öftere Zusammenkünfte gehalten hätten. Ihre Aussprüche, in welchen sie die wichtigsten Ergebnisse ihres Nachdenkens und ihrer Kenntniß der menschlichen Verhältnisse niederlegten, sind später zusammengestellt und uns in drei verschiedenen Sammlungen überliefert worden. Jeder von ihnen soll einen seiner Aussprüche als den wichtigsten angesehen und gleichsam wie eine Haupt-Lebensregel oder einen Wahlspruch betrachtet haben. Von diesen sieben Weisen, deren Namen, mit Hinzufügung ihrer Wahlsprüche, nachfolgend angegeben sind, waren Solon und Thales von Milet die wichtigsten; der Erstere, dessen Hauptspruch „Nimmer zu sehr!" war, ist der berühmte athenische Gesetzgeber; der Letztere aber, welcher nicht mit dem viel älteren Thales von Kreta verwechselt werden darf, zeichnete sich als Philosoph aus und gibt in einem beherzigenswerthen Spruche den Rath, immer nur Eines zu ergründen, nur nach Einem Ruhme zu streben. Die übrigen waren: Pittakus von Mitylene, dessen bereits oben Erwähnung gethan ist, „Wohl erwäge die Zeit!" und: „Die Herrschaft zeigt, was an einem Manne ist;" Kleobulus von Lindus

auf der Insel Rhodus (Maß zu halten ist gut!); der erwähnte Tyrann von Korinth Periander (Jegliches vorbedacht!); Chilon aus Sparta (Kenne dich selbst!); endlich Bias von Priene in Jonien (Mehrere machen es schlimm!).

Zu den belehrenden Dichtungsarten dieses Zeitraumes gehören noch die Fabel und die Satire. Die Fabel, deren Entstehung ein sinniges Leben in der Natur und zugleich ein scharfes Erfassen des Treibens in der Menschenwelt voraussetzt, erhielt bei den Griechen in dem gegenwärtigen Zeitraum ihre erste Entwickelung. Am berühmtesten wurde unter den griechischen Fabeldichtern Aesopus, ein Zeitgenosse Solons (?), nach welchem man diese Dichtungsart auch die Aesopische Fabel zu nennen pflegt. Seine Geschichte ist durch die Sage sehr entstellt: er soll ein Sklave aus Phrygien gewesen sein.

Die Satire, welche im Anfang des siebenten Jahrhunderts v. Chr. als besondere Dichtungsart aufkam, ging aus den moralisch belehrenden Gedichten hervor und begann ihre Anfänge damit, daß Spott und Bitterkeit sich mit der moralischen Belehrung vereinigten, um die Schlechten zu schrecken und die Guten zu ermuntern. Als ein Muster in dieser Gattung wurde von den Alten Archilochus von Paros angesehen, der nach einem wechselvollen Leben, von dem die Reste seiner Gedichte Kunde gaben, in einem Kampfe der Parier gegen die Naxier 670 v. Chr. seinen Tod fand. Er wird für den Erfinder der Jamben gehalten, eines Versmaßes, dessen sich die Griechen vorzugsweise zum Spottgedichte bedienten. Außer ihm ist namentlich Alcäus aus Mytilene zu nennen, ein berühmter lyrischer Dichter, der um das Jahr 600 v. Chr. lebte. Von wilder Freiheitsliebe begeistert, ein Anhänger aristokratischer Regierungsweise, machte er sich ein eigenes Geschäft daraus, die Tyrannen Kleinasiens und seiner Heimathinsel Lesbos zu brandmarken und das Volk beständig zum Aufstande zu reizen; namentlich aber verfolgte er Pittakus, den Beherrscher seiner eigenen Vaterstadt, mit bitteren Liedern.

Die zweite Klasse von Gedichten dieses Zeitraums umfaßt die Werke der eigentlich lyrischen Poesie. Das selbstständige Auftreten dieses Zweiges der Dichtkunst hängt einerseits und äußerlich mit den Fortschritten der griechischen Musik zusammen, welche damals sehr vervollkommnet wurde und auch in der Poesie neue und mannigfaltigere Weisen hervorrief. Andererseits aber und dem inneren Wesen dieser Dichtungsart nach stehen die lyrischen Gedichte jener Zeit in einem innigen Zusammenhange mit den moralischen Poesieen der vorhergehenden Abtheilung. In Beiden herrscht dieselbe Lehre: „Der Mensch ist hinfällig und schwach, das Leben kurz, also entweder genießt es vollständig, oder sucht das Dauernde in euch selbst und flieht jeden

Genuß, welcher unsicher und unbeständig ist!" Die lyrische Dichtkunst jener Zeit hat also eine doppelte Seite. Sie ruft zu vollem Lebensgenuß auf und sie lehrt die Nichtigkeit aller irdischen Genüsse und die Seligkeit betrachtender Ruhe: zwei Gegensätze der Lebensweisheit, welche in der Culturgeschichte der Völker gewöhnlich zusammen auftreten, sobald bei einem gewissen Grade von Bildung die Genüsse sich mehren. Damals waren es die ionischen und aeolischen Griechen Kleinasiens, welche von ihrem ersten Wohlstand schnell zu üppigem Leben übergingen, und bei ihnen blühte deshalb auch vorzugsweise die Philosophie und Lyrik in dieser doppelten Richtung auf.

Von den berühmtesten lyrischen Dichtern dieses Zeitraums, welche nicht bereits vorher in der Klasse der moralisch oder politisch lehrenden Dichter angeführt sind, ist Alkman aus Sardes in Lydien der älteste. Er lebte am Hofe seiner Vaterstadt und die wenigen Ueberreste seiner Gedichte zeigen, wenn man sie mit denen seines Zeitgenossen Tyrtäus vergleicht, recht auffallend den Gegensatz zwischen alt-spartanischer Zucht und Sitte und der Lebensweisheit und Lebenslust der üppigen Phrygier und Lydier: seine Lieder ermunterten ebenso entschieden zu Genüssen jeder Art, wie die des spartanischen Dichters zu den männlichen Tugenden der Tapferkeit und Beharrlichkeit. Ungefähr zu derselben Zeit, wie Alkmann, lebte der Lesbier Terpander, welcher Skolien oder Volks- und Tischlieder verfaßte und wegen einiger wichtigen Verbesserungen der Musik berühmt ist. Terpander's Landsmann Arion von Methymna auf der Insel Lesbos (gegen 600 v. Chr.) ist unter uns besonders wegen der altgriechischen Sage von seiner Errettung durch einen Delphin berühmt geworden. Zur Zeit Arion's lebte auch die Dichterin Sappho aus Lesbos, von welcher außer einigen kleineren Bruchstücken sich nur zwei Oden erhalten haben, in denen, wie in den Werken der nachfolgenden Lyriker, eine gewisse Philosophie der Leidenschaft und des Genusses nicht zu verkennen ist. Ihre Lebensgeschichte ist durch die Sage sehr entstellt worden und es ist sehr wahrscheinlich, daß die Erzählungen von ihren Ausschweifungen und ihrem aus verzweifelnder Liebe begangenen Selbstmord erdichtet sind. Eine jüngere Freundin derselben war Erinna, welche entweder ebenfalls auf Lesbos geboren war, oder doch wenigstens daselbst lebte und die, obgleich sie schon im 20. Jahre starb, von den Alten als eine der größten Dichterinnen gepriesen wurde. Zur Zeit der Sappho und Erinna lebte auch Mimnermus aus Kolophon, welchen man als denjenigen Dichter ansieht, der zuerst das elegische Versmaß zum Ausdruck der Klage und Wehmuth anwandte. Das Wort Elegie nämlich, mit welchem bei uns jedes lyrische Gedicht von sanftgehaltenem, wehmüthigem oder an's Wehmüthige streifendem Wesen benannt wird,

bezeichnet in der Litteraturgeschichte der Griechen eigentlich blos eine besondere äußere Form der lyrischen Dichtkunst, oder jedes aus Distichen d. h. mit einem Hexameter und einem Pentameter wechselnde Gedicht, ohne Rücksicht auf den Inhalt desselben. Die Lieder des Mimnermus beklagten die Vergänglichkeit der Freuden, die Kürze des Lebens und die Menge menschlicher Leiden, aber sie fordern zugleich auch zum Genusse auf. Kurz nach ihm lebten Stesichorus aus Himera in Sicilien, welcher die Ode in die später von dem Thebaner Pindar ausgebildete Form hinüberführte und Ibykus aus Rhegium in Unteritalien oder aus Messina in Sicilien, der im deutschen Volke durch die von Schiller als Ballade behandelte Sage von seiner Ermordung allgemein bekannt geworden ist.

Einer der berühmtesten lyrischen Dichter der Griechen war Anakreon von Teos in Jonien, ein Zeitgenosse und Freund des Polykrates und des Pisistratus und seiner Söhne, welcher nach einander an den Höfen dieser Herrscher lebte und erst 474 v. Chr., fünfundachtzig Jahre alt, starb. Er lehrte die Lebensphilosophie des Genusses am ausdrucksvollsten von allen griechischen Dichtern und sein Name ist zur Bezeichnung eines berufenen Sängers der Liebe und des Weines sprichwörtlich geworden. Ein jüngerer Zeitgenosse desselben war Simonides von Ceos, einer Cykladen-Insel. Er war ebenfalls mit den Pisistratiden, sowie mit Pittakus von Mytilene und mit Hiero von Syrakus enge befreundet und starb erst im neunzigsten Jahre seines Lebens, 469 v. Chr. Er ist besonders wegen seiner Klagelieder berühmt und war derjenige elegische Dichter im neueren Sinne des Wortes, welcher nach Mimnermus sich am meisten auszeichnete. Aber er kommt in seinen Liedern stets auf den Satz zurück, daß das Leben kurz sei und daß man deshalb eilen müsse, es zu genießen. Hundert Jahre vor seiner Jugendzeit zeichnete sich sein Großvater, Simonides von Amorgus, einer Sporaden-Insel, als Dichter aus, dessen Namen ein satirisches Gedicht über das Wesen der Frauen trägt. Dieses enthält eine bittere Charakterisirung des weiblichen Geschlechts seiner Zeit und schildert zugleich einerseits die Verirrungen der Eitelkeit, Koketterie, Neugierde und Schwatzhaftigkeit, sowie andererseits den Segen der würdigen Hausfrau, Gattin, Mutter und Gesellschafterin.

Die dritte Art von Dichtungen dieses Zeitraums oder die philosophische Poesie entwickelte sich aus den Theogonieen und Kosmogonieen, indem die dichterischen Sagen von der Entstehung der Welt und der Götter zu den Anfängen der Physik, Mathematik, Astronomie und Philosophie leiteten. Diese Dichtungen gingen von den Colonieen in Jonien und Unteritalien aus und bereiteten die eigentliche

Philosophie vor, welche im folgenden Zeitraum zu Athen ihren Sitz hatte. Sie zerfallen in drei Arten.

Die erste dieser drei Arten war Naturphilosophie und führt den Namen der ionischen Philosophie, weil sie in Jonien entstand (um 600 v. Chr.). Sie stand jenen Kosmogonieen und Theogonieen am nächsten und suchte auf dem Wege des Denkens und Schließens, ohne Rücksicht auf die Götter der Volksvorstellung, den Urgrund der Dinge zu ermitteln, welchen jene Poesie nur in Mythen darstellte. Ihre Sprache aber blieb noch poetisch. Thales von Milet, welcher schon früher als einer der sieben Weisen angeführt worden ist, war der älteste Philosoph der ionischen Schule und wird deswegen auch geradezu der Schöpfer der griechischen Philosophie genannt. Er nahm, wie man sich gewöhnlich ausdrückt, das Wasser als den Urstoff aller Dinge an, oder vielmehr er glaubte, daß dieser als ein Fluidum oder etwas Flüssiges zu denken sei. Thales soll auch die Mathematik und Astronomie aus Aegypten nach Griechenland verpflanzt und zuerst unter den Griechen eine Sonnenfinsterniß vorhergesagt haben. Sein Freund und Schüler Anaximander aus Milet gab jenem Urstoff der Dinge, damit er nicht mit einem besonderen einzelnen Stoffe verwechselt werde, den Namen des Unendlichen. Unter den nachfolgenden ionischen Philosophen sind Anaximenes von Milet, ein Schüler Anaximander's und der im Jahr 500 v. Chr. geborene Anaxagoras von Klazomenä in Jonien die berühmtesten. Der Letztere verpflanzte die ionische Philosophie nach Athen, brachte sie zuerst in ein eigentliches System und nahm zuerst unter den griechischen Philosophen eine höchste Intelligenz oder ein höchstes erkennendes Wesen als dasjenige an, was der todten, nach seiner Meinung ewigen Masse Leben, Gestalt, Bewegung und Ordnung gegeben habe.

Die zweite Art der philosophischen Dichtung fand in Italien und Sicilien ihre meisten Bearbeiter und heißt die italische oder die pythagoreische Schule. Sie ging von dem berühmten Pythagoras aus, von welchem bereits oben geredet worden ist. Pythagoras soll es gewesen sein, der den Namen Philosoph schuf: er gab nämlich aus Bescheidenheit nicht zu, daß man ihn einen Sophos d. i. einen Weisen nenne, sondern erfand statt dessen den Namen Philosophus d. i. ein Freund der Weisheit oder ein nach Weisheit Strebender. Pythagoras nahm zuerst das Ethische oder die Moral als etwas Wesentliches in die Philosophie auf. Er kleidete ferner die Begriffe von dem Höheren in das Gewand der Mathematik, indem er dieselben als Größen bezeichnete und z. B. den Urgrund aller Dinge die Einheit, die Materie aber die Zweiheit benannte und die Tugend als die Harmonie oder Einheit der Seele ansah. Auch die Welt ist nach der pythagoreischen

Philosophie ein harmonisch geordnetes Ganze, welches aus zehn großen Körpern besteht, die sich um die Sonne als ihr Centrum in harmonischen Verhältnissen bewegen. Die Gottheit ist nach der pythagoreischen Lehre die Seele der Welt, die menschliche Seele aber ist ein Ausfluß derselben und kehrt, nach ihrer Wanderung durch viele Körper, zuletzt in jene zurück. Pythagoras legte endlich zuerst einen festen Grund für die mathematischen Wissenschaften unter den Griechen. Er selbst erfand eine der wichtigsten Stützen derselben, den nach ihm benannten pythagoreischen Lehrsatz; und zu den Pythagoreern der folgenden Zeit gehören einige Männer, durch welche die Astronomie, die Mechanik und andere Fächer der Mathematik in hohem Grade gefördert worden sind.

Wie durch Pythagoras Kroton in Unteritalien den Sitz eines philosophisch-politischen Strebens wurde, so ging die dritte Art von Philosophie aus der damals sehr mächtigen Stadt Kolophon in Jonien hervor, welche ebenfalls eine Zeitlang der Sitz einer philosophischen Dichtung war. In ihr ward Xenophanes geboren und erzogen, der in der zweiten Hälfte des sechsten Jahrhunderts in die griechische Colonie Elea in Unteritalien auswanderte und hier die sogenannte eleatische Philosophie gründete. Seine und seiner Schüler Lehre war Pantheismus, oder mit anderen Worten die Eleatiker gingen von der Vorstellung aus, daß alle Dinge ein einziges, untrennbares All bildeten und daß folglich Gottheit und Welt eins und dasselbe sei. Die eleatische Philosophie war das erste eigentliche System, welches unter den Griechen entstand. Außerdem haben die Eleaten zuerst die Wahrnehmungen durch die Sinne und die Erkenntniß der Vernunft scharf von einander geschieden und die Erstere für trügerisch und für bloße Schein-Erkenntniß erklärt. Sie trugen ihre Lehren in einer poetischen Form vor, welche sich der didaktischen Poesie oder dem Lehrgedicht einigermaßen näherte, einer Dichtungsart, deren Entstehung bei allen Völkern erst in die späteren Zeiten ihrer Cultur fällt und die auch bei den Griechen erst nach Alexander dem Großen in weiterem Umfange aufkam. Von den Eleaten sind Parmenides und Zeno von Elea, zwei unmittelbare Schüler des Xenophanes, sowie Leucippus, dessen Heimath und Lebenszeit unbekannt ist, und Demokritus von Abdera, welcher im fünften Jahrhundert v. Chr. lebte, die berühmtesten. Auch Heraklit von Ephesus, der um das Jahr 500 lebte und nicht in der Schule der Eleaten gebildet worden war, trug in Kleinasien die pantheistische Lehre vor. Empedokles von Agrigent, welcher um die Mitte des fünften Jahrhunderts blühte, hatte ein anderes System, schrieb aber seine Lehren ebenfalls in poetischer Form nieder, während Demokrit seine Schriften schon in Prosa abfaßte.

Ueberhaupt wurde durch die zuletzt angeführten, in einer annähernd didaktischen Form schreibenden Dichter die Philosophie aus der Dichtkunst in die Prosa herübergeleitet und auf diesem Wege, sowie durch den angedeuteten Entwickelungsgang erst die eigentliche Philosophie hervorgerufen, welche im nächsten Zeitraum zu Athen sich ausbildete.

Die vierte und letzte Gattung der litterarischen Werke dieses Zeitraumes ist diejenige, welche den Uebergang zur Geschichte bildet. Sie entsprang aus der cyklischen Dichtkunst der vorhergehenden Zeit, welche jedoch noch eine Zeitlang neben dieser veränderten Richtung fortbestand. Man nennt die damals neu entstandene Behandlungsart der überlieferten Erzählungen, welche zwischen jener Dichtungsart und der wahren Geschichte in der Mitte steht, Logographie d. i. wahrhafte Geschichtserzählung in Prosa, als Gegensatz gegen die Mythographie oder die bloße Sagenschreibung und gegen das Epos oder die poetische Behandlung der Sage. Alle Erzähler vergangener Begebenheiten bis auf Herodot, mit welchen zuerst die wahre Geschichtschreibung beginnt, gehören zu den Logographen. Da von den Werken derselben ebenso, wie von denen der cyklischen Dichter, sich nichts erhalten hat, als einige wenige Bruchstücke, so ist es nicht möglich, die Art und Weise anzugeben, wie aus der poetischen Behandlung der Sage die prosaische Erzählung derselben entstanden und aus dieser nach und nach die wirkliche Geschichtschreibung hervorgegangen ist. Der erste Gebrauch der Prosa wird in die Mitte des sechsten Jahrhunderts v. Chr. verlegt und einem ionischen Philosophen, Pherecydes von der Cykladen-Insel Syros, zugeschrieben. Der älteste Logograph war Kadmus von Milet, welcher die Geschichte seiner Vaterstadt schrieb. Außer ihm sind Hekatäus von Milet, der zugleich auch einer der ältesten griechischen Geographen war und Hellanikus aus Lesbos die berühmtesten.

IV. Geschichte der Griechen

vom Beginn der Perserkriege bis zum Ende des peloponnesischen Krieges.

1. Beginn der Perserkriege.

Das persische Reich war unter Cyrus bis an die Küste des Archipelagus, unter Kambyses bis zum Westen von Aegypten, unter Darius I. endlich bis an die Nordgrenze Griechenlands ausgebreitet worden.

Bei der erobernden Richtung, in welcher dieses Reich sich bewegte, konnte es also nicht fehlen, daß dasselbe über kurz oder lang auch mit den Staaten des europäischen Griechenlands in eine feindselige Berührung gerieth. Der Anlaß dazu ward durch die Hülfe gegeben, welche Athen und die euböische Stadt Eretria den gegen Darius empörten kleinasiatischen Griechen gewährten. Die Eroberungssucht und der durch diese Unterstützung beleidigte Stolz der persischen Könige veranlaßten, im Anfange des fünften Jahrhunderts v. Chr., eine Reihe von Kriegen, welche einerseits den Verfall und endlichen Untergang des persischen Reiches herbeiführten, andererseits aber das griechische Volk zu großer Macht und seine geistige Bildung zum höchsten Gipfel der Vollendung emporhoben. Nach der Unterdrückung der Kleinasiaten beschloß Darius, seine Eroberungen auch nach dem europäischen Griechenland auszudehnen und zugleich die Beleidigung zu rächen, welche Athen und Eretria durch ihre Unterstützung jener Empörung ihm zugefügt hatten. Einer von den Griechen überlieferten Sage nach soll Darius über diese Unterstützung so erzürnt gewesen sein, daß er schon auf die erste Nachricht davon den Athenern und Eretriern Rache geschworen und einem seiner Diener den Befehl gegeben habe, ihm jeden Tag während des Mittagsmahles dreimal die Worte zuzurufen: „Herr, gedenke der Athener!"

Wenige Jahre nach der Unterdrückung der kleinasiatischen Empörung setzte ein Heer und eine mit Landungstruppen versehene Flotte unter Mardonius, dem Schwiegersohn des Königs, nach Europa über, um durch Thracien und Macedonien gegen Griechenland zu ziehen (492 v. Chr.). Dieses Heer drang bis an die Grenze Macedoniens vor, wurde aber hier durch einen kriegerischen Volksstamm lange aufgehalten und größtentheils aufgerieben; die Flotte hatte an dem gefährlichen Vorgebirge Athos, welches eine der Südspitzen der thracischen Halbinsel Chalcidice bildet, einen furchtbaren Sturm zu bestehen und ging sammt ihrer Bemannung fast ganz unter. Mardonius mußte also mit dem Rest seines Heeres noch in demselben Jahre unverrichteter Dinge nach Asien zurückkehren.

Im nächsten Jahre wurde von den Persern die Insel Thasos unterworfen und ein neuer Kriegszug ausgerüstet. Außerdem mußten königliche Herolde in die einzelnen griechischen Staaten reisen, um dieselben mit dem üblichen Ausdruck, daß sie dem Perserkönig Erde und Wasser geben sollten, zur Unterwerfung aufzufordern. Theben und fast alle übrigen böotischen Städte, sowie die meisten Inseln des Archipelagus leisteten Gehorsam. In Sparta und Athen dagegen wurden die persischen Herolde nicht allein zurückgewiesen, sondern sogar umgebracht. Man warf sie zu Athen in einen Abgrund, in

welchen gemeine Verbrecher gestürzt zu werden pflegten und zu Sparta in einen Brunnen, damit sie dort Erde und Wasser sich holen sollten. Später fühlten sich die Spartaner durch häufige ungünstige Zeichen bei den Opfern wegen dieser Verletzung des Völkerrechts beunruhigt und suchten dasselbe durch eine Art von Sühne wieder gut zu machen. Der spartanische Senat ließ an das Volk die Anfrage ergehen, ob einige Bürger bereit wären, als Opfer für jene Herolde zu sterben. Zwei edle Spartaner boten sich dazu an. Diese wurden an Xerxes, den Sohn und Nachfolger des Darius, geschickt, damit derselbe durch ihre Tödtung sich für den Mord seiner Gesandten Genugthuung verschaffe. Auf ihrer Reise nach Persien kamen sie zu Hydarnes, dem Satrapen Kleinasiens. Dieser bewirthete sie und forderte sie dringend auf, ihre Mitbürger zur Unterwerfung unter die Perser zu bewegen, welche ihnen dann die erste Stelle in Griechenland verschaffen würden. Sie antworteten ihm: „Du sprichst von einer dir gänzlich unbekannten Sache; denn was Knechtschaft ist, das weißt du, das Glück der Freiheit aber kennst du nicht. Hättest du einmal die Süßigkeit derselben gekostet, so würdest du statt deiner jetzigen Aufforderungen uns vielmehr gerathen haben, aus allen Kräften für die Erhaltung unserer Freiheit zu kämpfen.“ Als die beiden Spartaner in Susa vor den König geführt wurden, wollte man sie zwingen, sich dem persischen Gebrauche gemäß vor demselben auf die Erde zu werfen; sie thaten es aber durchaus nicht und erklärten, daß dieses bei ihnen nicht Sitte sei und daß sie unter keiner Bedingung einem Menschen auf solche Weise ihre Ehrerbietung bezeugen würden. Als sie hierauf dem König den Zweck ihrer Reise ausgesprochen hatten, schickte sie derselbe sogleich wieder nach Sparta zurück, indem er erklärte: er wolle weder gleich den Spartanern ein Verbrechen begehen, noch auch so thöricht sein, seine Feinde von der auf ihnen lastenden Blutschuld zu befreien.

Die Athener benutzten die Huldigung der meisten Inselbewohner, um an den Aegineten, ihren alten überlegenen Feinden und Nebenbuhlern, Rache zu nehmen; sie verklagten dieselben bei dem spartanischen Volk als dem Oberhaupte des dorisch-peloponnesischen Bundes, indem sie erklärten, daß die Aegineten sich nur darum vor den Persern gedemüthigt hätten, um in Verbindung mit diesen die Athener besiegen zu können. Die Spartaner erkannten die Beschwerde der Athener als gerecht an und schickten ihren König Kleomenes zur Bestrafung der Aegineten ab. Dieser verlangte in Aegina die Auslieferung derjenigen Bürger, welche am meisten persisch gesinnt waren und zu jener Huldigung gerathen hatten; allein die Aegineten wurden von Demaratus, dem andern spartanischen König, insgeheim zum Widerstande angereizt und wiesen die Forderung des Kleomenes zurück. Aus Haß gegen

Demaratus verdrängte Kleomenes hierauf diesen seinen Mitkönig vom Thron, indem er ihn für einen untergeschobenen Sohn seines Vaters ausgab und das delphische Orakel, dem man die Entscheidung überließ, durch Bestechung auf seine Seite zog. Der abgesetzte Demaratus verließ seine Heimath und begab sich nach Persien, wo er von Darius zwar sehr freundlich aufgenommen wurde, aber weder ihm noch seinem Nachfolger durch seinen Rath nützlich werden konnte, weil man, um in Persien Gehör zu finden, Hofmann sein mußte. An Demaratus Stelle wurde Leothychides, der nächste Thronerbe aus dem Hause der Prokliden, auf den Thron erhoben. Mit ihm reiste Kleomenes nochmals nach Aegina, wo man ihm jetzt keinen Widerstand mehr leistete, sondern auf sein Verlangen die zehn vornehmsten und wohlhabendsten Bürger als Geiseln auslieferte. Kleomenes selbst übergab dieselben, um sich an den Aegineten zu rächen, ihren Feinden, den Athenern, zur Bewachung. Bald nachher starb dieser rachgierige und herrschsüchtige Mann im Wahnsinn. Nach seinem Tode brachten die Aegineten es dahin, daß man von Sparta aus die Athener zur Auslieferung jener Geiseln aufforderte; ihrem Verlangen wurde aber nicht Folge geleistet und es brach nun wieder ein Krieg zwischen Athen und Aegina aus, welcher bis zur Ankunft der Perser auf griechischem Boden fortwährte.

2. Der zweite Perserkrieg.

Im persischen Reiche waren unterdessen die Rüstungen zu einem neuen Feldzuge nach Griechenland beendigt worden und unter der Anführung zweier Satrapen, die an Mardonius Stelle ernannt worden waren, Datis und Artaphernes, schiffte sich im Jahre 490 v. Chr. ein Heer ein, dessen Größe von den Schriftstellern des Alterthums sehr verschieden angegeben wird. Der Pisistratide Hippias befand sich bei demselben, um die Anführer mit seinem Rathe zu unterstützen. Die Fahrt ging diesmal auf dem südlichen Wege mitten durch den Archipelagus und das Hauptziel des Zuges war Athen und die euböische Stadt Eretria. Die letztere wurde von den gelandeten Persern nach einigem Widerstand erobert und ihre Einwohner als Sklaven nach Asien geschickt. Von Euböa fuhren die Perser über die Meerenge Euripus nach der Ostküste von Attika hinüber. Die Athener hatten gleich nach dem Fall von Eretria die Spartaner um Hülfe gebeten; diese hatten zwar ihren Beistand zugesagt, konnten aber erst fünf Tage später ein Heer abschicken, weil ein altes, religiöses Gesetz ihnen verbot, vor dem Vollmonde zu einem Kriege auszurücken. So waren die Athener sich selbst überlassen und nur tausend Bürger der kleinen böotischen Stadt Platää schlossen sich an das Heer derselben an. Dagegen lebte zum Glück für die Athener in ihrer Stadt ein ehe-

maliger Vasall des persischen Königs, welcher sie nicht allein vom Untergang rettete, sondern sogar auf den Gipfel des Ruhmes erhob.

Dieser Mann war Miltiades, ein athenischer Bürger und zugleich Fürst eines kleinen Staates auf dem Chersones, oder der an der europäischen Seite des Hellespont gelegenen kleinen Halbinsel. Hier war nämlich um die Zeit, als Pisistratus zum ersten Male die Alleinherrschaft in Athen erlangte, eine athenische Colonie gegründet worden und Miltiades, der Leiter dieser Ansiedelung, ein Mann aus einer alten athenischen Familie, hatte sich zum Fürsten der Colonie und der ganzen von Thraciern bewohnten Halbinsel aufgeworfen. Als er starb, ging diese Herrschaft auf seinen Neffen Stesagoras über und nach dessen Tode ward Miltiades, der Bruder des Letzteren, der Beherrscher des Chersones. Dieser wurde, als alle Städte und Fürsten der thracischen Küste den Persern huldigen mußten, persischer Vasall und begleitete als solcher den König Darius auf seinem scythischen Zuge. Er machte damals den anderen persischen Anführern griechischer Abkunft, welche mit ihm die Donau-Brücke zu bewachen hatten, den Vorschlag, diese abzubrechen und so den König und sein Heer der Vernichtung preiszugeben. Ungeachtet dieses Anschlags blieb er im Besitz seiner Herrschaft; als jedoch bald nachher die empörten ionischen Häuptlinge von Darius wieder unterworfen und bestraft wurden, hielt er sich nicht mehr für sicher und flüchtete mit seinen Schätzen und fünf Kriegsschiffen nach Athen. Eins von diesen Schiffen, das sein Sohn befehligte, ward von der ihnen nachsetzenden persischen Flotte weggenommen und der Führer als Gefangener zum König Darius geschickt, welcher seinem großmüthigen Charakter gemäß den Sohn nicht für das Vergehen des Vaters büßen ließ, sondern ihn als einen seiner Großen behandelte, ihm Güter schenkte und ihn mit einer vornehmen Perserin vermählte. Miltiades entkam mit den andern vier Schiffen glücklich nach Athen, wo er zwar, weil er sich zum Tyrannen über die Bürger einer athenischen Colonie aufgeworfen hatte, sogleich vor Gericht gestellt ward, aber nur, um freigesprochen zu werden. Miltiades Ankunft in Athen, welche gerade in die Zeit des Beginnes des von Mardonius unternommenen Zuges gegen Griechenland fiel, war ein sehr großes Glück für die Athener, denn er war ein ausgezeichneter Feldherr, kannte der Perser Art und Natur vortrefflich, besaß ansehnliche Geldmittel und brachte vier große Schiffe mit. Die beiden letzteren Umstände verschafften ihm sogleich die größte Bedeutung in seiner Vaterstadt; denn die Athener hatten damals noch eine so geringe Seemacht, daß sie sich gerade damals im Kampfe mit den Aegineten nicht anders zu helfen wußten, als dadurch, daß sie von den Korinthern zwanzig Schiffe liehen: erst der Kampf gegen die Perser ent-

wickelte jetzt mit wunderbarer Schnelligkeit die Seemacht, welche die große Zukunft der Stadt begründete.

Als gegen Datis und Artaphernes ein Heer gerüstet ward, erwählte man den Miltiades zu einem der zehn Strategen oder Generale, welche der Zahl der Phylen entsprechend alljährlich ernannt wurden, um das Kriegswesen zu leiten und im Kriege das Heer anzuführen. Dieses Heer zog bei der Nachricht von der Landung der Perser in Attika ihnen zwar entgegen, die Hälfte der Strategen aber wollte den Kampf mit dem weit überlegenen Heer der Feinde nicht wagen, sondern einen bloßen Vertheidigungskrieg führen; Miltiades verschaffte durch das Gewicht seiner Gründe der entgegengesetzten Meinung den Sieg. Er rettete auf diese Weise Athen nicht allein von der augenblicklichen Gefahr, sondern legte durch seinen Sieg auch den Grund zu der nachherigen Größe der Stadt.

Ueber die Stärke der beiden Heere, welche damals sich mit einander maßen, sind die Angaben der alten Schriftsteller sehr widersprechend und es läßt sich aus denselben nichts Anderes zur Gewißheit bringen, als daß die Perser den Athenern an Zahl weit, man darf annehmen um das Zehnfache, überlegen waren. Daß die Letzteren dessen ungeachtet ihre Feinde besiegten, daß überhaupt das kleine Volk der Griechen alle Angriffe der mehr als die Hälfte von Asien beherrschenden Perser zurückschlugen, wird uns nicht wundern, wenn wir die verschiedene Natur der beiden streitenden Mächte ins Auge fassen. Der persische Staat war eine bloße Maschine, in welcher Entwickelung, freie Bewegung und Begeisterung durch blinden Gehorsam und durch das Mechanische und Unverrückbare der Einrichtungen unmöglich gemacht war; bei ihnen hing es ferner nur von dem Zufall der Persönlichkeiten und Verhältnisse ab, daß die Unternehmungen verständig geleitet wurden; noch seltener aber geschah es, daß irgend eine Einrichtung den gemachten Erfahrungen und den Umständen gemäß geändert, oder die Art und Weise einer Unternehmung dem Bedürfniß der Zeit und der Natur des Landes und Volkes angepaßt wurde; das Heer endlich war zwar in jedem Kriege sehr zahlreich, zum Theil auch tapfer, aber es bestand aus einer ungeordneten Masse von Bewaffneten ohne Geist und ohne Selbstgefühl. Die Griechen dagegen, welche noch dazu gerade damals in der Blüthe ihrer nationalen Kraft sich befanden, bildeten kleine Staaten, deren Kraft und Stütze nicht in der Zahl, sondern in der Bildsamkeit, der freien Entwickelung, der Vaterlandsliebe und dem wetteifernden Muthe der Einzelnen bestand. Die Zusammensetzung, Uebung und Bewaffnung ihrer Heere war rein national, in Sitte und Verfassung gegründet; und bei der freien Bewegung des Staatslebens und aller seiner Kräfte kamen die Erfindungen und

Erfahrungen der fortschreitenden Zeit allen ihren Einrichtungen und Unternehmungen zu Statten. Der Kern des Heeres oder die Schwerbewaffneten bestanden in allen griechischen Staaten aus lauter solchen Bürgern, welche vorzugsweise den Staat regierten, Vermögen und einen nicht geringen Grad von Bildung besaßen und deshalb mit keinem Heere unserer Tage, sondern etwa nur mit den sogenannten Reisigen des Mittelalters verglichen werden können. Außerdem wurden alle Officiere jährlich neu gewählt, und ein griechisches Heer der demokratischen Zeit war also durch seine ganze Organisation und Zusammensetzung so beschaffen, daß jeder gemeine Soldat den Officier ersetzen konnte, ja, daß die meisten sogar hinreichend gebildet waren, um Generale zu sein und neben den Kenntnissen auch das zu einem Oberbefehl nöthige Selbstgefühl besaßen. Ein solches Heer wäre daher selbst einer gleich großen Truppenzahl unseres militärischen und in der Kriegskunst so weit vorgeschrittenen Zeitalters überlegen gewesen. Zu allem diesen kommt endlich noch, daß jeder einzelne Grieche von Jugend auf ein Krieger war, und daß in den Bürgern griechischer Staaten durch die Volksgesänge, durch den Gottesdienst, durch die ganze Einrichtung des bürgerlichen Lebens, sowie durch die unzähligen Kunstwerke, die sie überall erblickten, die Liebe zu Freiheit und Vaterland stets lebendig erhalten und genährt ward.

Auf einer kleinen Ebene, bei dem Flecken Marathon, welcher einige Meilen von Athen entfernt lag, wurde am 12. September des Jahres 490 v. Chr. die erste große Feldschlacht zwischen den Persern und den europäischen Griechen geliefert. Miltiades war in derselben der Anführer der Athener. Der Oberbefehl wechselte in dem athenischen Heere zwischen den zehn Strategen und zwar so, daß jeder von diesen ihn einen Tag lang führte. Fünf Strategen, unter denen Aristides, Sohn des Lysimachus, traten ihre Tage dem Miltiades als dem tüchtigsten und erfahrensten unter ihnen ab, dieser richtete es aber der Verantwortlichkeit seiner Collegen wegen so ein, daß die Schlacht an dem Tage geliefert ward, an welchem er der Reihenfolge nach ohnehin den Oberbefehl hatte. Durch glückliche Benutzung der Oertlichkeit, des günstigen Augenblicks und des Enthusiasmus seiner Mitbürger gewann Miltiades die Schlacht, in welcher die Perser von Hippias geleitet wurden. Indem die Griechen, von den Höhen herab stürmend, in vollem Lauf die Ebene gewannen und auf die Perser losrückten, machten sie diesen den Gebrauch der Fernwaffen, in denen sie ihre Stärke hatten, unmöglich und sicherten sich die Vortheile des Nahekampfes, in welchem ihre bessere Bewaffnung, ihre gymnastische Gewandtheit und höhere Kraft des Körpers und des Geistes ihnen den Sieg verschafften.

Ungeheure Beute, noch weit größere Ehre waren die nächsten Folgen des Sieges. Unter der gemachten Beute befanden sich auch Ketten, welche die Perser zur Fesselung der griechischen Gefangenen aus Asien mitgebracht hatten, sowie ein parischer Marmorblock, aus welchem sie, des Sieges gewiß, sich selbst ein Denkmal hatten errichten wollen. Aus dem Letzteren ließen die Athener später durch Phidias, ihren größten Bildhauer, eine Statue der Göttin Nemesis, der Bestraferin des menschlichen Uebermuths, verfertigen, welche auf dem Schlachtfeld aufgestellt ward. Sie errichteten außerdem noch andere Denkmale dieses Sieges und feierten noch lange Zeit nachher den Tag, an welchem er erfochten war. Der Verlust der Perser an Todten war übrigens nicht bedeutend: er betrug nur 6400 Mann, unter welchen auch der Tyrann Hippias sich befunden haben soll: andere erzählen, daß er auf der Rückfahrt gestorben sei. Von den Athenern verloren nur 192 das Leben. Als ein Beispiel ihres großen Muthes und ihrer begeisterten Vaterlandsliebe kann der Heldentod des Cynegirus, eines Bruders des berühmten Dichters Aeschylus, dienen. Dieser hielt beim Verfolgen der nach den Schiffen fliehenden Feinde ein Boot mit der rechten Hand fest und als ihm dieselbe abgehauen war, soll er auf gleiche Weise auch die Linke verloren und hierauf sogar mit den Zähnen das Fahrzeug festzuhalten versucht haben, bis ihn die Perser niederhieben. Ebenso wird berichtet, daß ein athenischer Bürger gleich nach dem Ende der Schlacht in vollem Laufe nach Athen geeilt sei, um seinen Mitbürgern die Siegesbotschaft zuerst zu überbringen, und daß derselbe auf dem Markte angekommen mit den Worten: „Freuet euch, wir haben gesiegt!“ todt niedergestürzt sei. Einige Tage nach der Schlacht kamen die Spartaner, 2000 Mann stark, bei Marathon an. Sie waren gleich nach dem Vollmond ausgerückt und so schnell marschirt, daß sie den Weg nach Athen, welcher 30 deutsche Meilen betrug, in drei Tagen zurücklegten.

Unmittelbar nach der Schlacht segelte die persische Flotte, von welcher sieben Schiffe in die Hände der Athener gefallen waren, an der Küste von Attika hin, um das Vorgebirge Sunium, um die Stadt Athen noch vor der Rückkehr ihres Heeres vom Süden her zu überrumpeln; allein Miltiades, der diese Absicht merkte, kam ihnen zuvor und die Perser fuhren daher, als sie in der phalerischen Bucht angekommen waren, sogleich wieder in die hohe See. Sie segelten, da der Winter vor der Thür war, gerades Weges nach Asien zurück. Gegen die gefangenen Eretrier, welche sie mit sich nahmen, zeigte sich Darius eben so menschenfreundlich, wie einst gegen die gefangenen Milesier: er schenkte ihnen die Freiheit und wies ihnen einen Ort im Innern seines Reiches an, wo sie sich ansiedelten.

3. Die Zeit zwischen dem zweiten und dritten Perserkriege.

Den Athenern gebührte es natürlich, diejenigen Griechen zu bestrafen, durch welche die Perser bei ihrer Unternehmung begünstigt worden waren. Sie mußten dazu um so eher geneigt sein, als dies ihnen einen gerechten Vorwand zur Erweiterung ihrer Macht gab und die ärmeren Bürger dadurch eine Gelegenheit erhielten, sich auf Kosten der Besiegten zu bereichern. Miltiades faßte dies als nächstes Ziel der athenischen Politik ins Auge und forderte die Athener zur Ausrüstung einer Flotte von 70 Schiffen auf, beging aber dabei den Fehler, daß er seine eigentliche Absicht nicht aussprach und diejenigen, welche er bekämpfen wollte, nicht einmal mit Namen nannte, sondern nur ganz im Allgemeinen die Bereicherung der Athener und die Erweiterung ihrer Macht als den Zweck der Expedition angab. Miltiades nahm, indem er einen solchen Antrag stellte, eben damit auch die ganze Verantwortlichkeit für den Ausgang des kostspieligen Unternehmens auf sich. Das Volk ging auf seinen Vorschlag ein und übertrug ihm selbst das Commando. Miltiades wandte sich zunächst gegen die Insel Paros, deren Bewohner nicht allein den Persern gehuldigt, sondern sie sogar mit einem Kriegsschiff unterstützt hatten. Das Glück war den Athenern nicht günstig: Miltiades belagerte die Hauptstadt der Insel 26 Tage lang und sah sich hierauf in Folge eines Sturzes, der ihm ein schweres Leiden zuzog, genöthigt, mit seiner Flotte nach Athen zurückzusegeln. Hier ward er sogleich wegen der von ihm angerathenen Unternehmung vor Gericht gezogen. Man hatte ihm, der im Chersones als Fürst geherrscht hatte, nie recht trauen wollen und der demokratische Sinn der Athener erweckte in ihnen stets eine starke Eifersucht gegen alles, was über Andere hinaus strebte. Die Alkmäoniden, welche durch Miltiades in den Hintergrund gedrängt worden waren, benutzten diesen Geist der Bürger und Xanthippus, das Haupt derselben, klagte den Sieger von Marathon auf Tod und Leben an, weil derselbe die Athener durch das gegebene Versprechen großer Vortheile zur Ausrüstung einer Flotte und eines Heeres veranlaßt und, wie der Ausgang der Sache zeige, das Volk auf Kosten der Staatskasse und des Lebens vieler Bürger getäuscht habe, er habe überdieß, beschuldigten sie ihn, aus Gründen persönlichen Hasses diesen Zug übernommen. Miltiades konnte, da sein Uebel sich verschlimmert hatte, sich nicht selbst vertheidigen und seine Freunde vermochten nur die Todesstrafe von ihm abzuwenden. Er wurde aber zur Bezahlung der auf den Zug gegen Paros verwendeten Kosten, einer Summe von 50 Talenten (130,000 fl. oder 72,000 Thlrn.), verurtheilt und in Folge dieses Spruches ebenso behandelt,

wie nach atheniſchem Rechte jeder Bürger, d. h. er war bis zur Bezahlung der dem Staate ſchuldigen Summe von allen bürgerlichen Rechten ſuspendirt und nöthigenfalls der perſönlichen Haft unterworfen. Dieſe Verurtheilung des Befreiers von Athen iſt von der ſpäteren Zeit falſch beurtheilt worden, indem man dieſelbe als ein Verbrechen ſchändlicher Undankbarkeit den Athenern zum Vorwurf machte. Miltiades ſtarb bald darauf an ſeiner Krankheit; ob im Gefängniß, wie einige Schriftſteller des ſpäteren Alterthums ſagen, iſt ungewiß. Sein nachher berühmt gewordener Sohn Cimon bezahlte die Summe, für welche, nach atheniſchem Recht, der Staat ſich an Hab und Gut des Verurtheilten halten konnte.

Miltiades hatte ſeit ſeiner Rückkehr vom Cherſones das atheniſche Volk geleitet; nach ſeinem Tode traten ſogleich andere tüchtige Männer an ſeine Stelle. Dieſe waren Xanthippus, Ariſtides und Themiſtokles. Von ihnen ſind die beiden Letzteren die wichtigſten. Ariſtides, welcher im Todesjahr des Miltiades das Amt des erſten Archonten bekleidete, war einer der wackerſten Männer, die je in Athen gelebt haben. Als ein durchaus redlicher und biederer Mann ließ er ſich ſein ganzes Leben hindurch weder vom Ehrgeiz, noch von der Rückſicht auf ſeinen perſönlichen Vortheil leiten, ſondern blieb mit Aufopferung jedes eigenen Vortheils ſtets nur für das Wohl ſeiner Vaterſtadt thätig. Seine Mitbürger gaben ihm wegen dieſer Uneigennützigkeit und Geradheit ſeines Charakters den ehrenden Beinamen des Gerechten oder Rechtlichen und hatten ein ſo großes Vertrauen zu ſeiner Unparteilichkeit, daß viele von ihnen ihre Streitigkeiten, ſtatt ſie vor die Gerichte zu bringen, durch ihn als Schiedsrichter entſcheiden ließen. Themiſtokles dagegen, ein Mann nicht von vornehmer Herkunft, aber durch ſeine großen Geiſtesgaben vor allen Andern zur Leitung des Staates berufen, war von einem mächtigen Ehrgeiz erfüllt und ſtrebte von früher Jugend an nach dem erſten Platze, zu welchem ſeine angebornen Talente ihn befähigten. Man erzählt von ihm, daß er ſchon als Knabe nur in demjenigen Theile des Unterrichts, welcher auf Staat und Krieg Bezug hatte, ſich ausgezeichnet habe, allen den Uebungen aber, welche wie die Muſik auf Veredelung des Herzens und Verſchönerung des Lebens hinzielten, abgeneigt geweſen ſei. Ebenſo deuten alle Anekdoten, welche auf den Anfang ſeines Mannesalters ſich beziehen, auf ein lebhaftes Bewußtſein von ſeinem Beruf zum Herrſchen, zum Lenken der Menſchen als Staatsmann oder Feldherr: in Gedanken eines ſolchen berechtigten Ehrgeizes wuchs er auf. Er ſoll z. B., da er keine muſikaliſche Bildung erhalten hatte und deshalb in Geſellſchaft nicht, wie man es in Athen von jedem gebildeten Manne gewohnt war, von dieſer Seite her zur Unterhaltung beitragen

konnte, sich einst damit entschuldigt haben, daß er sagte, die Saiten zu schlagen verstehe er nicht, wohl aber verstehe er die Kunst, einen schwachen und kleinen Staat zu Macht und Ansehen zu erheben. Jetzt nach der Schlacht bei Marathon, wo die Gefahr nur vertagt aber nicht beseitigt war, jetzt war die Zeit für einen solchen Mann gekommen: das Beispiel des Miltiades, dessen Name in Aller Munde war, wirkte mächtig auf den jüngeren Mann und trieb ihn vorwärts: die Trophäen des Miltiades, wie eine der vielen Anekdoten ihn äußern läßt, ließen ihn nicht schlafen.

Themistokles und Aristides standen nach Miltiades Tode drei Jahre lang neben einander an der Spitze des Staates und arbeiteten zusammen, der Eine, als sparsamer Verwalter der Finanzen und als rechtlicher Mann, der Andere als ein Staatsmann, welchem jedes Mittel, das zum Zwecke führt, gut und recht erschien; im Jahre 486 v. Chr. aber bewirkte Themistokles, daß Aristides durch den Ostracismus aus Athen verbannt wurde. Man erzählt, daß bei der Abstimmung hierüber ein gemeiner Athener, welcher nicht schreiben konnte, dem ihm unbekannten Aristides die Scherbe mit der Bitte gereicht habe, den Namen Aristides darauf zu schreiben; und daß er, als dieser ihn fragte, was ihm denn Aristides Böses gethan habe, geantwortet habe: „Gar nichts, ich kenne ihn nicht einmal, allein es ärgert mich, daß alle Welt ihn vorzugsweise den Gerechten nennt."

Mit dieser sorgfältig abwägenden bedächtigen Gerechtigkeit stand er dem Themistokles im Wege, der für die außerordentliche Zeit auch außerordentliche Mittel und Wege nöthig glaubte. Dieser stand jetzt ohne Nebenbuhler an der Spitze des Staates und lenkte das Volk vermittelst des großen Einflusses, den er sich verschafft hatte. Er wußte die Mittel, welche eine Demokratie talentvollen Männern darbietet, so zu benutzen, daß Athen bald aus einem Städtchen eine der Hauptstädte der damaligen Welt ward. Er verfolgte die zwei Zwecke, sich selbst unentbehrlich und seine Vaterstadt groß und berühmt zu machen, und erreichte beide. Athen stand damals ganz allein, während die Spartaner das anerkannte Haupt des dorisch-peloponnesischen Bundes waren; ja Athen hatte sogar an den Aegineten einen mächtigen Feind in seiner unmittelbaren Nähe. Außerdem mußte Athen damals einen neuen Angriff von Seiten der Perser erwarten, deren Macht um so furchtbarer schien, da alles Land vom Hellespont bis nach Thessalien, sowie fast alle Inseln des Archipelagus ihnen gehorchten. Athen hatte daher nichts Wichtigeres zu thun, als seine Flotte zu vermehren. Themistokles erkannte dies und suchte so viel als möglich die Seemacht seiner Vaterstadt zu vergrößern, damit Athen auf dem sichersten und natürlichsten Wege zu größerem Ansehen gelange und dem Kampfe

mit Aegina und dem Perserkönige gewachsen sei. Bis dahin war der jährliche Ertrag der Silbergruben in dem attischen Berge Laurion stets unter die Bürger vertheilt worden; Themistokles bewog sie, diese Vertheilung so lange einzustellen, bis man von dem Gelde eine Flotte erbaut habe, welche groß genug wäre, um den Athenern das Uebergewicht über Aegina zu verschaffen. Auf diese Weise vermehrte damals Athen seine Flotte bis auf 200 Schiffe, welche freilich keine vollkommenen Kriegsschiffe waren, durch die aber doch ihrer verhältnißmäßig großen Zahl wegen Athens Seemacht die bedeutendste in Griechenland wurde.

Athen und Aegina waren noch im blutigen Kampfe begriffen, als die Griechen von dem ganzen Umfange der ungeheuren Zurüstungen, welche in Persien zu einem neuen Feldzuge gemacht wurden, Nachricht erhielten. Sie mußten jetzt ihre ganze Macht aufbieten, um ihre Freiheit gegen diese neue von Asien her drohende Gefahr zu schützen. Dazu kam ihnen, wie der weitere Verlauf der Erzählung zeigen wird, nichts so sehr zu Statten, als jene Vergrößerung der athenischen Flotte, und der Geschichtschreiber Herodot sagt daher mit Recht, daß der Krieg mit Aegina, welcher die Athener zwang, eine große Kriegsflotte zu erbauen, Griechenland gerettet habe.

4. Der dritte Perserkrieg.

Darius war durch Zwistigkeiten, welche unter seinen Söhnen über die Thronfolge entstanden waren und durch eine in Aegypten ausgebrochene Empörung an der Fortsetzung des Krieges mit den Griechen gehindert worden. Als er 485 v. Chr. starb, konnte sein Sohn und Nachfolger Xerxes erst nach der Unterdrückung dieser Empörung an die Erneuerung des Kampfes mit Griechenland denken. Im zweiten Jahre der Regierung dieses Königs ward Aegypten wieder unterworfen und nun wurden im persischen Reiche vier Jahre lang die kolossalsten Vorbereitungen zur Eroberung von Griechenland getroffen. Es war ein Nationalzug von ganz Asien, welchen Xerxes veranstaltete. Aus allen Völkern des großen persischen Reiches, von Indien und dem Lande der Scythen an bis zu den Grenzen Aegyptens und Thraciens hin, wurde ein ungeheures Heer zusammengebracht. Dieses soll, ohne den zahllosen Troß, aus nicht weniger als 1,700,000 Mann zu Fuß und 80,000 Reitern bestanden haben, es befanden sich in demselben aber keine 200,000 Mann brauchbarer Streiter und nur 10,000 Mann eigentlicher Kerntruppen; die große Mehrzahl des Heeres waren undisciplinirte Schaaren, deren ungeheure Menge ihnen selbst sehr leicht verderblicher werden konnte, als jeder Kampf mit den Feinden. Die Flotte bestand aus 1207 Kriegsschiffen und etwa 3000 Trans-

portschiffen und hatte eine Bemannung von 517,000 Köpfen. Die Schiffe waren von den verschiedenen dem persischen Reiche unterworfenen Seevölkern des Ostens ausgerüstet worden; die besten waren die phönicischen Kriegsfahrzeuge, 300 an der Zahl; von den unterworfenen Griechen Kleinasiens und der Inseln befanden sich nicht weniger als 450 Kriegsschiffe bei der persischen Flotte, unter ihnen allein 150 ionische. Für die Verpflegung des ungeheueren, zu Wasser und zu Land gegen Europa anrückenden Heeres wurden, bis nach Macedonien hinein, Magazine an den Küsten angelegt. Außerdem sollte die Flotte immer gleichmäßig am Ufer vorgehend dem Marsche der Truppen folgen, um den Millionen des Heeres die nöthigen Lebensmittel zu liefern: eine gebrechliche Stütze für eine so große Menschenmenge, deren Existenz so ganz allein auf der Erhaltung der Flotte beruhte! Um die Fahrt an dem gefährlichen Vorgebirge Athos in Thraeien, an welchem die erste persische Unternehmung gegen Griechenland gescheitert war, zu vermeiden, wurde die Landenge, welche jenes Vorgebirge mit dem festen Lande verbindet, durchgraben und ein breiter und tiefer Kanal angelegt. Endlich wurden an der engsten Stelle des Hellespont oder der Dardanellen-Straße, welche nur etwa 2000 Schritt oder eine Drittel-Stunde breit ist, zwei Schiffbrücken für den Uebergang des Heeres gebaut. Diese Arbeit mußte zweimal gemacht werden, weil die Brücken bald nach ihrer Vollendung von der starken Strömung jener Meerenge fortgerissen wurden. Nach der Erzählung der Griechen ließ Xerxes zur Strafe dafür nicht nur die Leiter des Werkes hinrichten, sondern sogar auch dem Wasser des Hellespont Peitschenhiebe geben und ein Paar Ketten in denselben werfen: man vermuthet, daß dies religiöse Ceremonieen waren, dazu bestimmt, die Dämonen des Meeres zu bändigen.

Die Nachricht von den ungeheuren Rüstungen der Perser mahnte die Griechen dringend zur Beilegung ihrer Zwistigkeiten und zur Vorbereitung eines gemeinschaftlichen Widerstandes gegen die Barbaren. Auch wurden wirklich jetzt alte Feindschaften ausgeglichen, Aegina und Athen versöhnten sich, eine große Zahl griechischer Staaten vereinigte sich zu einem Bunde und unter der Leitung der Spartaner wurden die nöthigen Anstalten zur Vertheidigung des Vaterlandes getroffen. Nur Argos war zu sehr von seinem alten Haß gegen die Spartaner beherrscht, um unter dem Oberbefehl derselben zu fechten und wies daher die Aufforderung zur Theilnahme an Bunde zurück. Außerdem entzogen sich auch die beiden Inseln Kreta und Koreyra diesem Bündniß. Der Tyrann Gelo von Syrakus, dessen Macht größer war als die irgend eines andern griechischen Staates, erklärte

sich zwar zur Theilnahme bereit und bot sogar 200 Kriegsschiffe, 28,000 Mann Truppen und die Lieferung der für das gesammte griechische Heer während des Krieges nöthigen Lebensmittel an, verlangte aber dafür den Oberbefehl über die gesammte Streitmacht der Griechen, oder wenigstens über die Flotte. Das erstere konnte der spartanische Stolz nicht zugestehen, dem letztern widersetzte sich das Selbstgefühl der Athener und Gelo versagte deshalb seinen Beistand. Er ließ im Hinblick auf die Größe seiner Macht den Spartanern sagen, ihre Zurückweisung seiner Anerbietungen sei ebenso anzusehen, als wenn sie dem Jahre den Schmuck des Frühlings raubten. Einige Staaten Griechenlands, die dem Bunde beigetreten waren, verloren den Muth und unterwarfen sich insgeheim den Persern, welche Herolde nach Griechenland vorausgesandt hatten, um wie früher von den einzelnen Völkerschaften Erde und Wasser zu fordern. Die verbündeten Griechen oder wie sie sich nannten die „Eidgenossen" schickten ihrerseits, während sie ihre Rüstungen machten, Kundschafter nach Kleinasien, um sich von den Plänen der Feinde, der Zahl ihrer Truppen und der Beschaffenheit derselben zu unterrichten. Themistokles aber bot seine ganze Kraft auf, um Athen völlig in eine Seemacht umzuwandeln und erreichte seinen Zweck mit Hülfe des delphischen Orakels. Dieses, welches die Athener anfangs zur Flucht als dem einzig möglichen Rettungsmittel aufgefordert hatte, gab, nochmals befragt, die Antwort, nur die hölzerne Mauer werde für Athen eine unüberwindliche Schutzwehr sein. Themistokles überzeugte seine Mitbürger, daß damit die Flotte gemeint sei, und bewog sie dadurch zu neuer Ausrüstung von Kriegsschiffen.

Von Demaratus und anderen griechischen Flüchtlingen begleitet, setzte sich Xerxes im Frühling des Jahres 480 v. Chr. mit seinem Landheere von Sardes aus in Bewegung. Der durch Trojas Gebiet fließende Skamander und einige andere Flüsse hatten nicht Wasser genug, um die Millionen des Heeres zu tränken. In der Nähe jenes Flusses, wo einst zum ersten Male Asien und Europa in Waffen gegen einander gestanden hatten, brachte Xerxes den Manen der trojanischen Helden Opfer dar. Am Hellespont angekommen, musterte er sein großes Heer und die ebendaselbst versammelte Flotte. Als der König den Hellespont mit Schiffen und alles umliegende Land mit Truppen angefüllt sah, pries er sich glücklich, der mächtigste Herrscher zu sein; bald aber änderte sich seine Stimmung und der Anblick des ungeheuren Menschengewühls erweckte das Gefühl der Wehmuth in ihm und entlockte seinem Auge Thränen. Als Artabanus, der hochbejahrte Oheim des Königs, welcher neben ihm stand, ihn um den Grund seines plötzlichen Schmerzes fragte, antwortete er, daß der Anblick

der Millionen den Gedanken in ihm erweckt habe, wie kurz des Menschen Leben sei und wie wenige in dieser großen Masse von Kriegern ein hohes Alter erreichen würden. Artabanus, der seinen Neffen früher vergebens von dem Zuge gegen Griechenland als einer für das persische Reich verderblichen Unternehmung abzuhalten gesucht hatte, erwiderte, in des Königs Stimmung eingehend: „Ach, das Leben der Menschen hat eine noch viel traurigere Seite. So kurz es auch ist, so ist doch weder von diesen Millionen noch von allen übrigen Menschen ein einziger so unausgesetzt glücklich, daß er nicht von Zeit zu Zeit lieber sterben als fortzuleben wünschte. Denn vielfache Leiden trüben eines Jeden Glück, sie machen, daß die kurze Spanne des Lebens dem Menschen oft allzu lange dünkt und der Tod erscheint ihm deshalb zuletzt als ein freundlicher Erlöser aus den Mühsalen des irdischen Daseins. So hat die Gottheit, die uns des Lebens Süßigkeiten kosten läßt, ihnen auch die bitteren Tropfen des Leides beigemischt.“ Xerxes, der einer ernsten Betrachtung solcher Art nicht lange nachhängen konnte, sprang plötzlich von dem Gegenstande ab und ging auf die bevorstehende Unternehmung selbst über. Artabanus versuchte nun, im Angesicht der Grenzen von Europa und Asien, noch einmal seinem Neffen die Ueberzeugung beizubringen, daß bei diesem Kriege gerade die ungeheure Größe der aufgebotenen Kriegsmacht den Persern am meisten gefährlich sein könne, weil ein Heer, je stärker es an Zahl sei, um so mehr allen Wechselfällen des Schicksals und dem Untergang durch Hunger und Krankheiten preisgegeben sei und bei jeder Niederlage um so leichter in Verwirrung und rettungslose Noth gerathe. Allein Xerxes war hiervon nicht zu überzeugen und Artabanus reiste unverrichteter Sache nach Susa zurück, um daselbst während der Abwesenheit des Königs die Regierung zu führen.

Am nächsten Tage trat das persische Heer seinen Uebergang über den Hellespont an, nachdem Xerxes in früher Morgenstunde zur Sonne gebetet und dieser Gottheit zum Opfer eine goldene Schale, einen Becher von Gold und einen persischen Säbel in das Meer geworfen hatte. Sieben Tage und sieben Nächte dauerte dieser Uebergang, obgleich die Truppen ohne Unterbrechung über die Brücke marschirten. Die Schiffbrücken, welche man thörichter Weise aufgeschlagen stehen ließ, wurden bald nachher durch die heftige Strömung und durch Stürme vernichtet. Auf der Ebene von Doriskus, an der Mündung des Hebrusflusses in Thracien, hielt Xerxes noch einmal eine Musterung über die Flotte und das Heer und hier wurde auch eine Zählung der großen Menschenmasse vorgenommen. Man zählte nämlich 10,000 Mann oder eine Myriade ab, ließ dieselben dann in einen Kreis so dicht als möglich zusammentreten und umgab den von ihnen ein-

genommenen Raum mit einer Umfriedigung. Hierauf führte man alle Theile des Heeres nach einander in diesen Raum und zählte so die gesammte Macht nach Myriaden. Nach der Musterung unterhielt sich Xerxes mit Demaratus, dem ehemaligen König der Spartaner über die außerordentliche Größe seines, dem Befehl eines Einzigen untergebenen Heeres und die geringe Truppenzahl des noch dazu in viele Staaten zertheilten und zwieträchtigen Volkes der Griechen. Demaratus bemühte sich vergebens, dem Perserkönig einen richtigen Begriff von dem, worin die wahre Kraft eines Volkes besteht, beizubringen; er suchte ihn zu überzeugen, daß ein freies, gebildetes und unverweichlichtes Volk, wie die Griechen, bei der Vergleichung mit anderen Nationen nicht nach der Zahl seiner Glieder, sondern nach dem es belebenden Geiste, nach der unter ihm herrschenden Gesinnung und nach dem Charakter seines bürgerlichen Lebens geschätzt werden müsse, und daß unter den Griechen insbesondere die Spartaner vor der persischen Uebermacht nicht zurückbeben, sondern ohne Rücksicht auf die Größe des feindlichen Heeres ihren Gesetzen und ihrer Volkssitte treu, ihre Freiheit bis auf den letzten Mann vertheidigen würden. Xerxes fand eine solche Behauptung lächerlich. Auf seinem weiteren Marsche vermehrte er sein großes Heer noch durch Thracier, Macedonier und Thessalier. Widerstand fand er auf dem ganzen Wege von Doriskus bis zu dem Paß der Thermopylen nirgends.

Unterdessen hatten die in Korinth zusammengekommenen Abgeordneten der griechischen Staaten über die Vertheidigung ihres Vaterlandes Berathung gepflogen und den Beschluß gefaßt, durch ein in dem Tempepaß aufzustellendes Heer den Persern den Eintritt in Griechenland zu verwehren. 10,000 Schwerbewaffnete, zu welchen noch die gesammte thessalische Reiterei stieß, besetzten unter der Anführung des Spartaners Euänetus und des Atheners Themistokles den genannten Engpaß, welcher von der maeedonischen Küste her den einzigen natürlichen Eingang in Griechenland bildet. Dieses Heer verweilte jedoch nur wenige Tage im Tempe; denn eines Theils war den Thessaliern nicht zu trauen, welche wirklich auch bald nachher sich an die Perser anschlossen und mit ihnen gegen die übrigen Griechen zu Felde zogen, anderes Theils aber konnte bei einem Kampfe im Tempe nach der Beschaffenheit der dortigen Seeküste und des offenen Meeres die griechische Flotte das Landheer nicht unterstützen und außerdem erfuhr man, daß die Perser beschlossen hätten, durch einen Gebirgspaß im Nordwesten von Thessalien in dieses Land einzubrechen und so das griechische Heer zu umgehen und von seinen Landsleuten abzuschneiden. Die Griechen bestiegen also ihre am Ausgang des Thales Tempe vor Anker liegenden Schiffe und segelten nach Korinth zurück.

Hier wurde von den versammelten Abgeordneten das Verfahren des Heeres gebilligt und zugleich der Beschluß gefaßt, ganz Thessalien dem Feinde preiszugeben und diesen erst an der Grenze von Mittelgriechenland in dem Paß von Thermopylä zu erwarten. Dadurch wurde nicht allein die Vertheidigungslinie enger gezogen, was bei dem Kampfe einer kleinen Macht mit einer weit überlegenen größeren der Ersteren bedeutende Vortheile gewährt, sondern der von den Griechen gefaßte Beschluß war zugleich auch sonst der beste Kriegsplan, den man entwerfen konnte. Die Thermopylen sind nämlich ein schmaler Weg, welcher zwischen dem steilen Abhang des ungangbaren Oeta-Gebirges, und dem Busen von Zeitun liegt und in alter Zeit so enge war, daß an einer Stelle nur für einen einzigen Wagen Raum übrig blieb. Dieser Paß war deshalb durch eine kleine Zahl tapferer Krieger leicht zu vertheidigen und die Angreifenden vermochten bei einer noch so großen Uebermacht stets nur mit gleicher Zahl gegen dieselben zu kämpfen. Dazu kommt noch, daß der anstoßende Meerbusen sowohl von der Nordseite wie vom Westen Euböas her nur schmale, durch Klippen und häufige Stürme gefährliche Zugänge hat, welche einer verhältnißmäßig kleinen Flotte, wie die griechische war, die Möglichkeit gewährten, einer viel größeren Zahl von Schiffen die Einfahrt in den Busen zu verwehren und diese also von der Annäherung an die Thermopylen abzuhalten. Wenn nun das in dem Passe aufgestellte Heer mehrere Wochen lang tapfer aushielt, so konnte das ungeheure Landheer der Perser sich nicht von der Stelle bewegen; und wenn anderer Seits die griechische Flotte ihre Schuldigkeit that, so konnten die persischen Schiffe nicht zu ihrem Heere gelangen und ihm die nöthigen Lebensmittel bringen; das gesammte Thessalien aber konnte, wenn eine aus mehreren Millionen bestehende Menschenmasse lange an einem und demselben Punkt festgehalten wurde, zur Ernährung derselben nicht ausreichen. Das persische Heer ward auf solche Weise dem Hunger preisgegeben und dieser mußte bei ihm sehr bald Unordnung und Verwirrung hervorbringen.

Zur Erreichung dieses Zweckes kam es vor Allem darauf an, daß die in die Thermopylen zu sendende Truppenschaar die nöthige Ausdauer und Tapferkeit habe, und daß die im Norden von Euböa aufzustellende Flotte gut befehligt werde. Diese, aus 271 größeren Kriegsschiffen bestehend, bei welchen auch Themistokles mit dem athenischen Geschwader sich befand, wurde unter der Anführung des spartanischen Admirals Eurybiades nach der Nordküste von Euböa gesandt und erwartete bei dem dortigen Vorgebirge Artemisium die Ankunft der feindlichen Seemacht. Nach den Thermopylen aber zog ein Heer von mehreren 1000 Mann und zugleich suchte man die dem

Passe zunächst wohnenden Völkerschaften von Mittelgriechenland auf jede Weise zur Ausdauer und zum Vertrauen auf die Götter zu ermuthigen. Durch die Besetzung der Thermopylen und die am Eingang des sie bespülenden Meeres aufgestellte Flotte ließ man ihnen durch Boten sagen, sie seien gegen die drohende Gefahr vollkommen geschützt; und obgleich die Macht der Perser sehr groß sei, so sei doch kein Grund zur Furcht vorhanden; denn nicht ein Gott, sondern ein Mensch sei es, der gegen das Vaterland heranrücke; es gäbe aber keinen Menschen, welcher Macht genug habe, um das Unglück von sich abzuwenden; im Gegentheil, je mächtiger Jemand wäre, um so härter pflege der Schlag des Schicksals ihn zu treffen; es würde also gewiß auch der heranziehende Perserkönig in seiner stolzen Hoffnung getäuscht werden.

Die persische Flotte hatte, noch ehe sie in die Nähe der griechischen kam, ein schweres Unglück zu erleiden. Sie ward nämlich an dem die südöstliche Spitze von Thessalien bildenden Vorgebirge Sepias von einem Sturme überfallen, welcher drei Tage hindurch anhielt und mehrere hundert Schiffe mit vielen Menschen vernichtete. Sie segelte hierauf weiter und traf bald mit den Griechen bei dem euböischen Vorgebirge Artemisium zusammen. Ehe hier beide Flotten mit einander in Kampf geriethen, war Xerxes mit dem Landheer bereits bei Thermopylä angekommen und hatte den Kampf mit dem dort aufgestellten griechischen Heere begonnen. Dies war aus Spartanern, Arkadiern, Korinthiern, Phliasiern, Bürgern von Mycenä, Böotiern, Phokiern und opuntischen Lokrern zusammengesetzt; den Oberbefehl führte der spartanische König Leonidas I., welcher seinem Bruder Kleomenes in der Regierung gefolgt war. Leonidas war entschlossen, seiner Aufgabe vollkommen Genüge zu leisten und hatte deshalb auch die 300 Krieger, welche Sparta zum Heere sandte, unter seinen Mitbürgern sorgfältig ausgewählt und nur solche Männer genommen, welche von gesetztem Alter waren und schon Kinder hatten. Als Xerxes vor den Thermopylen ankam, war er sehr erstaunt, daß einige tausend Mann seinem ungeheuren Heere Widerstand leisten wollten. Er schickte sogleich Reiter als Kundschafter nach dem Passe. Diese näherten sich den griechischen Vorposten, welche an jenem Tage gerade aus Spartanern bestanden und waren nicht wenig überrascht, als sie dieselben theils mit gymnastischen Uebungen, theils mit dem Flechten ihrer Haare beschäftigt sahen. Xerxes, dem ein solches Benehmen unerklärlich und lächerlich vorkam, fragte den König Demaratus um die Ursache desselben. Dieser sagte ihm, es gehe daraus hervor, daß die Griechen in den Thermopylen zu einem Kampfe auf Leben und Tod entschlossen seien; denn es sei bei den Spartanern Gebrauch, vor dem Kampfe

sich das Haupt zu schmücken; Xerxes habe jetzt die tapfersten Männer der Erde vor sich und wenn er diese zu besiegen vermöge, so gäbe es kein Volk, welches ihm zu widerstehen im Stande sei. Der Perserkönig war jedoch nicht zu überzeugen, daß die Spartaner und ihre Kampfgenossen wirklich mit der gewissen Aussicht auf ihren eigenen Untergang gegen ihn zu kämpfen entschlossen seien und wartete vier Tage lang. Er glaubte, die Spartaner würden nicht so unsinnig sein, zu bleiben, sondern sich von freien Stücken zurückziehen.

Am fünften Tage schickte Xerxes einen Theil seiner Truppen zum Kampfe aus; diese fochten bis zum Abend, wurden aber zuletzt mit großem Verlust zurückgeschlagen. Der König, welcher nun den Muth der Griechen kennen gelernt hatte, übertrug den ferneren Angriff auf die Thermopylen dem eigentlichen Kern seines Heeres. Dieses waren die sogenannten Unsterblichen; das Corps bestand aus 10,000 auserlesenen Persern und führte jenen Namen, weil sie immer vollzählig erhalten und deshalb bei jedem Verlust sogleich wieder ergänzt wurden. Diese Schaar focht zwar sehr tapfer gegen Leonidas und seine Truppen, konnte aber ebenfalls nichts ausrichten und verlor viele Leute. Xerxes wurde durch den unbesiegbaren Widerstand der Griechen in große Verlegenheit gebracht; denn er konnte mit seinen großen Heeresmassen unmöglich lange Zeit an einer Stelle sich aufhalten, ohne daß dieselben durch Hungersnoth und ausbrechende Krankheiten aufgerieben wurden und so seine ganze Unternehmung auf die schrecklichste Weise scheiterte. Aus dieser Verlegenheit half ihm ein Verräther unter den Griechen, Ephialtes, welcher der nahe bei den Thermopylen wohnenden thessalischen Völkerschaft der Malier angehörte. Es gab nämlich einen wenig gekannten Fußsteig über das Gebirg, auf welchem man mit Umgehung der Thermopylen nach Mittelgriechenland und in den Rücken der griechischen Stellung gelangen konnte. Diesen zeigte Ephialtes, durch die Hoffnung auf Belohnung gereizt, dem Perserkönig. Der Verräther sah sich später genöthigt, vor der Rache seiner Landsleute aus seiner Heimath zu entfliehen; die Amphiktyonen setzten aber einen Preis auf sein Haupt und er wurde einige Zeit nachher von einem Griechen aus der Stadt Trachis erschlagen.

Durch Ephialtes Verrath wurden die Perser vom Untergang gerettet und der von den Griechen entworfene Plan des Feldzugs vereitelt. Ephialtes führte die Schaar der Unsterblichen unter Hydarnes nächtlicher Weile über das Gebirge, damit, wenn sie an dem jenseitigen Fuße desselben angekommen wären, das griechische Heer zu gleicher Zeit von vorn und von hinten angegriffen werde. Als die Perser mit Tagesanbruch auf die Höhe des Gebirges kamen, fanden sie dieselbe von tausend Phokiern besetzt, welche Leonidas aus Vorsicht gleich

anfangs zur Bewachung des Pfades dort aufgestellt hatte. Diese wurden von den Persern seitwärts in das Gebirge gedrängt, dann stiegen die Letzteren so schnell als möglich bergab, um den gemachten Anschlag auszuführen; doch ward Leonidas durch Ueberläufer vom persischen Heere noch zeitig genug von dem, was vorging, in Kenntniß gesetzt. Er hielt sogleich in der ersten Stunde des Tages einen Kriegsrath. Alle seine Bundesgenossen erklärten den ferneren Kampf für nutzlos und beschlossen, so schnell als möglich die Thermopylen zu verlassen, mit alleiniger Ausnahme der kleinen Schaar aus der böotischen Stadt Thespiä. Leonidas selbst, der demgemäß in richtiger Erkenntniß der Lage den Abzug des Hauptheeres anordnete, hielt es für Pflicht des Spartaners, zu bleiben, um sich zu opfern und diesen Rückzug zu decken. Ein Spruch des delphischen Orakels, der den Spartanern gleich am Anfang des Krieges verkündet hatte, daß entweder Sparta oder einer seiner Könige fallen werde, sowie der Gedanke an die Unsterblichkeit seines Namens und an die Wirkung, welche das von ihm gegebene Beispiel aufopfernder Vaterlandsliebe bei Mit- und Nachwelt hervorbringen müsse, bestärkten und ermuthigten ihn in seinem heldenmüthigen Entschlusse. Er ließ also die Bundesgenossen außer den Thespiern, welche Tod und Ruhm mit den Spartanern theilen wollten, nach ihrer Heimath zurückziehen: nur die Thebaner, die schon am Anfang ungern ihm in die Thermopylen gefolgt waren, hielt er wider ihren Willen zurück, weil er gegen ihre Vaterstadt den gerechten Verdacht hegte, daß sie zum Abfall von der griechischen Sache entschlossen sei. An eine Vertheidigung des Passes war nicht mehr zu denken, sondern es galt, ruhmvoll zu sterben und dabei dem Feinde noch so viel als möglich zu schaden. Darum forderte Leonidas seine Spartaner, die 700 Thespier und die 400 verdächtigen Thebaner auf, sich zum Tode zu rüsten. Er hieß sie sich durch Speise und Trank zu dem bevorstehenden Kampfe stärken und ihr Morgenbrod mit dem Gedanken einnehmen, daß sie das Mittagsmahl in der Unterwelt halten würden.

Einige Stunden nach Sonnenaufgang rückten die persischen Truppen, der mit Ephialtes genommenen Abrede gemäß, aus dem Lager und es begann nun ein blutiger Kampf. Die Griechen zogen dem herannahenden persischen Heere entgegen und fochten mit so verzweifeltem Muthe, daß eine Menge Feinde von ihnen niedergestoßen oder ins Meer gedrängt wurden, und daß ein großer Theil des persischen Heeres von seinen Offizieren durch Geißelhiebe vorwärts getrieben werden mußte. Als die Speere zerbrochen oder stumpf geworden waren, griffen die Griechen zu den Schwertern und metzelten viele Feinde nieder. Unter den Gefallenen befanden sich auch zwei Brüder des Xerxes. Auch von den Griechen erlitten nicht wenige den Tod, namentlich

der König Leonidas, welcher vor allen Andern ein Beispiel hohen Heldenmuthes gegeben hatte. Um seine Leiche entstand ein furchtbarer Kampf; viermal wurden die Perser, die sich derselben bemächtigen wollten, zurückgeschlagen und nur mit Mühe behaupteten die Griechen endlich den Besitz des königlichen Leichnams. Jetzt erblickten sie in ihrem Rücken die 10,000 Unsterblichen, welche von Ephialtes über den Bergpfad geführt worden waren. Als diese erschienen, zogen sich die Griechen auf eine Anhöhe zurück, welche an der engsten Stelle des Passes hinter einer Mauer lag, um dort den letzten Kampf zu kämpfen. Diese Gelegenheit benutzten die Thebaner zum Abfall: sie liefen mit emporgehobenen Armen zu den Persern über, viele von ihnen aber wurden bei ihrer Annäherung an die Feinde im Gewühle des Kampfes getödtet. Der Rest der Spartaner und Thespier war bald von allen Seiten umzingelt; sie fochten gegen die herandringenden feindlichen Massen so lange, als ihre Kraft ausreichte und fielen endlich in rühmlichstem Kampfe alle bis auf den letzten Mann.

Xerxes erkannte jetzt die Wahrheit dessen, was Demaratus ihm einst von den Spartanern gesagt hatte. Er war über den erlittenen Verlust vieler tausend Krieger sehr ergrimmt und ließ in seinem Zorn die Leiche des spartanischen Königs enthaupten und ans Kreuz schlagen: eine Behandlung, welche der altpersischen Denkweise und Sitte ganz und gar zuwiderlief; denn die Perser pflegten, wie des Xerxes Zeitgenosse, der Geschichtschreiber Herodot, sagt, bis dahin stets so sehr als irgend ein anderes Volk tapfere Männer zu ehren.

Den Griechen blieb das Andenken des Leonidas und derer, die mit ihm den Tod für das Vaterland gestorben waren, durch alle Zeiten ihrer Geschichte hindurch heilig. Die gefallenen Helden wurden an der Stelle, wo sie den letzten Kampf gekämpft hatten, in einem gemeinschaftlichen Grabe beerdigt und Denkmale und Inschriften verkündeten ihren Ruhm den nachkommenden Geschlechtern. Die 300 Spartaner wußte man noch einige Zeit nach ihrem Tode mit Namen zu nennen und viele Lieder verherrlichten ihre und der Thespier That bei allen Völkerschaften der griechischen Nation. Des Nationalruhms wegen schmückte man im Laufe der Zeit die Erzählungen von dem Heldenmuth und der patriotischen Gesinnung dieser Männer immer mehr aus und daraus entsprangen viele von den Anekdoten, welche in den Büchern griechischer Schriftsteller zu finden sind. Diese sind offenbar auf eben dieselbe Weise entstanden, wie so viele andere Erzählungen von großen Männern und Begebenheiten aller Zeiten und Völker. Es spricht sich in ihnen das Urtheil des Volkes aus, welches überall den Gedanken durch eine Erzählung zu verkörpern liebt, sowie der Eindruck, den eine große That stets auf Geist und Gemüth macht.

Aus diesem Grunde, besonders aber wegen der öfteren Erwähnung der meisten dieser historischen Anekdoten ist es nöthig, einige derselben anzuführen. Xerxes ließ, wie es in einer derselben heißt, am ersten Tage die Griechen auffordern, ihm ihre Waffen abzuliefern. „Komm und hole sie dir!" war die lakonische Antwort, welche Leonidas ihm gab. Als Jemand äußerte, der Perser seien so viele, daß, wenn sie ihre Pfeile abschössen, die Sonne verdunkelt würde, rief einer der tapfersten Spartaner aus: „Desto besser, dann werden wir im Schatten fechten!" Auf das vom Perserkönig gemachte Anerbieten einer Vergrößerung des spartanischen Landes, im Falle Leonidas sich ihm unterwerfen wolle, erwiderte dieser: „Die Spartaner pflegen Länder mit dem Schwerte zu erobern, nicht aber durch Verrätherei zu erkaufen." Leonidas wünschte zwei ihm vorzugsweise befreundete Spartaner am Leben zu erhalten und beauftragte sie deshalb vor dem letzten Kampfe mit einer Botschaft nach Sparta; allein diese verweigerten es mit der Erklärung, daß sie nicht nach Thermopylä gekommen wären, um Botendienste zu thun, sondern um zu kämpfen. Einer von den 300 Spartanern, welcher als Bote in einen benachbarten Ort geschickt worden war und auf diese Weise am Leben blieb, soll deshalb in Sparta seine Ehre verloren und aus Schmerz darüber sich selbst das Leben genommen haben. Von zwei andern Spartanern, welche am Morgen des letzten Tages abwesend waren, wird Folgendes berichtet, was als wahr anzunehmen ist, da der Geschichtschreiber Herodotus es mit Bestimmtheit erzählt und ihre Namen nennt. Beide waren in eine benachbarte Stadt gebracht worden, weil eine Augenkrankheit sie befallen hatte. Als sie erfuhren, daß die Perser durch den Verrath des Ephialtes ihre Landsleute umgangen hätten, ließ der Eine, Eurytus, sich in den Engpaß zurückführen, stürzte sich in das Kampfgewühl und starb den Tod des Helden. Der Andere dagegen, Aristodemus, entfloh nach Sparta, hatte aber hier die größte Schmach zu dulden: Niemand sprach mit ihm, und Jedermann nannte ihn nur den Flüchtling Aristodemus. Ein Jahr später jedoch tilgte er durch tapfern Kampf und durch den Tod auf dem Schlachtfeld seine Schuld und Schmach wieder aus.

Während des Kampfes in den Thermopylen hatte auch die Flotte der Griechen sich mit den Persern gemessen. Sie lag im Norden von Euböa, bei dem Vorgebirge Artemesium vor Anker, als die persische Flotte nach ihrem Unfall beim Kap Sepias derselben zum ersten Male in Sicht kam. Bei der Annäherung der ungeheuren feindlichen Seemacht verlor der Admiral Eurybiades und ein Theil der übrigen griechischen Anführer den Muth. Im Kriegsrathe stimmten die meisten Befehlshaber für den Rückzug, und dieser wäre auch beschlossen worden,

wenn nicht Themistokles, als er durch seine Vorstellungen nichts dagegen ausrichten konnte, ein wirksames Mittel angewandt hätte. Die Bewohner von Euböa, deren Küste durch die Abfahrt der griechischen Flotte der Wuth der Feinde preisgegeben worden wäre, hatten ihm insgeheim eine Summe von dreißig Talenten (78,000 fl. oder 43,000 Thlr.) versprochen, wenn er die griechische Flotte vom Rückzuge abhielte und zu einer Schlacht veranlaßte. Themistokles, der seine Leute kannte, bestach den Oberanführer Eurybiades und den Befehlshaber der korinthischen Schiffe, den einen mit fünf, den andern mit drei Talenten, und die griechische Flotte blieb bei Artemisium.

Die persischen Admirale hatten den Beschluß gefaßt, sich nicht eher in einen Kampf einzulassen, als bis 200 größere Schiffe, welche sie insgeheim abschickten, Euböa umsegelt hätten und den Griechen in den Rücken gekommen wären. Ein auf der persischen Flotte dienender Grieche jedoch, der zu seinen Landsleuten entfloh, verrieth diesen, was geschehen war und die Griechen griffen jetzt sogleich die Flotte der Feinde an, welche durch jene Absendung von 200 Schiffen bedeutend vermindert worden war. Obgleich der Sieg unentschieden blieb, so nahmen die Griechen doch ihren Feinden 30 Schiffe weg. In der darauf folgenden Nacht litten die Perser sehr durch einen ausbrechenden starken Gewitter-Sturm, während die Griechen in dem Hafen von Artemisium gegen das Wetter gesichert waren. Was aber noch wichtiger war, eben derselbe Sturm vernichtete die 200 zur Umschiffung Euböas abgesandten Fahrzeuge. 53 athenische Schiffe, welche am nächsten Tage bei Artemisium ankamen, brachten zu gleicher Zeit ihren Landsleuten diese willkommene Nachricht und verstärkten die griechische Flotte. Gegen Abend gelang es dieser, einen kleinen Theil der persischen Flotte abzuschneiden und in den Grund zu bohren. Am folgenden Tage kam es zu einem zweiten Haupttreffen zwischen den beiden Flotten. In diesem ward von beiden Seiten sehr tapfer gestritten; zuletzt wurden zwar die Perser zum Rückzug genöthigt, allein die Griechen hatten ihnen keine Schiffe nehmen können und von den ihrigen war ein großer Theil beschädigt worden. Sie mußten deshalb ihre Stellung aufgeben und wurden in diesem Vorhaben durch die Ankunft eines Schnellseglers bestärkt, welcher bei Thermopylä aufgestellt war, um der griechischen Flotte sogleich die Anzeige zu machen, wenn der Engpaß von den Persern genommen würde. Die griechische Flotte, deren Aufstellung bei Artemisium jetzt keinen Zweck mehr hatte, segelte zwischen Euböa und dem festen Lande südwärts und warf endlich in der durch die Insel Salamis und die Südküste von Attika gebildeten Meerenge die Anker aus. Der schlaue Themistokles wußte selbst bei diesem Rückzuge ein Mittel zu finden, den Feinden zu schaden und

seinem Vaterlande zu nützen. Er ließ vor der Abfahrt von Artemisium an den Stellen, wo die Schiffe Trinkwasser einzunehmen pflegten und wo deswegen auch die Perser auf ihrer weiteren Fahrt landen mußten, an die Felsen einige Worte schreiben, durch welche die auf der persischen Flotte befindlichen Griechen Kleinasiens aufgefordert wurden, entweder zu ihren Landsleuten überzugehen, oder, wenn ihnen dies nicht möglich sei, durch geringe Theilnahme am Kampfe den Sieg derselben zu erleichtern. Diese Worte hatten, selbst wenn ihnen von den kleinasiatischen Griechen nicht Folge geleistet wurde, doch wenigstens den Vortheil, daß die persischen Admirale gegen deren Treue Verdacht schöpften und nicht wagten, dem ansehnlichen und gewandten griechischen Theil ihrer Flotte in der Schlacht einen wichtigen Posten anzuvertrauen.

Das Landheer der Perser war unterdessen durch die Thermopylen in Mittelgriechenland eingerückt und zog plündernd und verheerend durch Phokis und Böotien gegen Attika hin. Es fand nirgends Widerstand, da ein Theil der dortigen Völkerschaften dem Perserkönig bereits insgeheim gehuldigt hatte und der andere sich zum Kampfe zu schwach fühlte, die peleponnesischen Staaten aber nur an die Vertheidigung ihrer Halbinsel dachten und ihre Truppen hinter einer auf dem Isthmus aufgeführten Verschanzung aufgestellt hatten. Die Perser hausten auf ihrem Marsche wie eine Horde wilder Raubthiere, mißhandelten die Einwohner auf empörende Weise und zerstörten sengend und brennend Städte und Dörfer. Delphi und die Schätze des dortigen Orakels wurden durch die vom Glücke begünstigte Schlauheit der Priester gerettet. Diese veranlaßten die Delphier zur Flucht auf die benachbarten Felsenhöhen, verbargen wahrscheinlich die Schätze des Tempels und sprengten, um die Gemüther der Feinde zu beunruhigen, das Gerücht aus, Apollo habe verkündet, daß er selbst sein Heiligthum vertheidigen und die Angreifenden vernichten werde. Die Perser näherten sich sorglos der, wie sie erfuhren, von Menschen verlassenen Stadt, zu welcher man von Böotien her nur über rauhe Berge und durch enge Schluchten gelangen konnte. Sie wurden plötzlich durch die auf den Höhen versteckten Delphier, welche Felsblöcke herabstürzten, angegriffen, ohne sich gegen ihre Feinde vertheidigen oder dieselben auch nur erblicken zu können und geriethen dadurch um so mehr in Verwirrung, als zufällig zugleich ein furchtbares Gewitter ausbrach. Sie ergriffen bestürzt die Flucht und verloren, von den auf den Berghöhen verborgenen Delphiern fortwährend angegriffen, viele Leute. Diese Rettung einer menschenleeren Stadt und ihrer Heiligthümer fand auf eine so ungewöhnliche Weise Statt, daß man sie nur durch ein Wunder erklären zu können glaubte und daß sich im griechischen Volke die Meinung festsetzte, Apollo habe wirklich selbst den heiligen Sitz seiner Ver-

ehrung gegen die Feinde vertheidigt. Manche Delphier wollten sogar Wesen von übermenschlicher Größe gegen die Perser kämpfen gesehen haben und in einem Tempel ihrer Stadt wurden später zwei Felsstücke aufbewahrt, von denen man behauptete, daß sie durch den Gott selbst auf die Feinde geschleudert worden seien.

Dadurch, daß die peloponnesischen Griechen nach der Eroberung von Thermopylä nur den Zugang zu ihrer Halbinsel zu vertheidigen beschlossen hatten, war Mittelgriechenland den Feinden ebenso preisgegeben worden, wie einige Wochen früher durch die Zurückziehung der griechischen Truppen aus dem Tempepaß das Land Thessalien. Auch Attika war ohne die Hülfe der Peloponnesier ebensowenig zu vertheidigen, als irgend ein anderer Theil des mittleren Griechenlands. Als daher die Perser von Böotien aus sich dem attischen Lande näherten, blieb den Bewohnern desselben nichts übrig als Unterwerfung oder Flucht. Sie wählten das Letztere und suchten ihre Rettung da, wo nach des Themistokles sicherem Blicke allein auch der entscheidende Sieg zu erwarten war, auf dem Meere. Die streitbaren Männer der Stadt Athen begaben sich größtentheils zur Flotte, die übrigen fuhren mit den Weibern und Kindern nach Salamis, Aegina und Trözen hinüber, und nur einige wenige blieben in der befestigten Akropolis ihrer Vaterstadt zurück, in der Meinung, daß in der hölzernen Umfriedigung derselben die unbezwingliche „hölzerne Mauer" des Orakels zu suchen sei. Bald nachher erschienen die Perser, welche auch Attika auf ihrem Zuge verheerten, in Athen, nahmen mit Sturm die Akropolis, hieben alle in ihr Befindlichen nieder und übergaben die Stadt den Anhängern der vertriebenen Pisistratiden-Partei, welche mit dem persischen Heere von Asien herübergekommen waren.

Griechenlands Selbstständigkeit ward durch des Themistokles Scharfblick und Gewandtheit vermittelst der Flotte gerettet. Diese bestand jetzt aus 380 größeren Kriegsschiffen, von welchen allein 180 den Athenern gehörten, während von den übrigen Staaten kein einziger mehr als 40 geschickt hatte. Die Führer, an deren Spitze als kommandirender Admiral Eurybiades stand, waren getheilter Meinung. Die einen, zu welchen Themistokles gehörte, verlangten, daß man die feindliche Flotte in der Meerenge von Salamis, einem Orte, der nicht günstiger hätte gewählt werden können, erwarte, um ihr eine Schlacht zu liefern; die anderen aber und unter ihnen auch der Oberanführer wollten den Kampf in die Nähe der korinthischen Landenge verlegt wissen, weil im Falle einer Niederlage das von den Persern bereits eroberte mittlere Griechenland keine Zufluchtsstätte darbot, und die benachbarte Insel Salamis leicht von den Feinden umzingelt werden konnte, in der Nähe des Peloponnes dagegen die

Mannschaft der geschlagenen Flotte der Rettung gewiß war. Die letztere Meinung trug in dem Kriegsrath der Admirale den Sieg davon. Sie mußte aber den Griechen Verderben bringen, nicht allein, weil der Kampf in einem engen Meere die Perser leichter in Verwirrung gebracht und an der Entwickelung ihrer ganzen, den Griechen weit überlegenen Macht gehindert hätte, sondern auch, weil bei der ängstlichen Stimmung der Gemüther zu erwarten war, daß nach der Abfahrt von Salamis ein Theil der griechischen Flotte die andern Schiffe verlassen und nach Hause segeln würde. Themistokles bewog daher den Oberanführer zu einer nochmaligen Berathschlagung mit den andern Admiralen. In diesem Kriegsrath ging es so stürmisch zu, daß man sogar erzählt, Eurybiades habe in der Hitze des Streites seinen Stab gegen Themistokles erhoben, worauf dieser ruhig gesagt habe: „Schlag' immer zu, aber höre mich nur an!" Der athenische Anführer setzte seine Meinung zuletzt vermittelst der Drohung durch, daß die Athener, deren Schiffe fast die Hälfte der ganzen Flotte ausmachten, diese verlassen, zur Gründung einer neuen Niederlassung in eine ferne Gegend segeln, und so die übrigen Griechen dem Untergang preisgeben würden, wenn man sich nicht bei Salamis zur Schlacht entschließen würde.

Auch bei den Persern, deren Flotte von Artemisium aus auf demselben Wege wie die der Griechen weiter gesegelt war, und jetzt weithin den Strand an der Südküste von Attika hin bedeckte, herrschte eine Verschiedenheit der Ansichten; aber bei ihnen trug die bessere Meinung nicht den Sieg davon. In einem von Xerxes gehaltenen Kriegsrath machte Artemisia, die Wittwe des den Persern unterworfenen Beherrschers von Halikarnassus, welche ihrem Gemahl in der Regierung nachgefolgt war, sowohl auf die gänzliche Zwecklosigkeit einer Schlacht überhaupt, als auch auf die große damit verbundene Gefahr für die Perser aufmerksam; allein man schenkte ihren Vorstellungen kein Gehör und entschied sich dahin, daß bei Salamis eine Schlacht geliefert werden solle. Ungeachtet auf diese Weise von beiden Seiten ein entscheidender Kampf beschlossen war, wäre es vielleicht dessen ungeachtet nicht dazu gekommen, wenn nicht eine List des Themistokles die Ausführung beschleunigt hätte. Es waren nämlich nicht wenige unter den Anführern der Griechen gegen den gefaßten Beschluß eingenommen, und Themistokles mußte befürchten, daß, wenn nicht bald eine Schlacht geliefert würde, ein großer Theil der griechischen Schiffe sich von den übrigen trennen und nach Hause segeln würde. Um dies zu verhindern, schickte Themistokles insgeheim einen zuverlässigen Sklaven von persischer Abkunft an Xerxes, und ließ diesem unter der Maske des Verraths sagen, daß die Griechen aus Furcht und Uneinig-

keit beschlossen hätten, auseinander zu gehen, und daß, wenn er dieselben nicht bald angreife, die günstige Gelegenheit, ihre ganze Flotte vernichten zu können, für immer vorübergehen würde. Xerxes ließ sich täuschen und traf sogleich die nöthigen Vorkehrungen, um am nächsten Tage die Griechen anzugreifen: noch in der Nacht segelte das phönicische Geschwader um Salamis herum und sperrte den Griechen den letzten Ausgang, für die es nun keine andere Wahl mehr gab, als völligen Sieg oder völligen Untergang.

Auf diese Weise ward Ende September des Jahres 480 v. Chr. die berühmte Schlacht bei Salamis herbeigeführt. Die Perser rüsteten sich in der Nacht zum Angriff. Dies erfuhren die Griechen zuerst durch Aristides, welcher, obgleich von seinen Mitbürgern, wie wir sahen, durch Ostracismus verbannt, doch von Aegina her unter Lebensgefahr mitten durch die feindlichen Schiffe hindurchfuhr, um das, was die Perser vorhatten, seinem Gegner Themistokles anzuzeigen und so, mit Beiseitesetzung aller persönlichen und politischen Feindschaft, im Augenblick der Noth seinem Vaterlande nach Kräften beizustehen. Mit Tagesanbruch begann die Schlacht, welcher Xerxes selbst und sein Heer von der attischen Küste her zuschauten. Von beiden Seiten wurde mit großer Tapferkeit gefochten; allein zuletzt siegten die Griechen, welchen die gute Sache, für die sie kämpften, die höhere Tapferkeit und Gewandtheit, die Kenntniß der Oertlichkeiten und das enge Fahrwasser zur Seite standen: und die Verwirrung, welche in der persischen Flotte durch das Gedränge der zurückweichenden Schiffe der ersten Reihen entstand, steigerte das Unglück der Perser bis auf den höchsten Grad. Sie erlitten eine furchtbare Niederlage, bei weitem der größte Theil ihrer Flotte ward vernichtet, und unermeßliche Beute fiel den Siegern in die Hände. Von der Königin Artemisia wird berichtet, daß sie in dieser Schlacht sich ebenso sehr durch Geistesgegenwart ausgezeichnet habe, wie im Kriegsrath durch ihre Einsicht. Als sie nämlich in der allgemeinen Verwirrung sich von einem atheniſchen Schiffe verfolgt sah, rettete sie sich dadurch, daß sie das ihr am nächsten fahrende Schiff, welches von einem gegen sie feindlich gesinnten persischen Vasallen kommandirt war, in den Grund bohrte; der atheniſche Führer schloß daraus, daß ihr Schiff eines von denen sei, welche zu den Griechen übergegangen waren, und ließ von der Verfolgung desselben ab. Xerxes soll bei dem Anblick der listigen Selbstrettung der Artemisia ausgerufen haben: „Die Männer sind zu Weibern und die Weiber zu Männern geworden!“

Nach der Niederlage bei Salamis konnten die Perser, deren Flotte theils vernichtet, theils verjagt war, sich nicht länger auf griechischem Boden halten. Der Rest ihrer Schiffe entfloh nach dem Hellespont,

und das Landheer zog schnell unter der Anführung des Königs nach Thessalien. Hier ließ Xerxes 300,000 Mann unter Mardonius zurück, um den Angriff im nächsten Frühjahr zu erneuern; mit dem Reste eilte er selbst nach dem Hellespont. Unterwegs hatten seine Truppen, bei der Schnelligkeit des Marsches und dem Mangel an Magazinen, durch Hunger und Krankheiten so sehr zu leiden, daß sie oft von Gras und Baumrinden sich nähren mußten, und daß die meisten von ihnen starben. Der Geschichtschreiber Herodot erzählt, daß Themistokles nach der Schlacht bei Salamis im Kriegsrathe der Griechen anfangs darauf gedrungen habe, den Sieg sogleich zu benutzen, mit der gesammten Flotte den Persern zuvorzukommen und sich des Uebergangs über den Hellespont zu bemächtigen. Als man darauf nicht einging, sandte, wie Herodot weiter berichtet, Themistokles einen vertrauten Sklaven an Xerxes mit der scheinbar wohlwollenden Anzeige, die Griechen hätten den Rest seiner Flotte verfolgen und die Brücken über den Hellespont abbrechen wollen, er aber habe sie davon abgehalten. Spätere Geschichtschreiber geben statt dessen die weniger wahrscheinliche Nachricht, daß Themistokles, um die Perser zum eiligen Rückzug aus Europa zu bewegen, dem Xerxes gemeldet habe, die Griechen wollten jene Brücken zerstören.

An demselben Tage, an welchem die Griechen bei Salamis die Macht übermüthiger Barbaren brachen, erfochten auch ihre Landsleute in Sicilien einen glänzenden Sieg, der dieselben aus einer gleich großen Gefahr errettete. Die Karthager nämlich hatten mit einer starken Flotte und einem ungeheuren Heere die griechischen Colonieen in Sicilien angegriffen; sie wurden aber von den verbündeten Griechen unter Gelo von Syrakus und Theron von Agrigent, am Tage der Schlacht bei Salamis, in der Nähe der Stadt Himera gänzlich geschlagen und verloren Heer und Flotte.

Im griechischen Mutterlande wandte sich ein Theil der Flotte nach dem Siege bei Salamis gegen einige der Inseln, um sie durch Brandschatzungen für ihren Abfall zu bestrafen, und bei dieser Gelegenheit soll Themistokles, der den Oberbefehl hatte, sich selbst nicht wenig bereichert haben. Hierauf wurde durch Weihgeschenke und Opfer den Göttern für den errungenen Sieg gedankt, und von den Anführern über die unter den Griechen gebräuchlichen Ehrenzeichen berathen. Der erste Siegespreis konnte nicht ausgetheilt werden, da jeder ihn für sich selbst in Anspruch nahm; den zweiten aber erkannten die meisten Stimmen dem Themistokles zu. Als hierauf die Geschwader der einzelnen Staaten in ihre Heimath zurückgekehrt waren, reiste Themistokles sogleich nach Sparta, weil er vermittelst der Ehrenbezeugungen, welche er dort von dem ersten griechischen Staate erhielt,

sein eigenes Ansehen in Athen und in Griechenland überhaupt erhöhen wollte, und weil er wohl wußte, daß die Spartaner ihm bei seiner persönlichen Erscheinung dieselben nicht vorenthalten würden. Die Spartaner nahmen wirklich den Befreier Griechenlands auf eine sehr ehrenvolle Weise auf: sie ertheilten zwar ihrem eigenen Admiral den aus einem Olivenkranze bestehenden ersten Siegespreis, gewährten aber dem Themistokles die gleiche Ehre, indem sie unter dem Namen eines Preises des Feldherrngeschicks und der Kriegsgewandtheit ihm denselben Kranz überreichten. Außerdem machten sie ihm einen Wagen zum Geschenk, und bei seiner Abreise geleitete die aus 300 Rittern bestehende Leibwache der Könige ihn bis zur Landesgrenze, eine Ehre, die bis dahin in Lakonien noch niemals einem Fremden erwiesen worden war.

Im Frühling des nächsten Jahres (479 v. Chr.) begann der Krieg von neuem. Die persische Flotte, welche während des Winters wieder hergestellt worden war, ging bei der Insel Samos vor Anker, nicht um am Kriege Antheil zu nehmen, sondern um durch ihre Gegenwart in den östlichen Gewässern die Inseln und die kleinasiatischen Griechen im Gehorsam zu erhalten. Mardonius aber, der Anführer des in Thessalien zurückgebliebenen Landheeres, beschloß, die Athener für sich zu gewinnen, und sandte deswegen vor der Eröffnung des Feldzugs den König Alexander I. von Macedonien, einen persischen Vasallen, an die Athener, welche bald nach der Schlacht bei Salamis in ihre zerstörte Stadt zurückgekehrt waren. Dieser Fürst, dessen Familie von Alters her mit dem athenischen Staat in einem Verhältniß der Gastfreundschaft stand, sollte den Athenern ein Bündniß mit dem persischen Könige antragen, und ihnen, damit sie darauf eingingen, eine vollständige Entschädigung für die von ihnen erlittenen Verluste, sowie die beliebige Vergrößerung ihres Landes und die Erhaltung ihrer vollkommenen Selbstständigkeit versprechen. Die Athener gaben dem macedonischen König zum officiellen Vortrag seiner Botschaft nicht eher Audienz in der Volksversammlung, als bis spartanische Gesandten erschienen waren, die abgeschickt waren, um die Athener vor der Verbindung mit den Persern zu warnen. Hier wurde nach kurzer Berathung seine Aufforderung mit der Erklärung zurückgewiesen, daß, so lange die Sonne ihren gewöhnlichen Lauf nähme, Athen sich nie mit den Persern befreunden werde, sondern im Vertrauen auf den Beistand seiner Götter, deren Tempel und Statuen Xerxes zerstört habe, zur Vertheidigung gegen die persische Macht entschlossen sei, und daß der König Alexander, wenn er die Athener zu Freunden behalten wolle, ihnen nie mehr ein solches Anerbieten machen solle.

Nach Alexander's Rückkehr brach Mardonius mit seinem Heere

auf und rückte, ohne irgendwo Widerstand zu finden, bis in das Land Attika vor. Die Spartaner benahmen sich elend; sie hörten auf die Bitten der Athener nicht, wollten nur den Zugang zum Peloponnes vertheidigen, und gaben Athen abermals den Persern preis. Die Athener wurden dadurch genöthigt, ihre Stadt zum zweiten Male zu verlassen und mit Hab und Gut nach Salamis zu flüchten; doch hatten sie jetzt wenigstens nichts auf dieser Insel zu befürchten, da kein persisches Schiff sich auf der europäischen Seite des Archipelagus befand. Von der menschenleeren Stadt Athen aus schickte Mardonius einen Gesandten nach Salamis, um zu versuchen, ob die von ihren Verbündeten treulos verlassenen Athener vielleicht jetzt zu dem persischen Bündnisse sich bewegen lassen würden. Sein Gesandter wurde aber gar nicht in die Volksversammlung zugelassen, sondern nur von dem Rath der Fünfhundert angehört, und von diesem sogleich unverrichteter Sache zurückgeschickt. Einer der Senatoren, Lykidas, hatte bei der Berathung den Antrag gestellt, das Anerbieten der Perser anzunehmen und zur weiteren Beschlußnahme vor die Volksversammlung zu bringen; darüber waren aber seine Mitbürger so ergrimmt, daß man sogleich über ihn herfiel und ihn zu Tode steinigte. Ja, Herodot erzählt sogar, athenische Weiber wären auf die Nachricht davon in Lykidas Wohnung eingebrochen und hätten auch dessen Frau und Kinder getödtet.

In Sparta, wohin die Athener, Platäer und Megareer Gesandte geschickt hatten, wollten die Ephoren, welche damals bereits die größte Macht besaßen, von einem Kampfe außerhalb der Halbinsel durchaus nichts wissen; endlich aber gelang es dem Pausanias, welcher als Vormund des minderjährigen Sohnes des Leonidas regierte, ihren Einfluß zu beseitigen und die Gewährung der von den Athenern verlangten Hülfe durchzusetzen. Er marschirte mit 5000 Spartanern, von welchen jeder sieben leichtbewaffnete Heloten bei sich hatte und zu denen später noch 5000 Periöken mit je einem solchen Heloten kamen, nach Mittelgriechenland ab. Die Todfeinde der Spartaner, die Argiver, verfehlten nicht, den Mardonius davon sogleich zu benachrichtigen, und dieser zog nun, nachdem er Attika verwüstet und Athen völlig zerstört hatte, nach Böotien zurück, wo die Hauptstadt Theben ihm verbündet und das ebene Land seinen Truppenmassen günstig war. Als das spartanische Heer, dem sich auch die übrigen Peloponnesier angeschlossen hatten, in Mittelgriechenland angekommen war, vereinigten sich mit ihm außer den Truppen der Megareer, Platäer, Agineten und anderer Völkerschaften auch 8000 Athener. Diese standen unter dem Befehle des Aristides, welcher nach seinem ruhmvollen Benehmen bei Salamis wieder nach Athen zurückgerufen worden war.

In Böotien angekommen, lagerten sich die Griechen, über welche Pausanias den Oberbefehl führte, den Persern gegenüber, und nach einigen kleineren Gefechten kam es endlich, im September des Jahres 479 v. Chr., zu der entscheidenden Schlacht bei Platää. Kurz vor derselben war unter den Griechen ein Zwist ausgebrochen, der ihnen leicht hätte Schaden bringen können, den aber Aristides durch sein wackeres Benehmen bald beseitigte. In den Schlachten der Griechen nämlich galt der rechte Flügel für den ersten und der linke für den zweiten Ehrenposten. Jener war von jeher stets den Spartanern eingeräumt worden, um diesen aber entstand jetzt ein Streit zwischen den Bürgern der arkadischen Stadt Tegea, welche im peloponnesischen Bundesheer diesen Posten seither immer eingenommen hatten, und den Athenern, als der mächtigsten und angesehensten griechischen Völkerschaft nächst den Spartanern. Die Tegeaten suchten ihre Ansprüche durch eine ausführliche Darstellung der glänzenden Thaten ihrer Vorfahren zu begründen; der edle Aristides trug aber, durch den Ausdruck der würdigsten und ehrenhaftesten Gesinnung, den Sieg über sie davon. „Wir sind", sprach er im Namen der Athener, „nicht hierher gekommen, um Reden zu halten, sondern um das Heer der Barbaren zu besiegen. Auch wir Athener könnten, wie die Arkadier, uns großer Thaten der Vorzeit rühmen; allein es kommt nicht darauf an, was wir einst waren, sondern was wir jetzt sind, und da können wir uns sowohl auf andere rühmliche Thaten, als auch namentlich auf die Schlacht bei Marathon beziehen, in welcher wir allein ein aus 46 Völkerschaften zusammengesetztes Heer besiegt haben. Doch, es geziemt sich im gegenwärtigen Augenblicke nicht, über den Vorrang mit Andern zu streiten. Entscheidet hierüber nach Gutdünken, ihr Lacedämonier, und stellt uns hin, wo ihr wollt! Wir werden eurem Gebote gehorchen, und auf jeder Stelle, die ihr uns geben werdet, uns als tapfere Männer erweisen!" Nach dieser Erklärung sprach das Heer der Spartaner den Athenern einstimmig den Ehrenposten des linken Flügels zu.

Nachdem die Griechen und die Perser zehn Tage lang unthätig einander gegenüber gelegen hatten, beschloß endlich Mardonius, am elften die Griechen anzugreifen und die entscheidende Schlacht zu liefern. In der Nacht vor diesem Tage verließ der macedonische König Alexander, welcher zu der Sache der Perser kein Vertrauen mehr hatte, insgeheim das persische Lager, ritt zu dem griechischen Vorposten hinüber und zeigte den Griechen den Beschluß ihres Feindes an, indem er sie zugleich darauf aufmerksam machte, daß die Perser an Lebensmitteln Mangel litten, und deswegen, wenn aus irgend einem Grunde der von ihnen beabsichtigte Kampf unterbliebe, ihr befestigtes

Lager bald verlassen müßten. Als Mardonius am folgenden Morgen die Griechen angreifen wollte, sah er zu seinem Erstaunen, daß dieselben gerüstet waren und ihre gewöhnliche Schlachtordnung geändert hatten; denn auf den Vorschlag des Pausanias hatten die Spartaner ihre Stelle mit der der Athener vertauscht, weil im Heere der Feinde die eigentlichen Perser sich dem rechten Flügel der Griechen gegenüber gestellt hatten, und die Athener mit der Kampfart derselben bekannt waren, die Spartaner dagegen nicht. Mardonius änderte nun ebenfalls seine Schlachtordnung, und zwang dadurch die Spartaner und Athener, in ihre vorige Stellung zurückzukehren. Auch ließ er die Griechen nur durch seine Reiterei angreifen. Diese errang einige Vortheile und es gelang derselben außerdem, den Griechen ihre einzige Wasserquelle und eine auf dem Wege zu ihnen begriffene Zufuhr von Lebensmitteln abzuschneiden. Dadurch wurden die Griechen gezwungen, ihre Stellung zu verlassen; sie brachen in tiefer Nacht auf, geriethen aber auf ihrem Marsche theilweise in Unordnung. Mardonius hielt den Abzug der Griechen für Flucht und ließ deshalb mit Tagesanbruch sein Fußvolk ausrücken, um sie zu verfolgen; dadurch wurde endlich die Schlacht herbeigeführt. Die Gesammtzahl der an derselben theilnehmenden Griechen betrug 110,000 Mann, unter welchen sich 38,000 Schwerbewaffnete befanden; die der Perser war mehr als dreimal stärker, aber Mardonius hatte in seinem Heere viele griechischen Truppen, wie die Thebaner und Phokier, denen er größtentheils nicht trauen konnte und unter welchen nicht wenige nur gezwungen ihm gefolgt waren. Die Hauptschuld des für ihn unglücklichen Ausganges der Schlacht trug er selbst, weil er nicht verstand, von seiner Reiterei angemessenen Gebrauch gegen einen Feind zu machen, welcher selbst keine hatte. Die Perser wurden gänzlich geschlagen, und Mardonius selbst kam im Kampfe ums Leben. 40,000 Mann verließen unter der Anführung des Artabazus noch zu rechter Zeit das Schlachtfeld und retteten sich nach dem Hellespont. Das übrige Heer floh nach der hölzernen Feste, welche den Mittelpunkt ihres Lagers bildete, zurück, wurde aber, als dieses erstürmt war, bis auf einige tausend Mann niedergemetzelt. Von den Griechen blieben nach dem einen Berichte 1360, nach einem andern aber mehr als 10,000 Mann.

Die Sieger machten eine unermeßliche Beute an Geld, goldenen und silbernen Geräthen und anderen Kostbarkeiten. Von dieser wurde zuerst, nach einer alten griechischen Sitte, der zehnte Theil abgesondert, um zu Weihgeschenken für die Götter, besonders für den delphischen Apollo und den Zeus zu Olympia, verwendet zu werden. Von dem Reste wurde ein Zehntel dem Pausanias als Oberanführer gegeben,

das Uebrige aber unter die Theilnehmer des Sieges vertheilt. Hierauf bestattete man auf feierliche Weise die Todten. Unter den gefallenen Griechen befand sich auch jener Aristodemus, der bei Thermopylä dem Tode entgangen war und deshalb seine Bürgerehre verloren hatte. Seine Mitbürger erkannten an, daß er von allen Spartanern am tapfersten gefochten habe; aber dessen ungeachtet wurden in Beziehung auf die besondere Ehre, welche man dem Andenken der muthigsten Streiter zu erweisen pflegte, drei andere Spartaner ihm vorgezogen; denn man war der Meinung, daß er nur deshalb so tapfer gefochten habe, weil er, der Beschimpfung müde, den Tod gesucht hätte. Nachdem man die Pflicht gegen die Gebliebenen erfüllt hatte, wurde unter den griechischen Heerführern berathen, welchem ihrer Völker der Preis der größten Tapferkeit gebühre. Auf diesen machten zugleich die Athener und die Spartaner Anspruch, und es entstand darüber zwischen Beiden ein bedenklicher Zwist; endlich half man sich damit, daß man ihn keinem von beiden Völkern, sondern den Platäern ertheilte, auf deren Gebiet der Sieg erfochten worden war.

Das siegende Heer der Griechen zog von Platää gerades Weges gegen Theben, um diese Stadt, welche sich den Persern besonders gewogen gezeigt hatte, zu bestrafen. Theben lieferte, nachdem es einige Wochen hindurch belagert worden war, die Häupter der persisch gesinnten Partei aus, und diese wurden von Pausanias mit fortgeschleppt und in Korinth mit dem Tode bestraft.

An demselben Tage, an welchem Pausanias bei Platää das persische Heer vernichtete, erfocht auch die griechische Flotte einen glänzenden Sieg. Diese ward von dem spartanischen König Leotychides befehligt; an der Spitze des atheniſchen Theils derselben aber stand der bereits früher als Gegner des Miltiades erwähnte Xanthippus. Leotychides hatte von Delos aus, wo seine Flotte den ganzen Sommer über vor Anker lag, geheime Unterhandlungen mit dem ionischen Griechen in Kleinasien gepflogen; zur Herbstzeit segelte er endlich nach Samos ab, um, im Einverständniß mit den Bewohnern dieser Insel, die daselbst liegende Flotte der Perser anzugreifen. Auf die Nachricht von dem Vorhaben der Griechen verließ der persische Admiral sogleich Samos und fuhr mit seinen Schiffen nach dem benachbarten Vorgebirge Mykale an der ionischen Küste, wo ein Landheer von 60,000 Mann zur Bewachung der Jonier stand. Er ließ seine Schiffe, nach dem bei den Alten im Beginne des Winters üblichen Gebrauch, auf das Land ziehen, und verschanzte sich hinter ein Pfahlwerk, das er um die Flotte herum errichten ließ. Vor der Abfahrt von Samos hatte er, nachdem er für dieses Jahr den Seekampf aufgegeben, die phönicischen Schiffe, welche den besten Theil seiner

Flotte ausmachten, nach Hause entlassen. Dies bestimmte die Griechen bei ihrer Ankunft in Samos, die feindliche Flotte bei Mykale anzugreifen; als sie aber sahen, daß die Perser das Meer ganz und gar geräumt hatten, beschlossen sie, einen Kampf zu Lande zu versuchen. Sie verließen also ihre Schiffe und griffen die Verschanzungen der Perser an, deren ionische Truppen mit ihren Landsleuten im geheimen Bunde standen und alsbald zu ihnen übergingen. Beim Beginn der Schlacht verbreitete sich unter den Griechen, wie es heißt auf Veranlassung des Leotychides, das ermuthigende Gerücht von einem großen Siege, den ihre Landsleute in der Heimath über Mardonius erfochten hätten. Die Perser, obgleich sie tapfer kämpften, wurden gänzlich geschlagen und größtentheils getödtet; das Lager und die Flotte derselben fielen in die Hände der Sieger und wurden von ihnen verbrannt.

Die Verdrängung der Perser aus dem Archipelagus und die Unmöglichkeit, die Herrschaft über die kleinasiatischen Griechen vollständig zu behaupten, waren die wichtigsten Folgen des Sieges bei Mykale. Die Samier, Chier und andere Inselbewohner wurden sogleich in den Bund der Griechen aufgenommen, und die Griechen des festen Landes warteten nur auf das Wiedererscheinen der jetzt nach Hause zurückkehrenden Flotte ihrer Landsleute, um die Perser zu vertreiben. Alle Gefahren waren für das europäische Griechenland jetzt verschwunden und deshalb sehen auch die Schriftsteller des griechischen Alterthums den persischen oder, wie er auch genannt wird, medischen Krieg mit der Schlacht bei Mykale als beendigt an. Die nachfolgenden Kämpfe mit den Persern hatten nicht mehr die Befreiung Griechenlands, sondern die Erweiterung seiner Macht zum Zweck, und man trug den Persern den Krieg in ihr eigenes Land.

5. Geschichte der Griechen von der Schlacht bei Platää bis zu Cimon's Tod.

Durch den siegreichen Ausgang des Krieges, den die Griechen zur Vertheidigung ihres Vaterlandes geführt hatten, wurde ihre Schifffahrt gegen die persische Seemacht gesichert und ein großer Theil der an den nördlichen und östlichen Küsten des Archipelagus gelegenen griechischen Handelsstädte der Herrschaft der Perser entrissen. Dies kam am meisten den Athenern zu Statten, welche im Verlauf jenes Krieges das erste Seevolk der Griechen geworden waren. Sie konnten jetzt mit leichter Mühe zur Seeherrschaft und zur Hegemonie in Griechenland gelangen. Um jedoch dieses Ziel zu erreichen, war ihnen durchaus ein geräumiger und sicherer Hafen und die Befestigung ihrer Stadt nöthig; denn seither war Athen als schwach befestigte Stadt in

jedem Kriege mit dem Untergang bedroht, und der kleine Hafen Phalerum, dessen sich die Athener bis jetzt allein bedient hatten, war sehr seicht und nicht hinlänglich gegen die Winde gedeckt. Themistokles, dessen Scharfblick und Klugheit den Grund zu der Macht Athens gelegt hatte, verhalf mit demselben Scharfblick seinen Mitbürgern auch zum besten Hafen von ganz Griechenland und zur Befestigung ihrer Stadt.

Themistokles hatte im letzten Jahre des Perserkrieges kein Commando erhalten, sondern seine Gegner Aristides und Xanthippus hatten Heer und Flotte angeführt: entweder weil seine ausgezeichneten Verdienste die Eifersucht des Volkes erweckt hatten, oder weil das Mißfallen, welches die ihm in Sparta erwiesenen Ehrenbezeugungen zu Athen erregt hatten, von seinen Feinden geschickt benutzt worden war. Bald nach der Schlacht bei Platää war er wieder der erste Mann in Athen und leitete durch sein großes Talent alle Beschlüsse der Volksversammlung. Die Stadt lag in Trümmern, als die Athener von Salamis dahin zurückkehrten. Themistokles bewirkte sogleich den Volksbeschluß, daß dieselbe durch eine starke und dauerhafte Mauer befestigt werden sollte, und daß alle Bürger sich einstweilen mit den zerstörten Resten ihrer Wohnungen behelfen und die Wiederherstellung derselben so lange unterlassen sollten, bis die Festungswerke vollendet wären; denn Themistokles sah voraus, daß die Befestigung Athens von Seiten der auf die Erhaltung ihrer Oberherrschaft eifersüchtigen Spartaner, sowie der andern griechischen Staaten Widerspruch erfahren würde. Wirklich war auch der Bau der Mauern kaum begonnen worden, als die Aegineten Gesandte nach Sparta schickten, um dieses Unternehmen zu hintertreiben. Die Spartaner ließen hierauf durch eine Gesandtschaft den Athenern sogleich erklären, daß man die Befestigung einer außerhalb des Peloponnes gelegenen Stadt im Interesse des gesammten griechischen Volkes nicht zugeben könne, weil man einem in Griechenland einfallenden Feinde keinen Platz bieten dürfe, wo er sich festsetzen könne: der Peloponnes allein sei die natürliche Festung von Griechenland, in diese könnten die übrigen Griechen sich nöthigenfalls zurückziehen.

Die Athener wären, wenn Sparta und seine Bundesgenossen dieses Verlangen mit den Waffen hätten unterstützen wollen, durchaus nicht im Stande gewesen, sich demselben mit Erfolg zu widersetzen; sie mußten daher ihren Zweck durch eine hinhaltende Politik und durch List zu erreichen suchen. Dazu war Niemand geschickter als Themistokles; die Athener folgten daher auch ganz seinem Rathe und überließen ihm die Leitung der Sache. Sie ertheilten den Gesandten des spartanischen Senats die Antwort, daß sie nichts unternehmen würden,

was dem allgemeinen Interesse von Griechenland widerstreite, und daß sie zur weiteren Verhandlung eine Gesandtschaft nach Sparta schicken wollten. Themistokles, Aristides und Abronychus wurden zu dieser Gesandtschaft ausersehen. Der erstere reiste, nachdem er mit seinen beiden Collegen den ganzen Plan verabredet hatte, sogleich nach Sparta ab, während man in Athen alle Kräfte anstrengte, um die Befestigung der Stadt so schnell als möglich zu vollenden. Die gesammte Bürgerschaft ohne Unterschied der Stände, ja selbst Weiber und Kinder legten Hand an, und um in der kürzesten Zeit fertig zu werden, verwendete man sogar die Steine von den Grabmälern, sowie Bildwerke der Tempel als Baumaterial. Themistokles machte, als er in Sparta angekommen war, weder seine Besuche, noch meldete er sich bei dem Senat als Gesandter, und gab, so oft er darüber befragt wurde, stets die Antwort, er müsse zuvor die Ankunft seiner Mitgesandten abwarten und könne gar nicht begreifen, warum dieselben so lange ausblieben. Man erhielt jedoch in Sparta natürlich Nachricht von dem, was in Athen vorging. Themistokles wurde darüber zur Rede gestellt, half sich aber damit, daß er Alles für Unwahrheit oder Uebertreibung erklärte. Als er zuletzt die spartanischen Behörden nicht länger hinhalten konnte, sagte er, man solle in einer Staatsangelegenheit doch nicht nach Privatnachrichten urtheilen, sondern durch die Absendung von Staatsbeamten sich von der wirklichen Beschaffenheit der Sache überzeugen. Dies geschah. In Athen, von wo jetzt endlich die Collegen des Themistokles nach Sparta abreisten, hielt man die spartanischen Gesandten unter allen möglichen Vorwänden hin und war entschlossen, sie nöthigenfalls mit Gewalt festzuhalten, bis Themistokles, Aristides und Abronychus wieder nach Hause zurückgekommen wären; denn man mußte bei einer so hinterlistigen Politik sich auch gegen den Fall sicher stellen, daß die Spartaner die Gesandten Athens nicht wieder entlassen und an ihre Freigebung Bedingungen knüpfen würden.

Durch seine beiden Collegen erhielt endlich Themistokles die Anzeige, daß die Mauern der Stadt die zu einer wirksamen Vertheidigung ausreichende Höhe hätten. Jetzt warf er die Maske ab. Er erklärte dem spartanischen Senat, die Athener, deren Stadt jetzt gegen feindliche Angriffe hinlänglich gesichert sei, wüßten selbst zu beurtheilen, was sowohl ihnen als auch dem gesammten griechischen Volke nützlich sei, nach ihrer Meinung wäre die Befestigung von Athen auch in letzterer Beziehung durchaus nöthig gewesen; außerdem müßten aber bei einer Verbindung mehrerer Staaten diese durchaus entweder alle den gleichen Schutz ihrer Selbstständigkeit haben, oder insgesammt demselben entsagen. Der spartanische Senat war zwar in seinen Absichten

betrogen, konnte aber doch gegen die Athener jetzt nichts mehr unternehmen. Er entließ also die atheniſchen Geſandten, und auch die ſpartaniſchen kehrten jetzt nach Hauſe zurück.

Das Nächſte, was Themiſtokles that, um Athen zu heben, war, daß er der Stadt einen neuen Hafen gab und dieſen befeſtigte. Er hatte dazu eine im Weſten des phaleriſchen Hafens gelegene und zwei Stunden von Athen entfernte Bucht auserſehen, welche der Piräus hieß. Dieſe Bucht, welche drei natürliche Häfen bildete und eine ziemliche Zahl Schiffe faſſen konnte, war auf Themiſtokles Antrag ſchon vor dem dritten Perſerkriege verbeſſert worden; jetzt aber bewirkte er, daß dieſelbe auf der Landſeite ringsum mit einer ſehr ſtarken Mauer umgeben wurde. Dieſe ward mit der größten Rückſicht auf Dauerhaftigkeit und Feſtigkeit gebaut, und war ſchon im zweiten Jahr nach der Schlacht bei Platää vollendet. Auch hierbei hatte Themiſtokles die Spartaner zu täuſchen und ihr Mißtrauen zu beſchwichtigen gewußt.

Unterdeſſen war die verbündete Flotte der Griechen, unter Pauſanias Anführung, mit der Befreiung der griechiſchen Städte am Hellespont und der noch von den Perſern beſetzten Inſeln beſchäftigt. Bei dieſer Gelegenheit wurde auch die Stadt Byzanz angegriffen und nach einer langen Belagerung durch Sturm erobert. Hier geriethen ſehr viele Perſer von hohem Rang in die Gefangenſchaft der Sieger: ein Umſtand, welcher durch eine zufällige Verkettung der Umſtände nicht wenig zur Entwickelung der atheniſchen Seeherrſchaft beitrug. Pauſanias nämlich, ein ſtolzer und herrſchſüchtiger Mann, war vom Glücke geblendet worden und hatte eine Bahn betreten, welche ihn ins Verderben führte. Er hatte bei Platää den glänzendſten Sieg erfochten, welcher je von einem griechiſchen Manne erfochten worden war, und durch den ihm bei dieſer Gelegenheit zugefallenen Antheil an der Beute hatte er einen Reichthum erlangt, der für einen Spartaner allzu groß war. Die glücklichen Unternehmungen, welche er hierauf an der Spitze der griechiſchen Flotte machte, ſteigerten ſeinen Uebermuth und vermehrten durch reiche Beute ſeine Schätze. Von dieſer Zeit an ſtrebte er nicht allein nach dem bleibenden Beſitz der ſpartaniſchen Königsmacht, die ihm als Vormund ſeines jungen Vetters nur auf beſtimmte Zeit übertragen war, ſondern er wollte auch unumſchränkt und über ein größeres Gebiet herrſchen. Seinem Sinne entſprach die willkürliche Gewalt, wie ſie die blos von einem einzigen Manne und auch von dieſem im Grunde nur der Form nach abhängigen perſiſchen Satrapen beſaßen, weit mehr, als die Regierung eines ſpartaniſchen Königs, deſſen Beſtrebungen und Handlungen von Senat, Ephoren und Bürgerſchaft ſtets mit eiferſüchtigen Augen

überwacht wurden. Ebenso mißfiel ihm die einfache und einförmige Lebensweise, zu der Lykurg's Gesetze den Spartaner verdammten, im Vergleich mit der Pracht und Schwelgerei, in welcher die persischen Großen auf Kosten ihrer Unterthanen lebten. Er beschloß also, durch Verrätherei zugleich seinen Stolz und seine Herrschsucht zu befriedigen. In Byzanz erhielt er eine gute Gelegenheit, dies ins Werk zu setzen. Er fand hier nämlich unter den Gefangenen viele Perser aus den vornehmsten Geschlechtern und kam zu gleicher Zeit mit einem Griechen, dem Eretrier Gongylus, in Verkehr, welcher zur Zeit des Darius ebenfalls sein Vaterland verrathen hatte und dafür mit dem Besitz von vier einträglichen aeolischen Städten belohnt worden war. Mit diesem entwarf er seinen Plan. Er übergab ihm den Oberbefehl in Byzanz und die Bewachung jener Gefangenen. Gongylus ließ der genommenen Abrede gemäß bald darauf die Letzteren entfliehen und überbrachte dem Perser-König ein Schreiben des Pausanias, in welchem dieser jene Befreiung der vornehmsten Gefangenen als sein Werk bezeichnete, sich um die Hand einer Tochter des Xerxes bewarb und seine Hülfe zur Unterwerfung Griechenlands anbot. Der persische König nahm sein Anerbieten bereitwillig an und ernannte sogleich einen für solche Angelegenheiten besonders geeigneten Mann, Artabazus, zum Statthalter von Phrygien, um mit Pausanias das Weitere zu verabreden.

Pausanias überließ sich jetzt ganz seinem übermüthigen Sinne und verfuhr ganz so, als wenn er bereits das Ziel seiner verrätherischen Pläne erreicht hätte. Er umgab sich mit persischer Pracht, schwelgte nach asiatischer Weise, legte die Kleidung persischer Satrapen an und bildete sich aus einem Theile der Gefangenen eine Art von Leibwache; ja, er behandelte sogar die ihm untergebenen griechischen Truppen mit tyrannischem Stolze und übertriebener Strenge. Dies hatte sehr bald die Folge, daß die griechischen Bundestruppen ihm den Gehorsam aufkündigten. Die Peloponnesier segelten nach ihrer Heimath zurück, die andern Griechen aber, welche zum größten Theil dem ionischen Stamme angehörten, übertrugen das Commando der gesammten Flotte den Befehlshabern der atheniischen Schiffe, Aristides und Cimon, deren Milde und Gerechtigkeit dem Charakter und Benehmen des Pausanias ganz entgegengesetzt waren. Athen verdankte diesen wichtigen und folgereichen Schritt der Bundesgenossen am meisten dem Aristides, welcher durch seine Rechtlichkeit in ganz Griechenland, besonders aber in Aegina, der ersten dorischen Seemacht, sich das größte Vertrauen erworben hatte. Die spartanische Regierung rief zwar den Pausanias schnell nach Sparta zurück und setzte einen andern Admiral an seine Stelle; allein fast alle Bundesgenossen erkannten diesen nicht als

Oberbefehlshaber an. Die Spartaner waren hierauf klug genug, ihre Schiffe nach Hause zurückzurufen, und einen Oberbefehl freiwillig aufzugeben, der bei der verhältnißmäßig geringen Zahl ihrer Schiffe doch nicht zu behaupten war, und vielleicht auch ihnen selbst für die Erhaltung ihrer Stellung in Griechenland nicht so wichtig schien, als er wirklich war. Auf diese Weise ging fast unmittelbar nach dem großen Siege über die Perser in den Jahren 478 und 477 v. Chr. die Hegemonie zur See von Sparta auf Athen über, und bald hielten die Athener auch zu Lande den Spartanern völlig die Wage.

Pausanias wurde in Sparta zwar vor Gericht gestellt, entging aber durch seinen Einfluß der Strafe. Seine herrschsüchtigen Pläne gab er nicht auf, sondern beschloß, die Verbindung mit den Persern fortzusetzen, mit ihrer Hülfe das spartanische Ephorat aufzuheben und sich eine unumschränkte Königsgewalt zu verschaffen. Zu diesem Behufe kehrte er als Privatmann nach Byzanz zurück und setzte von hier aus seine Unterhandlungen fort. Er that dies aber auf eine so unvorsichtige Weise, daß seine Absichten bald offenbar wurden. Die Spartaner schickten ihm hierauf durch einen Staatsboten den Befehl zu, sogleich nach Sparta zurückzukehren. Pausanias gehorchte im Vertrauen auf seine Schätze und auf die Bestechlichkeit der leitenden Männer seiner Vaterstadt; denn die Spartaner hatten sich von dem Geiste der Lykurgischen Gesetzgebung schon so weit entfernt, daß er auf die Wirksamkeit dieses Mittels mit Zuversicht rechnen konnte. Bestechlichkeit war damals bei den ersten Männern des spartanischen Staates nicht selten, und kurz vorher hatte unter Andern auch König Leotychides, der Sieger von Mykale, wegen dieses Vergehens aus Lakonien entfliehen müssen. Pausanias wurde zwar unmittelbar nach seiner Ankunft in Sparta verhaftet, erlangte aber alsbald seine Freiheit wieder und blieb auch diesmal unbestraft. Er setzte seinen Briefwechsel mit Artabazus von Sparta aus fort und bearbeitete zu gleicher Zeit die Heloten, um mit ihrer Hülfe die bestehende Regierung zu stürzen. Auch dies blieb nicht verborgen, allein nach Lykurgischem Rechte hatte kein Zeugniß eines Unfreien gegen einen Spartaner Gültigkeit, man konnte ihm seinen Verrath nicht beweisen und wagte nicht, ohne einen solchen Beweis gegen ihn vorzugehen. Endlich fing der Verräther sich in seinen eigenen Schlingen. Artabazus ließ nämlich dem Wunsche des Pausanias gemäß alle Ueberbringer von Briefen desselben tödten; endlich schöpfte aber ein mit einem Schreiben abgeschickter Helote aus dem Umstand, daß keiner seiner Vorgänger wieder zurückgekommen war, Verdacht, und erbrach den ihm anvertrauten Brief. Er fand am Schlusse desselben die Aufforderung, den Ueberbringer wie gewöhnlich zu tödten, und übergab das Schreiben den Ephoren. Diese veranlaßten denselben,

sich in einen Tempel zu flüchten und trugen Sorge, daß Pausanias davon Nachricht erhielt. Der Verräther eilte sogleich dahin und stellte seinen Diener zur Rede; er wurde aber dabei von einigen in der Nähe versteckten Ephoren belauscht, die nun aus dem von ihnen angehörten Gespräche den sicheren Beweis der Verrätherei erhielten. Pausanias sollte hierauf verhaftet werden, ward aber von einem ihm befreundeten Ephoren gewarnt und floh in einen Tempel. Aus diesem als einem geheiligten Asyl durfte man ihn nicht gewaltsamer Weise entfernen; man ummauerte also den Tempel, um den Verräther durch Hunger zum Verlassen des Ortes zu zwingen. Pausanias verließ seine Zufluchtsstätte nicht, wurde aber, als er dem Hungertode nahe war, aus dem Tempel getragen, damit dieser nicht durch eine Leiche entweiht werde, und starb wenige Augenblicke nachher (469 v. Chr.).

In das Schicksal des Pausanias wurde auch Themistokles verwickelt, dessen Vaterstadt einige Jahre vorher eine große Veränderung in ihrer Verwaltung erfahren hatte. Aristides war der einflußreichste Mann von Athen geworden und hatte sein Ansehen durch eine sehr folgenreiche Maaßregel, die er beantragte und durchsetzte, zu befestigen gewußt. Um nämlich die Tapferkeit, welche auch die unteren Klassen im Perserkriege gezeigt hatten, zu belohnen, namentlich aber, um die Zahl der Steuerpflichtigen zu vermehren, ließ Aristides durch die Volksversammlung das Gesetz geben, daß alle vier Klassen des Volkes gleiche Rechte und gleiche Pflichten haben sollten. Dadurch wurden die seither steuerfreien Thetes oder die Bürger der vierten Klasse zur Theilnahme an den Abgaben herangezogen, erhielten aber auch zu gleicher Zeit das Recht der Aemter-Verwaltung und begannen von jetzt an in alle Stellen sich einzudrängen und bald in den verschiedenen Collegien den Ton anzugeben. Athen ward durch diesen wichtigen Schritt in seiner politischen Entwickelung ganz demokratisch und es bildete sich damals eine entschiedene Trennung der Parteien, ein Entwickelungskampf, welchem Athen seine herrlichsten Talente, seine schönsten Zierden, seine größten Redner und Staatmänner verdankt. Aristides blieb bis zu seinem Tode der Mann des Volkes; Themistokles aber ward, obgleich er Athen gerettet und mehr als irgend Jemand vor ihm emporgehoben hatte, ein Opfer der starken demokratischen Eifersucht seiner Mitbürger: er sank in demselben Grade, in welchem des Aristides Ansehen stieg, und erlag zuletzt den vereinten Anstrengungen seiner Gegner. Er wurde durch den Ostracismus aus Athen vertrieben (471 v. Chr.) und zog sich nach der Stadt Argos zurück. Auch in der Verbannung verfolgte ihn die Eifersucht seiner Feinde und der Haß der Spartaner. Von den Letzteren wurde er nach dem Tode des Pausanias in Athen angeklagt, daß er, wie aus der gegen den Letztern angestellten Unter-

suchung hervorgehe, mit Pausanias im geheimen Einverständnisse gewesen sei. Ob die Anklage gegründet war oder nicht, ist ungewiß; genug, sie wurde gegen ihn erhoben, und Themistokles Gegner in Athen benutzten dieselbe, um ihn völlig zu vernichten. Man gab der Forderung der Spartaner nach, daß er verhaftet und als Verräther an dem gesammten Griechenland vor das Gericht der Amphiktyonen gestellt werden solle.

Auf die Nachricht hiervon entfloh Themistokles nach Korcyra und von da nach Epirus zu dem molossischen König Admetus. Dieser gewährte ihm Aufnahme und Schutz, obgleich er seit längerer Zeit sein Feind war. Themistokles war in seine Residenz gekommen, als Admet gerade verreist war, hatte sich der Fürsprache der Königin versichert und ließ sich bei der Rückkehr des Königs mit dessen kleinem Sohne an dem Herde, der heiligsten Stelle des griechischen Hauses, nieder. Admet erfüllte die ihm auf diese Weise vorgetragene Bitte. Als die Spartaner und Athener die Auslieferung des Themistokles verlangten, gehorchte er ihnen nicht, sondern ließ seinen Schützling nach Pydna in Macedonien geleiten, damit er von da zu Schiffe nach Asien entfliehe. Unter einem angenommenen Namen gelangte Themistokles glücklich nach Kleinasien. Von hier wandte er sich in einem Schreiben an den persischen König, der ihn mit Freuden aufnahm und große Hoffnungen an sein Erscheinen knüpfte. Man wies ihm die Einkünfte von drei kleinasiatischen Städten zum Unterhalte an und Themistokles, welcher die Sprache der Perser bald erlernte und sich rasch in ihre Sitten fand, erhielt am Hofe zu Susa, wohin er sich nach einem Jahre begab, ein Ansehen, wie noch niemals ein anderer Grieche. Ueber sein Ende lauten die Nachrichten aus dem Alterthum verschieden. Seine Lage im persischen Reich war von der anderer griechischer Flüchtlinge sehr verschieden; denn der König mußte von ihm erwarten, daß er durch sein Feldherrn-Talent, seine Gewandtheit und seine Kenntniß der griechischen Verhältnisse zur Unterwerfung der Griechen mehr als irgend ein anderer Mensch behülflich sein könne und werde. Themistokles selbst mußte aber andererseits, auch wenn er wirklich bereit gewesen wäre, gegen sein Vaterland aufzutreten, am besten einsehen, daß jene Unterwerfung von Seiten eines Reiches, wie das persische, unmöglich war; und doch konnte er die Erwartung, die man von ihm hegte, nicht zurückweisen. Unter den Griechen ging bald nach seinem Tode die Sage, er habe dem Perserkönig seinen Beistand bei einer erneuerten Unternehmung gegen Griechenland versprochen, ihn aber lange hingehalten und als er zuletzt dies nicht länger thun konnte, aus Vaterlandsliebe und klarer Erkenntniß der Unmöglichkeit eines glücklichen Ausganges, Gift genommen. Gewiß ist dies jedoch nicht; es hat vielmehr die Nach-

richt, daß er eines natürlichen Todes gestorben sei, größere Wahrscheinlichkeit für sich. In einer der drei ihm zum Unterhalt angewiesenen Städte wurde ihm ein Denkmal errichtet; seine Gebeine aber sollen auf seinen Wunsch heimlich nach Attika gebracht und dort beerdigt worden sein. Das Jahr seines Todes ist unbekannt; es wird uns nur berichtet, daß er in seinem 65. Lebensjahre gestorben sei.

Athen war unterdessen so glücklich gewesen, in Aristides und Cimon Männer zu besitzen, welche seine Macht fortwährend hoben und seine Herrschaft ausbreiteten. Das athenische Volk war statt der Spartaner an die Spitze der verbündeten Griechen Kleinasiens und der Inseln gelangt und zum Versammlungsorte und Mittelpunkte dieses Bundes, wo die gemeinsamen Angelegenheiten in Versammlungen berathen werden sollten, war auf Aristides Vorschlag nicht Athen, sondern die Insel Delos bestimmt worden. Dieser kluge und besonnene Staatsmann hatte dadurch bewirkt, daß vor der Befestigung des neuen Verhältnisses kein Mißtrauen gegen seine Vaterstadt aufkam. In Delos wurden nun öfters Kongresse der Verbündeten gehalten, welche aber, bei der trefflichen Leitung des athenischen Staates durch Aristides und Cimon, im Grunde eine bloße Form waren, hinter der die Oberherrschaft Athens sich verbarg. Zur Fortsetzung des Krieges wurde aus den jährlichen Beiträgen der Bundesgenossen ein Schatz gebildet und dieser in den Apollo-Tempel zu Delos niedergelegt. Für die Beaufsichtigung desselben erwählten die Verbündeten den Aristides wegen des allgemeinen und großen Vertrauens in seine Rechtlichkeit zum Generalschatzmeister des Bundes. Nach seinem Abgang gestattete man den Athenern, dieses Amt ebenso, wie ihre eigenen obrigkeitlichen Stellen, jährlich aus der Mitte ihrer Bürger zu besetzen, wodurch also die Bundeskasse ganz in die Gewalt der Athener kam. Dieser Schatz war sehr bedeutend; denn die jährlichen Beiträge der Verbündeten beliefen sich auf nicht weniger als 460 Talente (d. i. fast 666,000 Thlr. oder gegen 1,200,000 fl.). Sie wurden nach und nach gesteigert und betrugen 30 bis 40 Jahre später das Doppelte.

Aristides, welchem Athen neben Themistokles diese wichtige Stellung verdankte, starb vier Jahre nach der Verbannung des Letzteren, und gab auch in seinem Tode den Charakter zu erkennen, der ihn vor andern griechischen Staatsmännern stets ausgezeichnet hatte. Während nämlich Themistokles, dessen ganzes ererbtes Vermögen nur drei Talente (4300 Thlr. oder 7800 fl.) betragen haben soll, in seiner Laufbahn als Staatsmann einer der reichsten Männer Athens wurde, hinterließ Aristides, wie erzählt wird, nicht einmal soviel, daß seine Familie die Kosten seiner Beerdigung bestreiten konnte. Der Staat übernahm diese Kosten, sorgte für seine hinterlassenen Kinder und ehrte

sein Andenken durch ein Denkmal, welches ihm in einem der Häfen Athens errichtet wurde.

Die nächste Zeit nach seinem Tode stand Cimon, Miltiades Sohn, allein an der Spitze des atheniſchen Staats, nachdem er vorher mit Ariſtides vereint denſelben gelenkt hatte. Von 470 an, wo Cimon zum erſten Mal den Oberbefehl über Heer und Flotte der Athener führte, wurde er eine Reihe von Jahren hindurch faſt beſtändig zum Strategen erwählt und machte ſich beinahe jedes Jahr durch irgend eine glänzende That berühmt. Reich durch ſein ererbtes Vermögen, noch reicher durch ſeine Heirath mit einer ſehr begüterten Frau aus Thracien, gewandten Geiſtes, von ritterlich ſchöner Geſtalt, freundlich von Natur und populär aus Grundſatz, erhielt er ſich lange in der Gunſt des Volkes, obgleich er ſeiner politiſchen Ueberzeugung nach ariſtokratiſch geſinnt war. Er wandte ſich, als Stratege, zuerſt gegen die noch den Perſern unterworfenen Punkte der thraciſchen Küſte. Hier leiſtete die perſiſche Beſatzung der Stadt Eion unter Boges ihm einen Widerſtand, wie er in der Geſchichte despotiſcher Staaten ſelten iſt. Der perſiſche General war trotz aller Anſtrengungen Cimon's nicht zur Uebergabe der Stadt zu zwingen, und als endlich der Hunger ihm die fernere Vertheidigung derſelben unmöglich machte, beſchloß er, lieber durch ſeine eigene Hand zu ſterben, als den Feinden ſich zu unterwerfen. Er tödtete ſeine Weiber, Kinder und Sklaven, ließ alles Gold und Silber der Stadt in den an derſelben vorbeifließenden Strymonfluß werfen und brachte ſich dann ſelbſt ums Leben. Hierauf ergab ſich die Beſatzung, welche von den Griechen in die Sklaverei verkauft wurde.

Cimon verjagte die Perſer auch aus den übrigen thraciſchen Städten mit Ausnahme von Doriskus, welches allein von allen perſiſchen Beſitzungen in Europa nicht erobert werden konnte und noch lange Zeit hindurch in der Gewalt der Perſer blieb. Hierauf zerſtörte er ein Seeräubernest auf der Inſel Scyros, auf welcher der Sage nach einſt Theſeus ſein Leben geendet hatte, verkaufte die Einwohner als Sklaven und legte daſelbſt eine atheniſche Colonie an. Zugleich benutzte er jene Erinnerung an den alten attiſchen Heros, um ſich in der Gunſt des atheniſchen Volkes feſtzuſetzen, und die Reſte der alten Ariſtokratie in ihrem Anſehen zu heben. Er brachte nämlich die vorgeblichen Gebeine dieſes mythiſchen Wohlthäters ſeiner Vaterſtadt auf eine feierliche Weiſe nach Athen zurück und veranſtaltete zur Ehre desſelben glänzende Feſte, bei welchen unter Andern auch die Dichter Aeſchylus und Sophokles in einem dramatiſchen Wettſtreit gegen einander auftraten. Uebrigens wurde damals dem Theſeus als einem Halbgott zu Athen ein Tempel errichtet, welcher das Theſeum hieß und der bis auf den heutigen Tag ſich erhalten hat.

Die Athener wandten unter Cimon's Führung ihre Waffen auch gegen freie Griechen, indem sie, bei ihrer weit überlegenen Macht, schon damals sich nicht mehr als das leitende Haupt verbündeter Staaten, sondern als deren Beherrscher ansahen. Sie trieben die Abgaben derselben zur Bundeskasse mit Strenge bei, bestraften jeden Rückstand in der Lieferung der Schiffe zur gemeinschaftlichen Flotte und jede Schlaffheit in der Theilnahme am Kriege hart, und beraubten sogar einen der Bundesstaaten geradezu seiner Freiheit, obgleich ein besonderer Artikel des Bundesvertrags die Unabhängigkeit aller verbürgte. Dies waren die vom Bunde abgefallenen Bewohner der Insel Naxos; Cimon unterwarf sie und machte sie zu Unterthanen Athens. Um jene Zeit begingen übrigens die meisten Bundesgenossen einen sehr großen Fehler, durch welchen ebenso, wie durch jede von der verbündeten Flotte gemachte Eroberung, die Macht der Athener auf Unkosten anderer Griechen vermehrt wurde. Das Uebergewicht der Athener war nämlich in dem Kongreß zu Delos so bedeutend, daß die Fortdauer des Seekrieges gegen die Perser beschlossen ward, ungeachtet derselbe für die Mehrzahl der Verbündeten sehr drückend und zum mindesten sehr unnöthig war. Um nun ihre Schiffe und Bürger nicht beständig ausschicken zu müssen, und um durch die damit verbundene Stockung der Gewerbe und des Handels nicht in Noth zu gerathen, kamen viele der Bundesgenossen mit den Athenern dahin überein, daß sie jährlich eine bestimmte Summe Geldes an dieselben bezahlten, und diese dafür statt ihrer die vorgeschriebene Zahl von Schiffen und Truppen besorgten. So setzten sie mit ihrem eigenen Gelde die Athener in den Stand, ihre Seemacht zu vergrößern, sie selbst aber waren natürlicher Weise von jetzt an gänzlich machtlos und der atheniſchen Willkür preisgegeben. Dieses verkehrte Verfahren der meisten Bundesgenossen, zu welchem, wie es scheint, Cimon selbst mit wohlberechneter Politik den Vorschlag gemacht hatte, verschaffte den Athenern die vollständige Herrschaft zur See. Sie unterhielten nun und größtentheils auf fremde Kosten eine große und wohlgeübte Flotte, und die Colonieen, welche sie damals auf Inseln und Küsten anlegten, bildeten eine vortreffliche Waffe, durch die man jede Bewegung der Bundesstaaten und der Barbaren beobachtete.

Nach der Unterwerfung von Naxos segelte Cimon in die Gewässer des südlichen Kleinasiens, eroberte daselbst viele Seeplätze und erfocht 469 v. Chr. am Eurymedonfluß an Einem Tage einen glänzenden Sieg über die Land- und Seemacht der Perser. Die Flotte der Letzteren war nämlich an der Mündung dieses pamphyliſchen Flusses vor Anker gegangen, und nicht weit davon hatte ein zahlreiches persisches Landheer sein Lager aufgeschlagen. Cimon griff die persische Flotte an und brachte ihr eine solche Niederlage bei, daß 200 große Schiffe

der Feinde von ihm genommen, die meisten übrigen aber in den Grund gebohrt wurden. Gleich nach der gewonnenen Schlacht setzte er seine Truppen ans Land, um auch das persische Lager anzugreifen, wohin die Nachricht von diesem Kampfe noch nicht gelangt war. Ein Theil des griechischen Heeres mußte, nachdem er die Kleidung der auf den Schiffen in Gefangenschaft gerathenen Perser angelegt hatte, gegen die nichts ahnenden feindlichen Vorposten vorausziehen und drang auf diese Weise ohne Schwertstreich in das Lager ein. Die überraschten Feinde geriethen in Verwirrung, und wurden theils niedergehauen, theils gefangen genommen. So erfocht Cimon zwei glänzende Siege an einem und demselben Tage, und vernichtete Heer und Flotte der Feinde mit Einem Schlage. Nach diesem ruhmvollen Siege kehrte er mit der Flotte nach Hause zurück.

Cimon brachte als Frucht seiner siegreichen Unternehmungen eine außerordentlich große Beute mit nach Athen. Von dieser fiel nach griechischer Sitte ein bedeutender Theil dem Anführer zu; das Uebrige wurde theils in die Staatskasse niedergelegt, theils zur Belohnung der Tapfersten des Heeres verwendet. Cimon machte nicht nur von seinem eigenen Antheil den besten Gebrauch zur Befestigung seines Ansehens und zur Hebung der schwachen aristokratischen Partei der Stadt, sondern er trug auch Sorge, daß die so reichlich vermehrten Staatsgelder zur sicheren Begründung der atheniſchen Macht und zur Verschönerung der Stadt benutzt wurden. Auf seinen Vorschlag ward namentlich der Bau der zwei sogenannten *langen Mauern* begonnen, durch welche das zwei Stunden vom Piräus entfernte Athen mit diesem Hafen und dem von Munychia verbunden wurde, und welche später Perikles vollendete. Durch diese starken Mauern, welche schenkelartig von Athen nach den entgegengesetzten Enden beider Häfen liefen, ward der Raum zwischen See und Stadt befestigt und Athen gegen die Gefahr gesichert, von seinen Häfen abgeschnitten zu werden. Cimon legte ferner den unter dem Namen Hain des Akademos oder Akademie bekannt gewordenen Spaziergang an, welcher später Plato's Lieblingsaufenthalt war und durch ihn und seine Schüler weltberühmt wurde. Er schmückte außerdem den großen Marktplatz der Stadt mit Platanen-Gängen und war der Erste, der in Athen eine Stoa oder einen von jenen im warmen Süden so beliebten schattenspendenden Säulengängen anlegte. Endlich erhöhte er auch den Glanz der öffentlichen Feste und veranstaltete neue. Seinen eigenen Reichthum benutzte er, um durch Pracht und Freigebigkeit sich die Gunst des Volkes zu sichern und dasselbe seinen politischen Zwecken geneigt zu machen. Wie einst Pisistratus, so erlaubte auch er allen Bürgern den Eintritt in seine prächtigen Gärten und gestattete den Besuchenden sogar den freien Genuß ihrer

Früchte. Er ließ ferner in seinem Hause täglich für arme Bürger Speisen zubereiten, vertheilte große Summen unter die Nothleidenden, nahm sich besonders der verschämten Armen an und ließ, wenn er beim Ausgehen einem schlechtgekleideten Bürger begegnete, ihm sogleich das Kleid eines seiner Diener geben, welche ihn stets in großer Zahl begleiten mußten.

Obleich die Perser aus den europäischen Meeren ganz und gar verdrängt waren, so setzten doch die Griechen ihren Angriffskrieg fort. Die Athener beabsichtigten damit blos die Erweiterung ihrer eigenen Macht und diesem Zwecke opferten sie ohne Rücksicht auch ihre Bundesgenossen auf. Die nächste Unternehmung Athens war gegen die Bewohner der griechischen Insel Thasos gerichtet. Diese besaßen an der thracischen Küste, wo damals die Athener Colonieen zu gründen begannen, Gold- und Silberminen und trieben daselbst einen einträglichen Handel mit dem Innern von Thracien. Beides reizte die Habgier der Athener und es kam darüber zu Zwistigkeiten, in Folge deren die Thasier vom Bunde abfielen. Die Athener schickten eine Flotte unter Cimon's Anführung gegen Thasos aus, fanden aber einen hartnäckigen Widerstand und belagerten die gleichnamige Stadt der Insel drei Jahre hindurch vergebens. Während der Belagerung wandten sich die Thasier an die Spartaner um Hülfe. Diese versprachen ihnen, mit einem Heere in Attika einzufallen und hätten dies auch gethan, wenn nicht ein Aufstand der Heloten ausgebrochen wäre, der sie in ihrem eigenen Lande längere Zeit hindurch beschäftigte. Die Thasier waren dadurch genöthigt, zu capituliren (463 v. Chr.). Athen legte ihnen äußerst harte Bedingungen auf: sie mußten ihre Kriegsschiffe ausliefern, eine Summe Geldes bezahlen, ihre Festungswerke schleifen, allen Ansprüchen auf das ihrer Insel gegenüberliegende Festland entsagen und sich zu einem jährlichen Tribut verpflichten.

Während Cimon den Krieg gegen Thasos führte, war in Athen zum ersten Male Perikles, der große Staatsmann des griechischen Alterthums, hervorgetreten. Er war der Sohn des Siegers von Mykale, Xanthippus, und gehörte der angesehenen Familie der Alkmäoniden an, unterstützte aber die demokratische Partei, um mit ihrer Hülfe sich den Weg zur Herrschaft zu bahnen. Diese Partei, an deren Spitze damals neben ihm Ephialtes stand, hob sich während Cimon's Abwesenheit, und glaubte demselben bei seiner Rückkunft vollkommen gewachsen zu sein. Sie klagte den gehaßten Gegner bei dem Volke an, daß er, durch den König von Macedonien bestochen, die Gelegenheit zur Eroberung dieses Landes unbenutzt habe vorübergehen lassen; das Ansehen Cimon's war aber so fest gegründet, daß er kaum darauf zu antworten brauchte und die Anklage von dem Volke sogleich zurück-

gewiesen wurde. Ja, Cimon vermochte damals sogar die Athener zur Unterstützung der im Kampfe mit ihren Heloten hart bedrängten Spartaner zu bewegen.

Im Jahre 464 v. Chr. hatte nämlich ein starkes Erdbeben die spartanische Landschaft erschüttert und einen Aufstand der Heloten veranlaßt. Das Naturereigniß trat um die Mittagsstunde ein und war so furchtbar, daß große Felsstücke vom Taygetus losgerissen und in der Stadt Sparta selbst fast alle Häuser zerstört wurden. Viele junge Leute der ersten spartanischen Familien wurden durch den Einsturz des Gebäudes, in welchem sie gerade zu gymnastischen Uebungen versammelt waren, getödtet, und die Zahl aller durch dieses Erdbeben in Sparta umgekommenen Menschen soll nicht weniger als 20,000 betragen haben. Die Heloten benutzten sogleich dieses allgemeine Unglück und die mit demselben verbundene Verwirrung, um, wo sie deren habhaft werden konnten, ihre Gebieter zu ermorden und sich der Stadt und des Landes zu bemächtigen. Da Jedermann nur an seine eigene Rettung dachte, so wäre ihnen dies vielleicht auch gelungen, wenn nicht der König Archidamus II. schnell einige Leute um sich versammelt und seine Mitbürger durch die Schlachttrompete zu den Waffen gerufen hätte. Die an strenge Kriegszucht gewöhnten Spartaner kamen auf dieses Signal sogleich bewaffnet auf dem Markte zusammen und stellten sich in Schlachtordnung auf, und die Heloten, die den Kampf mit einem geordneten Heere nicht wagen konnten, verließen bestürzt die Stadt. Sie zogen sich auf das platte Land zurück, riefen hier ihre Volksgenossen und Leidensgefährten zu einer allgemeinen Empörung auf, bemächtigten sich der messenischen Bergfeste Ithome und befestigten sie von neuem, um von ihr aus sich gegen die Spartaner zu vertheidigen. Da die Mehrzahl der Empörten Nachkommen der unglücklichen Messenier waren und der Kampf hauptsächlich in dieser Landschaft ausgefochten war, so nennt man denselben den dritten messenischen Krieg. Derselbe dauerte zehn Jahre lang (von 464 bis 454 v. Chr.) und setzte die Spartaner in große Verlegenheit. Sie vertrieben zwar die Empörten alsbald aus dem platten Lande und beschränkten sie auf den Besitz von Ithome, vermochten aber, da sie von jeher sich sehr schlecht auf die Belagerung fester Plätze verstanden, diese Stadt nicht einzunehmen und mußten jeden Augenblick einer neuen Erhebung des wieder unterdrückten Theils der Heloten gewärtig sein. Nachdem sie Ithome einige Jahre hindurch vergebens belagert hatten, baten sie die Athener um Hülfe, weil diese im Ruf standen, unter allen Griechen die Belagerungskunst am besten zu verstehen.

In Athen war man nicht geneigt, den mächtigen Nebenbuhlern in ihrer Noth beizustehen, und namentlich bot die demokratische Partei

Perikles und Ephialtes Alles auf, um dies zu verhindern; allein Cimon, dessen Einfluß noch unerschüttert dastand, setzte es durch, daß man dem Hülfegesuch der Spartaner willfahrte. Er war nämlich, wie alle Aristokraten Griechenlands, ein Bewunderer der spartanischen Verfassung, und seine Vorliebe für diesen Staat ging so weit, daß er sogar seinem ältesten Sohne den Namen Laeedämonius gegeben hatte. Auch mußte es ihm zur Erreichung seiner eigenen politischen Zwecke in Athen von besonderer Wichtigkeit sein, daß ein griechischer Staat wie der spartanische, dessen ganzes Wesen aristokratisch war, in Macht und Ansehen erhalten werde, man dürfe, soll er sich ausgedrückt haben, das zweite Roß am Wagen von Hellas nicht lähmen. Ein Hülfscorps von 4000 Mann begab sich auf den Marsch nach Messenien. Diese athenischen Truppen vermochten aber nicht allein nichts gegen Ithome auszurichten, sondern ihre Anwesenheit beim spartanischen Heere regte auch den alten Stammhaß zwischen Athen und Sparta von neuem auf. Beide Theile des Heeres geriethen in eine fast feindliche Lage gegen einander und die Spartaner wurden zuletzt so mißtrauisch gegen die Athener, daß sie die geringen Fortschritte der Belagerung den bösen Absichten derselben zuschrieben. Sie entließen daher das athenische Heer unter dem Vorwand, daß sie der Hülfe ihrer Verbündeten nicht länger bedürften, obgleich sie die Aegineten und Phokier, welche ebenfalls Truppen geschickt hatten, zurückbehielten. Diese Beleidigung erweckte in den Athenern den größten Haß gegen Sparta und mußte nothwendiger Weise Cimon's Ansehen schwächen. Man schloß sogleich ein Bündniß mit den Argivern, den Erbfeinden Spartas, welche damals die Lage der Spartaner benutzten, um die gegen Argos von jeher feindliche Stadt Mycenä zu erobern und zu zerstören. Die demokratische Partei in Athen aber setzte unter Perikles Leitung mit leichter Mühe durch, daß Cimon 461 v. Chr. durch den Ostracismus aus der Stadt verbannt wurde. Der messenische Krieg dauerte noch sieben Jahre lang fort, und die Spartaner sahen sich endlich genöthigt, einen Vergleich einzugehen, in Folge dessen den Empörten erlaubt ward, frei und ungehindert aus dem Peloponnes abzuziehen. Die Athener räumten den auswandernden Heloten die Stadt Naupaktus ein, welche sie kurz zuvor den ozolischen Lokrern entrissen hatten und die Messenier, die daselbst einen kleinen, unter Athens Schutz stehenden Staat bildeten, machten sich in dem späteren Krieg zwischen Athen und Sparta den Athenern im höchsten Grade nützlich.

In Athen traten Tolmidas und Thucydides der Aeltere in Cimon's Fußstapfen, sie besaßen aber weder dieselben Mittel und Talente, noch dieselben Verdienste, und hatten an Männern wie Ephialtes, Leokrates und Myronides die heftigsten Demagogen

gegen sich. Zwischen beiden Parteien bahnte der große Perikles sich seinen Weg. Er huldigte der Demokratie, aber nicht weil sie ihm Zweck war, sondern weil sie ihm als Mittel dienen sollte. Die Demokraten erhielten das Uebergewicht über ihre Gegner, und eine ihrer wichtigsten Maaßregeln, welche sie um diese Zeit durchsetzten, war, daß sie das einzig noch bestehende aristokratische Gegengewicht in der Verfassung fast ganz und gar vernichteten. Auf den Vorschlag des Ephialtes nämlich, welchen Perikles insgeheim unterstützte, wurde im Jahre der Verbannung Cimon's dem Gerichtshof des Areopagus soviel von seinem Ansehen und seiner Macht entzogen, daß ihm nur noch ein Schatten seiner früheren Bedeutung übrig blieb. Der Areopagus verlor durch diesen Beschluß alle seine Befugnisse außer der richterlichen Thätigkeit, und selbst diese wurde theilweise beschränkt; erst nach dem peloponnesischen Krieg ward seine frühere Bedeutung wieder hergestellt.

Athen stand um jene Zeit auf dem höchsten Gipfel seiner Macht, zumal da (um das Jahr 460 v. Chr.) auch der Bundesschatz von Delos nach Athen verlegt wurde und die Athener denselben fortan als ihr Eigenthum und die Bundesgenossen als ihre Unterthanen betrachteten. Um ihre große Macht zu gleicher Zeit in Thätigkeit zu erhalten und zu erweitern, fuhren sie wie unter Cimon's Leitung fort, neue Unternehmungen in entfernten Gegenden zu machen. Sie sandten zunächst zweihundert Kriegsschiffe aus, um die reiche Insel Cypern den Persern zu entreißen; diese waren aber daselbst kaum angekommen, als eine andere Aussicht auf Eroberung sich eröffnete. Die Aegypter, von je der persischen Herrschaft abgeneigt, hatten nämlich unter Inarus, dem Häuptling einiger afrikanischen Stämme, das Joch der Perser abgeworfen und Inarus wandte sich, um die erlangte Freiheit behaupten zu können, nach Athen um Hülfe. Hier ging man auf sein Gesuch ein und befahl der Flotte, von Cypern nach Aegypten zu segeln. Es gelang den verbündeten Athenern und Aegyptern, dem zur Wiederunterwerfung des Landes herbeieilenden persischen Heere eine vollständige Niederlage beizubringen. Die Besiegten zogen sich nach Memphis zurück, wo sie zwar zwei Drittel der Stadt alsbald verloren, in dem übrigen Theile aber um so hartnäckiger sich behaupteten.

Unterdessen war Athen in Griechenland selbst in einen neuen Krieg verwickelt worden. Die Megarer waren mit den benachbarten Korinthern in einen Grenzstreit gerathen und hatten den peloponnesischen Bund verlassen, um die Hülfe der Athener zu erhalten. Es war ein Bündniß zwischen beiden Staaten geschlossen worden und Athen hatte eine Besatzung nach Megara geschickt. Darüber brach ein Krieg zwischen den Korinthern und Athenern aus, an welchem auch Aegina gegen die Letzteren Theil nahm. Die Athener schlugen unter Myronides

Anführung die Korinther, schlossen unter Leokrates die Aegineten in ihrer Hauptstadt ein und zwangen dieselben zuletzt (456 v. Chr.), sich unter der Bedingung zu ergeben, daß sie ihre Kriegsschiffe auslieferten, ihre Festungswerke schleiften und einen jährlichen Tribut zahlten. Die Spartaner, welche durch das Unglück des Erdbebens geschwächt und noch mit der Bekriegung der messenischen Heloten beschäftigt waren, blieben dabei anfangs ruhig, bald aber kam es bei einer anderen Gelegenheit zum förmlichen Krieg zwischen ihnen und den Athenern. Die Phokier nämlich griffen die Bewohner des Landes Doris an, die Spartaner eilten ihren Stammgenossen zu Hülfe und trieben die Ersteren aus Doris zurück. Auf dem Rückmarsch in den Peloponnes benutzten die Spartaner ihre Anwesenheit in Böotien, um den Thebanern zur Oberherrschaft über die anderen Städte des Landes zu verhelfen und sich in ihnen mächtige Bundesgenossen gegen Athen zu verschaffen; dies hatte 457 v. Chr. den Ausbruch eines Krieges zur Folge, in welchem die Athener durch die Thessalier und Argiver, die Spartaner aber durch die Böotier unterstützt wurden. Bei Tanagra in Böotien, wo die feindlichen Heere zusammentrafen, erlitten die Athener eine Niederlage, deren nächste und wichtigste Folge die Zurückberufung Cimon's war. Cimon war, wie einst Aristides bei Salamis, vor der Schlacht zu dem athenischen Heere geeilt, um mitzukämpfen; er wurde zurückgewiesen, beschwor aber vor seiner Abreise seine gleich ihm aristokratisch gesinnten und deshalb mit Mißtrauen angesehenen Freunde im Heere, durch tapfern Kampf die Ehre ihrer Partei zu retten. Diese Männer schaarten sich zusammen, schworen unter einander, lieber zu fallen als zu fliehen, und starben in der Schlacht insgesammt den Tod der Helden. Diese durch die That so glänzend bewährte Vaterlandsliebe mußte ebenso das Ansehen Cimon's und seiner Partei wieder steigern, wie andererseits durch die erlittene Niederlage das Vertrauen in die demokratischen Machthaber geschwächt wurde. Perikles selbst trug jetzt auf die Zurückberufung Cimon's an und diese wurde auch sogleich vom Volke beschlossen (456).

Der Krieg dauerte sieben Jahre lang fort (bis 450 v. Chr.) und wurde im Allgemeinen zum Vortheil Athens geführt. Myronides tilgte 62 Tage nach der Tanagräischen Schlacht die daselbst erlittene Schmach durch einen vollständigen Sieg, den er in derselben Gegend bei der Stadt Oenophytä über die Böotier erfocht. Er zwang hierauf alle böotischen Städte, mit Ausnahme Thebens, so wie die opuntischen Lokrer und die Phokier, eine demokratische Verfassung einzuführen und dem athenischen Bunde beizutreten. Tolmidas und Perikles landeten an verschiedenen Punkten des Peleponnes und zerstörten daselbst viele Küstenorte und Schiffswerften der spartanischen

Bundesgenossen. Die Spartaner zeigten sich in diesem ganzen Kriege ziemlich lau, doch hielt es sehr schwer, sie zur Beendigung desselben zu bewegen. Cimon, welcher gleich nach seiner Rückkehr die Herstellung des Friedens betrieb und Athens Macht und Unternehmungsgeist gegen die Perser zu richten suchte, vermochte erst nach dreijährigen Unterhandlungen Sparta und Athen zu versöhnen und selbst dann gelang es ihm nur, einen Waffenstillstand auf fünf Jahre zu Stande zu bringen.

Jetzt wurde sogleich eine Flotte unter Cimon's Anführung gegen die Perser ausgeschickt, welche damals den Aufstand der Aegypter gedämpft und Inarus nebst seinen athenischen Hülfstruppen gänzlich besiegt hatten. Der persische General Megabazus war nämlich mit einem großen Heere nach Aegypten gezogen, hatte die Empörten und ihre Verbündeten mehrmals geschlagen und so den Aufstand unterdrückt; Inarus selbst, der Anstifter desselben, war gefangen genommen und ans Kreuz geschlagen worden. Von den athenischen Hülfstruppen hatten nur wenige sich nach der griechischen Pflanzstadt Cyrene zu retten vermocht, und auch fünfzig Kriegsschiffe, die man von Athen zu Hülfe geschickt hatte, waren an der aegyptischen Küste fast insgesammt in den Grund gebohrt oder weggenommen worden. Auf diese Weise hatte, nach sechsjährigem Kampfe, die aegyptische Empörung und der zu ihrer Unterstützung von den Athenern unternommene Feldzug geendigt (455 v. Chr.). Athen konnte bis zum Waffenstillstand mit Sparta an eine Herstellung seiner Waffenehre in Aegypten nicht denken. Als hierauf Cimon mit 200 Kriegsschiffen durch einen Angriff auf Cypern den Krieg gegen die Perser von neuem begann, schickte er sogleich 60 Schiffe nach Aegypten. Hier hatte Amyrtäus, einer der Anführer der unterworfenen Empörer, sich in den Sümpfen des Deltas zu behaupten gewußt und Cimon sandte daher jene Schiffe in der Absicht nach Aegypten, um die Aufmerksamkeit der Feinde soviel als möglich von Cypern abzulenken und ihre Macht zu theilen. Cimon's Tod, welcher schon ein Jahr nach dem Beginn des Krieges (449 v. Chr.) erfolgte, vereitelte den Hauptzweck der athenischen Unternehmung, die Eroberung von Cypern; die Flotte erfocht aber, vor ihrer Rückkehr nach Athen, noch einen Sieg in der Nähe der cyprischen Stadt Salamis. Die Athener hatten nämlich aus Mangel an Lebensmitteln die Belagerung von Citium, bei welcher Cimon erkrankte und starb, aufgeben müssen; auf der Höhe von Salamis wurden ihre Schiffe von der persischen Flotte angegriffen, sie brachten derselben aber eine Niederlage bei. Zu gleicher Zeit erfochten die noch nicht eingeschifften athenischen Truppen auf der benachbarten Küste einen Sieg über das persische Landheer. Hierauf segelten die Athener, zugleich mit den von Cimon nach Aegypten abgesandten Schiffen, nach Hause zurück. Nach

einer sehr unwahrscheinlichen Sage hatte Cimon, damit die Truppen nicht den Muth verlören, vor seinem Ende den Anführern geboten, seinen Tod bis zur gelieferten Schlacht zu verheimlichen, so daß er gleichsam noch im Tode einen Sieg erfochten hätte.

Mehrere Schriftsteller des Alterthums sagen, daß Cimon vor seinem Tode die Perser zum Abschluß eines förmlichen Friedens gezwungen habe, den sie den Cimonischen Frieden nennen. In diesem Frieden, welchen andere Schriftsteller zwanzig Jahre früher setzen, und als ein Ergebniß der Schlacht am Eurymedon darstellen, sollen die Perser sich verpflichtet haben, die Unabhängigkeit aller kleinasiatischen Griechen anzuerkennen und sowohl in Kleinasien bis auf eine Entfernung von drei Tagereisen von der Westküste kein Heer, als auch im Westen derselben kein Kriegsschiff erscheinen zu lassen. Die zuverlässigsten Geschichtschreiber Griechenlands wissen nichts von einem solchen Frieden und aus allen Berichten über die Geschichte der nächsten Zeit geht mit Bestimmtheit hervor, daß der Kriegszustand zwischen Persien und Griechenland ununterbrochen fortdauerte, daß der Perser-König nie aufhörte, ganz Kleinasien sammt den dortigen griechischen Städten als ein unterworfenes und tributpflichtiges Land zu betrachten, und daß namentlich ein Theil der letzteren sogar unmittelbar nach Cimon's Tod der persischen Regierung noch Steuern bezahlte. Man ist deshalb in neuerer Zeit durch die sorgfältigsten Untersuchungen zu der Gewißheit gelangt, daß weder nach der Schlacht am Eurymedon, noch um die Zeit von Cimon's Tod ein förmlicher Frieden geschlossen wurde. Die bei einigen Schriftstellern vorkommende Annahme eines solchen Friedens ist ein Irrthum, in welchen diese durch den Umstand verfielen, daß die Perser, in Folge der Unternehmungen Cimon's, auf längere Zeit aus den griechischen Meeren verdrängt wurden.

6. Perikles und Athen.

Nach Cimon's Tod schwang sich Perikles an die Spitze des athenischen Staates empor, und obgleich die Verfassung von Athen bereits zu einer fast schrankenlosen Demokratie geworden war, so leitete er das Volk doch mehr und mehr, fast wie ein unumschränkter Monarch. Die Geschichte dieses größten griechischen Staatsmannes bedarf deshalb einer ausführlicheren Darstellung. Perikles, ein Sohn des Xanthippus, gehörte der reichen und vornehmen Familie der Alkmäoniden an. Seiner äußeren Gestalt nach hatte er mit dem wegen seiner Schönheit berühmten Pisistratus eine so große Aehnlichkeit, daß er anfangs sogar schon dadurch allein die Demokraten Athens gegen sich einnahm. Er war mit den größten Gaben des Geistes ausgestattet und hatte die beste Erziehung erhalten. Er selbst vollendete dieselbe in der Blüthe des

Alters und vereinigte zuletzt die ganze Bildung seiner Zeit in sich. Ehe er in das politische Leben eintrat, suchte er durch die Philosophie sich die möglichst tiefe Einsicht menschlicher und göttlicher Dinge zu erwerben und beschäftigte sich außerdem namentlich mit den Künsten und dem Studium des Staatswesens und der Beredsamkeit. Phidias, der größte griechische Bildhauer, Damon, einer der besten Lehrer der Redekunst, der Philosophe Anaxagoras und andere durch ihre geistige Größe ausgezeichneten und berühmten Männer waren seine Freunde und lebten mit ihm auch späterhin in vertraulichem Verkehr.

Neben diesen Männern gehörte in Perikles höherem Lebensalter noch Aspasia aus Milet, eine der gebildetsten Frauen des Alterthums, zu dem engeren Kreise seiner Freunde. Sie war eine jener Frauen, welche von den Griechen Hetären, d. i. Freundinnen genannt wurden, und von Perikles Zeit an eine immer größere Bedeutung erhielten. Die griechischen Frauen nahmen nämlich, bei dem vorherrschend politischen Streben der Männer, an dem gesellschaftlichen Leben derselben keinen Antheil, ja, sie lebten überhaupt den bei dem ionischen Stamme herrschenden Ansichten von Anstand und weiblicher Sitte gemäß so zurückgezogen, daß sie, ausgenommen bei Leichenbegängnissen und bei einigen religiösen Festen, sogar das Haus nur selten verließen. Sie standen aber deshalb auch an Bildung den Männern bedeutend nach und dies gab mit dem Fortschreiten der Cultur jenen sogenannten Hetären eine große Bedeutung. Diese waren Frauen, welche gegen die bestehende Sitte mit Männern frei und auf dem Fuße gleicher Berechtigung verkehrten und namentlich durch Feinheit des Benehmens, durch Geist und Bildung sich auszeichneten. In den späteren Zeiten waren sie insgesammt zu großer Sittenlosigkeit entartet, zu Perikles Zeit aber standen sie, wenigstens der größeren Zahl nach, moralisch viel höher. Uebrigens waren alle athenischen Hetären Ausländerinnen, da die Gesetze des Staates und die öffentliche Meinung den Bürgerinnen ein solches Verhältniß nicht gestatteten. Die Hetären wußten, indem sie Geist und Kenntnisse mit weiblicher Anmuth verbanden, besonders Männer von Rang und Bildung zu fesseln, welche, vermöge der Beschaffenheit der Erziehung und der gesellschaftlichen Stellung, welche die Sitte den Bürgerinnen zuwies, des Reizes und der Erquickung weiblichen Umgangs entbehrten. Aspasia war die berühmteste dieser emancipirten Frauen Athens und mit den ausgezeichnetsten Athenern ihrer Zeit befreundet; selbst der Philosoph Sokrates lebte mit ihr in freundschaftlichem Verkehr und bekannte, durch ihren Umgang in seiner Bildung sehr gefördert worden zu sein. Auch Perikles brachte seine Mußezeit vorzugsweise in ihrem Kreise zu, und als er von seiner ersten Gemahlin sich getrennt hatte, vermählte er sich sogar mit ihr.

Perikles war in Hinsicht auf die Beredsamkeit, welche in den alten Freistaaten eine der wichtigsten und unentbehrlichsten Eigenschaften der Staatsmänner war, allen seinen Zeitgenossen so sehr überlegen, daß man ihm wegen dieses Vorzuges, sowie wegen seiner großen politischen Fähigkeiten überhaupt den Beinamen des olympischen gab. Man pflegte zu sagen, seine Worte glichen dem Blitz und dem Donner und träfen wie diese. Uebrigens gehörte er zu denjenigen Rednern, welche vor Allem auf den inneren Gehalt und nicht auf die künstlerische Form des Vortrags Bedeutung legten. Seine Beredsamkeit beruhte auf gediegener philosophischer Bildung, auf vollkommener Kenntniß der menschlichen Natur und der Staatsgeschäfte und obgleich er auch die künstlichen Mittel der Ueberredung nicht verschmähte, so sank er doch nie zu dem Pöbel seiner Zuhörer herunter, sondern hob vielmehr diesen stets zu sich herauf.

Durch Geburt der Aristokratie angehörend, konnte er bei seinem ersten Auftreten nur als Begünstiger der Demokratie sich der Menge empfehlen, indem jene Partei an Cimon und Anderen bereits ihre Führer hatte. Die Demokratie war ihm aber nicht Zweck, sondern Mittel; er führte die schrankenloseste Demokratie theils selbst ein, theils veranlaßte er die Hinwegräumung aller Schranken, allein er wollte dem Volke eine solche unbegränzte Macht nur aus dem Grunde verschaffen, damit er selbst als Leiter desselben den Staat nach seinem eigenen Willen lenken könne. Dies erreichte er auch aufs vollständigste; denn trotz dieser vollständigen demokratischen Freiheit, die sich in allen Staatsgebieten aussprach, blieb Perikles doch bis zu seinem Tode ein Herrscher im vollen Sinne des Wortes und hielt das unlenksamste Volk der Welt mit demselben Zauber fest, mit welchem etwa ein Napoleon sein ruhmberauschtes Heer beherrschte. Er selbst wußte sich in dieser Stellung so unentbehrlich zu machen und das Volk fühlte das Bedürfniß eines solchen Regenten so lebhaft, daß er späterhin sogar die Maske der Popularität oft ablegen konnte, daß er das Volk oft tadeln und schrecken und gewissermaßen den Monarchen spielen durfte, ohne von der demokratischen Eifersucht des Volkes und dem ohnmächtigen Hasse seiner vielen Feinde etwas fürchten zu müssen.

Die Mittel, durch welche Perikles sich diese Stellung erwarb und sicherte, waren so gut gewählt und so mannigfaltig, wie sie nur ein außerordentliches staatsmännisches Talent aufzufinden vermag. Er hatte die Klugheit, daß er, ehe er in der Gunst des Volkes fest genug stand, nie als ein eigentliches Parteihaupt auftrat. Auch verschaffte und erhielt er sich seine Macht nicht, wie viele Andere, durch unrechtmäßige Mittel; er war namentlich stets unbestechlich und höchst gewissenhaft in der Verwaltung der Staatsgelder. Dem Charakter des

atheniſchen Volkes und den Zeitumſtänden waren die Mittel angepaßt, durch welche er von Zeit zu Zeit ſeine Herrſchaft zu befeſtigen ſuchte. Er veranlaßte die Gründung neuer Colonieen, um Tauſende von armen Bürgern zu verſorgen und bewirkte Getreide-Austheilungen auf Koſten des Staates. Er ließ ferner viele und große Bauwerke errichten, wodurch er nicht allein die Stadt verſchönerte und ſich ſelbſt als den Verherrlicher derſelben hob, ſondern zugleich auch einer Menge von Handwerkern und Künſtlern Beſchäftigung und Nahrung verſchaffte. Ebenſo veranſtaltete er viele Feſte und erhöhte den Glanz der bereits beſtehenden, theils um durch Schaugepränge und öffentliche Bewirthungen ſeine Mitbürger an ſich zu feſſeln, theils um ſie wie ein Erzieher durch belehrende und erhebende Ergötzlichkeiten zu bilden. Dies war in Athen von ganz beſonderer Wichtigkeit; denn bei der großen Bildung, zu der die Bürger dieſer Stadt emporgeſtiegen waren, bei der Bedeutung, welche Kunſt und Litteratur bei dem ganzen griechiſchen Volke hatten und bei dem innigen Zuſammenhang, in welchem dieſe Seite des menſchlichen Lebens bei allen Griechen mit dem Staat und ſeinen Zwecken ſtand, war in Athen die Veranſtaltung von Feſtlichkeiten und Schauſpielen eben ſo wichtig, als in den großen Hauptſtädten unſerer Zeit die Sorge für Wohlfeilheit des Brodes es iſt. Deshalb führte Perikles namentlich auch das ſogenannte Theorikon ein, d. h. er bewirkte die Errichtung einer beſonderen Kaſſe, aus welcher den ärmeren Bürgern der Eintrittspreis in das Theater bezahlt wurde. So groß war die Schauluſt, Kunſtliebe und Genußſucht des atheniſchen Volkes, daß bald nach Perikles Zeit nicht allein dieſe Kaſſe auch zur Erhöhung des Glanzes anderer Feſte verwandt wurde, ſondern daß man auch die zu ganz verſchiedenen Zwecken beſtimmten Staatsgelder für dieſelben in Anſpruch nahm und ſpäter ſogar ein Geſetz erließ, nach welchem Jeder, der auf die Verwendung des Theorikon zu Kriegsausgaben antragen würde, die Todesſtrafe erleiden ſollte.

Perikles führte ferner den Richterſold ein. Auf ſeinen Antrag erhielten nämlich alle zu Richtern erwählten Bürger für jede Gerichtsſitzung je einen Obolus (d. i. drei Kreuzer oder elf Pfennige), oder vielleicht auch drei Obolen; denn es iſt ungewiß, ob ſchon Perikles die letztere Summe einführte, oder ob der Richterſold erſt etwa zwölf Jahre ſpäter bis auf das Dreifache erhöht wurde. Wie ſehr Perikles durch dieſe Maaßregel ſich alle Aermeren unter den 6000 jährlich zu Richtern erwählten Bürgern verpflichtete, kann daraus ermeſſen werden, daß man nach allen Anzeichen in Athen damals mit 200 Gulden oder 114 preußiſchen Thalern jährlich eine Famile ernähren konnte, und daß folglich drei Obolen für die nothdürftige Exiſtenz eines einzelnen Bürgers hinreichten. Auch die Bezahlung für die Theilnahme

an der Volksversammlung soll Perikles eingeführt haben; doch war diese nicht bedeutend. Sie betrug nämlich bestimmt nur einen Obolen, welchen jeder Theilnehmende, wenn er wollte, sich bezahlen lassen konnte; erst im Jahre 393 v. Chr. wurde sie auf drei Obolen erhöht. Auch durch diese Maaßregel verpflichtete sich Perikles die ärmeren Bürger; er bewirkte aber dadurch zugleich auch, daß diese fast insgesammt in jeder Volksversammlung erschienen, und daß somit die Gesetzgebung, Staatsverwaltung und Rechtspflege vielfach in die Hände von solchen kam, welche mehr oder weniger blinde Werkzeuge dessen waren, der sie zu leiten verstand.

Perikles gewann sich das Volk noch durch einige andere Mittel ähnlicher Art. Er setzte den Beschluß durch, daß der Staat den Bürgern im Kriege Sold und Verpflegung gebe, während der Kriegsdienst seither unentgeldlich gewesen war. Der Sold eines Hopliten oder Schwerbewaffneten betrug niemals weniger als zwei Obolen täglich und ebensoviel für die Verpflegung; die Offiziere pflegten das Doppelte, die Reiter das Dreifache zu erhalten. Bedenkt man nun, daß um jene Zeit der Werth des Geldes sechs- bis achtmal höher war als jetzt, so sieht man, daß damals der Krieg allein Tausende von Menschen in den Stand setzte, ein Leben zu führen, wie etwa unsere Beamten des Mittelstandes. Perikles sorgte ferner dafür, daß jährlich eine athenische Flotte von wenigstens sechszig Schiffen die See hielt, wodurch es ihm möglich ward, eine große Anzahl Menschen, die er bei den Staatsbauten nicht beschäftigen und ernähren konnte, acht Monate lang auf Staatskosten zu unterhalten. Endlich dienten ihm noch einzelne Kriegsunternehmungen dazu, die Bürger durch Beute zu bereichern, wie schon Cimon begonnen hatte.

Alle angeführten Maaßregeln des Perikles mußten, sobald mit seinem Tode der verständige Leiter fehlte, den Athenern zum Verderben gereichen; ihm selbst aber machten sie Dinge möglich, die den mächtigsten Monarchen unmöglich geblieben sind. Nicht nur brachte er die Athener in gänzliche Abhängigkeit von sich und seinem Willen, sondern er gab auch ihrem Leben einen Charakter, ihren Künsten einen Glanz und ihrer Wissenschaft einen Adel, den später selbst die stolzen Römer den Athenern als einen ganz nur ihnen eigenen Vorzug zugestehen mußten. Man kann fast geradezu behaupten, daß unmittelbar nach Perikles Zeit der gemeinste Bürger Athens an Feinheit, Kunstsinn und Geschmack den gebildetsten Männern aller Zeiten gleich stand. Perikles machte Kunst und Wissenschaft zu wesentlichen Bestandtheilen der athenischen Demokratie, verschaffte seinen Mitbürgern den höchsten damals möglichen Grad von Bildung und erhob Athen zur glänzendsten Stadt, zum Sitz aller Künste und Gewerbe und zum Mittelpunkt des

geistigen Lebens der Griechen. Jeder Athener ohne Ausnahme beschäftigte sich mit der Kunst und mußte sich mit derselben beschäftigen, weil täglich auf dem Markt, in den Barbierstuben, Kramläden, Säulenhallen und öffentlichen Gartenanlagen, den gewöhnlichen Vereinigungsorten der Einwohner, von diesen Dingen die Rede war und weil außerdem unter zwanzig Bürgern wenigstens drei auch durch ihre äußeren Verhältnisse mit Kunst und Künstlern in Berührung kamen. Ebenso waren auch Grammatik und Dialektik oder die Wissenschaft der Sprache und des Denkens im täglichen Leben der Athener von großer Bedeutung: Jeder konnte ja jeden Augenblick in den Fall kommen, als Geschworener, als Buleut oder in der Volksversammlung über die verwickeltsten Fälle Rechenschaft geben zu müssen; Jeder hörte in den Gerichtssitzungen und in der Volksversammlung die trefflichsten Reden und brauchte kein anderes Studium, als den Markt, den täglichen Verkehr und die Gerichte, keine fremde Sprache und keine andere Kenntniß, als die mit ihm und seinem Leben unmittelbar zusammenhängende. Wer wird sich daher wundern, daß jeder Athener der Perikleischen Zeit sich einbilden konnte, ein besserer Richter über Kunst, Poesie und Beredsamkeit zu sein, als die gelehrten Kenner irgend einer anderen Zeit?

Athen ward zu Perikles Zeit und hauptsächlich durch diesen Staatsmann herrschender und tonangebender Staat in Griechenland und zwar nicht allein seiner äußeren Stellung und Macht nach, sondern auch in Hinsicht auf Kunst, Wissenschaft, Gewerbe und Lebensweise. Alles, was sich bisher einzeln und zerstreut bei dem griechischen Volke gefunden hatte, drängte sich jetzt in Athen zusammen; diese Stadt wurde das Musterbild des eigentlichen griechischen Wesens, das ganze geistige Leben der geistreichsten unter den Nationen erhielt in Athen seinen Brennpunkt und strahlte von hier aus wieder in alle andere Theile Griechenlands, mit Ausnahme etwa von Sparta und Böotien, welche dieser geistigen Bewegung am fernsten blieben. Diese große Bildung und Bedeutung der atheniſchen Bürgerschaft ward äußerlich durch den Reichthum, der in ihr zusammenfloß, durch die Leichtigkeit des Erwerbs und durch die Wohlfeilheit der Lebensbedürfnisse möglich gemacht. Athen war damals die erste griechische Handelsstadt und das Haupt eines großen Bundesreichs; es war der Mittelpunkt des Verkehrs und der Sitz der Regierung von vielleicht 15 Millionen Menschen; unter den von ihm abhängigen Staaten gab es sogar mehrere, welche Athen an Bevölkerung weit überragten. Die Athener hatten viele Colonieen in verschiedenen Ländern gegründet und daselbst ganze Striche Landes sich unterworfen. Sie standen außerdem an der Spitze eines großen Bundes, dessen schwächere Glieder von ihnen mehr

und mehr wie Unterthanen behandelt wurden; die Bundeskasse sahen sie, wie einst Perikles in Athen vor dem versammelten Volk laut aussprach, als einen Schatz an, welcher nicht denen, die die Steuer gaben, sondern denen, welche sie einnahmen und verwalteten, gehöre. Ja, zu Perikles Zeit verloren die meisten verbündeten Staaten nach und nach sogar ihre eigene Gerichtsbarkeit und mußten alle ihre Processe vor die atheniſchen Gerichte bringen; nur Chios und die lesbische Stadt Methymna behaupteten wenigstens in dieser Hinsicht ihre Selbstständigkeit.

Die jährliche Gesammteinnahme des atheniſchen Staates ist zwar nicht bekannt; aber sie läßt sich im Allgemeinen aus einigen einzelnen Angaben schätzen, so wie aus dem Umstand, daß man, ungeachtet des größten Aufwandes für Bauten, Kunstwerke, Feste und Schauspiele, in einer im Ganzen geldarmen Zeit aus dem reinen Ueberschuß einen großen Schatz anzulegen vermochte. Die Steuer der Bundesgenossen allein betrug gegen 1000 Talente oder mehr als dritthalb Millionen Gulden (gegen $1^1/_2$ Millionen Thaler) und da, wie bemerkt, das Geld zu jener Zeit einen sechs- bis achtfach höheren Werth als heut zu Tage hatte, so gibt schon diese einzige Einnahme eine Summe, welche den Einkünften einer ganzen Anzahl deutscher Bundesstaaten gleichkommt. Der Reichthum des atheniſchen Staates war so groß, daß zur Zeit des Perikles innerhalb weniger Jahre, ungeachtet aller Ausgaben, als Ersparniß 8000 Talente oder gegen 21 Millionen Gulden ($11^1/_2$ Millionen Thaler) in den Staatsschatz niedergelegt werden konnten, d. h. eine Summe, die man wieder um das Sechs- und Achtfache erhöhen muß, wenn man sie nach dem Geldwerth unserer Zeit schätzen will. Der Reichthum einzelner Bürger war ebenfalls außerordentlich groß geworden. Während noch zur Zeit Solon's ein Vermögen von sieben Talenten oder 18,000 fl. (10,000 Thalern) für eines der größten galt, gab es zu Perikles Zeit atheniſche Bürger, welche, wie Nicias, Niceratus Sohn, 100 Talente besaßen und allein in den ihnen zugehörenden Bergwerken 1000 Sklaven beschäftigten. Ein anderer wegen seines Reichthums berühmter Mann, Kallias, welcher kurz vor Perikles lebte, war so wohlhabend, daß er im Stande war, eine ihm auferlegte Geldstrafe von 50 Talenten (130,000 fl. oder 72,600 Thalern) zu bezahlen. Das ererbte Vermögen des Alcibiades endlich wurde auf mehr als 100 Talente angeschlagen. Zu allem diesem kommt noch, daß zu Perikles Zeit die Lebensbedürfnisse sehr wohlfeil und die Erwerbsmittel mannigfaltig und leicht waren. Es konnte also ein Athener, ohne bedeutenden Nachtheil für sein Hauswesen, den größten Theil seiner Zeit den Künsten, der philosophischen Unterhaltung und allen Arten von geistreicher Geselligkeit widmen.

Die ungeheure Macht und der große Reichthum Athens hatten übrigens auch sehr nachtheilige Folgen. Schon der bedeutende Kriegssold allein konnte einen Bürger reich machen; denn zu Perikles Zeit betrug der tägliche Sold eines Reiters nebst seiner Verpflegung zwölf Obolen (52 kr. oder $11^1/_2$ Groschen), soviel Getreide aber, als ein Mann zur täglichen Nahrung braucht, kostete zweiunddreißigmal weniger. Dies und der leichte Erwerb des Geldes überhaupt hatten zur Folge, daß Stadt und Land mit vornehmen Müßiggängern angefüllt wurden. Die entstehende Ungleichheit des Vermögens brachte, verbunden mit der bis zum äußersten Grade entwickelten Volksherrschaft, einen furchtbaren Despotismus der schlechteren Klasse von Reichen gegen die Aermeren hervor, während die besseren und edleren Reichen oft einen Gegenstand der Verfolgung des gemeinen Haufens bildeten. Noch zur Zeit des Beginnes der Perser-Kriege waren die Reste der alten Aristokratie geachtet und hielten die andern Bürger in einer gewissen ehrerbietigen Ferne; jetzt dagegen, wo das demokratische Wesen durch alle Adern des atheniſchen Staatslebens verbreitet war, bestand eine wahre Tyrannei des Pöbels; auf der andern Seite machte sich der Uebermuth des Reichthums breit und übte einen verderblichen Einfluß auf Regierung und Sitten aus. In der Republik steht, wie in der Monarchie, nur dann Alles wohl, wenn das Gesetz herrscht; artet ihre Verfassung aber in Ochlokratie oder Pöbelherrschaft aus, dann siegen, wie in der entarteten Monarchie, Leidenschaft, Parteiwuth und Aberglauben über alles Recht. Kommt nun gar noch der verderbliche Einfluß von Reichthum und Luxus hinzu, so ist nichts mehr heilig und Alles wird der Herrschsucht und Habgier der Einzelnen und der Parteien geopfert. Freilich weckt und belebt ein solches Staatsleben, wo alle Kräfte fesſellos sich entfalten können, auch alle Fähigkeiten des Geistes und neben den Leidenschaften werden auch die Talente angeregt und entwickelt. Der atheniſche Staat bildete daher den entschiedensten Gegensatz gegen die Reiche des Orients, in welchen das Glück stets nur von einem Einzigen abhing, der die Maschinerie des Ganzen leitete und mit willkürlicher Gewalt jeden Streit entschied. In Athen dagegen war der Zustand des Staates das Werk der Bestrebungen aller Einzelnen, ihrer sich gegenseitig fördernden und hemmenden Tugenden und Laster und des von ihnen gemeinschaftlich festgestellten Gesetzes. Uebrigens war der bessere Theil der Athener natürlich der allmälig zu einer wahren Tyrannei ausartenden Demokratie abgeneigt und strebte, obgleich vergebens, nach einer Aristokratie im alten und guten Sinne des Wortes. Dies geben auch die besseren Schriftsteller jener Zeit, ein Thucydides, ein Aristophanes, ein Plato, zu erkennen, obgleich sie nicht in den Irrthum des ebenfalls aristo-

kratischen Geschichtschreibers Xenophon verfielen, welcher die spartanische Oligarchie als eine für Athen wünschenswerthe Verfassung ansah.

Ein besonders großer Nachtheil, den der Reichthum Athens und der so außerordentlich vermehrte Geldumlauf diesem Staate und dem gesammten übrigen Griechenland brachte, war das Söldnerwesen, welches von der letzten Zeit des fünften Jahrhunderts v. Chr. an in hohem Grade zunahm. Die Athener waren durch ihre ausgedehnte Herrschaft genöthigt, Söldner in Dienst zu nehmen; die große Zahl von fremden Truppen aber, welche sie unterhalten mußten, wurde dem Staat und seinen Finanzen auf eben dieselbe Weise verderblich, wie den Holländern ihre überseeischen Besitzungen geworden sind und wie auch den Engländern früher oder später ihr indisches Reich nachtheilig werden wird. Während vorher nur Kreter und Arkader sich als Söldner anwerben ließen, wurde durch das athenische Geld der Kriegsdienst zum einträglichen Gewerbe gemacht und in weiterem Verfolge dieser verhängnißvollen Entwickelung ganz Griechenland in eine Pflanzschule von Kriegern umgewandelt. Die athenischen Bürger selbst fanden es schon gegen das Ende des peloponnesischen Krieges bequemer, Truppen anzuwerben, als selbst zu dienen. Die Reichern unter ihnen ließen sich zwar noch unter die Reiter einschreiben, stellten aber einen Mann für sich; und die Flotte wurde mit fremden Seeleuten bemannt, welche, sobald der Feind einen größeren Sold zahlte, schaarenweise zu demselben überliefen.

Im dem ganzen Geiste der athenischen Demokratie, wie sie im fünften Jahrhundert v. Chr. sich entwickelte, ist eine besondere finanzielle Einrichtung begründet, welche allen Staaten der neueren Zeit durchaus fremd ist. Dies sind die sogenannten Liturgieen, die zwar schon in älterer Zeit vorkamen, aber erst mit der Ausbildung der eigentlichen Volksherrschaft ihre vollständige Entwickelung erhielten. Man bezeichnete in Griechenland mit dem Ausdruck Liturgie, welcher wörtlich so viel als Dienst für das gemeine Wesen bedeutete, Naturalleistungen für den Staat von Seiten der reicheren Bürger. Es war nämlich in Athen Gesetz, daß gewisse Ausgaben, die der Staat zu machen hatte, von einzelnen Reichen übernommen und besorgt wurden. Zu dieser eigenthümlichen Art von Steuern waren der Reihe nach alle diejenigen Bürger verpflichtet, welche ein Vermögen von mindestens drei Talenten, (7800 fl. oder 4300 Thalern) besaßen; jedoch konnte dieselbe jeden von ihnen nur ein Jahr ums andere treffen. Sie wurde übrigens nicht als eine Last, sondern als eine ehrenvolle Pflicht angesehen und der zu ihr Verbundene leistete gewöhnlich mehr, als das Gesetz vorschrieb. Durch die Liturgieen wurden nach und nach

die meisten großen Lasten des Staates auf die Reichen gewälzt. Diese trugen anfangs gern einen drückenden Vorzug, weil derselbe ein Mittel war, bei einer höchst eifersüchtigen Demokratie sich viele Freunde zu machen, ohne daß man Argwohn erregte, einen großen Reichthum zu besitzen, und ohne deshalb gehaßt und verfolgt zu werden. Später erkaltete aber ihr Eifer und der Staat hatte durch die Liturgieen bei seinen Unternehmungen den Nachtheil, daß die Ausrüstungen für dieselben verzögert wurden. Die Liturgieen waren von doppelter Art, nämlich regelmäßig wiederkehrende und außerordentliche. Die Ersteren bestanden in der Choregie, Gymnasiarchie, Hestiasis und Architheorie; von den Letzteren ist die Trierarchie die wichtigste. Die Choregie war die Besorgung des für eine theatralische Vorstellung oder für einen festlichen Aufzug nöthigen Chors; der zu dieser Liturgie Verpflichtete mußte das zu einem solchen Chor nöthige Personal auf seine Kosten anwerben und verköstigen und dasselbe kleiden, schmücken und einüben lassen. Die Gymnasiarchie bestand darin, daß ein einzelner reicher Bürger in eben derselben Weise für die Kämpfer bei einem öffentlichen Festspiel sorgte. Die Hestiasis und Architheorie kamen seltener vor: jene war die bei besonderen Festen Statt findende Veranstaltung eines Gastmahls für die Bürger der einzelnen Phylen, diese die Ausstattung und Führung der heiligen Gesandtschaften zu dem delischen und andern auswärtigen Tempeln oder Festen. Die Trierarchie war die kostspieligste von allen Liturgieen; sie bestand darin, daß man für ein Kriegsschiff, dessen Rumpf der Staat stellte, alle zur Ausrüstung nöthigen Geräthschaften liefern und dasselbe in dienstfähigem Stande erhalten mußte. Diese Verpflichtung dauerte nur ein Jahr lang und nach Ablauf desselben war man zwei Jahre hindurch von jeder Trierarchie frei. Sie wurde gegen das Ende des fünften Jahrhunderts außerdem noch dahin abgeändert, daß die weniger vermögenden unter den Reichen zu einer gemeinschaftlichen Leistung derselben zusammentreten durften. Als endlich 357 v. Chr. die Zahl der Trierarchen nicht mehr ausreichte, wurden die 1200 wohlhabendsten Bürger in zwanzig Klassen, welche Symmorieen hießen und Unterabtheilungen von je fünf bis sechszehn Bürgern hatten, eingetheilt und das Gesetz gemacht, daß jede dieser Unterabtheilungen für je ein Schiff zu sorgen hatte. Die Trierarchie war im peloponnesischen Krieg, in welchem häufig Schiffe verloren gingen, der Ruin vieler Familien. Die übrigen Liturgieen waren viel weniger kostspielig als die Trierarchie; denn die regelmäßig wiederkehrenden Liturgieen kosteten, ein Jahr ins andere gerechnet, einem reichen Athener jährlich nicht mehr als höchstens den fünften Theil eines Talentes oder 520 fl. (gegen 290 Thlr.), wiewohl bei dem Streben nach Glanz

und Ehre häufig viel größere Summen, als das Gesetz verlangte, dabei aufgewandt wurden und aus dem Jahre 410 v. Chr. uns ein Bürger angeführt wird, welcher in diesem einzigen Jahre für zwei von ihm übernommene Choregieen fast ein Talent oder 2600 fl. (1447 Thlr.) verausgabte.

Athen wurde zu Perikles Zeit und hauptsächlich durch ihn mit den schönsten und großartigsten Kunstwerken ausgeschmückt und erhob sich auch in dieser Beziehung zur ersten Stadt der alten Welt. Alle Künste erhielten dort ihren Hauptsitz und stiegen zur höchsten Vollendung empor. In dieser Stadt lebten damals eine Menge Künstler, von welchen folgende als die berühmtesten anzuführen sind: Phidias, der größte griechische Bildhauer, Mnesikles, Iktinus und Kallikrates, die ersten Architekten jener Zeit, sowie Polygnotus und Parrhasius, welche zu den ausgezeichnetsten Malern des griechischen Alterthums gezählt werden. Die Haupt-Kunstwerke, welche damals in Athen geschaffen wurden, waren Bildhauerarbeiten und Gebäude. Die Letzteren waren insgesammt öffentliche Gebäude; denn die höhere Baukunst des griechischen Alterthums diente bis zur Zeit Alexander's des Großen fast ganz allein den Zwecken der Religion und des Staates, sie hatte früher durchaus nicht, wie nach jener Zeit, vorherrschend Beziehung auf die Bequemlichkeit und Verschönerung des häuslichen Wohnens und Lebens der Einzelnen, und die Wohnungen der Bürger blieben so weit hinter den Fortschritten der Architektur zurück, daß zur Zeit des Perikles selbst der angesehenste Privatmann eine sehr mittelmäßige Behausung hatte, während z. B. das damals zu Athen aufgeführte Staatsgebäude der Propyläen, die Eingangsthorhalle zur Burg, über fünf Millionen Gulden oder fast drei Millionen Thaler kostete. Athen erhielt zu jener Zeit eine so große Menge schöner Bauwerke, daß es dadurch alle anderen griechischen Städte übertraf; besonders ward seine Akropolis oder Burg mit Kunstwerken ausgeschmückt.

Die berühmtesten Gebäude, welche in Athen damals errichtet wurden, sind der Parthenon, die Propyläen, das Odeum und mehrere Hallen. Der Parthenon war der Haupttempel der Stadt Athen und der Schutzgöttin derselben, Pallas Athene, geweiht; den Namen Parthenon erhielt er deshalb, weil Athene nebst der Artemis und der Heerdgöttin Hestia oder Vesta allein von allen Göttinnen unvermählt blieb und daher den Beinamen Parthenos d. i. Jungfrau führte. Dieser ganz aus Marmor erbaute und noch jetzt in ziemlich wohl erhaltenen Trümmern vorhandene Tempel ist eines der schönsten Gebäude, welche jemals auf Erden errichtet worden sind. Er stand auf der Akropolis und bildete ein mit dorischen Säulen umgebenes längliches Viereck. In den Jahren 448—438 v. Chr., unter Perikles

Staatsleitung, ward er von Iktinus und Kallikrates erbaut und der große Bildhauer Phidias schmückte ihn mit seinen Werken aus. Von den Reliefs dieses Tempels haben sich viele erhalten, welche gegenwärtig fast insgesammt sich im britischen Museum befinden und nach dem Lord Elgin, der sie dahin brachte, den Namen Elgins Marmorwerke (Elgins marbles) führen: sie sind entweder von Phidias selbst oder von Schülern desselben unter seiner Leitung verfertigt worden. Im Innern des Tempels stand die 36 Fuß hohe Statue der Athene, eines der Hauptwerke dieses Bildhauers, welches aber schon längst untergegangen ist. Diese Statue war aus Elfenbein und Gold zusammengesetzt. Der letztere Stoff bildete das Gewand der Göttin und war so angebracht, daß er im Nothfall abgenommen werden konnte, um zu den Bedürfnissen des Staates verwendet zu werden. Man hat den Werth dieses Goldes auf 786,500 Thaler berechnet. Phidias hatte noch zwei andere Statuen der Pallas verfertigt; eine derselben, welche aus dem zehnten Theile der Marathonischen Beute in Erz gegossen war, stand auf dem höchsten Punkte der Burg und war so groß, daß behauptet wird, man habe bei hellem Wetter ihren blinkenden Helm und Speer von dem fünf Meilen von Athen entfernten Vorgebirge Sunium aus sehen können.

Den Namen Propyläen d. i. Vorhof oder Vorhallen führten die jetzt ganz in Trümmern liegenden Bauwerke, durch welche Perikles die von Cimon begonnene Befestigung der Akropolis vollendete. Sie wurden von 437—433 v. Chr. von dem Architekten Mnesikles erbaut und bestanden aus mehreren zusammengehörenden Gebäuden, welche auf dem einzigen in die Akropolis führenden Wege errichtet waren und den Zugang zu dieser bildeten. Die Propyläen waren also nicht etwa blos ein einzelnes Thor, wie etwa das Brandenburger Thor zu Berlin, welches einem Theile der Propyläen nachgebildet ist, sondern sie bestanden theils aus einem großen, fünf Hallen bildenden Säulenthor von Marmor, zu welchem man auf einer prachtvollen Treppe gelangte, theils aus einigen vor demselben zu beiden Seiten errichteten Gebäuden. Eines der Letzteren war die eine Säulenhalle oder Stoa, deren Wand von Polygnot's Hand mit Gemälden verziert worden war. Das unter Perikles Staatsverwaltung erbaute Odeum, welches am Fuße der Akropolis lag, war ein zu poetischen und musikalischen Wettkämpfen bestimmtes Gebäude. Es war dem einst erbeuteten Prachtzelte des Königs Xerxes nachgebildet. Sein Dach war aus Masten und Segelstangen der eroberten persischen Schiffe zusammengesetzt und es diente auf diese Weise zugleich auch als Denkmal des großen Freiheitskampfes gegen die Perser. Unter Stoa versteht man Säulenhallen, welche gegen die Straße hin offen waren und je nach der

Jahreszeit gegen Sonne oder Regen Schutz gewährten. Athen hatte, wie alle griechischen Städte, viele solche Hallen, die berühmteste unter ihnen ist diejenige, welche den Namen Stoa Pöcile, d. i. bunte Halle führte, weil ihr Inneres mit Gemälden von Polygnot und anderen Malern geschmückt war. Diese Gemälde stellten Scenen aus dem trojanischen Krieg, aus den Sagen vom Theseus und aus der Schlacht bei Marathon dar.

7. Geschichte der Griechen von Cimon's Tod bis zum Beginn des peloponnesischen Krieges.

Bald nach Cimon's Tode brach in Griechenland von neuem Krieg aus; denn die Verhältnisse der griechischen Staaten zu einander gestatteten keinen dauernden Frieden. Athen war zu mächtig und zu übermüthig geworden, als daß es mit seinem Nebenbuhler Sparta lange auf dem Friedensfuße hätte bleiben können und im Innern jenes Staates arbeitete die demokratische Partei, um die Herrscherstellung Athens zu vollenden, ununterbrochen auf den Krieg los. Die athenischen Aristokraten, an deren Spitze Thucydides der Aeltere stand, boten damals alle ihre Kräfte auf, um das Uebergewicht zu erlangen; allein sie scheiterten an der größeren Entschlossenheit und dem überlegenen Talent ihrer Gegner unter Führung des Perikles. Diese suchten auf jede Weise das Volk sich günstig zu erhalten und zu den Mitteln, welche sie dazu anwandten, gehörten auch Kriege, welche das Volk bereicherten und seinem Stolze schmeichelten, gerade deshalb aber zugleich die meisten andern griechischen Völkerschaften kränkten und beleidigten. Unter diesen Umständen war es natürlich, daß der Friede unter den Griechen stets nur ein Waffenstillstand war, bis zuletzt zwischen den beiden Hauptmächten jener langwierige Kampf auf Tod und Leben ausbrach, welcher den Namen des peloponnesischen Krieges führt und einen der interessantesten Abschnitte in der Geschichte des Alterthums bildet.

Ein Streit, welcher zwischen den Delphiern und den übrigen Phokiern entstanden war, veranlaßte ein Jahr nach dem Tode Cimon's (448 v. Chr.) zuerst einen Krieg zwischen den Verbündeten von Sparta und Athen. Die Phokier verlangten die Aufsicht über den delphischen Tempel als ein gemeinschaftliches Recht der Bewohner desjenigen Landes, in welchem derselbe lag, die Bürger von Delphi aber nahmen dieses Recht für sich allein in Anspruch. Sparta unterstützte die Letzteren und setzte sie durch ein nach Phokis gesandtes Heer in den Besitz des Tempels; kaum aber waren die spartanischen Truppen wieder nach Hause zurückgekehrt, als die Athener ein Heer unter Perikles Anführung gegen Delphi schickten und den Phokiern die Aufsicht über den

Tempel gaben. Die Spartaner verhielten sich ungeachtet dieses gewaltsamen Umsturzes einer von ihnen getroffenen Verfügung ruhig, wahrscheinlich weil die Athener, als Herren von Megara, den Zugang nach Mittelgriechenland beherrschten und weil auch die übrigen Verhältnisse den Spartanern für einen entscheidenden Kampf allzu ungünstig schienen. Man pflegt jenen Zwist zwischen Phokis und Delphi den zweiten heiligen Krieg zu nennen. Er unterschied sich von den übrigen Kriegen dieses Namens dadurch, daß der Amphiktyonen-Bund, welcher eigentlich den Streit hätte entscheiden müssen, an demselben keinen Antheil nahm.

In den beiden nächsten Jahren nach dem heiligen Kriege brachen kurz nach einander in Böotien, Euböa und Megara Empörungen gegen die athenische Oberherrschaft aus. In dem Kampf mit den Böotiern waren die Athener unglücklich, sie erlitten in der Schlacht bei Koronea, in welcher auch Tolmidas fiel, eine blutige Niederlage und sahen sich dadurch zu einem Frieden mit den Böotiern genöthigt, welcher diese von der Abhängigkeit von Athen wieder befreite. Mit den Megarern und Euböern waren die Athener unter Perikles Anführung noch im Kampfe begriffen, als die Spartaner die augenblickliche Lage Athens benutzten, um dasselbe zu bekriegen. Ein spartanisches Heer erschien unter dem jungen König Plistonax, des Pausanias Sohn, welchem Kleandridas als Rathgeber zugesellt war, plötzlich in Attika und lagerte sich nahe bei Eleusis (446 v. Chr.). Perikles eilte sogleich mit der gesammten athenischen Kriegsmacht herbei und schlug den Feinden gegenüber ein Lager auf. Er fand es unter den damaligen Umständen zu gewagt, eine entscheidende Schlacht zu liefern und da er wußte, wie sehr die meisten vornehmen Spartaner der Bestechlichkeit zugänglich waren, so nahm er zu diesem Mittel seine Zuflucht. Es gelang ihm wirklich, den Kleandridas zu bestechen und das spartanische Heer kehrte ohne Weiteres nach Hause zurück. Kleandridas sah sich freilich bald genöthigt, aus seiner Vaterstadt zu entfliehen und wurde abwesend als Staatsverräther zum Tode verurtheilt und auch der König Plistonax mußte, da er die über ihn verhängte Geldstrafe nicht zu bezahlen vermochte, Sparta verlassen; allein das Geschehene war nicht wieder gut zu machen, denn Athen hatte unterdessen die nöthige Zeit gewonnen, um Euböa wieder zu unterwerfen und seine Kräfte zu sammeln. Das von Perikles angewandte Mittel der Bestechung hatte zehn Talente oder 26,600 fl. (gegen 14,500 Thaler) gekostet. In der Rechnung, welche Perikles später von den während seines Commandos gemachten Ausgaben vor der Volksversammlung ablegen mußte, führte er diese Summe blos unter der Rubrik „zu nöthigen Ausgaben verwendet" an und das Volk ließ den so unbestimmt bezeichneten Posten ohne die

mindeste Schwierigkeit durchgehen. So groß war das Vertrauen, welches Perikles bei dem so mißtrauischen Volke der Athener sich zu erwerben gewußt hatte, während andererseits in Sparta der sittliche Zustand der leitenden Staatsmänner so tief gesunken war, daß von einigen Geschichtschreibern sogar berichtet wird, Perikles habe, wie in neuerer Zeit Ludwig XIV. von Frankreich, seine Feinde förmlich im Solde gehabt und jährlich zehn Talente zur Bestechung derselben nach Sparta geschickt. Uebrigens ließ Perikles, nachdem er die empörten Euböer wieder unterjocht hatte, einen Theil ihres Gebietes unter athenische Familien vertheilen, welche auf der Insel angesiedelt wurden. Der Ausgang der megarischen Empörung ist unbekannt. Mit Sparta ward bald nach dem Rückzuge des Heeres (446 v. Chr.) ein neuer Waffenstillstand auf 30 Jahre geschlossen, in welchem Athen zwei megarische Häfen, sowie die von ihm in der jüngsten Zeit besetzten Punkte des Peloponnes räumen mußte.

Unmittelbar nach diesem Waffenstillstand gelangte Perikles in den vollständigen Besitz der Herrschaft von Athen; denn Thucydides, welcher allein von seinen Gegnern ihm einigermaßen die Spitze bieten konnte, wurde damals durch den Einfluß des Perikles aus Athen verbannt und die ganze aristokratische Partei fiel, nachdem sie ihres fähigsten Führers beraubt worden war, auseinander. Perikles, welcher seitdem ohne Nebenbuhler herrschte, erstieg jetzt den Gipfelpunkt seiner Macht. In die nächsten fünf Jahre nach dem Waffenstillstand, welche ohne offene Feindseligkeiten vorübergingen, fällt ein Theil der oben erwähnten Maaßregeln, durch welche dieser große Staatsmann Athens Demokratie entwickelte, sich vermittelst derselben zum Alleinherrscher unter demokratischen Formen erhob, die Stadt zu höherem Glanze und ihre Bürger zu stolzerem Selbstgefühl emportrug, und die ärmeren Athener durch Bauten, Kriegsunternehmungen und Colonisationen versorgte.

Nach Verlauf jener fünf Jahre wurden die Waffen der Athener wieder auf einer der verbündeten Inseln beschäftigt. Milet und Samos geriethen nämlich miteinander in Zwist, Athen nahm sich der Milesier an und zwang die Bewohner von Samos, unter welchen kurz vorher die aristokratische Partei das Uebergewicht erhalten hatte, ihre Verfassung wieder in eine Demokratie umzuändern und für ihre Treue Geiseln zu stellen. Viele von den Aristokraten verließen hierauf Samos und baten den persischen Statthalter zu Sardes, ihnen zum Umsturz der Volksherrschaft in ihrer Heimath behülflich zu sein. Ihr Gesuch ward erfüllt und sie bemächtigten sich nun mit persischer Hülfe der Herrschaft von Samos, befreiten die von den Athenern nach Lemnos gebrachten Geiseln und schickten sogar eine Anzahl Kriegsschiffe gegen Milet aus. Auf die Nachricht davon segelte Perikles sogleich

mit einer Flotte nach Samos. Er schlug und zerstreute die von Milet zurückkehrenden Schiffe der Samier und schloß die Hauptstadt der Insel zu Wasser und zu Land ein. Als er bald darauf nach der karischen Küste fuhr, um die daselbst befindliche persische Flotte einzuschüchtern, benutzten die Samier seine Abwesenheit und brachten den zurückgebliebenen atheniſchen Schiffen eine Niederlage bei. Sie hatten sich bereits früher an den peloponnesischen Bund gewendet, dieser wies aber ihr Hülfegesuch zurück und da auch die Perser sie nur schwach unterstützten, so waren sie, als Perikles nach Samos zurückkam, der Uebermacht der Athener nicht gewachsen. Sie mußten nach neunmonatlicher Belagerung sich ergeben und wurden, wie früher die Aegineten und später die Lesbier, Melier und andere abgefallene Verbündete, mit großer Härte behandelt; ihre Insel ward zum Theil verwüstet, alle ihre Kriegsschiffe wurden weggenommen, ihre Festungswerke geschleift und sie mußten außerdem die Kriegskosten bezahlen und Geiseln geben. Bei der Ehrenfeier, durch welche nach der Rückkehr der Flotte wie gewöhnlich das Andenken der Gebliebenen zu Athen verherrlicht wurde, hielt Perikles die Leichenrede und erweckte durch seine Worte eine solche Begeisterung in den Zuhörern, daß, als er von der Rednerbühne herabstieg, die Frauen ihn, gleich den Siegern in den öffentlichen Spielen, mit Kränzen und Bändern schmückten. Nur Elpiniee, die Schwester Cimon's, nahm keinen Theil an dieser Verherrlichung des Perikles, sondern rief vielmehr im Geiste ihres Bruders dem Redner zu: „Ist das eine so große That und der Bekränzung werth, daß du viele wackere Mitbürger in den Tod geführt hast, nicht um die Perser, sondern um stammverwandte und verbündete Griechen zu besiegen?“

Die Athener waren jetzt im unbestrittenen und alleinigen Besitz der Herrschaft zur See; kein anderer Seestaat war ihnen gewachsen; selbst dorische Pflanzstädte wie Byzanz und Potidäa huldigten ihnen und nahmen ihre Befehle an, und sogar bis in die fernsten Gegenden des schwarzen Meeres erstreckte sich ihr gebietender Einfluß. An der asiatischen Küste dieses Meeres vertrieben sie um jene Zeit den Tyrannen von Sinope und siedelten 600 Bürger aus ihrer Mitte ebenso auf seinen Gütern an, wie sie nicht lange vorher auf dem thracischen Chersones, in der Nähe von Amisus und andern Orten Colonieen gegründet und 444 v. Chr. das zerstörte Sybaris in Italien unter dem Namen Thurii wieder hergestellt hatten. Wegen dieser großen Macht, deren entscheidender Einfluß sich von Cypern und von der Nähe des Kaukasus an bis zu den griechischen Pflanzstädten im Westen erstreckte, kannte aber auch der Uebermuth des so schnell groß gewordenen atheniſchen Volkes keine Grenzen mehr. Die große Menge der Athener

wurde von ihrem Stolze, ihrer Herrschsucht und den Eindrücken des Augenblicks geleitet. Schon damals träumten sie von der Unterwerfung Siciliens und von der Besiegung der Etrusker und Karthager, der herrschenden Seemächte des Westens, und ebenso lockten andererseits Aegypten und die persischen Seeprovinzen ihren hochstrebenden Sinn an. Hätte Perikles nicht mit Einsicht und Kraft die Zügel ihrer Regierung gelenkt, so würden sie in ihrem Uebermuth sich gewiß zu verkehrten Unternehmungen haben hinreißen lassen; aber dieser große Staatsmann, welcher das athenische Volk zugleich liebte und fürchtete, hielt den Blick unverwandt auf das Nächste gerichtet und widersetzte sich mit unerschütterlicher Festigkeit allen weitaussehenden Projecten. Bald zeigte sich jedoch auf der Insel Koreyra eine günstige Gelegenheit, dem dorischen Bunde bedeutende Kräfte zu entreißen und diese glaubte auch Perikles nicht versäumen zu dürfen. Es entspannen sich daraus Verwickelungen und Zwistigkeiten, welche endlich den Ausbruch des entscheidenden Kampfes zwischen Sparta und Athen oder den sogenannten peloponnesischen Krieg herbeiführten: den Wendepunkt in den Geschicken des griechischen Volkes.

8. Der peloponnesische Krieg bis auf Perikles Tod.

Der Krieg, welcher von den Staaten des peloponnesischen Bundes mit Athen geführt wurde und der deswegen den Namen des peloponnesischen führt, begann im Jahre 431 v. Chr. und dauerte mit einer kurzen Unterbrechung bis zum Jahre 404. Der Anlaß zum Ausbruch desselben wurde von zwei Seiten her gegeben, nämlich von der Insel Koreyra oder dem heutigen Korfu und von der Stadt Potidäa auf der Halbinsel Chalcidice.

Die Republik Korcyra, eine Colonie von Korinth, war seit dem Sinken der aeginetischen Macht so blühend geworden, daß sie nächst Athen unter allen griechischen Staaten die größte Flotte besaß. Ihre Seemacht war die einzige, welche den Athenern sich widersetzen konnte und hätte, mit der korinthischen verbunden, diesen wohl die Spitze bieten können. Das Verhältniß, in welchem Korcyra und Korinth als Colonie und Mutterstaat zu einander standen, würde auch eine solche Verbindung beider Staaten von selbst herbeigeführt haben, wenn nicht gegenseitige Handelseifersucht und die Ueberlegenheit der Korcyräer schon vor längerer Zeit einen großen Haß zwischen Mutterstaat und Colonie veranlaßt hätten. Dieser Haß brach jetzt in offenen Kampf aus, welcher eine der Veranlassungen des peloponnesischen Krieges wurde. In der illyrischen Stadt Epidamnus oder Dyrrhachium nämlich, welche die Korcyräer in Gemeinschaft mit den Korinthern gegründet hatten und in der, wie in allen griechischen Staaten, die demokratische Partei mit

dem Adel im Streite lag, wurde der Letztere endlich aus der Stadt verjagt. Die Vertriebenen setzten sich mit den räuberischen Illyriern der Umgegend in Verbindung und suchten mit Hülfe derselben ihren Feinden in Epidamnus allen möglichen Schaden zu thun. Die Letzteren kamen dadurch sehr in Noth und baten die Korcyräer um Beistand. Diese aber, bei denen damals wahrscheinlich die Aristokraten das Uebergewicht hatten, wiesen ihr Gesuch zurück. Die Epidamnier wandten sich deshalb, auf den Rath des delphischen Orakels, an Korinth, welches sie als ihre zweite Mutterstadt ansahen. Die Korinther leisteten die erbetene Hülfe mit großer Bereitwilligkeit: sie schickten sowohl neue Ansiedler, um die Bevölkerung von Epidamnus zu verstärken, als auch Truppen, um die Stadt zu beschützen. Auf die Nachricht davon beschlossen die Korcyräer sogleich, sich der verbannten Aristokraten anzunehmen und die Korinther wieder aus Epidamnus zu vertreiben. Sie schickten Truppen ab und belagerten in Verbindung mit den Vertriebenen die Stadt. Nun rüsteten die Korinther, von Megara und einigen andern befreundeten Staaten unterstützt, eine Flotte aus, kündigten den Korcyräern förmlich den Krieg an (435 v. Chr.) und lieferten ihnen eine Seeschlacht, in welcher die Korinther geschlagen wurden. Epidamnus mußte sich hierauf den Korcyräern ergeben. Der Krieg wurde dadurch nicht geendet, sondern vielmehr von den Letzteren mit unglaublicher Wuth fortgesetzt. Die Korcyräer erwürgten einen Theil der Gefangenen, griffen die Häfen der Korinther und ihrer Verbündeten an, plünderten und verbrannten einige Seestädte und Werfte derselben und suchten ihnen überhaupt auf jede nur mögliche Weise zu schaden.

Als zuletzt die Korinther die größten Anstrengungen machten, um eine zahlreiche Flotte gegen die Korcyräer auszuschicken, wurde es diesen bange, zumal da sie weder dem peloponnesischen noch dem athenischen Bunde angehörten, die Korinther aber als Mitglieder des Ersteren einen Rückhalt an denselben hatten. Die Korcyräer mußten sich daher ebenfalls nach fremder Hülfe umsehen, und diese war unter den obwaltenden Umständen für sie nirgends anders als bei den Athenern zu finden. Sie suchten bei ihnen um ein Schutzbündniß nach und die Athener gingen, obgleich die Korinther durch eine besondere Gesandtschaft Vorstellungen dagegen machen ließen, auf die angetragene Verbindung ein, weil dadurch die große, im Fall eines allgemeinen Krieges höchst wichtige Seemacht der Korcyräer den Stammverwandten derselben entzogen wurde. Ein vollkommenes Schutzbündniß mit Korcyra wäre, da dieser Staat sich im Kriegszustand mit Korinth befand, eine Kriegserklärung gegen die letztere Stadt und folglich ein Bruch jenes Waffenstillstandes gewesen, welchen Athen etwas mehr als ein Jahr-

zehnt früher mit Sparta und den übrigen Gliedern des peloponnesischen Bundes abgeschlossen hatte. Die Athener suchten daher die Sache so einzurichten, daß dies vermieden und doch sowohl die korcyräische Seemacht für Athen gewonnen, als auch die der Korinther und ihrer Bundesgenossen durch den Kampf mit derselben geschwächt werde. Sie schlossen mit den Korcyräern kein Schtzu- und Trutzbündniß, sondern blos einen gegenseitigen Vertheidigungsvertrag und gaben dem Führer der zehn Schiffe, welche sie ihnen zu Hülfe schickten, den Befehl, sich mit den Korinthern nur dann in einen Kampf einzulassen, wenn dieselben eine Landung auf Korcyra versuchen würden. Es kam alsbald zu einer Schlacht, in welcher die athenischen Schiffe zwar nicht mitkämpften, aber doch durch ihre Anwesenheit die Korinther nicht wenig beunruhigten; die Korcyräer siegten in derselben auf dem einen Flügel, wurden aber auf dem andern mit großem Verlust zurückgeschlagen. Eine zweite Schlacht ward dadurch verhindert, daß die Athener eine Verstärkung von zwanzig Schiffen sandten; die Korinther wagten jetzt nicht, einen nochmaligen Kampf zu versuchen und segelten nach Hause zurück.

Die Korinther, welche ohnedies auf Athen schon längst erbittert waren, erkannten in dem Benehmen der Athener einen Friedensbruch; die Spartaner aber nahmen die Sache anders und zögerten, die bloße Zusendung von Schiffen für eine Verletzung des auf dreißig Jahre geschlossenen Waffenstillstandes zu erklären. Es hätte daher der Ausbruch des Krieges zwischen den beiden Hauptmächten Griechenlands und ihren Verbündeten sich vielleicht noch länger hinausgeschoben, wenn nicht bald eine neue offene Fehde hinzugekommen wäre, welche endlich den gesammten Bund der Peloponnesier nöthigte, den Athenern den Krieg zu erklären. Diese Fehde entspann sich in der, auf der südlichsten der drei Landzungen von Chalcidice gelegenen Stadt Potidäa, einer Colonie der Korinther. Die Potidäer waren, gleich den meisten übrigen Pflanzstädten jener Küste, seit einiger Zeit den Athenern tributpflichtig, obgleich sie mit Korinth noch immer in dem alten Verhältniß standen und von dort her jährlich einen Beamten erhielten, welcher in Potidäa gewisse feierliche Opfer zu verrichten hatte und einen Einfluß auf die Regierung ausübte. Die Korinther beschlossen, nach jenem Kampfe mit den Korcyräern, sich dadurch an den Athenern zu rächen, daß sie Potidäa unabhängig machten, und verbanden sich zu diesem Behufe mit dem benachbarten König Perdikkas II. von Macedonien, welcher kurz vorher mit den Athenern in Zwist gerathen war und nun auch andere den Athenern unterworfene Städte der macedonischen Küstengegenden gegen diese aufwiegelte. Sobald die Athener davon Nachricht erhielten, rüsteten sie sich zum Kriege und suchten dem

Abfall der Potidäer dadurch zuvorzukommen, daß sie ihnen den Befehl zuschickten, zur Bürgschaft ihres ferneren Gehorsams Geiseln zu geben, die eine Hälfte ihrer Stadtmauern niederzureißen, jenen korinthischen Beamten fortzuschicken und keinen neuen mehr zuzulassen. Die Potidäer leisteten diesem Befehle keine Folge, sondern schickten insgeheim zugleich mit den Korinthern Gesandte nach Sparta, und als man ihnen hier das Versprechen gab, daß, im Fall Potidäa von den Athenern angegriffen würde, ein peloponnesisches Heer in Attika einrücken würde, empörten sie sich zugleich mit einigen benachbarten Städten offen gegen Athen. Bald erschienen sowohl von Athen, als auch von Korinth Truppen an der chaleidischen Küste. Die Athener schlossen Potidäa ein, lieferten dem verbündeten Heere der Potidäer und Korinther ein glückliches Treffen und setzten hierauf die Belagerung der Stadt mit solchem Nachdruck fort, daß Potidäa sich Ein Jahr nach dem Beginn des peloponnesischen Krieges ergeben mußte.

Der Krieg war durch die Belagerung Potidäas endlich zum Ausbruch gekommen. Die Spartaner hatten, auf Antrieb der Korinther und anderer Staaten, die Abgeordneten des peloponnesischen Bundes nach Sparta zusammenberufen und hier wurde nun, nachdem die Korinther, die Megarer, die Aegineten und andere Bundesgenossen ihre Beschwerden gegen Athen vorgetragen hatten, im Jahr 432 v. Chr. das Verfahren der Athener für einen Bruch des vor vierzehn Jahren mit ihnen geschlossenen Waffenstillstandes erklärt und der Krieg gegen sie beschlossen. Um Zeit für die Rüstungen zu gewinnen, schickte der peloponnesische Bund zuerst dreimal nach einander Gesandte nach Athen. Die erste Gesandtschaft der Peloponnesier verlangte die Versöhnung der Götter wegen des vor mehr als 150 Jahren an Kylon und seinen Anhängern begangenen Mordes und die Verbannung der mit dieser Schuld beladenen Familie der Alkmäoniden, zu welcher namentlich auch Perikles gehörte, mit anderen Worten also den Sturz des Perikles. Diese Forderung, deren Erfüllung die Peloponnesier selbst nicht erwarteten, hatte für sie doch, wie sie meinten, den Vortheil, daß der fähigste aller Athener an dem bevorstehenden Kriege und dessen Leiden vorzugsweise schuldig erscheinen und deshalb einen Theil seiner Macht und seines Einflusses verlieren würde. Sparta und seine Verbündeten konnten um so eher diese Hoffnungen hegen, als gerade um jene Zeit Perikles Feinde in Athen ihn mit einigem Erfolge angegriffen hatten und die Stimmung des Volkes ihm entgegen zu sein schien. Man hatte den großen Mann, um sein Ansehen zu untergraben und eine Anklage gegen ihn selbst vorzubereiten, in der Person seiner Freunde angegriffen. Zuerst wurde Phidias eines doppelten Verbrechens angeklagt; er sollte nämlich bei der Verfertigung

der Athene-Statue des Parthenon's einen Theil des für dieselbe bestimmten Goldes unterschlagen, sowie in dem auf dem Schild dieser Statue dargestellten Amazonen-Kampfe sein und seines Freundes Perikles Porträt angebracht und dadurch gegen die Göttin gefrevelt haben. Der erste Punkt war leicht beseitigt, weil, wie oben erwähnt, das an der Statue befindliche Gold abgenommen und gewogen werden konnte; in Betreff des zweiten aber bot Perikles vergebens seine ganze Beredsamkeit auf, um den Phidias zu vertheidigen. Der große Künstler wurde für schuldig erklärt und ins Gefängniß geworfen. Er starb entweder im Kerker oder im Lande Elis, wohin zu entfliehen ihm nach einer andern Nachricht gelungen war. Ein anderer Freund des Perikles, welcher dessen Feinden zum Opfer fiel, war der berühmte Philosoph Anaxagoras, dessen bereits oben gedacht worden ist. Gegen ihn erhob man die Anklage, daß er die Götter leugne und die Naturerscheinungen auf eine den Lehren der Religion widerstreitende Weise erkläre. Perikles rettete seinen Freund dadurch, daß er ihm noch zeitig genug zur Flucht aus Athen verhalf. Auch Aspasia wurde von Perikles Feinden vor Gericht angegriffen; man klagte sie der Sittenlosigkeit an und nur mit großer Mühe gelang es dem Perikles, ihre Freisprechung zu bewirken.

Nach solchen Vorgängen konnten die Peloponnesier wohl hoffen, daß sie durch ihre erste Forderung das erschütterte Ansehen des Perikles vollends zum Sturze bringen würden. Sie scheiterten aber bei diesem Versuche, da Perikles zu fest stand und überdies gerade jetzt, beim bevorstehenden Ausbruch des Krieges, den Athenern unentbehrlich war. Man erwiderte ihre Beschwerde über jene Tempel-Entweihung in Athen dadurch, daß man sie auf den Hungertod des Pausanias in einem spartanischen Tempel und auf eine andere ähnliche Verletzung des Asyl-Rechtes der Tempel gegen einige Heloten hinwies. Die zweite peloponnesische Gesandtschaft verlangte die Aufhebung der Belagerung von Potidäa und einige andere Aegina und Megara betreffende Zwangsmaaßregeln. Sie wurde ohne viele Umstände zurückgewiesen. Die dritte endlich forderte die Herstellung der Unabhängigkeit aller den Athenern unterworfenen Staaten; auf diese gaben die Athener die Antwort, daß sie das Verlangte zu erfüllen bereit seien, wenn auch die Spartaner ihren sogenannten Bundesgenossen die gleiche Freiheit gewähren wollten. Weitere Verhandlungen fanden nicht Statt und im Juli des Jahres 431 v. Chr. brach der Krieg wirklich aus.

An diesem Kriege nahmen in der ersten Zeit unter Anführung der Spartaner alle peloponnesischen Staaten Theil, außer Argos und den Städten von Achaja, von welchen nur Pellene sich an Sparta anschloß, die übrigen aber neutral blieben; außerhalb des Peloponnes aber

waren die Megarer, die Thebaner und die meisten übrigen Böotier, die Phokier, die opuntischen Lokrer, zwei akarnanische Städte, die der Küste Akarnaniens vorliegende Insel Leukadia und die epirotische Stadt Ambracia mit den Spartanern verbündet. Die atheniſchen Bundesgenossen bestanden, außer den vielen ihnen unterworfenen Inseln und Küstenstädten des aegäischen Meeres, in den Platäern in Böotien, den Messeniern von Naupaktus, dem größeren Theil der Akarnanen, den Bewohnern der Inseln Korcyra, Zakynthus und Kephallenia, den ozolischen Lokrern, den Chiern, der Stadt Methymna auf Lesbos und einigen thessalischen Städten. Der Truppenzahl nach hatten die Athener als Kern ihres Heeres 13,000 Schwerbewaffnete, die zum Felddienst tüchtig waren und 16,000 Mann, welche als Besatzungen und zur Vertheidigung der Stadt gebraucht werden konnten, d. h. lauter Leute von einigem Vermögen, welche einen oder mehrere Diener halten und ihre Rüstung bezahlen konnten, also zum Ganzen sich ungefähr ebenso verhielten, wie eine gleich große Anzahl sogenannter Reisige im Mittelalter zur Bevölkerung der damaligen Zeit. Zu diesen Truppen kamen noch 1200 Reiter und berittene Bogenschützen, 1600 Schützen zu Fuß und eine aus 300 großen Kriegsschiffen bestehende Flotte, deren Bemannung auf 60,000 Mann geschätzt wird. Athen schickte also beinahe 92,000 Mann ins Feld, freilich nicht der kleine Hauptort des Landes Attika, sondern die Hauptstadt des großen atheniſchen Reiches. Die Landmacht der Peloponnesier wird auf 60,000 Mann Kerntruppen geschätzt, es ist aber in Bezug auf diese Zahl zu bemerken, daß nicht das volle Drittel der spartaniſch-lacedämoniſchen Macht ins Feld zu rücken pflegte und daß von den Truppen der anderen Bundesstaaten höchstens zwei Drittel auszogen. Die Flotte der Peloponnesier sollte, nach einem am Anfang des Krieges gefaßten Beschlusse, aus 500 großen Kriegsschiffen bestehen und würde also eine Bemannung von etwa 80,000 Mann erfordert haben; sie war aber zum weitaus größeren Theile erst zu schaffen und wurde auch später nie ganz so stark, wiewohl freilich in der zweiten Hälfte des Krieges, als die Peloponnesier von Sicilien und von Persien her unterstützt wurden, nicht sehr viel daran fehlte. Ferner waren in Athen, der reichsten Stadt von Griechenland, die größten Geldmittel aufgehäuft und auch die Peloponnesier kamen, sobald die Perser Antheil am Kriege nahmen, in den Besitz einer bedeutenden Geldmacht; denn die Subsidien, welche sie von Persien empfingen, betrugen über $10^1/_2$ Million Gulden (5,800,000 Thlr.) und der spartaniſche Admiral Lysander brachte, obgleich er sehr viel Geld theils für sich selbst brauchte, theils seinen Freunden und Verwandten zufließen ließ, über sechs Millionen Gulden (über 3,300,000 Thaler) in die Staatskasse. Rechnet man dies

Alles zusammen, so wird man leicht zugeben, daß zu keiner Zeit eine gleich große Masse wohlgeordneter physischer Kräfte und eine gleiche Fülle von Geldmitteln gegen einander aufgeboten und von einer Intelligenz, wie die des spartanischen Senats und die der Führer des athenischen Volkes war, geleitet ward.

Der peloponnesische Krieg, dessen Gang hauptsächlich von den Grundsätzen, Talenten und Schicksalen der leitenden Männer beider Mächte abhing, begann im Jahr 431 v. Chr. wegen eines Vorfalles in Böotien schneller, als vielleicht sonst geschehen wäre. In der Stadt Platää nämlich, die seit der Schlacht bei Marathon mit den Athenern enge verbunden war, bestand eine Demokratie, welche natürlich eine aristokratische Partei gegen sich hatte. Die Letztere entwarf den Plan, die Stadt mit den übrigen Böotiern, zu denen sie ihrer Lage nach gehörte und an deren Spitze das aristokratische Theben stand, wieder zu vereinigen, um dadurch das Uebergewicht zu erhalten. Sie unterhielt zu diesem Zwecke mit Theben verrätherische Verbindungen und in einer dunklen Nacht zog die ganze thebanische Bürgermacht aus, um Platää plötzlich zu überfallen (im Mai 431 v. Chr.). Dreihundert Thebaner, welche dieser vorauseilten, drangen mit Hülfe der Aristokraten Platääs in die Stadt ein und bemächtigten sich derselben in der Dunkelheit, weil man ihre kleine Anzahl für eine bedeutende Kriegsmacht hielt. Sie riefen eine aristokratische Verfassung und die Verbindung mit Theben aus, übten aber keine Gewaltthätigkeit gegen die Führer der Gegenpartei. Die Platäer erkannten beim Anbruch des Tages, wie gering die Zahl der Feinde sei, fielen über dieselben her und übermannten sie. Die Dunkelheit der Nacht und ein starker Platzregen verhinderte das thebanische Hauptheer, früh genug vor Theben zu erscheinen, weil es nicht über den hochangeschwollenen Fluß Asopus gelangen konnte. Viele der 300 kamen im Kampfe um, 180 derselben aber, welche meistens vornehmen thebanischen Familien angehörten, geriethen in Gefangenschaft. Das thebanische Heer selbst konnte, da die Stadt gut bewacht war, nichts gegen dieselbe ausrichten und zog bald wieder nach Theben zurück. Von Athen, wohin sogleich ein Eilbote geschickt worden war, kam der Befehl, die Gefangenen zu schonen; allein die Platäer hatten dieselben in der Wuth ihres Hasses bereits insgesammt getödtet. Die Grausamkeit erbitterte natürlich die übrigen Böotier, sowie den ganzen peloponnesischen Bund aufs heftigste gegen Platää und hatte zur Folge, daß die Peloponnesier ihre Rüstungen beschleunigten. Im Juli brachen sie unter der Anführung des spartanischen Königs Archidamus II. in das attische Gebiet ein.

Nach Platää schickten die Athener ein kleines Corps zu Vertheidi-

gung, während man von dort, um eine Belagerung besser aushalten zu können, Weiber und Kinder der Stadt nach Athen sandte. Zu gleicher Zeit fuhren die Athener fort, Potidäa zu belagern, welches endlich im März des zweiten Kriegsjahres erobert wurde. Um sich dafür zu rächen, beschlossen hierauf die Spartaner, den Athenern die Stadt Platää wegzunehmen und begannen im März des dritten Jahres (429 v. Chr.) den Angriff auf dieselbe. Diese Belagerung, welche zwei Jahre hindurch dauerte, ist eins der interessantesten Ereignisse des peloponnesischen Krieges. In keiner Begebenheit desselben zeigt sich der Charakter jener Zeit, die Begeisterung für Selbstständigkeit, Freiheit und Ruhm, welche selbst die Bürger der kleinsten Flecken beseelte, herrlicher, als bei der Belagerung von Platää. Diese verdient deshalb, vor der Angabe des eigentlichen Hauptganges des Krieges, eine ausführlichere Darstellung.

Die Besatzung Platääs, welche nur aus 400 Platäern und 80 Athenern bestand, wies, ungeachtet ihrer geringen Zahl, die Aufforderung des mit einem starken Heere heranziehenden Königs Archidamus zurück und war entschlossen, die Stadt auf Tod und Leben zu vertheidigen. Platää wurde von den Belagerern mit einem Wall und Graben umgeben und auf diese Weise enge eingeschlossen. Als sich die bloße Einschließung erfolglos erwies und von den Platäern alle Versuche, die Stadtmauer zu erschüttern, vereitelt worden waren, nahmen die Peloponnesier am Ende des ersten Jahres der Belagerung zu einer förmlichen Blokade ihre Zuflucht. Sie fügten nämlich ihrem Walle noch einen zweiten hinzu, der die Belagerer gegen einen Angriff von außen schützte, führten befestigte Wohnungen zwischen beiden Werken auf und legten in dieselben ein Heer, welches Sommers und Winters daselbst verblieb und der Stadt die Zufuhr abschnitt. In Platää entstand dadurch eine unbeschreibliche Noth, weil nicht lange nachher Mangel an Lebensmitteln einriß; aber ungeachtet aller Entbehrungen war der ausdauernde Muth der Belagerten nicht zu besiegen. Im zweiten Jahre der Belagerung (428), als fast alle vorhandenen Lebensmittel aufgezehrt waren und deshalb eine längere Vertheidigung unmöglich schien, faßten dieselben mitten im Winter den kühnen Entschluß, sich durch die Linien der Feinde durchzuschlagen. Dieses gefährliche Unternehmen, zu welchem anfangs alle bereit waren, wurde zuletzt nur von etwa 220 ausgeführt, da die übrigen an dem Gelingen desselben verzweifelten.

In der stürmischen Februar-Nacht stiegen jene 220 über die Mauer der Stadt, um zwischen zweien der Thürme, welche die Belagerer rings um die ganze Stadt errichtet hatten, durch die Werke der Feinde hindurchzudringen. Ein Theil von ihnen gelangte glücklich durch den inneren Graben hindurch auf die Höhe der feindliche Wälle. Ein

herabfallender Ziegel machte aber die Wache eines nahen Thurmes aufmerksam und sogleich wurde das ganze Heer der Belagerer unter die Waffen gerufen. Die Platäer, von welchen der größere Theil noch nicht einmal den Wall erstiegen hatte, wären nun verloren gewesen, wenn nicht ihre Mitbürger in Platää einen Ausfall auf der entgegengesetzten Seite der Stadt gemacht und dadurch die Feinde über das, was beabsichtigt wurde, getäuscht hätten. Die sich durchschlagenden Platäer hatten in Folge davon nur mit einigen hundert Mann zu kämpfen; sie drangen über die feindlichen Wohnungen und so zu sagen über die Köpfe der Belagerer hin ins Freie und entkamen alle mit Ausnahme einiger wenigen, welche in die Stadt zurückkehren mußten und eines einzigen, welcher gefangen ward; dagegen war keiner von ihnen getödtet worden. Die Entkommenen, 213 an der Zahl, gelangten glücklich nach Athen.

Die Zurückgebliebenen behaupteten sich, ungeachtet sie die größte Noth litten und von Athen keinen Ersatz erhielten, auf das hartnäckigste im Besitze der Stadt, bis endlich im Sommer des nächsten Jahres (427) der Hunger sie zwang, den von den Belagerern gemachten Antrag einer Capitulation anzunehmen. Sie ergaben sich auf die Bedingung, daß sie die Spartaner als Richter anerkennen wollten, daß diese aber bloß die Schuldigen unter ihnen und zwar nur nach vorhergegangener Untersuchung, bestrafen dürften. Die Spartaner erklärten jeden von ihnen, der nicht während des Krieges den Peloponnesiern irgend einen Dienst erwiesen hätte, für schuldig und ließen, da keiner dies nachweisen konnte, alle hinrichten. Die Zahl derselben betrug 225 und unter ihnen befanden sich 25 Athener. Die Weiber wurden als Sklavinnen verkauft, die Stadt selbst den Thebanern übergeben, welche sie dem Erdboden gleichmachten und das Gebiet als Staatseigenthum verpachteten. Den wenigen noch lebenden Platäern ertheilten die Athener das Bürgerrecht ihrer Stadt.

Ebenso, wie dieses Verfahren der Spartaner gegen die heldenmüthigen Vertheidiger von Platää, zeigt auch das von den Athenern über Aegina verhängte Loos den grausamen Charakter, welchen der Krieg gleich anfangs annahm und jene wilde Natur, die allen, selbst den edelsten Stämmen des Südens von Europa eigen ist und die sich ebenso auch in den Kämpfen der italienischen Republiken des Mittelalters kund gab. Schon im ersten Jahre des Krieges wurden die Aegineten insgesammt von ihrer Insel vertrieben, weil sie, wie man ihnen vorwarf, an dem gegenwärtigen Kriege vorzugsweise schuld seien. Ihre verlassenen Wohnungen und Ländereien wurden an athenische Bürger vertheilt. Der heimathlosen Aegineten nahmen sich die Spartaner an, welche ihnen die auf der Grenze von Lakonien und Argolis

liegende Stadt Thyrea einräumten. Hier wurden sie im Jahr 423 v. Chr. von der Mannschaft einer athenischen Flotte überfallen, ihre neue Vaterstadt niedergebrannt, sie selbst aber nach Athen geschleppt und ebenso, wie einst die Platäer, ohne einen andern Grund, als weil sie Feinde waren, insgesammt hingerichtet.

Was den Gang des Krieges im Ganzen betrifft, so waren in den ersten Zeiten desselben beide Theile mehr darauf bedacht, sich gegenseitig nach Möglichkeit Schaden zu thun und durch Verheerungen den Gegner zum Frieden zu zwingen, als etwas die Entscheidung unmittelbar Herbeiführendes vorzunehmen. In jedem der beiden ersten Jahre rückte zwar die spartanische Heeresmacht in Attika ein, sie verweilte aber jedesmal kaum anderthalb Monate daselbst. Die Athener verfuhren nach einem von Perikles ihnen vorgezeichneten Plane, der die Absichten der Feinde bei ihren Angriffen auf das athenische Gebiet vereitelte. Sie verließen sich nämlich ganz auf ihre überlegene Seemacht, nahmen beim jedesmaligen Angriff der Peloponnesier die Bewohner des platten Landes in ihre wohlbefestigte Stadt auf, gaben dieses selbst den Feinden preis und vergalten die Verwüstung, welche ein Landheer in Attika verübte, mit Verwüstung der feindlichen Küsten durch ihre Flotte. Dieses Mittel war vortrefflich gewählt und konnte nicht fehlschlagen, weil die Peloponnesier eher müde werden mußten, als die Athener; die Sache war aber auf die Länge schwer durchzuführen, weil der athenische Landadel zu sehr dabei litt. Dieser mußte nämlich, so oft das spartanische Heer erschien, mit seinen Pächtern und Vasallen in die Stadt flüchten und füllte also die Volksversammlung, in welcher er sonst nicht erschien, mit seinem Geschrei über die von den Feinden verwüsteten Dörfer und Felder. Dies brachte den Perikles auf eine kurze Zeit um die Gunst des Volkes und er wurde deshalb im Jahre 430 nicht wieder wie sonst immer unter die zehn Strategen erwählt. Unglücklicher Weise brach auch im zweiten Jahre des Krieges, gerade als die Stadt mit Landbewohnern überfüllt war, eine pestartige Krankheit aus, welche unsägliche Verheerungen anrichtete.

Diese Krankheit, welche, wie man glaubt, durch Handelsschiffe aus dem Süden eingeschleppt wurde, brach zuerst im Hafen Piräus aus und wüthete bald in der ganzen Stadt mit furchtbarer Gewalt. Alle anderen Krankheiten gingen in dieselbe über; Gesunde aber wurden ganz plötzlich von ihr befallen. Augen, Zunge und Schlund geriethen in Entzündung und wurden feuerroth; Brustleiden, Leibschmerzen und Krämpfe quälten die Erkrankten; Geschwüre brachen auf der Haut hervor und im Innern des Körpers erzeugte sich eine so brennende Hitze, daß die Kranken nicht die mindeste Bedeckung ertragen konnten und daß viele von ihnen, welche unbewacht waren, sich in die Brunnen

stürzten, um den Durst und die innere Gluth zu stillen. Schlafen konnte man während der ganzen Dauer der Krankheit nicht. Gänzliche Muthlosigkeit bemächtigte sich des Erkrankten und machte ihn gegen Alles, selbst gegen den Tod gleichgültig. Die meisten, welche von dem Uebel befallen wurden, starben am siebenten oder neunten Tage; von denen aber, welche noch länger lebten, erlag die Mehrzahl später durch die Krankheit dennoch. Nur sehr wenige genasen; und auch von diesen verloren viele ihre Sehkraft, den Gebrauch der Füße und Hände oder das Gedächtniß. Die Menge der Sterbenden war so groß, daß eine Beerdigung Aller unmöglich war, zumal da viele Familien der mit allen Klassen von Menschen überfüllten Stadt die Mittel dazu nicht besaßen. Alle polizeiliche Ordnung löste sich auf, und schrecklich waren die moralischen Wirkungen des Uebels. Man fragte nach keinem göttlichen und menschlichen Gesetze mehr, da der Gute wie der Schlechte von der Krankheit ergriffen wurde und bei der allgemeinen Verwirrung und der Machtlosigkeit der Regierung die Furcht vor Strafe verschwand; der Pöbel hatte keine Zucht und Scham mehr und dachte nur an das Vergnügen, um bei der raschen Vergänglichkeit des Lebens den gegenwärtigen Augenblick nicht ungenossen vorübergehen zu lassen. So hauste der Tod, ein vielgestaltiges äußeres Elend und die größte sittliche Entartung in Athen, und durch den Krieg verbreitete sich das Uebel auch nach anderen und weit entlegenen Orten. Von dem athenischen Heer, welches damals mit der Belagerung von Potidäa beschäftigt war, starben innerhalb 40 Tagen nicht weniger als 1050 Mann an dieser Krankheit.

Perikles, der den athenischen Staat in dieser drangsalsvollen Zeit steuerte, hatte in Folge dieses Uebels nicht allein das Schicksal, sondern auch seine Mitbürger gegen sich. Weil er zum Kriege gerathen hatte und weil in Gemäßheit des von ihm empfohlenen Kriegsplanes die Stadt mit Menschen überfüllt war, so schrieb man ihm vorzugsweise die gegenwärtigen Leiden zu. Er selbst bot zwar alle seine Kräfte auf, um das Volk zu ermuthigen und ihm das verlorene Vertrauen zu sich selbst und zu seiner eigenen Leitung wieder zu geben; allein es gelang ihm nicht. Er selbst wurde vielmehr ein Opfer der herrschenden Verzweiflung: man entsetzte ihn seiner Befehlshaber-Stelle und legte ihm als dem Urheber des Uebels eine Geldstrafe auf, deren Betrag von den griechischen Geschichtschreibern verschieden angegeben wird, die aber nach der geringsten Angabe fünfzehn Talente oder 39,000 fl. (gegen 22,000 Thlr.) betrug. Gerade zu derselben Zeit hatte Perikles großes häusliches Unglück zu erdulden. Nachdem schon vorher viele Glieder seiner Familie und nicht wenige seiner besten und tüchtigsten Freunde von der herrschenden Krankheit hingerafft worden waren, erlitt er jetzt

auch den Schmerz, seinen einzigen noch übrigen Sohn sterben zu sehen. Mit der größten Fassung und Ruhe hatte Perikles seither alle diese Leiden ertragen; als er aber, nach der bei den Griechen herrschenden Sitte, daß der nächste Anverwandte dem Verstorbenen den Todtenkranz aufsetzen mußte, an der Leiche seines letzten Sohnes diese Pflicht der Liebe erfüllte, da übermannte ihn der Schmerz und er brach in laute Klagen und in einen Strom von Thränen aus.

Die Athener besannen sich bald eines Besseren und setzten den Perikles, welcher ihnen unentbehrlich geworden war, wieder in seine frühere Stelle ein; ehe er ihnen aber aufs neue nützlich werden konnte, raffte ihn selbst der Tod zur unglücklichen Stunde dahin (429 v. Chr.): auch er wurde von der herrschenden Krankheit befallen und erlag derselben. Es wird erzählt, daß, als die ihn umstehenden Freunde an seinem Sterbebette sich von seinen großen Thaten unterhielten, der sterbende Staatsmann sich noch einmal erhoben und ihnen zugerufen habe: „Ihr preiset meine glücklichen und glänzenden Thaten, vergeßt aber das Schönste und Größte, nämlich, daß nie einer meiner Mitbürger durch meine Schuld in Trauer versetzt worden ist!“ Und in der That war wenigstens der letzte Krieg nicht muthwillig von ihm begonnen, sondern ihm und seinem Volke durch eine harte Nothwendigkeit aufgezwungen worden.

9. Der peloponnesische Krieg vom Tode des Perikles bis auf den Frieden des Nicias.

Die Unternehmungen der nächsten Jahre des Krieges blieben ohne wichtigen Erfolg, so verderblich auch die Verwüstungen waren, welche von beiden Seiten angerichtet wurden. Als Perikles starb, gab es in Athen keinen Redner oder Staatsmann von Bedeutung und Einfluß, der zugleich die Verständigen leiten und das gemeine Volk, welches die Regierung in Händen hatte, in Schranken halten konnte. Nicias, Demosthenes, Lamachus und Kleon waren in der nächsten Zeit die am meisten hervortretenden Männer zu Athen. Nicias, der reichste von ihnen, war durchaus nicht zu einem Leiter des Volkes gemacht, wohl aber konnte er wegen seiner Ruhe, Besonnenheit und Sachkenntniß in gewissen Fällen ein nützlicher Anführer des Heeres sein. Ebenso verhielt es sich mit Demosthenes, obgleich dieser General rascher und thatkräftiger war. Lamachus war nichts als ein tapferer Soldat: er liebte ritterlichen Putz und war neben seiner Eitelkeit überdies zu arm, als daß er außer den jungen Offizieren, die sich um ihn sammelten, irgend Jemand hätte gefallen können. Eine viel größere Bedeutung, als Nicias, Demosthenes und Lamachus, erhielt Kleon. Dieser Demagog von ganz eigener Art verdankte seinen Einfluß weder irgend einem

Verdienste, noch seiner Bildung, noch der Geburt oder dem Reichthum, sondern der Entschiedenheit, Zuversichtlichkeit und Rücksichtslosigkeit, mit welcher er auftrat, sowie dem rohen Hasse, mit dem er alle Vornehmen oder Gebildeten als angebliche Aristokraten dem Volke verdächtig machte und sich selbst auf Kosten seiner Gegner in dessen Augen hob. Er galt wegen dieses Verhaltens in den Augen des Pöbels für einen wahren Volksfreund, sein Geschrei für Beredsamkeit, sein zügelloses Schimpfen und Schelten für Einsicht. Kleon war seinem Gewerbe nach ein Fabrik-Inhaber, er besaß eine große Gerberei, welche er durch seine Leute betreiben ließ. Der Komödiendichter Aristophanes und der Philosoph Plato nennen ihn deswegen einen Gerber; sie spotten über diesen Gerber, der den Staat regierte, weil auch in Athen, ungeachtet aller Demokratie, wie bei uns gewöhnlich nur Männer, die sich ausdrücklich den Staatsgeschäften widmeten, öffentlich auftraten, diese aber stets Gewerbe und Erwerb fahren ließen und sich blos mit Staatsangelegenheiten beschäftigten.

Der Krieg wurde nach Perikles Tod in der früheren Weise fortgesetzt: das peloponnesische Landheer fiel jedes Jahr verheerend in Attika ein, und die beiderseitigen Flotten plünderten und verwüsteten einzelne Küstenpunkte, unterstützten die Empörungen, welche da und dort Statt fanden und lieferten einander zuweilen kleinere Treffen, die meistens zum Vortheile der Athener ausfielen. Im vierten Jahre des Krieges (428) fiel die Insel Lesbos von Athen ab, sie wurde aber, obgleich eine peloponnesische Flotte ihr zu Hülfe eilte, im nächsten Jahre wieder unterworfen. Die Hauptstadt Mytilene, welche lange belagert worden war, mußte sich auf Gnade und Ungnade ergeben, und in Athen faßte die Volksversammlung auf das Betreiben Kleon's den Beschluß, daß alle Männer der eroberten Stadt hingerichtet, die Weiber und Kinder aber als Sklaven verkauft werden sollten. Es gelang dem besseren Theile der Bürgerschaft, das Volk umzustimmen; der grausame Beschluß wurde am folgenden Tage dahin abgeändert, daß nur die von dem atheniischen General als Anstifter der Empörung bezeichneten Lesbier bestraft, alle anderen aber wenigstens am Leben gelassen werden sollten. Zum Glück kam das den zweiten Beschluß überbringende Schiff, das mit all' seiner Ruderkraft das vorausgesandte einzuholen bemüht war, noch zu rechter Zeit in Lesbos an. Doch war das Loos, welches über die Bürger von Mytilene verhängt wurde, sehr hart: sie mußten alle Kriegsschiffe ausliefern, ihre Festungswerke wurden geschleift und ihre Ländereien unter atheniische Ansiedler vertheilt. Die Gefangenen, deren Zahl fast tausend betrug, wurden insgesammt hingerichtet.

Diese demokratischen Gräuel beschränkten sich nicht blos auf das

atheniſche Volk und ſeine Beſchlüſſe, ſondern der Kampf der Parteien nahm in dieſem, alle Leidenſchaften aufregenden Kriege überall einen überaus grauſamen und blutigen Charakter an. Ein ſchauderhaftes Beiſpiel davon gab die Inſel Corcyra von demſelben Jahre an, in welchem die unglücklichen Platäer auf Befehl der Spartaner niedergemetzelt wurden. In der gleichnamigen Hauptſtadt der Inſel war in der letzten Zeit eine demokratiſche Regierung eingeführt worden; jetzt aber ſtrengte die ariſtokratiſche Partei, welche von den Korinthern mit Geld unterſtützt wurde, ihre ganze Kraft an, um eine Verfaſſungsveränderung und einen Abfall der Inſel von dem atheniſchen Bunde zu dem der Peloponneſier zu bewirken. Als die Bemühungen der Ariſtokraten fehl zu ſchlagen ſchienen, nahmen dieſelben zur Gewalt ihre Zuflucht: ſie drangen eines Tages bewaffnet in die Rathsverſammlung ein und tödteten ſechszig ihrer Gegner, hierauf griffen ſie, von der Mannſchaft eines angekommenen korinthiſchen Schiffes unterſtützt, das Volk auf offener Straße an, überwältigten die Menge und bemächtigten ſich der Regierung. Die beſiegte Partei hatte ſich aber in die Burg und in die höheren Theile der Stadt zurückgezogen und Boten auf das Land geſchickt, um die daſelbſt befindlichen Sklaven unter dem Verſprechen der Freiheit für ſich zu gewinnen. Dieſe erſchienen in großer Zahl, und mit ihnen vereinigt brachen die Demokraten, zwei Tage nach der von ihnen erlittenen Niederlage, wüthend auf die Ariſtokraten los. Es kam zu einem blutigen Kampfe, welcher einen ganzen Tag lang dauerte und an dem ſelbſt die Weiber Theil nahmen. Am Abend erlagen endlich die Ariſtokraten; fliehend ſteckten ſie, um ihren Feinden die Verfolgung zu erſchweren, die Häuſer in Brand und ein großer Theil der Stadt wurde ſo ein Raub der Flammen. Am folgenden Tage erſchien eine kleine atheniſche Flotte in dem Hafen von Korcyra: und Nikoſtratus, der Führer derſelben, brachte einen Vergleich zwiſchen den beiden Parteien zu Stande. Die Sache ſchien nun beendigt zu ſein, doch als Nikoſtratus wieder abſegeln wollte, baten ihn die Demokraten, welche jetzt die Regierung in Händen hatten, fünf ſeiner Schiffe zu ihrem Schutze zurückzulaſſen und dagegen ebenſoviele korcyräiſche mitzunehmen. Er ging auf dieſe Bitte ein und der Rath von Korcyra wählte zur Bemannung der Letzteren lauter ariſtokratiſch geſinnte Bürger aus. Dieſe fürchteten, daß man die geheime Abſicht habe, ſie als Gefangene nach Athen zu ſchleppen und flüchteten ſich, 400 an der Zahl, in einen Tempel der Here. Dadurch wurden die Gemüther von neuem in die größte Aufregung gebracht, und Nikoſtratus war kaum im Stande, einen nochmaligen blutigen Kampf zu verhindern. Die Geflüchteten, welche den Tempel nicht wieder zu verlaſſen wagten, hatten den Hungertod zu befürchten, und ihre Gegner waren wegen der

Möglichkeit eines plötzlichen Ueberfalles besorgt; die Ersteren ließen sich daher durch die eidliche Zusage der Sicherheit endlich bewegen, ihre seitherige Zufluchtsstätte mit einer kleinen, nahe an der Küste liegenden Felseninsel zu vertauschen.

Wenige Tage nachher erschien eine peloponnesische Flotte von 53 Segeln vor Korcyra und erfocht einen Sieg über die der Korcyräer. Da als Folge des Sieges eine Landung der Feinde zu befürchten war, so wurden die 400 Aristokraten wieder von der Insel in den Tempel der Here zurückgebracht. Durch die Unfähigkeit des feindlichen Admirals, welcher seinen Sieg nicht zu benutzen verstand, ging die den Korcyräern drohende Gefahr glücklich vorüber, und als gar eine athenische Hülfsflotte von 60 Schiffen sich näherte, segelten die Peloponnesier schnell nach Hause zurück. Die Erscheinung dieser Flotte erweckte in den Korcyräern nicht etwa blos Freude über die unverhoffte Rettung aus großer Gefahr, sondern sie regte auch ihre Leidenschaft und Parteiwuth von neuem auf. Man fiel über alle aristokratisch gesinnten Bürger her, und die Stadt war sieben Tage lang ein Schauplatz von Grausamkeiten aller Art. Einige Aristokraten, welche sich in einen Tempel geflüchtet hatten, wurden durch Hunger getödtet; von den 400, die im Here-Tempel waren, ließen 50 sich von den Gegnern aus ihrer Freistätte herauslocken und wurden insgesammt niedergemacht, die übrigen aber brachten sich größtentheils ums Leben. Etwa 500 Aristokraten entflohen aus der Stadt und ließen sich an der gegenüberliegenden epirotischen Küste nieder. Sie suchten eine Zeit lang durch öftere Landungen ihren Feinden soviel als möglich zu schaden und bemächtigten sich endlich eines festen Punktes auf Korcyra selbst, von welchem aus sie nun zwei Jahre lang durch verheerende Raubzüge ihre Vaterstadt bedrängten. Im Jahre 425 wurden sie endlich durch ein athenisches Hülfs-Corps, nach einer hartnäckigen Gegenwehr, zur Uebergabe gezwungen. Sie unterwarfen sich unter der Bedingung, daß dem athenischen Volk die Entscheidung über ihr Schicksal überlassen werde. Man brachte sie hierauf bis zur Abfahrt nach Athen auf eine kleine Insel bei Korcyra, erklärte ihnen aber dabei, daß jeder Versuch zur Flucht, den auch nur ein einziger von ihnen machen würde, als ein Bruch jener Capitulation würde angesehen werden. Dies benutzten ihre Gegner, welche besorgten, daß die Athener ihnen das Leben schenken möchten. Sie brachten durch Einzelne, die sich in das Vertrauen der Unglücklichen einschlichen, einigen von ihnen die Ueberzeugung bei, daß das athenische Volk sie der Wuth des Pöbels von Korcyra preisgeben würde, und boten denselben die Mittel zur Flucht an. Die Getäuschten gingen in die Falle; sie wurden bei dem Versuche der Flucht ertappt, und die athenischen Generale.

überließen nun wirklich Alle der Willkür ihrer Gegner. Man schleppte sie in ein großes Gebäude. Aus diesen wurden sie in Haufen von je 20 gebunden herausgeführt und von ihren Feinden unter allen möglichen Martern erwürgt. Als etwa 60 auf diese Weise umgebracht worden waren, weigerten die übrigen sich, das Gebäude zu verlassen und setzten sich gegen jeden Eindringenden zur Wehr. Da erstieg der blutgierige Pöbel das Dach, deckte dasselbe ab, und suchte die Gefangenen mit Ziegeln und Pfeilen von oben herab zu tödten. Die wehrlosen Unglücklichen machten jetzt größtentheils selbst ihrem Leben ein Ende. Sie tödteten sich entweder mit den herabgeworfenen Pfeilen oder erhängten sich mit ihren zerrissenen Kleidern. Diese Gräuelscenen dauerten eine ganze Nacht hindurch. Am andern Morgen waren die Gefangenen, deren Zahl sich auf mehrere hundert belief, insgesammt getödtet; ihre Leichen wurden vor die Stadt gebracht und dort haufenweise begraben; ihre Frauen aber, soviel deren noch am Leben waren, verkaufte man in die Sklaverei. So endigte der zwei Jahre hindurch dauernde gräuelhafte Kampf der Parteien auf Korcyra.

Unterdessen hatte der Krieg eine für die Athener sehr glückliche Wendung genommen, obgleich sie noch einmal von der pestartigen Krankheit heimgesucht worden waren. Dieses schreckliche Uebel, welches das erste Mal zwei Jahre lang gedauert hatte, seitdem aber nie ganz geschwunden war, brach am Ende des Jahres 427 zum zweiten Mal mit erneuter Stärke aus und wüthete ein ganzes Jahr lang, ehe es endlich ganz verschwand. Die Zahl der Opfer, welche ihm zu Athen von seinem ersten Entstehen an fielen, ist nicht bekannt; Thucydides berichtet nur, daß von den zu den Schwerbewaffneten gehörenden Bürgern der Stadt 4400, und aus der Klasse der Ritter 300 der Krankheit erlegen seien, daß aber die Zahl aller übrigen, welche an derselben starben, nicht auszumitteln gewesen sei.

Die Athener gaben allmälig den bloßen, durch Verheerungszüge der Flotte unterstützten Vertheidigungskrieg, wie ihn Perikles gerathen hatte, auf, und suchten durch Eroberungen ihre Macht auf Kosten der Feinde zu erweitern. Im Jahre 427 ließen sie sich sogar bewegen, einen Theil ihrer Flotte nach Sicilien zu schicken. Schon zu Perikles Zeit hatten die Demagogen dem Volke mit der Hoffnung geschmeichelt, daß es sich vielleicht Sicilien unterwerfen könne. Diese Projectenmacher waren damals von dem großen Staatsmann zurückgewiesen worden, jetzt aber ließ man sich von ihnen verlocken. Die auf der Ostseite Siciliens, zwischen Katana und Megara Hybla gelegene Stadt Leontini, eine chalcidische Pflanzstadt, war mit den Syrakusanern in Krieg gerathen und bat die Athener um Hülfe. Man gewährte dieselbe, und seitdem war eine athenische Flotte bald an der italischen, bald

an der sicilischen Küste beschäftigt, ohne daß dadurch der Krieg in der Heimath im mindesten gefördert war. Einer der Flotten, die man nach Sicilien schickte, war im Jahre 425 Demosthenes als untergeordneter Führer beigegeben worden; dieser stieg auf der Fahrt um den Peloponnes ans Land und errichtete bei dem verlassenen altmessenischen Hafen Pylos, da, wo jetzt die in unseren Tagen durch einen Seesieg über die Türken berühmt gewordenen Orte Alt- und Neu-Navarino liegen, eine Burg. Er erkannte mit richtigem Blick, daß durch eine solche Position auf messenischem Boden den Spartanen die empfindlichste Schädigung zugefügt werden könne. Er selbst blieb mit fünf Schiffen und einem Theil des Heeres in der festen Stellung und der Platz füllte sich bald mit entlaufenen Heloten und Messeniern der Umgegend. Die Spartaner wurden durch die Gründung einer feindlichen Festung an der Küste des ihnen unterworfenen Landes Messenien aufs äußerste beunruhigt, sie griffen daher Pylos zu Wasser und zu Lande an, wurden aber durch die von Korcyra zurückkehrende athenische Flotte in die Flucht geschlagen. 420 Spartaner, welche größtentheils den ersten Familien ihrer Vaterstadt angehörten, hatten gleich anfangs die vor der Bucht von Pylos liegende Insel Sphakteria besetzt, um die feindlichen Schiffe an dem Einlaufen in die Bai zu hindern. Diese Schaar war jetzt abgeschnitten und wurde von der athenischen Flotte so enge eingeschlossen, daß Sparta, um sie nicht in Feindes Hand fallen zu sehen, den Frieden unter sehr billigen Bedingungen anbot und einstweilen einen Waffenstillstand mit Demosthenes schloß. Zum Unglück aber wurde die Volksversammlung damals von dem Demagogen Kleon geleitet, der sich höchst unberufen in alle Angelegenheiten mischte, und jetzt dem Volke die Ueberzeugung beibrachte, die Spartaner seien so sehr aufs äußerste gebracht, daß sie jede Bedingung eingehen müßten, und nur dem bösen Willen der athenischen Aristokraten sei es zuzuschreiben, daß Sphakteria nicht schon erobert wäre. Er beredete also die Athener zu den unmäßigsten Forderungen, auf welche Sparta durchaus nicht eingehen konnte, und so wurde der Krieg von neuem fortgesetzt.

Die athenischen Generale, denen man eine größere Zahl von Schiffen zugeschickt hatte, ließen diese Tag und Nacht hin- und hersegeln, damit keine Lebensmittel in die unbewohnte und waldbedeckte Insel gebracht würden. Die Spartaner aber boten Alles auf, um Lebensmitel dahin zu schaffen; sie versprachen jedem Heloten, welcher dies bewerkstellige, die Freiheit, sowie jedem Freien eine ansehnliche Geldsumme. Die Umzingelten erhielten so trotz der Wachsamkeit der Athener so viele Lebensmittel und bewiesen selbst eine so große Ausdauer, daß dadurch die Nothwendigkeit der Uebergabe lange verzögert wurde. Die einsichts-

vollen Generale der Athener wußten, daß die Umzingelten früher oder später sich doch ergeben müßten und wollten dies ruhig abwarten, statt sich mit ihnen in einen Kampf der Verzweiflung einzulassen, obgleich ihre eigenen Truppen ebenfalls durch Mangel an Wasser und Lebensmitteln nicht wenig litten. Dies benutzte Kleon, um den Demosthenes und seine Collegen zu verläumden; er warf ihnen Feigheit und Ungeschicklichkeit vor und behauptete, es wäre ein Leichtes, die kleine Schaar Feinde auf Sphakteria zu bezwingen. Nicias, einer der Strategen des laufenden Jahres, welcher in der Volksversammlung anwesend war, rief ihm zu, wenn er die Sache besser zu verstehen glaube, so solle er das Commando übernehmen und den Versuch machen. Dies setzte den Schreier in Verlegenheit: er wich aus, erklärte, nicht er sei ja Strateg, sondern Nicias. Allein je mehr er sich weigerte, desto heftiger drang das Volk in ihn; und als Nicias sich erbot, ihm seine Feldherrnstelle abzutreten, mußte er endlich nachgeben. Seine Dreistigkeit verließ ihn aber auch dann nicht; er rief unter lautem Gelächter des Volks aus, daß er binnen zwanzig Tagen alle Spartaner auf Sphakteria entweder niederhauen oder gefangen nach Athen bringen würde. Der Zufall war ihm günstig und an Energie fehlte es ihm nicht; durch einen Brand auf Sphakteria war kurz vorher ein großer Theil des Waldes, der die Haupt-Schutzwehr der dortigen Spartaner bildete, zerstört worden, Demosthenes hatte dies benutzt und als Kleon ankam, die Feinde bereits in die äußerste Noth gebracht. Ein Angriff, welchen Kleon in Verbindung mit Demosthenes machte, gelang vollkommen und die Spartaner mußten, nach einer sehr hartnäckigen Gegenwehr, sich ergeben (425 v. Chr.). Die Zahl der Gefangenen betrug 292; die übrigen von den 400 waren bereits gestorben. Mit den Gefangenen, unter welchen sich 220 Spartaner von den ersten Familien befanden, kehrte Kleon triumphirend nach Athen zurück.

Die Spartaner, welche von Pylos aus fortwährend beunruhigt wurden, boten aus diesem Grunde und um ihrer gefangenen Landsleute willen, wieder den Frieden an; allein die Athener waren trunken von ihrem Glücke und Kleon, welcher jetzt Alles, auch das Kriegswesen, zu verstehen glaubte, trieb das Volk zu den unsinnigsten Forderungen. Der Krieg währte also ununterbrochen fort. Die Athener waren in ihren Unternehmungen vom Glücke begünstigt, sie eroberten und befestigten unter andern die korinthische Stadt Methone, nahmen Nisäa, den befestigten Hafen von Megara, ein und besetzten die an der lakonischen Küste liegende Insel Cythere. Die Letztere war für Sparta besonders wichtig, weil die aus Afrika nach Lakonien segelnden Frachtschiffe an ihr anlegten, und weil die Seeräuber von dieser Insel aus am besten von der spartanischen Küste abgewehrt werden

konnten. Das Glück der Athener, welche Kleon von einer Uebereilung zur andern fortriß, schwand plötzlich, als der treffliche spartanische Feldherr Brasidas den Hauptschauplatz des Krieges nach Macedonien und Thracien verlegte. Brasidas war einer von den wenigen Spartanern, welche mit der rauhen Tugend ihres Volkes Milde und Freundlichkeit zu verbinden wußten. Wenn es Kampf und Sieg galt, entfaltete er stets große Tapferkeit und echte spartanische Gesinnung; so oft aber Bundesgenossen zu gewinnen oder festzuhalten waren, zeigte er sich auch wieder als einen rücksichtsvollen, freundlichen und der allgemeinen Freiheit gewogenen Mann. Er war der erste Spartaner gewesen, welcher in diesem Kriege die Ehre einer öffentlichen Belobung erhielt, weil er im ersten Jahre des Kriegs durch einen sehr kühnen Streich die von den Athenern umzingelte Stadt Methone gerettet hatte. Er hatte sich auch in den folgenden Jahren durch Tapferkeit und Gewandtheit ausgezeichnet und schien bestimmt zu sein, den Krieg zum Vortheile Spartas zu endigen. Ihn stellten jetzt seine Landsleute an die Spitze einer Unternehmung in Macedonien und Thracien, welche dem Krieg eine neue Wendung gab (424 v. Chr.).

Ehe Brasidas Sparta verließ, begingen die Oligarchen seiner Vaterstadt eine unerhörte Grausamkeit, welche die Menschheit vor einer Regierung, die sich durch solche Mittel am Ruder halten muß, schaudern macht. Man war bei der Aussendung eines Heeres nach dem fernen Thracien in Besorgniß wegen der Heloten, zumal da die Stimmung derselben damals eine beunruhigende war, und sie überdies von Pylos her, wohin kurz vorher Messenier aus Naupaktus übergesiedelt waren, zur Empörung angereizt wurden. Man beschloß deshalb, sich des kräftigsten Theils derselben zu entledigen und griff zu einem teuflischen Mittel. Es wurde bekannt gemacht, daß jeder Helote, welcher Lust hätte, sich durch Tapferkeit im Kriege die Freiheit zu verdienen, sich melden solle. Man wollte dadurch diejenigen unter ihnen ausfindig machen, welche am meisten nach der Freiheit begierig und deswegen auch am meisten zur Empörung geneigt wären. 2000 Heloten gaben sich als solche zu erkennen. Diese wurden, als wenn sie wirklich für frei erklärt wären, mit Kränzen geschmückt in die Tempel geführt, verschwanden aber sehr bald insgesammt, weil man insgeheim einen nach dem andern ums Leben brachte. Aus Periöken, Heloten und Freiwilligen oder Geworbenen aus anderen peloponnesischen Staaten brachte Brasidas ein Corps von etwa 2000 Schwerbewaffneten zusammen. Seine Unternehmung in Macedonien und Thracien hatte den Zweck, die dortigen griechischen Pflanzstädte, namentlich die der Chalcidike, welche sich gegen Athen empört hatten, der atheniſchen

Herrschaft zu entreißen und mit dem peloponnesischen Bunde zu vereinigen. Brasidas zog zu Lande dahin und drang auf seinem Marsche nicht allein glücklich durch die verschiedenen griechischen Staaten durch, sondern rettete auch unterwegs das damals von den Athenern hart bedrängte Megara. In Macedonien und Thracien, wo das Heer des Königs Perdikkas II. sich mit dem seinigen vereinigte, gewann er die meisten griechischen Pflanzstädte dem peloponnesischen Bunde und es schien, als wenn die athenische Herrschaft daselbst ganz untergehen sollte: wenigstens gelang es ihm, die wichtigste der athenischen Besitzungen, die Stadt Amphipolis am Strymon zu gewinnen (424 v. Chr.). Brasidas verdankte die glänzenden Erfolge seines Feldzugs ebensowohl seinem edlen und freundlichen Sinne, als seiner kriegerischen Geschicklichkeit und der Ruhe, mit der er als ein wahrhaft kräftiger Mann sich im Augenblick der Gefahr benahm. Das Glück begünstigte seine Unternehmung auch dadurch, daß zu gleicher Zeit die Athener in Böotien eine Niederlage erlitten. Die unterdrückte demokratische Partei in den böotischen Städten nämlich verband sich mit den Athenern, um die bestehenden Regierungen ihres Landes zu stürzen. Ein athenisches Heer unter Hippokrates sollte, zur Unterstützung dieser Revolution, den im Gebiet von Tanagra gelegenen Tempel des Apollo, das Delium, besetzen; dasselbe war aber mit der Befestigung dieses Punktes noch nicht fertig, als die böotischen Regierungen schon ihre Kräfte vereinigt hatten und so den Plan der Demokraten, noch ehe diese losbrechen konnten, vereitelten. Es kam in der Nähe von Delum zu einer Schlacht, in welcher das athenische Heer gänzlich geschlagen wurde und mehrere tausend Mann verlor (im Herbst 424).

Diese Niederlage gab dem Nicias, welcher um jene Zeit meistens als einer der Strategen mit an der Spitze des Kriegswesens stand und welcher für den Frieden und ein Zurücklenken in die Bahnen des Aristides und Cimon gestimmt war, wieder größeren Einfluß. Er und seine Freunde setzten im Frühling des nächsten Jahres (423) den Abschluß eines Waffenstillstands auf ein Jahr durch, zu welchem die Athener durch des Brasidas Fortschritte in Macedonien und Thracien, die Spartaner aber durch den Wunsch, vermittelst weiterer Unterhandlungen die Freilassung der Gefangenen von Sphakteria zu erlangen, bewogen wurden. Kleon, obgleich er damals durch den großen Komödiendichter Aristophanes von der Bühne herab in aller Augen lächerlich und verächtlich gemacht worden war, und obgleich er sogar, in Folge einer gegen ihn erhobenen Anklage wegen Verschwendung der Staatsgelder eine Strafe von fünf Talenten (13,000 fl. oder 7200 Thlrn.) hatte zahlen müssen, trat auf das nachdrücklichste gegen den geschlossenen Waffenstillstand auf. Da der bedenkliche Zustand der Dinge in Thracien und Mace-

donien der Hauptgrund gewesen war, durch welchen das Volk zum Waffenstillstand bewogen wurde, so machte Kleon es ebenso, wie früher bei der Angelegenheit von Sphakteria. Er schalt auf die Unfähigkeit der athenischen Generale und war dreist genug, sich selbst für einen guten Heerführer auszugeben. Endlich wurde er von beiden Parteien, der aristokratischen wie der demokratischen, einstimmig zu einem der Strategen des Jahres 422 und zum Anführer des neuen gegen Brasidas zu sendenden Heeres erwählt; die eine Partei ging von dem Gedanken aus, daß er gewiß in sein Verderben rennen und Athen auf diese Weise des unseligen Demagogen entledigt werden würde; die andere ließ sich durch sein Schreien hinreißen, und hoffte den Sieg von ihm, ohne sich für den Fall seines Untergangs im Voraus zu betrüben.

Kleon segelte, als der Waffenstillstand abgelaufen war, mit 30 Schiffen und einem tüchtigen Heere nach der Halbinsel Chalcidike. Hier lieferte er nicht lange nach seiner Ankunft dem Brasidas bei Amphipolis eine Schlacht, erlitt eine schmähliche Niederlage und fiel selbst auf schimpflicher Flucht. Auch der spartanische Held endigte in dieser Schlacht seine kurze und glänzende Laufbahn. Brasidas starb eines rühmlichen Todes und die Art, wie man sein Andenken ehrte, gibt am besten zu erkennen, welch tiefen Eindruck er durch seine ritterliche Tüchtigkeit und sein edles, freundliches und verständiges Wesen bei seinen eigenen Landsleuten wie bei den Bundesgenossen und selbst bei den Feinden gemacht hatte. Seine Leiche wurde mit den größten Feierlichkeiten und unter dem Geleite des ganzen Heeres auf dem Markte von Amphipolis bestattet, über seinem Grabe ward auf öffentliche Kosten ein Denkmal errichtet, er selbst wurde, nachdem alles, was an den athenischen Stifter der Colonie Amphipolis erinnerte, vernichtet worden war, durch einen Volksbeschluß zum Gründer der Stadt erklärt und als ein Halbgott durch jährliche Festspiele und Opfer verherrlicht.

Der gleichzeitige Tod des Brasidas und des Kleon führte das Ende des Krieges herbei. Beide Männer waren dem Frieden entgegen gewesen, der eine weil er den Krieg liebte und mit vollem Selbstvertrauen einen glänzenden Ausgang desselben erwarten durfte, der andere, weil er nur bei der Unruhe und Spannung, welche der Krieg in den Gemüthern des athenischen Volks unterhielt, seine Rolle weiterspielen konnte. An die Stelle Beider traten zwei andere Männer, welche entschieden den Frieden wünschten, der dem Krieg von jeher abgeneigte Nicias, welcher in Athen den größten Einfluß besaß, und der spartanische König Pleistonax, den man einige Jahre zuvor, auf den Rath des von ihm bestochenen delphischen Orakels, nach neunzehnjähriger

Verbannung wieder nach Hause zurückgerufen hatte, und der nur im Frieden einigermaßen eine Bedeutung unter seinen Mitbürgern erlangen konnte. Durch Nicias und Pliſtonax wurden die Friedens-Unterhandlungen, welche bald nach der Schlacht bei Amphipolis begannen, mit gleich großem Eifer gefördert. Diese dauerten den ganzen Winter hindurch, und im Frühling des Jahres 421 kam endlich ein Friede auf fünfzig Jahre zu Stande, welcher gemeiniglich der Friede des Nicias genannt wird. Die Hauptbedingungen dieses Friedens, in welchen auch die beiderseitigen Bundesgenossen eingeschlossen wurden, bestanden darin, daß mit einigen wenigen Ausnahmen alle gemachten Eroberungen zurückgegeben und die Gefangenen gegenseitig ausgeliefert werden sollten. Die Korinther, Böotier, Eleer und Megarer traten, wegen einiger Artikel des Friedenvertrags, demselben nicht bei.

10. Geschichte der Griechen vom Frieden des Nicias an bis zum Wiederausbruch des peloponnesischen Krieges.

Unmittelbar nach dem Abschluß des Friedens begingen die Athener eine neue demokratische Grausamkeit durch die blutige Rache, mit welcher sie die Bewohner von Skione, einer Stadt auf Chalcidike, dafür bestraften, daß sie im Anfange des Jahres 423 v. Chr. zu den Peloponnesiern abgefallen waren. Diese Stadt, welche von den Athenern lange vergebens belagert worden war, wurde bald nach dem Ende des Krieges gezwungen, sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Die Athener führten jetzt den Beschluß aus, den sie bereits früher, bei der Nachricht vom Abfall Skiones, auf Kleon's Antrag gefaßt hatten. Alle Männer der Stadt wurden hingerichtet, die Weiber und Kinder aber als Sklaven verkauft und das Gebiet von Skione den Platäern geschenkt. Wie das atheniſche Volk die Skionier im eigentlichen Sinne des Wortes ausrottete, so hatte es zwei Jahre vorher alle Delier mit Weibern und Kindern von ihrer Insel vertrieben. Diese Unglücklichen hatten bei einem persischen Statthalter in Kleinasien Aufnahme gefunden. Jetzt brachte das atheniſche Volk, ängstlich geworden, dieselben in ihre Heimath zurück, weil man die seitdem erlittenen Unglücksfälle dem dadurch erregten Zorne der Götter zuschrieb.

Ruhe war bei der Mannigfaltigkeit der Staatsverfassungen Griechenlands, bei den erblichen Zuneigungen und Abneigungen, bei dem gänzlichen Mangel eines Mittelpunktes und bei der Menge unruhiger Köpfe nicht wohl möglich; und man möchte fast sagen, Bewegung war nothwendig, wenn nicht die ungeübte Kraft erschlaffen oder schädlich werden sollte. Außer diesen allgemeinen Ursachen wirkte aber auch der besondere Ehrgeiz eines atheniſchen Mannes, der bald viel von sich

reden machte, zum Wiederausbruch des Krieges mit. Dies war Alcibiades, ein noch ganz junger Mann, welcher damals zuerst sich in Staatsgeschäfte zu mischen begann und die Neigung seiner Mitbürger zu weit aussehenden Unternehmungen trefflich zu benutzen wußte. Er war sehr reich und wie Perikles von altem Adel. Er bildete sich auf seinen Stammbaum, wie auf seine großen Güter, nicht wenig ein; dennoch wählte er die Rolle eines Kleon, nur mit etwas mehr Würde und glänzenderem Talente. Unter der Vormundschaft des ihm nahe verwandten Perikles erzogen und gebildet, von auffallender körperlicher Schönheit, von Haus aus sehr wohlhabend, seit seiner Verheirathung mit des reichen Kallias Schwester aber, welche ihm eine Mitgift von 10,000 Talenten (26 Mill. Gulden oder $14^1/_2$ Mill. Thlrn.) mitgebracht haben soll, im Besitz eines so großen Vermögens, daß dasselbe sogar heutigen Tages in England ein glänzendes heißen würde, von aller Welt, selbst den Philosophen, gesucht, geistreich, witzig, tapfer, mit angebornem Feldherrnblick, wäre er, wie Plato sagt, ein zweiter Perikles geworden, wenn er sich nur einige Jahre ruhig ausgebildet hätte. Allein der gewöhnliche Gang war ihm zu langweilig, er wurde plötzlich Staatsmann, und das athenische Volk freute sich, von einem genialen Jüngling geleitet zu werden, der im Schwelgen und in jedem Frevel eines wüsten Lebens eben so groß war, als in den Intriguen und Listen politischer Verhandlungen.

Alcibiades ist wegen der vielen äußeren und inneren Vorzüge, die sich in ihm vereinigten, sowie wegen des Wechselvollen und Abenteuerlichen seines Lebens einer von den Männern, welche vorzugsweise das Interesse der auf bloße Unterhaltung bedachten Menschen erregen, und deswegen haben die von diesem Standpunkt aus schreibenden Schriftsteller des Alterthums uns viele Anekdoten von ihm überliefert, deren Wahrheit freilich meist sehr zweifelhaft ist, die aber angeführt werden müssen, weil häufig auf sie Beziehung genommen wird. Manche dieser Erzählungen können auch zugleich dazu dienen, den sittlichen Zustand der Griechen jener Zeit anschaulich zu machen; namentlich zeigen einige derselben in recht auffallender Weise, wie sehr das athenische Volk damals schon entartet war, und wie viel ein mächtiger Mann in einer Demokratie, wie die athenische war, sich erlauben konnte.

Der Ehrgeiz, welcher diesen merkwürdigen Mann sein ganzes Leben hindurch beseelte, und ein kecker, rücksichtsloser Muthwille werden schon als hervorstechende Züge seiner Kinderjahre angeführt. Außer manchen andern Anekdoten, welche seinen bereits in der Kinderzeit geäußerten Trotz bezeichnen, erzählt man von ihm, daß er nie zu bewegen war, die Flöte zu lernen, weil das Flötenspiel das Gesicht entstelle und man dabei nicht reden oder singen könne. Man erfand auch als Zusatz zu

dieser Anekdote etwas demjenigen Aehnliches, was auch von Themistokles erzählt wird; Alcibiades soll nämlich, mit Beziehung auf die durch geringe Geistesbildung berufenen Bewohner Böotiens gesagt haben: „Ueberlaßt die Flöte den Söhnen der Thebaner; denn diese verstehen sich ja nicht wie wir Athener auf das Reden!“ In seinem Jugendalter kam Alcibiades mit dem Philosophen Sokrates in vertrauten Verkehr. Dieser war der einzige Mensch, auf welchen er je Rücksicht nahm, wiewohl sein Umgang mit ihm mehr auf der bloßen persönlichen Achtung vor einem würdigen, männlichen und eigenthümlichen Charakter beruhte und in dem jungen Manne mehr das Bedürfniß einer geistreichen Unterhaltung befriedigte, als daß das eigentliche Streben und der moralische Werth des Sokrates ihn angezogen und auf seine Sinnesart und sein Treiben im mindesten Einfluß gehabt hätte. Uebrigens rettete Sokrates bei der den peloponnesischen Krieg eröffnenden Belagerung von Potidäa, an welcher Beide Theil nahmen, ebenso dem Alcibiades das Leben, wie dieser einige Jahre später in der unglücklichen Schlacht bei Delium des Sokrates Retter wurde.

Von dem großen Ehrgeiz und dem genialen Leichtsinn des Alcibiades in seinem höheren Jugendalter sind uns viele Beispiele überliefert worden, welche theils der Wirklichkeit entnommen sind, theils aber auch in die Klasse der erdichteten Erzählungen gehören. Er schickte einst, was bis dahin noch nie vorgekommen war, sieben mit prächtigen Rossen bespannte Wagen nach den olympischen Spielen, um in ganz Griechenland Aufsehen zu erregen, und hatte die Freude, mit dreien derselben Preise davon zu tragen. In Athen buhlte er schon sehr früh durch glänzende Choregieen, durch Veranstaltung von Wettkämpfen und Anderes der Art um die Volksgunst. Nach einer jener Anekdoten soll er einst einen durch Größe und Feinheit der Race ausgezeichneten Hund für mehrere tausend Gulden unseres Geldes gekauft und hierauf denselben, blos um von sich reden zu machen, durch Verstümmelung auf das ärgste entstellt haben. Er war ein so großer und rücksichtsloser Lüstling, daß er sogar in sein eigenes Haus Maitressen einführte und dadurch sein sittsames Weib nöthigte, ihn zu verlassen und auf Ehescheidung anzutragen. Sie konnte dies nach athenischen Gesetzen nicht anders, als indem sie selbst auf dem Markte erschien, um die Scheidungsklage persönlich vorzubringen. Als Alcibiades Nachricht davon erhielt, begab er sich mit den Genossen seiner Lüste auf den Markt, schleppte gewaltsam seine Gemahlin nach Hause und zeigte so vor aller Welt, wie wenig er die Behörden und Gesetze des Staates achte. Ebenso machte er es, als er einst sein Haus neu ausschmücken ließ und ein Maler, der dabei behülflich sein sollte, ihm erklärte, daß er wegen vieler anderer übernommenen Geschäfte dies nicht könne.

Alcibiades lockte den Maler in sein Haus und zwang ihn dadurch zum Malen, daß er ihn wie einen Gefangenen einige Monate lang gewaltsam festhielt.

Unmittelbar nach dem Abschluß des Friedens begann Alcibiades seine politische Laufbahn. Die gegenseitigen Verhältnisse der griechischen Staaten waren durch den Friedensvertrag keineswegs geordnet worden. Die Ausführung einiger Artikel des Vertrags hatte Schwierigkeit; die Korinther, Böotier, Eleer und Megarer hatten denselben gar nicht anerkannt und das Verhalten dieser vier seither mit Sparta verbündeten Staaten schien den Spartanern so bedenklich, daß sie noch in demselben Jahre, in welchem der Friede zu Stande gekommen war, mit den Athenern sogar ein Vertheidigungs-Bündniß schlossen. Dies bewog auch die Korinther, sich durch ein Bündniß mit andern Staaten gegen jede Gefahr sicher zu stellen. Sie wandten sich deshalb nach Argos. Die Argiver, die alten Erbfeinde Spartas, hatten ihrerseits allen Grund, eine solche Verbindung einzugehen, weil im Jahre 420 v. Chr. ein dreißig Jahre früher zwischen ihnen und den Spartanern geschlossener Waffenstillstand zu Ende ging, und dann unter den obwaltenden Umständen der Ausbruch eines Krieges mit Sparta zu erwarten war. Außerdem schmeichelten sie sich mit der Hoffnung, daß sie, als das Haupt eines mit andern griechischen Staaten gegen Sparta geschlossenen Bundes wieder das Uebergewicht im Peloponnes erlangen würden. Dem argivischen Bunde traten außer den Korinthern auch die Eleer bei, sowie die Bewohner der arkadischen Stadt Mantinea und die Colonieen auf Chalcidike, welche den Frieden des Nicias, der sie unter die athenische Herrschaft zurückführte, ebenfalls nicht anerkannt hatten. Die aristokratischen Regierungen von Böotien und Megara konnten aber kein Vertrauen zu einem Bunde fassen, an dessen Spitze der demokratische Staat Argos stand. Auch bei anderen Staaten scheiterten die Versuche der Korinther und Argiver, sie zum Beitritt zu bewegen und so kam man alsbald zu der Ueberzeugung, daß ein mächtiger Gegenbund gegen Athen und Sparta nicht zu Stande zu bringen sei. Zu gleicher Zeit trat zwischen den beiden letzteren Staaten wieder das alte Mißtrauen ein, da beide die noch nicht erfüllten Friedensbedingungen theils wegen der Unzuverlässigkeit der bestehenden Verhältnisse nicht ausführen wollten, theils wegen der Weigerung ihrer früheren Bundesgenossen nicht ausführen konnten. Daraus entstanden mancherlei Verwickelungen und verschiedene Bündnisse, die zum Theil sehr bald sich wieder auflösten. Für den ränkevollen jungen Alcibiades aber, welcher damals zuerst in die Staatsangelegenheiten eingriff, waren dies die erwünschtesten Verhältnisse, um seine ehrgeizige Rolle zu spielen.

Alcibiades haßte die Spartaner, weil sie in ihren Verhandlungen sich stets an Nicias wandten, ihn selbst aber, der fast noch ein Jüngling war, ganz außer Acht ließen, obgleich er doch für die Spartaner von Sphakteria, so lange sie in athenischer Gefangenschaft waren, auf jede Weise Sorge getragen und deshalb gehofft hatte, daß das Verhältniß der sogenannten Staats-Gastfreundschaft, in welchem seine Ahnen zu Sparta gestanden hatten und das von seinem Großvater aufgegeben worden war, wiederhergestellt haben würde. Er wirkte also den Spartanern auf jede Weise entgegen und entwarf den Plan, ein Bündniß seiner Vaterstadt mit Argos und den diesem noch treu gebliebenen Staaten von Elis und Mantinea zu Stande zu bringen. Da Alcibiades in ganz Griechenland Verbindungen hatte, so war es für ihn nicht schwer, diese Staaten dazu zu bewegen, daß sie die Athener um ein solches Bündniß ersuchten. Die Spartaner schickten, sobald sie dies erfuhren, sogleich Gesandte nach Athen, um die Sache dadurch zu hintertreiben, daß sie die zwischen ihnen und den Athenern entstandenen Mißhelligkeiten beizulegen suchten. Diese Gesandten wurden von Alcibiades auf eine so grobe und unverschämte Weise überlistet, daß man nicht weiß, ob man mehr über seine Unverschämtheit und Gewissenlosigkeit, oder über die Einfalt der spartanischen Gesandten, oder über die Geduld der Athener, die sich etwas derartiges gefallen ließen, erstaunen soll. Die Gesandten fanden im athenischen Rath, dem die Vorbereitung aller Geschäfte oblag und der deswegen ihre Anträge zuerst anhörte, eine gute Aufnahme und Alcibiades mußte daher besorgen, daß sie ihre Absichten auch in der Volksversammlung, in welcher sie am nächsten Tage eine Audienz erhalten sollten, erreichen würden. Er begab sich, um dies zu verhindern, zu den Gesandten und sagte ihnen, sie würden, wenn sie vor dem Volke ebenso wie im Rathe erklärten, daß sie unbeschränkte Vollmacht hätten, von dem Volke zum Unmöglichen gedrängt werden; sie sollten dies also ja nicht thun, er aber wolle sich ihrer Sache annehmen und sie auf das thätigste unterstützen. Die Gesandten ließen sich täuschen. Sie erklärten in der Volksversammlung, nur eine bedingte Vollmacht zu haben und nun wandte sich Alcibiades sogleich an das Volk und rief: „Da seht ihr's! Heute sagen sie im Rathe so, morgen in der Volksversammlung wieder anders; was ist mit einer so unzuverlässigen Regierung anzufangen?“ Natürlich war jetzt das Volk gegen jede Verbindung mit Sparta aufgebracht, und schloß, trotz aller Gegenvorstellungen des Nicias und Anderer, auf Alcibiades Rath einen Bund mit Argos, Mantinea und Elis (420 v. Chr.).

Die Folge der Verbindung von Argos und Athen waren Feindseligkeiten der Spartaner und Argiver, welche einige Jahre lang dauerten und an denen auch die Athener als Verbündete der Letzteren

Theil nahmen, sowie beständige Parteikämpfe in Argos, welche zwei Revolutionen hervorriefen und zuletzt damit endigten, daß 416 v. Chr. 300 aristokratisch gesinnte Bürger gewaltsam auf 20 athenische Schiffe geschleppt und nach verschiedenen Inseln des aegäischen Meeres gebracht wurden. In demselben Jahre, in welchem das Letztere geschah, wurden die Bewohner der gewöhnlich zu den Cykladen gezählten Insel Melos von den Athenern ebenso barbarisch behandelt, wie früher die unglücklichen Skionier. Die Melier, welche ihrer Abkunft nach dem dorischen Stamme angehörten und sich seither neutral gehalten hatten, sollten jetzt zur Unterwerfung unter Athen gezwungen werden. Sie vertheidigten sich mit großem Muthe, erlagen aber endlich der Uebermacht und mußten sich auf Gnade und Ungnade ergeben. Das athenische Volk bestrafte sie für die heldenmüthige Vertheidigung ihrer Freiheit damit, daß alle Männer hingerichtet, alle Weiber und Kinder zu Sklaven gemacht und die Ländereien der Insel unter 500 athenische Ansiedler vertheilt wurden.

11. Die Unternehmungen der Athener in Sicilien und der Wiederausbruch des Krieges in Griechenland.

Der Friede wurde, ungeachtet der erwähnten Feindseligkeiten, weder von den Athenern noch von den Spartanern als gebrochen angesehen, konnte aber unmöglich lange fortbestehen. Der Anlaß zum Wiederausbruch des Krieges ward im Jahr 416 v. Chr. von Sicilien ausgegeben. Der Krieg, welchen dort die Athener gegen Syrakus und andere Städte seit 427 mit einigem Glücke geführt hatten, war im Jahr 424 durch die Bemühungen eines patriotischen sicilischen Mannes geendigt worden. Nach dem Vorgang zweier Städte nämlich, welche im vorhergegangenen Winter von ihren beiderseitigen Verbündeten abgefallen waren und mit einander Frieden geschlossen hatten, waren Abgeordnete der übrigen Staaten in einer dieser Städte zusammengekommen, um die Beendigung des Krieges zu berathen; und hier gelang es dem Syrakusaner Hermokrates, seine Landsleute zu überzeugen, wie thöricht es gewesen sei, daß sie selbst die Athener in ihre Angelegenheiten gezogen hätten und wie sehr das gemeinsame Interesse aller sicilischen Staaten die Entfernung derselben und, um diese zu erlangen, die Beilegung aller Zwistigkeiten erheische. Hermokrates brachte dadurch einen allgemeinen Frieden zu Stande und die von ihren Bundesgenossen verlassene Flotte der Athener mußte nach Hause zurücksegeln. Die drei Anführer der Athener wurden nach ihrer Heimkehr vom Volke bestraft, weil sie die Sache nicht hintertrieben hatten; man argwohnte, daß sie sich hätten bestechen lassen und schickte zwei von

ihnen in die Verbannung, während der dritte, welchem man mehr gewogen war, nur zu einer Geldbuße verurtheilt wurde.

Acht Jahre später (416 v. Chr.) waren die Städte Segesta und Selinus in einen Krieg mit einander verwickelt und die Erstere bat, da ihre Gegnerin von dem mächtigen Syrakus unterstützt wurde, das athenische Volk um Hülfe. Alcibiades erkannte in der Gewährung dieses Gesuchs für sich selbst die beste Gelegenheit, eine große Rolle zu spielen und suchte mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln das Volk dazu zu bewegen. Er stellte demselben vor, daß dies die günstigste Gelegenheit sei, nicht allein Syrakus, einen mächtigen dorischen Staat, zu unterwerfen, sondern auch in ganz Sicilien Demokratieen einzuführen und so den ersten Schritt zu einer weitumfassenden Herrschaft des athenischen Volkes zu thun. Die Verständigeren unter der Bürgerschaft, namentlich Nicias, arbeiteten zwar diesen Verlockungen durch vernünftige Vorstellungen entgegen, allein vergebens; der dem Ehrgeize des Volkes schmeichelnde Plan des Alcibiades trug den Sieg davon und es wurde, 415 v. Chr., ohne alle Rücksicht auf Lage und Umstände, sowohl dort wie in Griechenland selbst die Bekriegung einer Insel beschlossen, deren Größe und Bevölkerungsverhältnisse die meisten Athener nicht einmal oberflächlich kannten und deren Unterwerfung eine fast ebenso schwierige Aufgabe war, als die Besiegung der Peloponnesier.

Die Athener machten für den sicilischen Krieg eine ungeheure Ausrüstung und verwendeten alle Schätze des Staates, den Kern ihres Heeres und ihre besten Schiffe auf dieses gefährliche Unternehmen. Sie schickten nach Sicilien eine Flotte von 134 großen Schiffen, von welchen 34 durch die Bundesgenossen gestellt wurden, und ein aus Athenern, Argivern, Mantineern und andern Bundesgenossen bestehendes Heer von 5100 Schwerbewaffneten und 1300 Mann leichter Truppen. Noch nie war von einem einzelnen griechischen Staat eine größere Ausrüstung gemacht worden, und sowohl die Regierung als auch die einzelnen Bürger, welche dabei entweder die Verpflichtung der Trierarchie zu erfüllen hatten, oder selbst am Kriege Antheil nahmen, sparten keine Kosten, um dieselbe zugleich zur schönsten zu machen. Es herrschte ein allgemeiner Wetteifer, um eine Flotte und ein Heer aufzustellen, welche ihres Gleichen nicht hätten und nicht nur die mächtige Vaterstadt in den Augen des gesammten Griechenlands verherrlichten, sondern auch den großen Erwartungen und Hoffnungen genügten, um deretwillen die Ausrüstung gemacht wurde. Zu Anführern wurden Nicias, Lemachus und Alcibiades erwählt. Ein Mann, wie Alcibiades, war allein im Stande, eine Unternehmung glücklich auszuführen, bei welcher es mehr auf das Zutrauen des Heeres und der Flotte und auf Geschick-

lichkeit im Unterhandeln mit den Parteien der verschiedenen sicilischen Staaten, als auf taktische Kenntnisse ankam; allein zum Unglück für Athen wurde das Heer, bald nachdem es auf Sicilien gelandet war, dieses Führers beraubt.

Alcibiades hatte viele Feinde in Athen; denn wegen seiner Prachtliebe und seines schwelgerischen Lebens, sowie wegen seiner weitaussehenden Anschläge, die sich bei jeder Gelegenheit zu erkennen gaben, war er nicht wenigen seiner Mitbürger als ein Mann, der nach der Alleinherrschaft strebte, verdächtig. Diese hatten schon vor der Abfahrt der Flotte sich vergebens die größte Mühe gegeben, ihm das Commando wieder zu entreißen und Anderen in die Hände zu spielen. Sie arbeiteten auch seitdem unausgesetzt an seinem Sturze und benutzten dazu unter Anderm einen Vorfall, der sich kurz zuvor in Athen zugetragen hatte. Es gab nämlich in dieser Stadt eine Menge sogenannter Hermen, d. h. kleiner viereckiger Säulen, welche an ihrem oberen Ende in einen Kopf ausgehauen waren und deren Form von den Gelehrten für einen Ueberrest der in den ersten Anfängen der Kunst gebräuchlichen Art, Götter und Menschen darzustellen, gehalten wird. Sie standen auf öffentlichen Plätzen, vor Tempeln und Wohnungen und dienten als Zierrath und als Wegsteine, galten aber, da sie größtentheils dem Gotte Hermes, dem Schützer des Verkehrs und der Straßen geweiht waren, für heilig. Diese Hermen waren kurz vor der Abfahrt der Flotte in einer Nacht fast insgesammt verstümmelt worden. In einem Staate, in welchem der Buchstabe des Gesetzes nicht mehr das allein geltende Recht ist, wird Alles dem Aberglauben, der Leidenschaft und der Parteiwuth geopfert, mag nun die Regierung von der unbeschränkten Willkür eines einzelnen, von Vorurtheilen und Leidenschaften beherrschten Mannes, oder von den Launen eines zahlreichen rohen Haufens abhängen. Der Aberglaube siegt über die Religion und aus jedem Ding läßt sich das Verbrechen einer Verschwörung herleiten, in welches man dann jeden verwickeln kann, den man eben hineinbringen will. Alcibiades Gegner benutzten die Stimmung des Volkes, welches durch jenen Vorfall beunruhigt war und brachten ihn in den Verdacht, daß er mit den Genossen seiner nächtlichen Lüste den Frevel an den Hermen begangen habe. Zu gleicher Zeit ward ausgesprengt, Alcibiades habe auch die eleusinischen Mysterien entweiht, indem er und seine Freunde bei ihren Trinkgelagen die Ceremonieen derselben spottend nachgeahmt hätten. Man suchte durch solche Gerüchte die Gemüther zu beunruhigen und verbreitete in dem Volke die Meinung, daß dieses Betragen des jungen Mannes mit geheimen Anschlägen auf die Freiheit und Verfassung der Staates zusammenhänge. Alcibiades durchschaute die Absichten seiner Feinde und verlangte deshalb selbst, daß noch vor

seiner Abreise zum Kriege eine gerichtliche Untersuchung gegen ihn eingeleitet werde; allein seine Gegner boten mit Erfolg Alles auf, um dies zu verhindern. Alcibiades hatte den größten Einfluß, die Jüngeren im Volke vergötterten ihn, die Aelteren befürchteten, daß der mantineische und argivische Theil des Heeres, der nur ihm zu Gefallen sich an den Zug nach Sicilien angeschlossen hatte, diesen aufgeben und wieder nach Hause zurückkehren möchte und es war also für gewiß anzunehmen, daß Alcibiades, mochte er nun schuldig oder unschuldig sein, freigesprochen werden würde. Seine Feinde bewirkten daher den Volksbeschluß, daß der Kriegszug durch diese Sache nicht aufgehalten werden, sondern daß Alcibiades mit der Flotte abreisen, die Anklage desselben aber bis zu seiner Rückkehr aufgeschoben werden solle.

Nach Alcibiades Entfernung hatten seine Gegner freien Spielraum, und leiteten das peinliche Verfahren gegen ihn auf eine empörende Weise. Man schaudert vor einer demokratischen Verfassung, vermöge deren auf Betreiben persönlicher Feinde eine so tumultuarische und tyrannische Gerichtsverhandlung, wie die gegen Alcibiades, vorgenommen werden und noch dazu immer den Schein einer regelmäßigen Justiz behalten konnte. Bei näherer Betrachtung dieses Processes, über welchen sich sehr specielle Angaben in den auf unsere Zeit gekommenen Schriften finden, möchte man fast glauben, daß Alcibiades, ungeachtet aller seiner Ausschweifung und Gewissenlosigkeit, im Vergleich mit den übrigen Angeklagten und mit seinen Anklägern noch einer der besten Bürger gewesen sei. Die Feinde desselben, an deren Spitze der Demagog Androkles stand, brachten zuerst einen Diener des Alcibiades, welcher zugleich Schutzbürger oder Metöke war, vor die Volksversammlung. Dieser sagte als Augenzeuge aus, daß Alcibiades mit einigen Freunden wirklich einst spottweise den heiligen Gottesdienst der Mysterien aufgeführt habe. In Folge dieser Anzeige, welche wahr gewesen zu sein scheint und dem Charakter des Alcibiades und seiner Genossen nicht widerstreitet, wurde einer der Angegebenen ergriffen und am Leben gestraft, den übrigen gelang es zu entfliehen. Hierauf wußte man noch mehrere Personen von ähnlicher Art, wie jener Diener war, aufzufinden, welche gegen andere Männer zeugten und auf deren Zeugniß hin dann wieder mehrere Bürger eingezogen und hingerichtet wurden. Da die Angeber mit großen Summen Geldes belohnt wurden, so war dies für die zahlreichen Rabulisten unter der Bürgerschaft ein Zeichen, daß sich aus der Sache etwas machen lasse. Jetzt wurde auch die Hermen-Geschichte mit in die Untersuchung gezogen, man beunruhigte durch neue Zeugen das Volk noch mehr, und zwei zu Untersuchungsrichtern ernannte Demagogen benutzten ihr Amt als ein Mittel, sich beliebt zu machen. Da hieß es, man müsse die Sache

viel weiter verfolgen, denn es handle sich um nichts weniger als eine gefährliche Conspiration, es steckten viele dahinter, es sei darauf abgesehen, die Volksregierung zu stürzen und dergleichen mehr. Ein Bürger, welcher bald darauf selbst eingestand, daß er durch zwei Andere zur falschen Aussage bewogen worden sei, zeugte gegen nicht weniger als 300 Personen und wurde dafür vom Volke als ein Retter des Staates bekränzt und mit der Ehre, im Prytaneum speisen zu dürfen, belohnt. Es wurden von neuem Bürger eingezogen und hingerichtet; andere erkauften ihr Leben mit lügenhaften Aussagen. Gegen Alcibiades wurde beschlossen, daß er verhaftet und nach Athen gebracht werden solle, um gleich den Andern den Tod zu erleiden. Ein besonderes Staatsschiff wurde zu diesem Zwecke nach Sicilien abgeschickt; weil man aber wußte, wie beliebt Alcibiades beim Heere war, so ertheilte man den abgesandten Herolden den Befehl, ihn nicht sogleich zu verhaften, sondern vielmehr ihn mit freundlicher Miene einzuladen, mit ihnen nach Athen zurückzukehren, damit er sich daselbst vertheidige.

In Sicilien war seither Alles gut gegangen, weil Alcibiades den besten Rath gegeben und die Unternehmung geschickt geleitet hatte. Als das erwähnte Staatsschiff erschien, um ihn abzuholen (im August des Jahres 415 v. Chr.), schiffte sich Alcibiades ruhig ein, als wenn er sich vor Gericht stellen wollte; in dem Hafen von Thurii in Unteritalien aber verschwand er plötzlich und wurde sodann vom athenischen Volke abwesend zum Tode verurtheilt. Von Thurii flüchtete Alcibiades nach Argos, wo er viele Verbindungen hatte, aber gleichwohl nicht lange bleiben konnte, weil die Athener seine Auslieferung verlangten. Er wandte sich also an die Spartaner, erhielt von ihnen die Zusicherung einer freundlichen Aufnahme und begab sich wirklich nach Sparta. Hier unterstützte er die Bemühungen der Syrakusaner, welche durch eine besondere Gesandtschaft ihre Mutterstadt Korinth und die spartanische Gerusie um Hülfe angingen und gab zu gleicher Zeit an, wie man auf eine für Athen höchst verderbliche Art den Krieg in Griechenland wieder beginnen könne. Zunächst wurde von Sparta ein Heer von etwa 3000 Mann, größtentheils Korinthern, ausgerüstet, welches unter der Anführung des Spartaners Gylippus nach Syrakus abgehen sollte.

Nicias und Lamachus hatten unterdessen den Krieg in Sicilien mit Glück fortgesetzt und die Stadt Syrakus selbst eingeschlossen. Lamachus verlor zwar bald in einem Gefechte das Leben; Nicias aber, dem aus Athen die nöthige Mannschaft Reiter und eine Summe von etwa einer Million Gulden zugeschickt worden war, hatte die Syrakusaner fast schon bis zur Uebergabe gebracht, als Gylippus in Syrakus erschien und durch seine Maaßregeln die Lage der Dinge völlig änderte (414 v.

Chr.). Dieser gewandte und energische spartanische General wußte nicht allein den Muth der Syrakusaner wieder neu zu beleben und die besten Maaßregeln zur Vertheidigung ihrer Stadt zu treffen, sondern er verstand es auch, die Kräfte der verschiedenen dorischen Staaten Siciliens zu vereinigen und zusammenzuhalten. Nicias kam dadurch in große Verlegenheit und wurde bald von den Belagerten zu Wasser und zu Land bedrängt. Schon am Ende des laufenden Jahres (414) erklärte er in einem schriftlichen Bericht den Athenern, daß er die Belagerung aufgeben müsse, wenn sie ihn nicht durch eine umfassende Verstärkung seines Heeres und seiner Flotte unterstützten. Die Athener, statt in dem Augenblick, wo der Krieg in der Heimath wieder begann, Flotte und Heer zurückzurufen, schickten wirklich im Anfang des folgenden Jahres (413 v. Chr.) ihren besten General, Demosthenes, mit der gewaltigen Macht von 73 Schiffen und 5000 Schwerbewaffneten dem Nicias zu Hülfe. Die Macht der Syrakusaner aber, deren Flotte damals schon aus 180 Segeln bestand, wurde ebenfalls durch Schiffe aus dem Peloponnes verstärkt. Nach Demosthenes Ankunft machten die athenischen Truppen einen entscheidenden Angriff auf die Stadt Syrakus, sie wurden aber mit sehr großem Verlust zurückgeschlagen. Hierauf folgte Unglück auf Unglück. Die athenische Flotte ward in vier unglücklichen Treffen vernichtet und das Landheer endlich zum Rückzug in das Innere der Insel genöthigt. In zwei Abtheilungen brachen die Athener auf und zogen erschöpft, an Lebensmitteln Mangel leidend und von den nachsetzenden Syrakusanern unaufhörlich angegriffen, durch Gegenden, in welchen ihnen Alles fremd und widerwärtig, dem Feinde aber jeder Weg bekannt und geöffnet war. Zuletzt wurden sogar beide Abtheilungen von einander getrennt und Demosthenes mit der seinigen gezwungen, die Waffen zu strecken. Nun war auch für Nicias aller Widerstand unmöglich und er ergab sich nach kurzem Kampfe ebenfalls am Flusse Asinarus den Feinden (im September des Jahres 413 v. Chr.).

Schrecklich war das Loos der Gefangenen, deren Zahl sich auf etwa 7000 belief. Die beiden Anführer wurden das Opfer des wüthenden Hasses der Syrakusaner, welche damals sich demokratisch eingerichtet hatten. Gylippus hatte vergebens beide Männer zu retten gesucht, um sie mit nach Sparta zu führen und durch sie daselbst seinen Einzug zu verherrlichen. Demosthenes war dem syrakusanischen Volke und seinen peloponnesischen Verbündeten als ein zu allen Zeiten feindlicher und gefährlicher Gegner verhaßt; Nicias hatte sich zwar stets dem spartanischen Wesen und dem Frieden mit dem peloponnesischen Bunde gewogen gezeigt, allein die Korinther waren gegen ihn erbittert, und von den syrakusanischen Bürgern waren früher manche mit ihm

in geheime Unterhandlung getreten, welche, wenn er am Leben erhalten ward, für sich selbst in Besorgniß gerathen mußten. So wurden beide Anführer zum Tode verurtheilt und hingerichtet. Alle übrigen Gefangenen fielen in eine harte Sklaverei. Sie wurden in die syrakusanischen Steinbrüche gebracht, wo gewöhnlich nur Verbrecher arbeiteten. Hier mußten sie nicht allein schwere Arbeit verrichten, sondern sie hatten auch Jammer und Elend aller Art zu erdulden. Sie waren am Tage der Gluth der Sonnenhitze preisgegeben und hatten Nachts keinen Schutz gegen die Kälte, sie erlitten Hunger und Durst und wurden zum Schlafen stets in einen sehr engen Raum zusammengedrängt; viele von ihnen erkrankten nach wenigen Tagen; diese erhielten durchaus keine Pflege und man entfernte, als sie dem Elend erlegen waren, nicht einmal ihre Leichen aus den Steinbrüchen. Erst nach 70 Tagen wurde ein Theil der Unglücklichen aus dieser großen Noth errettet; man schenkte nämlich allen Siciliern unter ihnen die Freiheit. Außer denen, welche in den Steinbrüchen arbeiten mußten, waren nach und nach auch alle diejenigen Athener, die vor der Unterwerfung des Heeres sich durch die Flucht zu retten gesucht hatten, in Gefangenschaft gerathen und zu Sklaven gemacht worden. In allen Städten Siciliens fand man athenische Bürger als Sklaven. Nur wenige von ihnen sahen ihre Vaterstadt wieder. Einige sollen ihre Freiheit den Trauerspielen des Euripides verdankt haben. Sie suchten nämlich durch das Singen einzelner Stellen aus den Werken dieses Dichters ihr Loos zu mildern und erweckten durch dieselben das Mitleid ihrer Herren. Die auf diese Weise mit der Freiheit Beschenkten statteten gleich nach ihrer Rückkehr in die Vaterstadt dem Dichter persönlich ihren Dank ab.

In Athen brachte die Nachricht von dem jammervollen Ausgang der sicilischen Unternehmung die größte Bestürzung hervor, nachdem man anfangs derselben gar keinen Glauben hatte schenken wollen. Das Volk, das sich durch seinen Uebermuth selbst um die schönste Flotte und um den Kern seines Heeres gebracht sah, ließ seinen Zorn an denjenigen aus, welche einst zu diesem Kriegszug gerathen, oder als weissagende Priester demselben einen glücklichen Ausgang verheißen hatten. Zugleich bemächtigte sich der Gemüther die größte Besorgniß wegen der Folgen des erlittenen Schlages; denn die Blüthe der Jugend war in Sicilien untergegangen, die noch übrigen Schiffe des Staates reichten für den gegenwärtigen Bedarf nicht hin, der Staatsschatz war leer, und doch befand sich Athen nicht allein schon wieder im offenen Kriegszustand mit den Peloponnesiern, sondern es waren auch die in den Unterhandlungen treuloser Politik wenig gewandten Spartaner durch Alcibiades mit den Persern und den unzufriedenen Bundesgenossen Athens in Verbindung gebracht worden. Der Gedanke an

die vielen Gefahren, die den Staat bedrohten, trieb die Athener zu den größten Anstrengungen und bewog das Volk, allen den Maaßregeln seine Zustimmung zu geben, welche zur Rettung seines Ranges unter den griechischen Staaten nöthig schienen. Es wurden Einschränkungen im Staatshaushalte eingeführt, neue Schiffe gebaut, die zur Bewachung der Bundesgenossen erforderlichen Vorkehrungen getroffen und für alles dies eine besondere, aus älteren Männern bestehende Behörde eingesetzt. So ging man der dunkeln Zukunft entgegen und man muß gestehen, daß die Kraft und Festigkeit, welche das athenische Volk in dem letzten Theile dieses furchtbaren Krieges bewies, ein glänzendes Blatt in seiner Geschichte bildet.

12. Der peloponnesische Krieg im eigentlichen Griechenland von seinem Wiederausbruch bis zur Rückkehr des Alcibiades nach Athen.

Im griechischen Mutterlande war im Frühling des Jahres 413 v. Chr. der Krieg von neuem ausgebrochen. Dieser nahm durch den Rath, welchen Alcibiades den Spartanern gegeben hatte, gleich anfangs eine für Athen sehr gefährliche Gestalt an. Alcibiades hatte nämlich die Feinde seiner Vaterstadt darauf aufmerksam gemacht, daß durch die jährlichen Einfälle in Attika, wie sie von ihnen früher gemacht worden waren, nichts gewonnen werde, sondern daß die Spartaner statt dessen einen festen Ort in der Nähe von Athen besetzen und von da aus, vermittelst einer bleibenden Besatzung, Attika beständig verheeren und seine Bewohner in Schrecken halten müßten. Die Spartaner nahmen diesen Rath an und wählten zur Ausführung desselben Decelia, einen etwa drei deutsche Meilen von Athen und von Theben entfernten Ort in Attika, der sich leicht befestigen ließ. Man legte eine starke Besatzung dorthin, hielt durch dieselbe die Athener in einer beständigen Unruhe und erschwerte ihnen allen Verkehr in ihrem eigenen Lande so sehr, daß sie bis zum Jahre 407 v. Chr., in welchem Alcibiades wieder nach Athen zurückkehrte, ihre feierlichen Processionen von Athen nach Eleusis nur zu Wasser machen konnten.

Während die Athener auf diese Weise in Attika selbst bedrängt wurden, erwuchsen ihnen auch von der Seeseite her große Gefahren. Einige ihrer wichtigsten Verbündeten, Euböa, Lesbos, Chios und die Stadt Erythrä in Jonien unterhandelten insgeheim mit den Feinden und erwarteten nur das Erscheinen der spartanischen Flotte, um von Athen abzufallen. Zu gleicher Zeit wurden die Athener auch von dem Perserkönige bedroht. In Persien regierte seit dem Jahre 423 v. Chr. Darius II., ein Sohn Artaxerxes I., dem die Griechen den Beinamen Nothus d. i. der Unechte gaben, weil er nicht aus rechtmäßiger Ehe

entsprungen war. Die Perser sahen in der jetzigen Bedrängniß der Athener eine günstige Gelegenheit, die Städte Kleinasiens wieder unter ihre Botmäßigkeit zu bringen und zwei Satrapen, Pharnabazus, der Statthalter am Hellespont und Tissaphernes, der Statthalter von Jonien und Karien, schickten zu gleicher Zeit mit den Erythräern, Chiern und Lesbiern Gesandte nach Sparta, um mit den Peloponnesiern zu unterhandeln. Im Jahre 412 v. Chr. segelte, in Folge dieser Verhältnisse, eine peloponnesische Flotte unter dem Spartaner Chalcideus in die Gewässer von Jonien. Diese Flotte, auf welcher sich auch der Meister in den Künsten der Unterhandlung und Verführung, Alcibiades, befand, war kaum erschienen, als Chios und Erythrä von Athen abfielen. Klazomenä, eine andere ionische Stadt, folgte diesem Beispiele bald nach und es währte nicht lange, so wurden auch Teos und Milet und einige Zeit nachher die mächtige Insel Rhodus dem peloponnesischen Bunde gewonnen.

Die Athener mußten, um eine hinreichend starke Flotte an die kleinasiatische Küste schicken zu können, zu ihrer Nothkasse oder zu den 1000 Talenten (2,600,000 fl. oder 1,450,000 Thalern) greifen, welche sie beim Beginne des peloponnesischen Krieges für den Augenblick der höchsten Gefahr zurückgelegt hatten. Die Spartaner aber schlossen mit Tissaphernes kurz nacheinander zwei Verträge, in welchen die persische Oberherrschaft über die griechischen Städte Kleinasiens von den Lacedämoniern zugestanden wurde und Tissaphernes sich dagegen verpflichtete, den für die Mannschaft der peloponnesischen Flotte erforderlichen Sold zu bezahlen. Die Spartaner, welche zu gleicher Zeit von Sicilien her eine Unterstützung an Schiffen erhielten, waren jetzt den Athenern auch zur See überlegen. Es wurden mehrere Treffen mit abwechselndem Erfolge geliefert; doch war keines für den Gang des Krieges selbst entscheidend. Dagegen kam es bald über einige Artikel der zwischen Sparta und Tissaphernes abgeschlossenen Tractate zu sehr unangenehmen Erörterungen. Diese Streitigkeiten wurden zwar ausgeglichen, hatten aber wichtige Folgen, weil sie dem Alcibiades, dessen Verhältniß zu den Spartanern damals sich änderte, die Verfolgung seiner weiteren Pläne erleichterten.

Alcibiades nämlich hatte früher in Sparta, wo die Frauen der vornehmen Klasse schon damals ein ziemlich freies Leben führten, mit der Gemahlin des Königs Agis I. in einem sehr vertrauten Verhältniß gelebt und dadurch den ganzen Haß dieses Königs auf sich geladen. Der große Einfluß, den er in den Angelegenheiten des Staates erhielt, hatte diesen Zwist noch mehr verstärkt. Außerdem war sein Freund, der Admiral Chalcideus, welchem er bei der Abfahrt der Flotte nach Kleinasien beigegeben worden war, in einem Treffen ge-

blieben. Alcibiades verlor daher, als mit dem Eintritt des Winters neue Ephoren ihr Amt antraten, nicht blos seinen ganzen seitherigen Einfluß, sondern man fing auch an, Verdacht gegen seine Zuverlässigkeit zu hegen und ihm geheime Absichten der schlimmsten Art zuzutrauen. Die neuen Gewalthaber schickten deshalb an den Admiral der Flotte, Astyochus, den Befehl, ihn heimlich aus dem Wege zu räumen, und Alcibiades, dem dies nicht verborgen blieb, mußte also auch für sein Leben fürchten. Er wich den Nachstellungen seiner Feinde dadurch aus, daß er sich zuerst zu Tissaphernes begab und dann durch geeignete Maaßregeln sich den Weg zur Rückkehr nach Athen zu bahnen suchte. Zuerst bewog er den persischen Satrapen mit Hinweisung auf die Athener, welche ihren Seeleuten von jeher nur halb so viel Sold gegeben hätten, als Tissaphernes den Peloponnesiern zahlte, den vertragsgemäß von ihm zu bestreitenden Sold der peloponnesischen Flotte zu verringern. Dann zeigte er ihm, wie das wahre Interesse des persischen Reiches nicht darin bestehe, daß man die Spartaner auf Kosten Athens hebe, sondern daß man die beiden Hauptmächte Griechenlands in einem gewissen Gleichgewicht und in beständiger Feindschaft gegen einander erhalte. Durch diese Vorstellungen brachte Alcibiades den Satrapen wirklich dahin, daß er die versprochene Zusendung phönicischer Schiffe verweigerte und dadurch die Flotte der Peloponnesier zur Unthätigkeit zwang.

Zu gleicher Zeit suchte Alcibiades in Athen selbst seine Rückkehr vorzubereiten. Er bediente sich dazu des Scheins von Einfluß, den er auf Tissaphernes ausübte und wandte sich insgeheim an einige der angesehensten Männer der athenischen Flotte mit dem Anerbieten, die Perser von der Verbindung mit Sparta abzubringen. Er zeigte ihnen, daß er jenen Satrapen, ebenso, wie er ihn zur Verringerung des Soldes der Spartaner gebracht habe, auch bewegen könne, denselben die Subsidien ganz und gar zu entziehen, daß aber die Spartaner ohne persisches Geld den Seekrieg nicht würden fortsetzen können. Die angesehensten Bürger auf der athenischen Flotte und alle Anführer derselben, mit Ausnahme von zweien, Phrynichus und Skironides, vor denen die Sache geheim gehalten wurde, ließen sich hierauf in Unterhandlungen ein. Alcibiades verabredete mit ihnen dasjenige, was nöthig war, um seine Rückkehr nach Athen möglich zu machen. Er sah, daß, so lange in Athen die Demagogen herrschten, welche ihn vertrieben hatten, an eine Heimkehr für ihn nicht zu denken sei; diese konnten aber ohne eine Veränderung der bestehenden Verfassung des Staates nicht entfernt werden und es wurde also zwischen Alcibiades und den Führern der athenischen Flotte verabredet, daß eine Oligarchie eingeführt und zu diesem Behufe Pisander nebst einigen anderen

Abgeordneten des Heeres nach Athen geschickt werden solle. Phrynichus hatte zwar, sobald er von dem, was zu Gunsten des Alcibiades und der Oligarchie im Heere vorging, Kenntniß erhielt, die ganze Sache dadurch zu hintertreiben gesucht, daß er den spartanischen Admiral Astyochus davon benachrichtigte; dieser aber, der eine Creatur des Tissaphernes war und im Solde desselben gestanden haben soll, machte von der erhaltenen Anzeige nicht den Gebrauch, welchen Phrynichus erwartet hatte, sondern theilte sie dem Tissaphernes und Alcibiades selbst mit. Phrynichus erreichte also seine Absicht nicht, sondern brachte vielmehr sich selbst in große Gefahr; denn Alcibiades setzte seine Verbündeten im athenischen Heere von der Sache in Kenntniß, und Phrynichus vermochte nur durch ein äußerst schlaues Benehmen diese zu täuschen und sich aus den von ihm selbst gelegten Schlingen zu befreien. Die Abgeordneten des Heeres kamen im Anfang des Jahres 411 v. Chr. zu Athen an und trafen daselbst die nöthigen Einrichtungen zur Rückkehr des Alcibiades und zur Aenderung der Verfassung. Anfangs wollte das Volk durchaus nichts davon hören; Pisander wußte aber durch Hinweisung auf die schwierige Lage, in der sich Athen den Peloponnesiern und den Persern gegenüber befand, die Feinde des Alcibiades und alle Bürger von bedeutendem Einfluß zum Schweigen zu bringen und dem Volke den Gedanken der Oligarchie erträglicher zu machen. Die Volksversammlung faßte den Beschluß, daß Pisander mit zehn andern Bürgern abreisen sollte, um mit Alcibiades und Tissaphernes zu unterhandeln. Zugleich wurden Phrynichus und Skironides abgesetzt und zwei neue Strategen an ihre Stelle ernannt. Damit die Sache, die im besten Zuge war, nach der Abreise der Gesandten nicht wieder rückgängig werde, wandte sich Pisander an die Synomosieen oder die aristokratischen Klubbs, welche unter den reicheren Bürgern zur gemeinschaftlichen Verfolgung ihrer Pläne bestanden, weil in Athen auch die Besseren gewisse Dinge nur auf diese Weise gegen die Demagogen durchsetzen konnten. Diese suchten nun das, was Pisander vorbereitet hatte, zu vollenden.

Als Pisander zur Flotte zurückkam, zeigten die Verhältnisse sich anders, als man früher gedacht hatte. Alcibiades hatte den Tissaphernes nicht ganz in seiner Gewalt und dieser hielt für besser, die Peloponnesier auch fernerhin zu unterstützen. Der persische Satrap machte, als die athenischen Gesandten zu ihm kamen, so große Forderungen, daß diese unmöglich darauf eingehen konnten. Sie kehrten unverrichteter Sache wieder zur Flotte zurück und Tissaphernes schloß gleich darauf einen neuen Vertrag mit den Spartanern, durch welchen das frühere Verhältniß wieder hergestellt wurde. Diese Umstände bewogen Pisander und seine Mitverschworenen im Heere, sich um

Alcibiades nicht weiter zu bekümmern, sondern ihren Plan einer Verfassungsveränderung, welche zugleich in Athen und in den Bundesstaaten vorgenommen werden sollte, für sich allein durchzusetzen. Pisander und die eine Hälfte der mit ihm von der Volksversammlung abgeschickten Commissäre wurden sogleich nach Athen gesandt, um dort und in allen den Bundesstädten, in denen sie unterwegs landen würden, die Demokratie umzustoßen; die andere Hälfte aber begab sich einzeln in die übrigen Bundesstaaten, um daselbst eine oligarchische Verfassung einzuführen. Diese Versuche gelangen, wie es scheint, in allen Bundesstaaten, hatten aber zur Folge, daß in vielen derselben die neuen oligarchischen Gewalthaber von den Athenern abfielen und sich an die Spartaner anschlossen, deren Bündniß ihnen für den Fortbestand der Oligarchie sicherere Bürgschaft gewährte, als Athen.

In Athen hatten die Verbündeten Pisander's schon Alles für seine Ankunft vorbereitet. Die berühmtesten von diesen waren: der Redner Antiphon, welcher die eigentliche Seele der ganzen Partei war, der nachher als einer der 30 sogenannten Tyrannen noch berühmter gewordene Theramenes, der frühere Strateg Phrynichus, welcher sobald man den Alcibiades aufgegeben hatte, ebenfalls mit Eifer der oligarchischen Partei sich anschloß und endlich Aristarchus, Aristokrates und Alexikles. Diese und ihre Mitverbündeten hatten bereits Androkles, den einflußreichsten der Demagogen und andere Häupter der Gegenpartei aus dem Wege geräumt und bedrohten jeden Bürger, der in der Volksversammlung ihnen widersprach, mit dem gleichen Schicksal. Sie hielten die ganze Stadt in so großer Furcht, daß Volk und Rath nichts mehr zu beschließen wagten, was den Oligarchen mißfiel, ja, daß man sogar sich nicht getraute, wegen der geschehenen Mordthaten eine gerichtliche Untersuchung vorzunehmen. Unter diesen Umständen war es den Verschworenen gleich nach Pisander's Ankunft (im März 411 v. Chr.) um so leichter, die Verfassungsänderung durchzusetzen, als kurz zuvor die von den Spartanern unter Dercyllidas an den Hellespont geschickten Truppen die Städte Abydus, Sestus und Lampsakus den Athenern entrissen hatten und auch die euböischen Städte sich in vollem Aufstande befanden. Man löste den Rath und die Volksversammlung auf und setzte an die Stelle des Ersteren 400 Männer, indem man fünf Männer mit der Befugniß aufstellte, sich weitere bis zu 100 zuzugesellen und jeden von diesen 100 wieder drei Bürger erwählen ließ. Dieser neue Rath, unter dem Einfluß der Furcht und aus lauter oligarchisch Gesinnten zusammengesetzt, welcher sich eine bewaffnete Macht zu seinem Schutze einrichtete, sollte die ganze Regierung in seiner Gewalt haben und nur so oft es ihm gutdünke, eine aus 5000 Bürgern bestehende Versamm-

lung zusammenberufen, um mit dieser die Hauptangelegenheiten des Staates zu berathen. Die Oligarchen begannen ihre Regierung mit großer Härte und Grausamkeit: sie ließen einige Verdächtige umbringen, warfen andere in den Kerker oder verbannten sie, versammelten aber die 5000 Bürger auch nicht ein einziges Mal; ebensowenig riefen sie einen der in früheren Zeiten Verbannten nach Athen zurück, damit nicht auch Alcibiades heimkehre und durch seine Talente ihnen gefährlich werde. Dagegen schickten sie an den spartanischen König Agis zu Decelia und nach Sparta Gesandte, um wegen der Herstellung des Friedens zu unterhandeln.

Das athenische Heer, welches mit der Flotte in Samos sich befand und bei dem schon vorher die demokratische Partei das Uebergewicht erhalten hatte, nahm die Nachricht von der in Athen stattgehabten Verfassungsänderung in oligarchischem Sinne sehr übel auf. Von zwei jungen Offizieren, Thrasibulus und Thrasyllus, geleitet, erklärte dasselbe, daß es keine Befehle von den gegenwärtigen Gewalthabern zu Athen annehmen werde. Der Aufforderung jener Beiden gemäß schworen alle Soldaten den Eid des Hasses gegen die Oligarchie und zugleich den der festen Anhänglichkeit an das Vaterland und der Bereitwilligkeit, gegen die Spartaner Alles zu wagen. Sie setzten hierauf ihre Anführer und alle verdächtigen Offiziere ab und übertrugen dem Thrasybulus und Thrasyllus den Oberbefehl über das Heer und die Flotte. In demselben Monat, in welchem dies geschah (April), fiel die Stadt Byzanz von Athen ab, und dieser Abfall mußte, in Verbindung mit der ganzen Lage der Dinge, die athenischen Truppen zur Zurückberufung des Alcibiades drängen. Die Meinung von den Talenten dieses Mannes war so allgemein und so groß, daß selbst ein Mann wie Trasibul, der zum Feldherrn geboren war, nur durch die Wiederaufnahme desselben dem drohenden Verderben wehren zu können glaubte. Thrasybul trug also bei dem Heere, welches sich als das wahre athenische Volk ansah, auf die Zurückrufung des Alcibiades an. Die Soldaten nahmen seinen Vorschlag bereitwillig an. Alcibiades kam sofort nach Samos, das Heer stellte ihn neben Thrasybul und Thrasyllus an seine Spitze und der Erfolg entsprach vollkommen den von ihm gehegten Erwartungen.

Das Erste, was Alcibiades that, war, daß er den Ungestüm des von Rache glühenden Heeres beschwichtigte und dasselbe von dem Vorsatz, sofort nach Athen zu segeln und die Oligarchen zu vernichten, zurückbrachte. Er bewahrte dadurch Athen vor einem furchtbaren Bürgerkrieg und vor dem Untergang durch den äußeren Feind. Auf seinen Antrag ließ das Heer den Oligarchen in der Vaterstadt erklären, daß man sich eine nur aus 5000 Bürgern bestehende Volksversamm-

lung gefallen lassen wolle, dagegen die Auflösung der Behörde der Vierhundert und die Wiederherstellung des alten Rathes verlange, und keinerlei Art von Nachgiebigkeit gegen die Peloponnesier gestatte. Unter den oligarchischen Herrschern von Athen war unterdessen bereits große Zwietracht entstanden und die meisten derselben, mit Theramenes und Aristokrates an der Spitze, waren zum Einlenken geneigt. Als daher jene Botschaft des Heeres in Athen anlangte, wurden die Letzteren dadurch in ihren Bestrebungen ermuthigt und nahmen sich nun, von den Demokraten unterstützt, der öffentlichen Sache um so entschiedener an. Die Andern dagegen, an deren Spitze Antiphon, Phrynichus, Pisander und Aristarch standen, suchten auf jede Weise einen Frieden mit Sparta zu Stande zu bringen und ließen am Eingang in den Piräus ein Fort errichten, um Athen gegen einen etwaigen Angriff der zu Samos befindlichen Flotte zu schützen und zugleich sich selbst gegen ihre Feinde in der Stadt sicher zu stellen. Sie reizten dadurch ihre Gegner noch mehr auf und erregten den Verdacht verrätherischer Unterhandlungen mit Sparta. Als daher der als Gesandter nach Sparta geschickte Phrynichus kaum zurückgekehrt war, wurde er auf offenem Markte ermordet. Die Aufregung ward immer größer und es kam endlich zu einem förmlichen Aufstand. Das am Piräus erbaute Fort wurde von den Aufständischen der demokratischen Partei geschleift und nur mit Mühe gelang es den Oligarchen, die Ruhe wieder herzustellen. Als aber gleich darauf durch die spartanische Flotte, welche nach Euböa segelte, die von Athen ausgesandten Schiffe gänzlich geschlagen wurden, und die Insel Euböa, aus welcher die Athener damals ihre meisten Lebensmittel bezogen, in die Gewalt der Feinde gerieth, war das Volk nicht länger zu halten. Die Bürger kamen auf der Pnyx, dem gewöhnlichen Orte für die Volksversammlungen zusammen, erklärten den Rath der Vierhundert für aufgehoben und übertrugen die Leitung der Dinge 5000 Bürgern, unter welche alle, die zu den Schwerbewaffneten gehörten, aufgenommen werden konnten (gegen Ende Juni 411 v. Chr.). Pisander, Alexikles, Aristarch und die meisten ihrer Anhänger ergriffen sogleich die Flucht und begaben sich zu den Spartanern in Decelia; Aristarch hatte auf seiner Flucht noch schnell mit einigen Truppen Oenoë, eine kleine Burg an der böotischen Grenze, besetzt und übergab dieselbe den Feinden. Das Volk seinerseits beschloß jetzt, wo die Oligarchen gestürzt waren, sogleich die Zurückrufung des Alcibiades.

Die neue Verfassung, welche das athenische Volk sich damals gab, war eine gemäßigte Demokratie und wird von dem Geschichtschreiber Thucydides als eine sehr verständige Mischung von Oligarchie und Volksherrschaft gepriesen, deren Einführung der erste Schritt zur Ret-

tung Athens aus seiner verzweifelten Lage gewesen sei. Nach dieser Verfassung leitete der Rath der Fünfhundert, welcher wieder eingeführt wurde, die Regierung, und die Fünftausend vertraten die Stelle der früheren, alle Bürger umfassenden Volksversammlung. Es war aber auch hohe Zeit, daß der Friede im Innern wieder hergestellt wurde; denn durch den Verlust der Insel Euböa, auf welcher die Athener nur noch eine einzige Stadt besaßen, war Athens Macht bis auf den Grund erschüttert worden. Alcibiades, Thrasybul und Thrasyllus wurden jetzt die Retter ihrer Vaterstadt. Die beiden Letzteren fochten in der Mitte Juli zwischen Sestus und Abydus am Hellespont, Alcibiades im September bei Abydus einen Sieg über Mindarus, den neuen Admiral der Spartaner. Alcibiades wurde zwar bald nachher (im Anfang des Jahres 410 v. Chr.), als er sich zu Tissaphernes begab, von diesem verhaftet und gefangen nach Sardes gebracht; er entrann aber schon nach einem Monat und kehrte wieder zur athenischen Flotte zurück. Es war indessen jetzt klar, daß die Athener auf persische Subsidien oder auch nur auf eine Auflösung der Verbindung zwischen den Persern und Peloponnesiern nicht rechnen konnten. Alcibiades erklärte deshalb dem Heere, daß man das Aeußerste wagen und eine entscheidende Hauptschlacht liefern müsse, da man, bei der gänzlichen Hülfslosigkeit Athens auf längere Zeit sich gegen das persische Geld nicht halten könne. Er segelte hierauf, durch 40 neu angekommene Schiffe unter Thrasybul und Theramenes verstärkt, gegen die feindliche Flotte und lieferte derselben (Juli 410 v. Chr.) bei Cyzikus eine Schlacht, in welcher Mindarus selbst fiel und alle Schiffe der Peloponnesier vernichtet oder weggenommen wurden. Wie wichtig dieser von Alcibiades errungene Vortheil für Athen war, geht am besten aus dem von den Athenern aufgefangenen Briefe hervor, welchen der feindliche Unter-Admiral nach der Schlacht an den spartanischen Senat abschickte. Derselbe bestand nach lakonischer Sitte blos in den wenigen Worten: „Das Glück ist dahin; Mindarus todt; die Leute hungern; wir wissen nicht, was zu thun!“ Alcibiades bemächtigte sich, in Folge des errungenen Sieges, der Stadt Cyzikus und einiger anderen am Hellespont gelegenen Orte und verschaffte sich durch Contributionen das nöthige Geld.

Das nächste Jahr (409 v. Chr.) verging ohne bedeutende Ereignisse. Thrasyllus, welcher soeben erst in Attika selbst einen Angriff des Agis auf Athen zurückgeschlagen hatte, erschien mit einer Verstärkung von 1000 Schwerbewaffneten und 50 Schiffen in den kleinasiatischen Gewässern. Er und Alcibiades erfochten jeder für sich einige kleine Vortheile über die Spartaner und ihre Verbündeten, welche fortwährend von den Persern unterstützt wurden, die aber am Ende

des vorhergehenden Jahres den tüchtigen Admiral Hermokrates von Syrakus verloren hatten, weil eine Faction seiner Vaterstadt ihn seines Amtes entsetzte. Im Herbste vereinigten sich die beiden atheniſchen Anführer und ſchlugen, nachdem ſie ihre Schiffe bereits auf das Land gezogen hatten, das Heer des Pharnabazus bei der Stadt Abydus.

Im folgenden Jahr (408 v. Chr.) hatten die Athener in ihren Unternehmungen großes Glück. Alcibiades und Thraſyllus belagerten im Frühling die am Eingang des Bosporus gelegene Stadt Chalcedon, ſchlugen den ihr zu Hülfe eilenden Pharnabazus zurück und zwangen ihn zu einem Vergleiche, durch welchen derſelbe zur Zahlung von 20 Talenten (52,000 fl. oder 29,000 Thlrn.) und zur Einſtellung der Feindſeligkeiten verpflichtet wurde. Chalcedon, die thraciſche Stadt Selymbria an der Küſte der Propontis und endlich ſelbſt die wichtige Stadt Byzanz wurden hierauf von Alcibiades erobert. Thraſybul unterwarf nachher auch die andern zu den Spartanern abgefallenen Städte Thraciens, und Alcibiades trieb an der kariſchen Küſte Contributionen ein, während die Flotte der Peloponneſier nichts zu unternehmen wagte.

In der Mitte des nächſten Jahres (407 v. Chr.) kehrte Alcibiades in ſeine Vaterſtadt zurück, deren Bewohner, wegen der ſpartaniſchen Beſatzung in Decelia, noch immer ſich kaum aus deren Mauerkreis herauswagen durften. Da die gänzliche Umgeſtaltung der Dinge, die völlige Wiederherſtellung der atheniſchen Macht ihm ganz allein zugeſchrieben wurde, ſo war ſein Triumph wie der Jubel des Volks grenzenlos. Der größte Theil der Einwohner Athens ſtrömte, als ſein mit Waffen und Schiffsſchnäbeln der beſiegten feindlichen Flotte geſchmücktes Geſchwader landete, in dem Hafen Piräus zuſammen. Man empfing ihn mit Jubelgeſchrei, warf ihm Kränze zu und zeigte ihn den Jüngeren als den ſieggekrönten Retter der Vaterſtadt. Die Volksverſammlung, in welcher er gleich nach ſeiner Landung auftrat, ernannte ihn zum Oberanführer des Heeres und der Flotte mit ganz unumſchränkter Gewalt und rüſtete für ihn eine ſehr große Kriegsmacht aus, für welche alle Kräfte des Staates aufgeboten wurden. Als die Zeit des großen Feſtes der eleuſiniſchen Myſterien herannahte, beſchloß Alcibiades, vermittelſt desſelben ſein Anſehen im Volk noch mehr zu vergrößern und zugleich den ihm einſt gemachten Vorwurf der Entweihung dieſes heiligen Gottesdienſtes auf eine glänzende Weiſe zu tilgen. Seit der Beſetzung Decelias durch die Spartaner hatte der große Feſtzug des Volkes nach Eleuſis nicht mehr zu Lande gehalten werden können. Alcibiades ſtellte das leichte Fußvolk an verſchiedenen Punkten des Weges und der umliegenden Höhen auf, ließ die Umgegend von der

Reiterei durchstreifen, deckte den Zug durch die Schwerbewaffneten, und geleitete so das entzückte Volk glücklich nach Eleusis und wieder zurück.

13. Die letzten Jahre des peloponnesischen Krieges.

Die übermäßige Freude der Athener über den Mann, der, wie man glaubte, alles konnte, was er wollte, war indeß nur sehr kurz. Denn als Alcibiades, im dritten Monat nach der Rückkehr in seine Vaterstadt, wieder auf dem Schauplatz des Krieges erschien, fand er dort eine sehr veränderte Lage der Dinge. An der Spitze der peloponnesischen Flotte stand als Admiral der Spartaner, Lysander, welcher Alles in sich vereinigte, was zu einer glücklichen Fortsetzung des Krieges nöthig war, und die persische Regierung war jetzt mehr als jemals dem Interesse der Spartaner gewogen. Lysander besaß nicht allein große Feldherrntalente, sondern auch, was unter den damaligen Umständen noch mehr werth war, die größte Gewandtheit und Schlauheit. Er war einer der verschlagensten Männer, deren die Geschichte gedenkt und wußte sehr geschickt den Stolz und die Härte des Spartaners mit der Geschmeidigkeit und diplomatischen List eines persischen Höflings zu verbinden. Von seinem brutalen Stolze, seiner heimtückischen Hinterlist und seiner gewissenlosen Schlauheit werden manche Anekdoten erzählt, deren Wahrheit und Zuverlässigkeit freilich sehr verdächtig ist, die aber, wie die meisten solcher Erzählungen von hervorragenden Männern, den Charakter dieses Mannes und die Meinung, welche man allgemein von ihm hegte, treffend bezeichnen. Lysander soll als Grundsatz ausgesprochen haben, daß man da, wo die Löwenhaut nicht ausreiche, den Fuchspelz umhängen müsse, und daß Knaben durch Würfel, Männer aber durch Eidschwüre zu täuschen wären. Als einst bei einem Grenzstreite der Spartaner mit den Argivern die Letzteren ihre Ansprüche besser zu begründen wußten, als die Ersteren, deutete er auf sein Schwert mit den Worten hin, das sei das beste Beweismittel. Einem megarischen Gesandten, der sich bei einer Unterredung mit ihm sehr freimüthig ausdrückte, erwiderte er, seine Worte bedürften einer größeren Stadt. Als einst die Böotier den Spartanern den Durchzug durch ihr Land nicht gestatten wollten, erklärte er ihnen, es sei nur davon die Rede, ob sie wünschten, daß die Spartaner mit aufgerichteten oder mit gesenkten Speeren durch Böotien zögen.

Ein solcher Mann war ganz und gar zu den Unterhandlungen mit dem Hofe und den Satrapen des persischen Reichs befähigt, in welchem damals das Interesse der Spartaner noch dazu durch einen Prinzen auf das eifrigste vertreten wurde. Cyrus der Jüngere, ein Sohn des Königs Darius Nothus und der Liebling seiner Mutter Paryſatis,

ward von dieser zum Nachtheil seines älteren Bruders, des nachherigen Königs Artaxerxes Mnemon, auf jede Weise begünstigt und erhielt durch ihren Einfluß die Würde eines Oberstatthalters in den westlichen See-Provinzen Kleinasiens, wo Tissaphernes nur Unterstatthalter von Jonien und Karien war. Parysatis wünschte, daß Cyrus nach Darius Tode den Thron erhalte, und da Artaxerxes als der älteste Sohn schon zum Nachfolger ernannt war, so hatte sie ihrem Liebling jene Statthalterschaft in der Absicht verschafft, damit er in Kleinasien mit den Griechen in Verbindung komme und später, beim Tode des Königs, seinen Bruder mit Hülfe griechischer Soldtruppen gewaltsam verdrängen könne. Cyrus suchte nun als Oberstatthalter die Griechen, besonders die Spartaner, für diesen ehrgeizigen Plan zu gewinnen und Lysander, welcher gleich nach seiner Ernennung zum spartanischen Admiral nach Ephesus und von da zu dem Prinzen nach Sardes reiste, wußte denselben ganz und gar für sich und die Spartaner einzunehmen. Er verstand vortrefflich, die Rolle eines Höflings zu spielen und den Weg einzuschlagen, auf welchem man bei persischen Fürsten allein zum Ziele gelangen konnte. Er erhielt von den Persern eine Erhöhung des täglichen Soldes seiner Matrosen bis auf vier Obolen (etwas über 16 Kreuzer oder gegen vier Groschen), und die nächste Folge davon war, daß die Matrosen der Athener, welche nur drei Obolen erhielten, in großer Zahl zu ihm überliefen.

Alcibiades wurde dadurch in große Verlegenheit gebracht. Seine Flotte war zwar der spartanischen an Zahl der Schiffe überlegen, allein Lysander, welcher wohl wußte, daß die Athener endlich dem persischen Golde erliegen müßten, suchte jedes Zusammentreffen sorgfältig zu vermeiden. Alcibiades errieth seinen Gegner und traf danach seine Maaßregeln, wurde aber durch die Verwegenheit und den Ungehorsam eines Untergebenen ins Verderben gestürzt. Er wollte nämlich, da es ihm an Geld fehlte, dieses an der feindlichen Küste eintreiben und zugleich mit Thrasybul, der mit einem Geschwader vom Hellespont nach Phokäa gesegelt war, eine Berathung halten und entfernte sich deshalb von der Flotte, deren Commando er für die Dauer seiner Abwesenheit dem Unter-Admiral Antiochus übertrug. Er befahl diesem, unter keiner Bedingung sich in einen Kampf einzulassen; Antiochus aber war ein eitler Mann und konnte der Versuchung nicht widerstehen: er bot der in der Nähe seines Hafens vor Anker liegenden Flotte Lysander's ein Treffen an, wurde mit einem Verlust von 15 Schiffen geschlagen und verlor selbst das Leben (im Oktober 407 v. Chr.). Dieser Sieg der Spartaner bei Ephesus war an und für sich unbedeutend; desto bedeutender aber wurde er durch seinen Eindruck auf die Athener, durch den Ruhm, den er dem Lysander verschaffte und durch

die dadurch bewirkte größere Bereitwilligkeit der Perser, diesen zu unterstützen. Die Athener, welche von der Ernennung des Alcibiades zum Oberanführer die glänzendsten Resultate erwartet hatten, wurden durch die Nachricht von der Schlacht bei Ephesus nicht wenig überrascht; und obgleich er selbst an dem üblen Ausgang derselben ganz unschuldig war, so wurde ihm dieser doch zum Vorwurf gemacht. Seine Feinde klagten ihn in der Volksversammlung an, daß er die Flotte nur wegen seines Hanges zur Schwelgerei verlassen, das Commando derselben nachlässiger Weise einem ganz unfähigen Genossen seiner Lüste anvertraut und außerdem auch die erhobenen Contributionen zum Theil unterschlagen habe. Die leichtsinnigen Athener, deren Vertrauen auf Alcibiades durch die Befestigung des Bündnisses zwischen Persien und Sparta bereits einen Stoß erlitten hatte, ließen sich durch diese Verläumdungen berücken; sie setzten Alcibiades, ohne ihn gehört zu haben, ab und beraubten so sich selbst ihres besten Anführers. Alcibiades zog sich, um weiteren Verfolgungen zu entgehen, auf seine in Thracien gelegenen Güter zurück, auf welchen er in der letzten Zeit eine kleine Burg als Zufluchtsstätte angelegt hatte.

An die Stelle des Alcibiades wurden zehn Strategen oder Anführer ernannt, unter welchen Konon und Thrasyllus die fähigsten waren. Zum Glück für Athen war damals auch für Lysander die Zeit des Oberbefehls abgelaufen und der Nachfolger desselben, Kallikratidas, seinem Vorgänger sehr unähnlich. Kallikratidas war ein Mann von rauhen spartanischen Sitten, der sich nicht dazu verstehen konnte, in den Vorzimmern persischer Satrapen zu erscheinen und durch unwürdige Schmeicheleien dasjenige durchzusetzen, was auf geradem Wege nicht zu erlangen war. Als er bald nach seiner Ankunft auf der Flotte sich an das Hoflager des Cyrus in Sardes begeben hatte und dort einige Tage hindurch die verlangte Audienz nicht erhalten konnte, reiste er, ohne den Prinzen gesehen zu haben, mit der Erklärung ab, daß es eine Schande für die Griechen sei, sich um des Geldes willen vor Barbaren zu demüthigen. Kallikratidas wurde wegen dieses Benehmens von den Persern nur sehr lau unterstützt. Nichtsdestoweniger führte er den Krieg mit Glück. Er eroberte zuerst die Stadt Methymna auf Lesbos, schnitt hierauf den Konon von der übrigen Flotte der Athener ab, nahm ihm 30 Schiffe weg und schloß ihn in den Hafen von Mytilene ein (406 v. Chr.). Der athenische Admiral Diomedon, welcher mit zwölf Schiffen Konon entsetzen wollte, wurde von Kallikratidas ebenfalls geschlagen und verlor zehn seiner Schiffe.

Auf die Nachricht von Konon's sehr bedenklicher Lage machte man zu Athen die größten Anstrengungen, um ihn zu retten. Eine neue Flotte von 110 Schiffen wurde in nicht weniger als dreißig Tagen

ausgerüstet und man bot alle waffenfähigen Bewohner der Stadt, Sklaven wie Freie, zur Bemannung derselben auf. Diese Flotte vereinigte sich mit den Schiffen der Samier und anderer Bundesgenossen und bot hierauf, 150 Segel stark, zwischen Lesbos und dem festen Lande von Kleinasien, bei den arginusischen Inseln, dem Feinde eine Schlacht an. Kallikratidas nahm, ungeachtet der geringeren Zahl seiner Schiffe, die Schlacht an. Die athenische Flotte, auf welcher sich acht von den zehn Strategen befanden, wurde vortrefflich angeführt und trug einen glänzenden Sieg davon. Die Spartaner verloren 70 Schiffe und Kallikratidas selbst fiel im Kampfe; er hatte in der Schlacht die Aufforderung seines Steuermanns zur Flucht mit den Worten zurückgewiesen, es werde um Sparta nicht schlechter stehen, auch wenn er falle, sich durch die Flucht zu retten aber sei Schande (Juli 405 v. Chr.).

Bei den arginusischen Inseln hatte das Glück den Athenern zum letzten Male gelächelt. Lysander, der gefährlichste ihrer Gegner, erschien jetzt wieder auf der Bühne und das athenische Volk beraubte sich selbst der sieggekrönten Generale, die das Vertrauen der Flotte besaßen. Diese hatten gleich nach der Schlacht eine Berathung darüber gepflogen, ob man den Sieg benutzen und sogleich gegen die mit der Besiegung Konon's beschäftigten Feinde nach Mytilene segeln, oder dies unterlassen sollte, um die vielen auf den halbzertrümmerten Schiffen im Meere umhertreibenden Mitbürger zu retten und die Leichen der Gebliebenen zum Behuf der Beerdigung aufzufischen. Man war zuletzt übereingekommen, das Erstere zu thun und 46 Schiffe unter dem Commando der Unteranführer Thrasybul und Theramenes zurückzulassen, um die Schiffbrüchigen zu retten und die Todten aufzusammeln. Als man aber jenen Beschluß ausführen wollte, entstand ein starker Sturm, welcher sowohl die Fahrt nach Mytilene, als auch die Rettung der Gescheiterten und die Aufbringung der Todten unmöglich machte. Die Zahl der Ersteren war sehr groß, da in der Schlacht 25 athenische Schiffe zertrümmert worden waren, von deren Bemannung sich nur Wenige ans Land hatten retten können. In Athen machte man aus dem Untergang der vielen schiffbrüchigen Bürger und aus der Nicht-Erfüllung der den Todten schuldigen Pflicht den Anführern ein Verbrechen. Theramenes und Thrasybul, auf welche die Strategen in ihrem schriftlichen Berichte die Schuld der versäumten Pflicht gegen die Unglücklichen geschoben hatten, traten als Ankläger auf und die acht Anführer, welche in der Schlacht den Oberbefehl gehabt hatten, wurden sogleich ihrer Stellen entsetzt. Als hierauf die Letzteren, mit Ausnahme von zweien, welche der drohenden Gefahr gleich von der Flotte aus durch die Flucht ausgewichen waren, nach Athen zurück-

kamen, wurden sie unmittelbar nach ihrer Ankunft in der Stadt verhaftet und vor der Volksversammlung angeklagt. Zum Unglück für sie ward gerade ein Fest gefeiert, bei dem nun die Anverwandten der in der Schlacht Umgekommenen in Trauerkleidern erschienen und durch ihr Aussehen und ihre Zahl einen tiefen Eindruck auf die Gemüther machten. Die Feinde der Angeklagten benutzten dies und wußten außerdem noch einen, der Verfassung des Staates widerstreitenden, Beschluß des von dem Volke übereilt dazu bevollmächtigten Senats durchzusetzen, nach welchem in der nächsten Volksversammlung über Leben und Tod der sämmtlichen Anführer abgestimmt und die Verurtheilten hierauf sogleich, ohne sich, wie das Gesetz doch bei Anklage auf Leben und Tod vorschrieb, einzeln vertheidigen zu dürfen, hingerichtet, ihre Güter aber eingezogen werden sollten. Die damaligen Prytanen widersetzten sich zwar einem Verfahren, welches die Verfassung des Staates und die heiligsten Rechte jedes Bürgers untergrub; allein sie wurden von den Demagogen durch Drohungen eingeschüchtert und zum Schweigen gebracht, mit Ausnahme eines einzigen von ihnen, des Philosophen Sokrates, welcher dessen ungeachtet fortfuhr, auf das nachdrücklichste gegen ein solches Verfahren zu protestiren. Alle acht Anführer wurden zum Tode verurtheilt und die sechs anwesenden sogleich hingerichtet (im Oktober 405 v. Chr.). Dieses Verfahren gegen verdiente Feldherren erscheint bei der Nachwelt als ein Flecken der ganzen athenischen Verfassung; wer aber bedenkt, daß die in jener Schlacht Gebliebenen ihre Vaterstadt aus der größten Gefahr gerettet haben, daß in einem Staate, dessen Bestehen ganz und gar nur auf der Tüchtigkeit seiner Bürger beruhte, eine Vernachlässigung der den Tapferen schuldigen Rücksicht entmuthigend auf die Uebrigen wirkt und daß nach griechischen Volksbegriffen die Seele dessen, welcher unbestattet blieb, Qualen erleiden mußte, der wird, abgesehen von der Verletzung der gesetzlichen Formen, die unglücklichen Feldherren bedauern, ohne das Volk zu verdammen. Dieses ließ übrigens einige Zeit nachher die Demagogen, welche die Anklage betrieben und die Volksversammlung zur Verletzung der Verfassung gedrängt hatten, in Untersuchung ziehen; es gelang denselben aber, der Strafe durch die Flucht zu entgehen.

Die Bundesgenossen der Spartaner hielten bald nach der erlittenen Niederlage in Ephesus eine Versammlung, in welcher sie den Beschuß faßten, die Spartaner aufzufordern, daß sie dem Lysander von neuem den Oberbefehl übertrügen. Auch in Sparta erkannte man diese Nothwendigkeit; da jedoch die Gesetze des Staates nicht erlaubten, einem und demselben Manne zweimal das Ober-Commando der Flotte zu geben, so half man sich mit einer Umgehung derselben, durch welche der Form nach das Gesetz aufrecht erhalten wurde. Man ernannte den

Arakus, einen unbedeutenden Mann, der wohl wußte, daß er nur zum Schein gebraucht werde, zum Admiral, Lysander aber zu dessen Epistoleus oder Unter-Admiral. Der Letztere eilte sogleich nach Sardes zu Cyrus, brachte große Summen Geldes von da zurück, stellte die peloponnesische Flotte wieder her und suchte dann die reichen Seestädte am Hellespont, aus welchen die Athener einen großen Theil ihrer Staatseinkünfte zogen, zu erobern. In diese Gegend segelte deshalb auch die athenische Flotte, welche von Konon und fünf anderen Strategen befehligt wurde. Sie ging der von Lysander kurz zuvor eroberten Stadt Lampsakus gegenüber, an der Mündung des Flüßchens Aegospotamos (d. i. Ziegenfluß), vor Anker. Diese Stellung war sehr schlecht gewählt, weil der nächste Ort, aus dem man die Lebensmittel beziehen konnte, zu weit entfernt lag und weil die Flotte dort weder in einem eigentlichen Hafen sich befand, noch auch selbst, wie die Spartaner im Hafen von Lampsakus, an einer festen Stadt einen Rückhalt hatte. Alcibiades, welcher nicht weit von diesem Orte auf einem seiner Güter lebte, begab sich zur Flotte und warnte die Anführer; allein er wurde schnöde zurückgewiesen, nicht ihn hätten die Athener zum Feldherrn bestellt. Lysander hatte sogleich beschlossen, die Unvorsichtigkeit der Athener zu benutzen und hatte sie, indem er die wiederholt von ihnen angebotene Schlacht nicht annahm, noch sorgloser gemacht. Am fünften Tage endlich, als ein großer Theil der athenischen Mannschaft die Schiffe verlassen und sich am Ufer zerstreut hatte, überfiel er die feindliche Flotte und bemächtigte sich derselben fast ohne Schwertstreich. Von den athenischen Schiffen entkamen nur neun, welche unter Konon's Befehl standen und bei Lysander's Angriff allein vollständig bemannt waren; alle andern, 170 an der Zahl, wurden eine Beute des Siegers (Dezember 405 v. Chr.). Auch der größte Theil des Heeres gerieth nebst einigen Strategen in die Gewalt desselben. Die Gefangenen wurden in einem Kriegsrath, welchen Lysander mit seinen verbündeten Führern hielt, insgesammt zum Tode verurtheilt, weil, wie es hieß, auch die athenischen Admirale beschlossen hatten, allen Gefangenen die rechte Hand abzuhauen und weil kurz zuvor die gesammte Mannschaft zweier peloponnesischen Schiffe von ihnen getödtet worden war. Alle athenischen Gefangenen, deren Zahl auf 3000 angegeben wird, wurden hierauf wirklich hingerichtet, mit alleiniger Ausnahme des Strategen Adimantus, der in dem Kriegsrath der Athener jenem grausamen Beschlusse sich widersetzt hatte.

Mit diesem Schlage war die Macht Athens vernichtet und die Stadt selbst so wenig zu retten, daß auch Konon daran verzweifelte und mit seinem kleinen Geschwader nicht nach Athen floh, sondern nach der Stadt Salamis auf Cypern, deren Beherrscher Evagoras ihm

befreundet war. Lysander wandte sich nach dem Siege zuerst gegen die den Athenern unterworfenen Seeplätze und Inseln; er nahm fast alle athenischen Städte am Hellespont und in Thracien, sowie alle Inseln der Athener, mit Ausnahme von Samos, welches allein sich ihm nicht unterwarf. Von der Insel Aegina aus, die er dem kleinen Reste der vertriebenen früheren Einwohner zurückgab, segelte er nach Salamis und von da endlich nach der Stadt Athen, welche er sogleich, in Verbindung mit den Königen Agis und Pausanias II., zu Wasser und zu Land enge einschloß. Die Athener waren durch die Nachricht von dem Untergang ihrer Flotte in die größte Bestürzung gebracht worden und hatten jetzt eine Belagerung zu bestehen, welche um so schwerer auszuhalten war, da Lysander die athenischen Bürger in den eroberten Städten absichtlich nach Athen entlassen hatte, damit dort möglichst viele Menschen zusammengedrängt würden. Die Spartaner schnitten der Stadt alle Zufuhr ab, und da die Athener ihrer Flotte und aller ihrer Bundesgenossen beraubt waren, so mußten sie sich bald ergeben. Doch suchten sie, erst als sie auf das Aeußerste gebracht und viele Hungers gestorben waren, um eine Capitulation nach. Ihre Gesandten boten die Aufgebung aller athenischen Besitzungen außerhalb Attikas und eine Bundesgenossenschaft mit Sparta an. Die Spartaner wiesen dieses Anerbieten zurück und verlangten als Hauptbedingung des Friedens die Schleifung der langen Mauern; lieber duldete man aber noch eine Zeitlang die Qualen des Hungers, als daß man sich hierzu verstand. Endlich, als wieder Viele aus Mangel an Lebensmitteln gestorben waren, erbot sich Theramenes, als Abgesandter zu Lysander zu gehen, um, wie er sagte, die eigentlichen Absichten der Spartaner zu erforschen, der Wahrheit nach aber, um die Sache so lange hinzuhalten, bis man sich unter jeder Bedingung unterwerfen mußte und dann die oligarchische Partei mit Hülfe der Spartaner die Herrschaft erlangen konnte. Theramenes, dessen Vorschlag angenommen wurde, blieb länger als drei Monate bei Lysander, schob nach seiner Rückkehr die Schuld seiner langen Abwesenheit auf diesen und brachte die Erklärung mit, daß man zur Unterhandlung sich an die spartanischen Ephoren wenden müsse. Nun wurde eine Gesandtschaft, an deren Spitze der Verräther Theramenes selbst stand, mit unbeschränkter Vollmacht nach Sparta geschickt und hier unter den härtesten Bedingungen ein Vertrag abgeschlossen, welchen das athenische Volk alsbald bestätigte. Zu Ende April des Jahres 404 v. Chr. wurde die Stadt den Feinden übergeben. Die Friedensbedingungen waren: die Schleifung der langen Mauern und der übrigen Festungswerke, die Auslieferung aller Schiffe bis auf zwölf, die Wiederaufnahme aller Flüchtigen und Verbannten, die Herstellung eines engen Bundes mit Sparta oder mit

anderen Worten die Unterwerfung unter Sparta, und was das Allerhärteste war, die Aufhebung der seitherigen Verfassung des Staates und ihre Ersetzung durch eine Oligarchie von 30 Männern. Diese Bedingungen wurden sogleich in Ausführung gebracht. Nachdem Lysander unter Flötenspiel die Festungswerke der Stadt hatte schleifen lassen, segelte er nach Samos, dessen Bewohner sich bald gleichfalls unterwarfen. Sie mußten bis auf wenige, die zur oligarchischen Partei gehörten, mit Zurücklassung aller ihrer Habe aus der Insel auswandern. Damit endigte der peloponnesische Krieg, nachdem er 27 und ein halbes Jahr gedauert hatte, mit der vollständigen Niederlage Athens und der Demokratie.

V. Geschichte der Griechen

in der nächsten Zeit nach dem peloponnesischen Kriege.

1. Bis zur Wiederherstellung der früheren Verfassung Athens.

In der auf den peloponnesischen Krieg folgenden Zeit besaßen die Spartaner wieder die Hegemonie von Griechenland; sie konnten dieselbe aber nicht lange behaupten, sondern verloren sie an die Thebaner, welche einige Jahrzehnte nach jenem Kriege durch Pelopidas und Epaminondas aus ihrer untergeordneten Stellung emporgehoben wurden. Mit dem Tode dieser beiden Männer sanken die Thebaner wieder von ihrer Höhe herab und die Herrschaft von Griechenland ging an die Macedonier über. Zugleich mit diesem Wechsel der Oberherrschaft, welcher den leitenden Faden der Ereignisse in den nächsten 70 Jahren bildete, wurde allmälig eine große Veränderung in dem Staatswesen der Griechen herbeigeführt, indem im Verlauf des vierten Jahrhunderts v. Chr. die republikanische Verfassung der griechischen Welt unterging und die in der nachfolgenden Zeit vorherrschende monarchische Einrichtung derselben vorbereitet wurde.

Dieser allmälige Uebergang zur monarchischen Staatsform ist die wichtigste Seite der griechischen Geschichte in den ersten Zeiten nach dem peloponnesischen Kriege. Er wurde dadurch herbeigeführt, daß die Sitten sich geändert hatten und bei der veränderten Gesinnung und dem Mangel an Vaterlandsliebe und Uneigennützigkeit das Bedürfniß der entscheidenden Autorität eines Regenten überall gefühlt ward.

Griechenland verkannte seine bisherige Freiheit und deren Grundsätze, und so zog der Verfall der Sitten und des eigentlich griechischen Geistes auch den Verfall der Verfassungen nach sich. Zu gleicher Zeit veranlaßte die Eifersucht der einzelnen Glieder des griechischen Stammes ebenso, wie früher, fortwährend Krieg zwischen seinen Staaten, welche vieles von der Wuth bürgerlicher Kriege an sich hatten, und beschleunigte dadurch den Untergang der Republiken. Die Möglichkeit eines längeren selbstständigen Fortbestehens der griechischen Freistaaten war schon am Ende der vorhergehenden Zeit geschwunden. Zwar traten noch bedeutende Männer, wie Agesilaus in Sparta, Epaminondas und Pelopidas in Theben, Iphikrates und Andere in Athen auf, welche ihre eigenen Staaten vom Untergange retteten; aber sie waren nicht im Stande, die allgemeine Verwirrung aufzuheben und die Ordnung in dem gesammten Vaterland wieder herzustellen. Dies konnte nur durch eine dictatorische Gewalt geschehen, an eine solche war aber in griechischen Republiken nicht zu denken. Der Geist der Zeit und die Umstände erforderten, um Griechenlands Blüthe zu erhalten, eine monarchische Regierung, welche nicht einen widerrechtlichen und gewaltsamen Ursprung hatte, sondern gesetzlich, herkömmlich, volksmäßig und deshalb auch fest gegründet und kräftig war. Macedonien war das Land, aus welchem eine solche Regierung den Griechen kommen konnte, weil dort von jeher eine Art constitutioneller Monarchie bestanden hatte; und die göttliche Vorsehung lenkte deshalb den Gang der Dinge so, daß zuletzt, als die Kraft der griechischen Staaten sich durch gegenseitige Bekämpfung verbraucht hatte, dieses Land die Oberherrschaft in Griechenland erhielt.

Dies ist der innere Zusammenhang der Ereignisse, welche die Geschichte Griechenlands in den nächsten 70 Jahren nach dem peloponnesischen Krieg bilden und mit dem Mißbrauch der von den Spartanern wieder erlangten Oberherrschaft ihren Anfang nehmen. Die Spartaner waren ebenso, wie die übrigen Griechen, entartet und ihrer eigenen Natur untreu geworden. Die höheren Klassen dieses Volkes hatten, statt der Einfachheit und strengen Zucht früherer Zeiten, sich der Genußsucht und Geldgier ergeben. Sie fingen damals an, die Syssitien oder die gemeinschaftlichen öffentlichen Mahle nicht mehr zu besuchen, schwelgten statt dessen zu Hause in großer Ueppigkeit und trieben in ihrer häuslichen Einrichtung Aufwand der mannigfaltigsten Art. Mit dieser eingetretenen Aenderung in der Gesinnung und Lebensweise der einzelnen Bürger änderte sich auch der Charakter des Staates, sowohl in seinen inneren als äußeren Verhältnissen. Der spartanische Staat, welcher Jahrhunderte lang von inneren Unruhen frei geblieben, und deshalb als Gegensatz gegen die unruhigen Demo-

kratieen oft gepriesen worden war, gerieth von jetzt an in bedenkliche Bewegungen und Erschütterungen, so daß mit dem Beginn des vierten Jahrhunderts v. Chr. auch jene Lobreden verstummten. In den Beziehungen zu anderen Staaten aber waren Habgier und Herrschsucht die Charakterzüge der spartanischen Regierung geworden. Statt als das Hauptvolk Griechenlands mit Gerechtigkeit, Billigkeit und Enthaltsamkeit den gemeinsamen Angelegenheiten vorzustehen, mißbrauchten die Spartaner, auf militärische Gewalt sich stützend, ihr Uebergewicht und mißhandelten selbst ihre alten Bundesgenossen. Sie traten ganz und gar in die Fußstapfen der Athener, machten sich aber dadurch nicht allein ebenso sehr verhaßt, sondern kamen auch mit sich selbst und mit ihrer ursprünglichen Staatseinrichtung in Widerspruch, da diese durchaus nicht auf ein eroberndes Volk berechnet war. Sie geriethen also durch ihre neue Stellung und die daraus hervorgehenden Unternehmungen in eine unruhige Bewegung, die weder ihrem Charakter, noch den Grundgesetzen ihres Staates angemessen war.

In allen eroberten Städten der asiatischen Küsten und auf den unterworfenen griechischen Inseln hatte Lysander eine aus allemal zehn Männern bestehende oligarchische Regierung der gehässigsten und drückendsten Art eingesetzt, welche ohne allen Gedanken daran, daß jede Regierung für die Gesammtheit der Bürger da ist, als eine bloße Partei auftrat und die erlangte Gewalt zur Verfolgung der Gegenpartei mißbrauchte. Lysander war den wüthenden Oligarchen zur Befriedigung ihrer Rachgier behülflich und benutzte sogar für sich allein seine Macht, um die verhaßten Demokraten grausam zu bestrafen. In Thasos z. B. ließ er 800 Einwohner erwürgen und ihre Weiber und Kinder in die Sklaverei verkaufen, von der Insel Samos verjagte er alle demokratischen Einwohner und in Milet tödtete die oligarchische Partei mit seiner Hülfe 340 ihrer Mitbürger und zwang nicht weniger als 1000 andere, nach Kleinasien zu fliehen. An der Spitze der von Lysander eingesetzten Regierungen, welche Dekarchieen oder Regierungen der Zehn genannt wurden, stand je ein Spartaner unter dem Namen eines Harmosten oder Befehlshabers, welcher meistens zugleich eine größere oder kleinere spartanische Besatzung zu seiner Verfügung hatte. Die Harmosten übten eine rohe Gewalt, und ihr willkürliches Verfahren war für die ihnen unterworfenen Städte und Inseln um so drückender, als die Spartaner von Hause aus zu Strenge und Härte viel mehr geneigt waren, als die Athener. Ja, es mußte sogar, nach der ganzen Verschiedenheit beider Staaten, der Druck, welchen die griechischen Städte durch die spartanische Oberherrschaft zu erleiden hatten, viel peinlicher sein, als er vorher bei ihrer Unterwerfung unter die Athener gewesen war, weil Sparta weit weniger im

Stande war, auswärtige Besitzungen ohne Bedrückung der Bundesgenossen zu behaupten, als die durch Handel und Industrie blühende Stadt Athen, welche in wichtigen Beziehungen die gleichen Interessen hatte, wie ihre Unterworfenen.

Auch Athen war durch die Spartaner unter das Joch schändlicher Oligarchen gekommen. Die Einsetzung einer Regierung, welche ganz oligarchisch und durch die Zahl ihrer Glieder der spartanischen ähnlich sein sollte, war schon vor der Uebergabe der Stadt zwischen Lysander und Theramenes verabredet worden, und das Volk hatte sich dazu verstehen müssen, weil der Erstere drohte, daß, wenn man diese Oligarchie nicht annähme, es sich nicht mehr um die Staatsverfassung, sondern um die Existenz Athens handeln würde. Die dreißig Männer, aus welchen die neue Regierungsbehörde bestand, führen gewöhnlich den Namen der dreißig Tyrannen oder auch blos der Dreißig. Eigentlich waren dieselben nur ernannt, um die vorhandenen Gesetze durchzusehen und eine neue Verfassung einzurichten, sie hatten aber, nach dem bei Griechen und Römern in solchen Fällen herrschenden Gebrauche, während der Dauer dieses Geschäftes zugleich die ganze Regierung und Verwaltung des Staates in Händen. Ihre Ernennung geschah nur scheinbar durch die Stimme des Volkes; denn zwei Drittel derselben waren schon vorher von Lysander und der oligarchischen Partei in Athen dazu bestimmt worden. Zehn derselben nämlich hatte Theramenes als Mitglieder der neuen Behörde bezeichnet, zehn andere waren von einem oligarchischen Klubb ernannt worden, der sich gleich nach der unglücklichen Schlacht bei Aegospotamoi in Athen gebildet hatte, und nur die zehn übrigen wurden von dem Volke selbst neu erwählt. Alle dreißig Tyrannen hatten zu jenen Vierhundert gehört, welche im Jahre 411, in Folge der oligarchischen Verschwörung Pisander's und seiner Verbündeten, sich der Regierung auf einige Monate bemächtigt hatten, und verdankten zum Theil ihre Rückkehr aus der Verbannung dem Siege der Spartaner über ihre Vaterstadt.

Die Dreißig ernannten gleich nach ihrer Einsetzung die Beamten und einen neuen mit Gerichtsbarkeit bekleideten Rath, und zwar natürlich aus der Zahl ihrer Anhänger. Ihre ersten Handlungen waren hart, aber nicht geradezu ungerecht: sie bezweckten die Vernichtung des sogenannten Sykophanten-Wesens, und diese wurde auf gesetzlichem Wege, nämlich durch den Rath, bewerkstelligt. Die Klasse von Menschen, welche man Sykophanten nannte, war in der letzten Zeit sehr zahlreich und ein wahrer Krebsschaden des Staates geworden. Der diesen Leuten beigelegte Name bedeutet wörtlich so viel als Feigen-Anzeiger und soll ursprünglich solchen Bürgern gegeben worden

sein, welche die gegen das Verbot der Feigen-Ausfuhr Handelnden aufspürten und anzeigten. Man übertrug aber diesen Namen nachher auf alle diejenigen, die dasselbe bei den Gerichten thaten, was die Demagogen in der Volksversammlung betrieben, d. h. welche einzelne Mitbürger aus Bosheit oder Gewinnsucht verleumdeten und durch falsche, ränkevolle Anklagen zu verderben suchten. Diese Menschen, die seit Perikles Zeit immer mehr an Zahl zunahmen und ihr Wesen auf eine für die rechtlichen Bürger sehr verderbliche Weise trieben, waren ebenso, wie die Demagogen, ein gefährliches Uebel, dessen Ausrottung zum Gedeihen des Staates nothwendig war. Die dreißig Tyrannen begannen daher ihre Regierung nicht mit Unrecht damit, daß sie alle, welche auf diese Weise das Volk aufgehetzt und irre geleitet hatten, verhaften und vor dem Senat anklagen ließen. Es wurden eine Anzahl derselben durch richterlichen Spruch verurtheilt und hingerichtet.

Die besseren Bürger waren mit diesem Verfahren der Dreißig zufrieden und fühlten sich anfangs durch die Herrschaft derselben nicht beeinträchtigt; allein einige der neuen Herrscher hatten ganz andere Absichten, als die bloße Einrichtung der Verfassung. Sie wollten sich im Besitze der höchsten Macht befestigen, und dies war ohne gewaltsame Mittel nicht möglich, zumal da mehrere ihrer Collegen, namentlich Theramenes, die eigentliche Aufgabe der Dreißig im Interesse der oligarchischen Partei erfüllt haben wollten und zu diesem Zwecke in der Bürgerschaft sich eine Stütze zu schaffen suchten. Die Ersteren setzten daher unter ihren Collegen sehr bald den Beschluß durch, daß die Spartaner um die Zusendung einer bewaffneten Macht ersucht werden sollten. Ihr Gesuch wurde erfüllt und die von Sparta gesandte Schaar, welche unter dem Oberbefehl des mit Lysander befreundeten Harmosten Kallibius, eines rohen Soldaten, stand und ihren Sold aus dem athenischen Staatsschatz erhielt, besetzte die Burg von Athen.

An der Spitze der gewaltthätigen Partei unter den dreißig Herrschern stand Kritias, ein genialer Mann in seiner Art und durch Geburt, Reichthum und Bildung ausgezeichnet. Er war wie Alcibiades eine Zeitlang Schüler des Sokrates gewesen, hatte aber, wie dieser, niemals für die moralischen Bestrebungen seines Lehrers Sinn gehabt, sondern im Verkehr mit ihm blos geistige Gewandtheit und die für einen Staatsmann nöthige Bildung zu erlangen gesucht. Er war ein Mann voll Herrschsucht und war außerdem von Rachgier getrieben, weil ihn das Volk früher einmal aus Gründen, die uns unbekannt sind, auf einige Jahre aus Athen verbannt hatte. Dieser Mann, welcher unter den Dreißig die Hauptrolle spielte und die eigentliche Seele der damaligen Regierung war, hatte sich ein consequentes System

der Tyrannei entworfen und wollte dasselbe ohne irgend welche Rücksicht und Scheu und mit einem Muthe, der eine bessere Sache geehrt hätte, gewaltsam durchsetzen. Darüber gerieth er alsbald mit Theramenes in Zwist, es hatte aber dies anfangs keine weiteren Folgen, weil Kritias seinen Gegner eine Zeitlang stets wieder zu beschwichtigen und seine übrigen Collegen zu gewinnen und mit sich fortzureißen wußte.

Die dreißig Tyrannen richteten nun allmälig unter Kritias Leitung eine systematische Verfolgung gegen alle diejenigen ein, welche ihrer Herrschaft gefährlich waren, oder durch großes Vermögen ihre Habgier reizten. Dabei waren ihnen die spartanischen Truppen unter Kallibius als Schergen behülflich, und spartanische Raubsucht hatte an den Gräueln, welche begangen wurden, eben so sehr Antheil, als die Habgier, die Herrschsucht und der Rachedurst der dreißig Tyrannen und ihrer Anhänger. Unter dem Vorwand, den Staat von unruhigen und schlechten Menschen zu befreien, wurde eine so große Menge von Bürgern und Beisassen der Raubgier und Herrschsucht der Dreißig zum Opfer gebracht, daß die Zahl aller damals Hingerichteten 13 bis 1500 betragen haben soll. Unter ihnen waren Niceratus, der durch edlen Sinn und zu seinem Unglück zugleich durch Reichthum ausgezeichnete Sohn des Nicias, der reiche Antiphon, welcher nicht mit dem berühmten Redner dieses Namens zu verwechseln ist, und der wegen seines unbescholtenen Lebenswandels gepriesene Leon von Salamis die Angesehensten. Viele Bürger, unter ihnen namentlich auch Thrasybul, wurden aus der Stadt verbannt, oder entzogen sich durch freiwillige Flucht der Wuth der grausamen Herrscher. Die Verfolgungen und Hinrichtungen nahmen zu, da trotz der vielen Gütereinziehungen, welche stets damit verbunden waren, die durch den Krieg erschöpfte Staatskasse zur Bestreitung der laufenden Ausgaben durchaus nicht hinreichte.

Mitten unter diesen Grausamkeiten und durch dieselben entstand zwischen den beiden bedeutendsten Häuptern der Regierung, Kritias und Theramenes, ein neuer Zwist, welcher die wichtigsten Folgen hatte. Kritias wollte Alles außer seinen Anhängern vernichten und durch Schrecken niederhalten, Theramenes dagegen wollte Maaß und Ziel gehalten wissen. Der Letztere drang darauf, daß man mit Schonung verfahre und so der Oligarchie in der Bürgerschaft einen größeren Anhang und dadurch Dauer verschaffte, er machte sich aber dadurch seinem herrschsüchtigen Gegner verdächtig. Kritias fürchtete, Theramenes mache Partei gegen ihn und wolle sich der Gemäßigten bedienen, um die Schreckensmänner zu stürzen. Um dem zuvorzukommen, benutzte er jene Forderung des Theramenes zu seinem eigenen Vortheil,

und ließ durch seine Collegen den Beschluß fassen, daß alle Bürger mit Ausnahme von 3000, auf die man sich verlassen zu können glaubte, entwaffnet und von jedem Amte und jedem Antheile an der Regierung ausgeschlossen werden sollten. Nachdem dies geschehen und die von der Masse der Bürgerschaft abgelieferten Waffen auf der Burg niedergelegt worden waren, verfolgten die Tyrannen ihren Zweck noch rücksichtsloser und ließen ihrer Raubgier und Herrschsucht völlig die Zügel schießen. Sie kamen untereinander überein, die dreißig wohlhabendsten Metöken oder Beisassen zu tödten und ihre Güter einzuziehen und faßten den Beschluß, daß jeder der dreißig Tyrannen einen derselben auf die Liste setzen sollte. Theramenes weigerte sich dies zu thun und trat nachdrücklich gegen jede auf bloßer Habgier beruhende Verfolgung auf. Dies wurde von Kritias benutzt, um ihn zu verderben. Er berief den Rath, welcher damals zugleich der einzige Gerichtshof von Athen war, umgab denselben mit bewaffneten Haufen seiner Anhänger und klagte Theramenes als einen gegen die bestehende Regierung feindseligen Mann an. Dieser wußte sich aber so gut zu vertheidigen, daß der Rath, obgleich seither ein williges Werkzeug jeder Gewaltthat, sich auf seine Seite neigte.

Zu einer Freisprechung des Theramenes durfte Kritias es nicht kommen lassen, wenn er nicht selbst sein Leben in Gefahr bringen wollte; er mußte also das Aeußerste wagen. Er erklärte dem Rath, indem er auf die an den Schranken stehenden und seines Winkes gewärtigen Bewaffneten hinwies, daß er in seinem und seiner Collegen Namen Theramenes von der Liste der Dreißig streiche. Da früher festgesetzt worden war, daß nur die dreißig Tyrannen und die 3000 Bürger, die das Recht Waffen zu tragen behalten hatten, von dem Rathe gerichtet werden, alle andern Athener aber dem Gutdünken der Ersteren überlassen sein sollten, so war dadurch Theramenes der Willkür seiner Collegen preisgegeben. Auch fügte Kritias seinen Worten sogleich die weitere Erklärung hinzu, daß er und seine Amtsgenossen den Angeklagten zum Tode verurtheilten. Theramenes, welcher von den schwachen und eingeschüchterten Menschen, die den Rath bildeten, keine Hülfe gegen des Kritias Schergen hoffen konnte, nahm nach dieser unerwarteten Wendung seine Zuflucht zu dem im Versammlungssaale stehenden Altar. Vergebens erinnerte er die Anwesenden daran, daß, wenn man das willkürliche Ausstreichen *seines* Namens dulde, auch jeder von ihnen seines Lebens nicht mehr sicher sei; vergebens sagte er, er wisse zwar, daß Kritias auf Altäre und Götter keine Rücksicht nehme, wolle aber wenigstens seinen Mitbürgern zeigen, daß derselbe nicht blos die menschliche Gerechtigkeit, sondern auch die Ehrfurcht vor den Göttern mit Füßen trete. Niemand wagte, sich für ihn zu

erheben und Kritias ließ ihn vom Altar wegreißen und ins Gefängniß schleppen, wo er sogleich den Giftbecher trinken mußte. Als er den Becher geleert hatte, goß er die noch übrigen Tropfen auf den Boden, indem er ausrief: „Dies ist für den Ehrenmann Kritias!"

Theramenes ist im Alterthum oft gepriesen und bewundert worden, weil er den Tod mit männlichem Muth erlitt und weil er als ein Opfer seiner eigenen Mäßigung und der rücksichtslosen Wuth seiner Collegen starb; unverdient ist aber sein Tod nicht gewesen. Er selbst hatte sich in seiner politischen Laufbahn ungesetzlicher und zum Theil abscheulicher Mittel bedient und wurde mit Recht von der Oligarchie vernichtet, weil er selbst, nachdem er vor allen Andern dieselbe gegründet hatte, sie untergrub. Auch unter der Demokratie wäre er nicht mit Unrecht verurtheilt worden; denn er hatte zweimal dieselbe zerstören helfen und um dies zu erreichen, einmal sogar seine Vaterstadt an die Feinde verhandelt.

Von jetzt an überstiegen die Grausamkeiten, Beraubungen, Hinrichtungen und Verbannungen jedes Maaß. Man wollte zuletzt sogar Niemanden mehr den Aufenthalt in der Stadt erlauben, außer den Dreitausend, denen das Recht Waffen zu tragen gewährt worden war, und vertrieb viele auch aus ihren Landgütern, welche dann von den Dreißigen und ihren Anhängern in Besitz genommen wurden. Theben, Megara und andere Städte füllten sich mit athenischen Flüchtlingen.

In das traurige Schicksal seiner Vaterstadt, welche von wüthenden Gewalthabern gepeinigt ward, wurde auch Alcibiades verwickelt, obgleich er fern von ihr in der Verbannung lebte. Doch sind die Nachrichten über das Lebensende dieses Mannes widersprechend und es ist nicht ausgemacht, ob die Spartaner und die ihnen befreundeten Herrscher in Athen oder der persische Statthalter Pharnabazus die Schuld seines Todes tragen. Er soll nach einer dritten Nachricht sogar als das Opfer einer bloßen Privatrache gefallen sein. Die Spartaner hatten ihm, aus Furcht vor seinem Talent und Ehrgeiz, den Aufenthalt auf seinen thracischen Gütern nicht lange gestattet und er war nach Kleinasien geflohen, wo Pharnabazus ihn freundlich aufnahm. Auch hier soll ihn der Haß und die Furcht der Spartaner verfolgt haben, welche noch überdies von Kritias und seinen Collegen angereizt wurden, weil diese von der Gewandtheit und dem Ansehen dieses Mannes mehr, als von irgend einem anderen Vertriebenen, Gefahr für ihre Herrschaft befürchten mußten. Alcibiades wurde in einem phrygischen Dorfe getödtet, entweder weil einige Privatleute, die er durch seine grenzenlosen Ausschweifungen beleidigt hatte, sich durch seine Ermordung rächten, oder weil Pharnabazus der Aufforderung der Spartaner, den für die Ruhe Griechenlands und Persiens gefährlichen Mann aus

dem Wege zu räumen, Folge leistete, oder endlich weil Alcibiades von den geheimen Rüstungen des Prinzen Cyrus gegen den König Artaxerxes II. Kenntniß erhalten hatte, und Pharnabazus die Absicht desselben, sich nach Susa zu begeben und einen Krieg des Königs gegen die mit Cyrus befreundeten Spartaner herbeizuführen, hintertreiben wollte. Die zur Ermordung des Alcibiades abgeschickte Schaar wagte nicht, in dessen Wohnung einzudringen und ihn geradezu anzugreifen, sondern umzingelte das Haus und steckte es in Brand. Alcibiades stürzte mit gezücktem Schwerte aus seiner brennenden Wohnung heraus; die Soldaten wichen erschreckt vor ihm zurück, tödteten ihn aber aus der Ferne mit ihren Pfeilen. Seine Leiche ward von der Hetäre Timandra bestattet, welche ihm nach Kleinasien gefolgt war.

Die dreißig Tyrannen bereiteten durch ihre Schreckensregierung, namentlich aber durch die Vertreibung so vieler Bürger sich selbst den Untergang, und schon acht Monate nach ihrer Einsetzung wurden sie der Herrschaft wieder verlustig. Thrasybul überrumpelte mit 70 andern Flüchtlingen von Theben aus, wo man, mit Sparta unzufrieden, den Flüchtlingen eine Zuflucht gewährt hatte, die attische Grenzfeste Phyle. Hier sammelten sich so viele Vertriebene und Unzufriedene um ihn, daß er bald über eine Schaar von 700 Mann gebot und daß die Dreißig, um die weitere Ausbreitung des Uebels zu hindern, einen Angriff auf diesen Zufluchtsort nöthig fanden. Der Angriff scheiterte, Thrasybul dagegen bemächtigte sich des Hafens Piräus und der Vorstadt Munychia. Von diesem Augenblick an fanden täglich Gefechte Statt und Bürgerblut floß in Strömen. In einem dieser Gefechte fielen Kritias und Hippomachus, die beiden gewaltthätigsten der dreißig Tyrannen und die einzigen, welche im Stande gewesen wären, das Begonnene mit Muth und Kraft durchzusetzen. Dadurch ward es möglich, die Parteien zu vergleichen; Kleokritus, ein Beamter der Mysterien, suchte die Dreitausend, welche unter der Herrschaft der Dreißig allein politische Rechte besaßen, mit den übrigen Bürgern auszusöhnen. Seine Bemühung hatte einigen Erfolg; schon am folgenden Tag entflohen die Tyrannen und ihre Anhänger nach Eleusis, und an ihrer Stelle ward eine andere Regierungs-Behörde eingesetzt, welche aus zehn Männern, je einem aus jeder Phyle oder Bürgerklasse, bestand (im Frühjahr 403 v. Chr.).

Um gegen Regierungsgrundsätze der vertriebenen Oligarchen und ihren Einfluß gesichert zu sein, hatte man zu dieser neuen Obrigkeit absichtlich solche Männer gewählt, welche Feinde des Kritias gewesen waren, weil man annahm, daß sie eben deshalb Freunde der Vertriebenen wären. Allein man hatte sich in ihnen geirrt: sie wollten als neue Oligarchen ebenso unumschränkt wie die verjagten Tyrannen

herrschen und dachten ebenso wenig, wie die Dreitausend, daran, sich mit den von jenen Vertriebenen zu verständigen oder gar, wie Viele gehofft hatten, die alte Demokratie wiederherzustellen. Die Freunde der Volksherrschaft strömten daher, über die zehn Männer erbittert, in den Piräus zu Thrasybul hinaus, um in Verbindung mit ihm und seiner Schaar durch die Waffen zu erlangen, was man in Güte nicht gewähren wollte.

Die zehn Männer verzweifelten bald an der Möglichkeit, sich mit eigenen Mitteln im Besitz der Herrschaft und der Stadt Athen zu behaupten und erbaten sich Hülfe von den Spartanern, an welche auch die 30 Tyrannen von Eleusis aus Abgeordnete geschickt hatten. Von Sparta aus erschien alsbald Lysander und sein Bruder Libys, jener als Anführer zu Lande, dieser als Admiral einer kleinen Flotte von 40 Schiffen. Libys sperrte den Hafen Piräus und Lysander schloß denselben von der Landseite ein. Die unglückliche, dreifach getheilte Stadt Athen sah sich also von neuem mit dem Untergang bedroht. Ein glücklicher Zufall rettete sie. Der spartanische König Pausanias II. und die Mehrzahl der damaligen Ephoren waren nämlich keine Freunde Lysander's, sie sahen ein, daß diese herrschsüchtigen Parteiführer ihrem Staate überall einen für die Behauptung der spartanischen Uebermacht bedenklichen Haß zugezogen habe und neigten sich deshalb zu einer friedlichen und gemäßigten Politik. Jener Haß hatte bereits so sehr zugenommen, daß selbst das kleine Megara es wagte, einem Schiffskapitain, der am meisten zum Siege der Aegospotamoi beigetragen hatte, trotz der Verwendung Lysander's, das nachgesuchte Bürgerrecht zu verweigern und daß Sparta selbst im vorhergehenden Winter für gut befunden hatte, einen Theil der von Lysander in verschiedenen Städten eingesetzten Oligarchieen wieder aufzuheben. Die Gegner Lysander's bewirkten demgemäß die Absendung eines neuen Heeres nach Attika, dessen Commando dem Könige Pausanias übertragen ward, welcher zugleich die oberste Leitung der ganzen, den athenischen Zwist betreffenden Angelegenheit erhielt. Pausanias hemmte nach seiner Ankunft in Attika sogleich Lysander's gewaltsame Schritte und suchte so schnell als möglich den Frieden herzustellen. Er veranlaßte Thrasybul's Partei zur Absendung von Gesandten, welche in Sparta über die Beilegung der Zwistigkeiten unterhandeln sollten. Von hier wurden gleich nach der Ankunft dieser Abgeordneten fünfzehn Commissäre nach Attika geschickt, um in Verbindung mit Pausanias die ganze Angelegenheit in Ordnung zu bringen.

Auf diese Weise kam sehr bald ein Friede zwischen den Spartanern und Athenern zu Stande, in Folge dessen (im Sommer des Jahres 403 v. Chr.) die Truppen der Ersteren nach Hause zurückkehrten und

Thrasybul mit seinen Anhängern in die Stadt einzog. Pausanias hatte bei diesem für Athen günstigen Friedensvertrage übersehen, Spartas Einfluß sicher zu stellen, nicht weil er Athen schonen wollte, sondern weil er hierbei, wie in seinem ganzen Verfahren sich blos von der Eifersucht auf Lysander leiten ließ. Deshalb wurde er, als er nach Sparta zurückgekehrt war, der Vernachlässigung seiner Pflicht angeklagt und entging der Verurtheilung nur durch eine sehr geringe Mehrzahl von Stimmen. Nach dem mit Pausanias abgeschlossenen Vertrage wurden die vertriebenen Demokraten wieder in die Stadt aufgenommen und erhielten ihr eingezogenes Eigenthum zurück, die 30 Tyrannen aber und die Theilnehmer ihrer Gewaltthaten mußten die Stadt verlassen und sich in Eleusis niederlassen; für alle andern Bürger wurde eine Amnestie in Betreff alles seither Vorgefallenen ausgesprochen und denjenigen von den Dreitausend, welche nicht in Athen zu bleiben wagten, ward die Erlaubniß gegeben, sich nach Eleusis überzusiedeln. Die Entscheidung über ihre künftige Verfassung blieb den Athenern allein überlassen.

Durch den Friedensvertrag war also Attika in zwei feindliche Staaten getheilt worden, welche aus einer und derselben Stadt hervorgegangen waren. Diese konnten natürlich auf einem so engen Raume nicht lange neben einander bestehen. Die Oligarchen in Eleusis fingen bald an, Rüstungen zu einem neuen Kampfe gegen die Demokraten in Athen zu machen, und auf die Nachricht davon zogen die Letzteren mit gesammter Macht gegen sie aus. Zum eigentlichen Kampfe kam es jedoch nicht, sondern die Anführer derer von Eleusis ließen sich durch Friedensvorschläge täuschen, kamen zu einer angebotenen Unterhandlung mit den Häuptern der Gegenpartei zusammen und wurden treuloser Weise erschlagen; allen andern Bürgern aber, welche nach Eleusis ausgewandert waren, wurde die Erlaubniß zur Rückkehr in ihre Vaterstadt und eine vollkommene Amnestie gewährt (Oktober 403 v. Chr.). Jene Ermordung der angesehensten Oligarchen war der letzte der Gräuel, den das athenische Volk in dieser Zeit ausübte. Die ganze Bürgerschaft schwur einen Eid, daß alles, was vor oder unter der Herrschaft der Dreißig und der Zehn geschehen sei, vergessen werden und daß keinem irgend etwas aus der früheren Zeit zum Verbrechen gemacht werden solle, außer den Resten der Dreißig, sowie den elf Männern, welche während ihrer Herrschaft die Hinrichtungen zu vollziehen gehabt hatten, und zehn anderen Bürgern, die unter der Herrschaft der Dreißig als deren Stellvertreter im Piräus regiert hatten. Selbst diesen aber, hieß es, solle nichts zu Leid gethan werden, wenn sie ihre Amtshandlungen zu rechtfertigen vermöchten. Diese Amnestie, in welche auch die Kinder der von ihr Ausgeschlossenen mit aufgenommen waren, wurde

hauptsächlich auf Betreiben Thrasybul's erlassen und ist um so mehr mit Lob hervorzuheben, als sonst die Revolutionen griechischer Staaten durchgängig mit Hinrichtungen und Verbannungen der unterliegenden Partei verbunden waren. Sie galt übrigens nur kurze Zeit; denn bald nachher wurden manche Bürger wegen ihres Verhaltens unter und selbst vor der Herrschaft der Dreißig gerichtlich belangt und dem Sokrates machten seine Feinde vor Gericht nochmals einen Vorwurf daraus, daß Kritias sein Schüler gewesen sei.

Nach Verkündigung der Amnestie wurde beschlossen, daß man zur früheren Staatsordnung und zu der Solonischen Verfassung zurückkehren wolle. Für die nöthigen Zusätze und Aenderungen ward eine aus 500 Bürgern bestehende Gesetzgebungs-Commission erwählt, welche alle neuen Verbesserungen zuerst öffentlich aufstellte und dann mit dem Rathe besprach und beschloß. Jedem Bürger wurde bei diesen Verhandlungen der Eintritt in den Rath und die Theilnahme an der Verhandlung gestattet. Die auf diese Weise durchgesehene und verbesserte Verfassung wurde unter die Obhut des Areopagus gestellt, welcher darüber zu wachen hatte, daß die Obrigkeiten streng nach den Vorschriften derselben verfuhren. Die einzelnen Bestimmungen und Gesetze der Verfassung wurden auf der Burg an die Wand einer Säulenhalle geschrieben, wo sie auch früher gestanden hatten, in der letzten Zeit aber zum Theil unlesbar geworden oder gemacht waren und wo jeder die Stellen, die er vor Gericht oder zu anderen Zwecken brauchte, sich abschreiben durfte. Bei dieser Gelegenheit zeigt sich recht deutlich der große Nutzen, den uns Neueren die Buchdruckerkunst gewährt, nicht blos in Betreff dieser Schwierigkeit für jeden Einzelnen, welcher irgend einen Theil der Gesetze schriftlich in Händen haben wollte, sondern auch wegen der großen und langwierigen Mühe, welche die Ausfertigung eines authentischen und gegen Verfälschung gesicherten Gesetzbuches machte. Die Athener waren genöthigt, alle ihre Gesetze an eine Wand aufschreiben zu lassen und mußten die Besorgung dieses Geschäfts, mit welchem nothwendiger Weise eine Art von Redaction verbunden war, einem einzigen Manne übertragen, welcher dabei so willkürlich verfuhr, daß nach langen Zögerungen das entscheidende Gesetzbuch doch eigentlich nie zu Stande kam, weil, ehe dies geschehen konnte, die Umstände sich schon völlig geändert hatten. Dieser Mann, Nikomachus, brauchte statt der vier Monate, welche ihm vorgeschrieben waren, sechs Jahre zur Vollziehung seines Auftrages und während der ganzen Zeit seines Geschäfts konnten die Abschriften jedes einzelnen, zu einem Processe nöthigen Gesetzes nur von ihm erlangt werden; man behauptete, daß er sich dabei allerlei Verfälschungen erlaubt habe und mitunter sollen sogar die beiden Parteien eines Processes widersprechende

Gesetze vorgelegt haben, welche Beide von ihm erhalten zu haben behaupteten. Zuletzt sah man sich genöthigt, ihm das übertragene Geschäft abzunehmen und ihn wegen seines Verfahrens zur Rechenschaft zu ziehen.

Mit der Rückkehr zur alten demokratischen Verfassung Athens und mit dem Abzug der spartanischen Truppen war keineswegs auch die eigentliche Unabhängigkeit des Staats wiederhergestellt; denn Athen war, seitdem auf Lysander's Geheiß die Festungsmauern zerstört waren, ein offener Ort, welcher als solcher der Willkür der Spartaner preisgegeben blieb und ihren Geboten Folge leisten mußte. Die Wiederherstellung jener Werke war, so lange der Friede dauerte, unmöglich, weil die Spartaner sie niemals zugegeben haben würden und wirklich gelangten auch die Athener erst durch einen neuen Krieg in Griechenland dazu.

Uebrigens erhoben sich die Athener, auch nachdem sie durch den Wiederaufbau ihrer Festungsmauern ihre völlige Selbstständigkeit zurück erlangt hatten, doch nie wieder zu ihrer früheren Macht und Größe; denn sie selbst waren und blieben entartet und kehrten nicht mehr zu dem Geiste und der Gesinnung ihrer Väter zurück. Die Verdorbenheit des Charakters und der Sitten, in welche das athenische Volk durch seine Herrschaft und durch den langen Krieg verfallen war, hatte mit dem Untergange jener Herrschaft nicht aufgehört und schwand noch viel weniger mit der Wiederkehr des Glückes; sie dauerte im Gegentheil nicht allein durch alle folgenden Zeiten fort, sondern nahm sogar immer mehr zu. Reichthum und Ueppigkeit hatten die Kraft des athenischen Volkes gebrochen, die Bürger hatten sich jeder nachhaltigen Anstrengung entwöhnt und die besten Lebenssäfte Athens verdarben durch weichliche Muße. Durch das in der vorhergehenden Zeit aufgekommene Söldnerwesen füllte sich die Stadt mit dem Auswurf von ganz Griechenland, die Bürger wurden durch dasselbe dem Kriegsdienst immer mehr entzogen und an schlaffe Trägheit gewöhnt, ihre Kraft und ihr Geist gelähmt und vergiftet. Müßiges Volk, welches kein Vaterland hatte, Leute, die mit allen möglichen Lastern und Verbrechen sich befleckt hatten, strömten nach Attika und bildeten den Kern des athenischen Heeres und die streitbare Mannschaft der Flotte, obgleich man wohl wußte, daß dieselben mit jedem, der ihnen einen höheren Sold bot, auch gegen Athen ziehen würden. Während die früheren Athener, selbst als in ihrer Burg Gold und Silber in Menge aufgehäuft lag, dennoch für die Herrschaft, die sie zu erlangen strebten, selbst kämpfen zu müssen glaubten, bestand jetzt, obgleich die Stadt noch immer sehr volkreich war, das Heer gleich dem der Perserkönige häufig zum größten Theile aus Söldnern und auch die Seesoldaten der athenischen Flotte

waren Fremde, nur die Ruderer und Matrosen wurden aus den Bürgern genommen. Dabei war der Staat so geldarm, daß die Ausgaben aus den eigenen Mitteln desselben nicht bestritten werden konnten, sondern daß man genöthigt war, die Bundesgenossen, die ihm geblieben waren, mit Auflagen zu drücken. Auf diese Weise schwächte Athen, als es einen Theil seiner früheren Macht wieder erlangte, diese sogleich wieder eben so sehr, wie ehemals. Das Streben nach der Herrschaft über Griechenland gab man, ungeachtet aller Scheu vor den Mühseligkeiten des Krieges, nicht auf, man ließ sich vielmehr, um die Ueberlieferungen aus früherer Zeit festzuhalten, stets in neue Kämpfe ein, wollte aber das ersehnte Ziel nicht durch eigene Kraft, sondern durch bezahlten fremden Muth erreichen. Zu diesem Allem kommt noch hinzu, daß durch die Kriege, welche Athen in den letzten 50 Jahren geführt hatte, eine sehr große Zahl alt-athenischer Familien völlig ausgetilgt worden war. An die Stelle derselben waren Fremde getreten, welche durch eben dieselben Kriege nach Athen gezogen wurden und ein großer Theil der Bürgerschaft bestand also nicht mehr aus dem alt-attischen Stamm, sondern aus einem Gemische von Menschen der verschiedensten griechischen Stämme und Länder.

2. Persische Angelegenheiten und der Rückzug der Zehntausend.

Das persische Reich war seit Darius I. in jenen Zustand gerathen, der früher dargestellt worden ist und die Kriege desselben mit Griechenland, durch welche das Letztere in seiner Entwickelung so ungemein gefördert wurde, hatten den Verfall dieser Macht beschleunigt. Das Reich hatte unter Darius I. seinen höchsten Glanz erreicht, sank aber unmittelbar nach diesem König schnell von dieser Höhe herab. Die Geschichte der Perser unter den Nachfolgern des Darius ist deshalb besonders dadurch interessant und belehrend, daß sie den großen Vorzug des griechisch-europäischen Wesens und Lebens vor dem persisch-orientalischen zeigt und uns einen deutlichen Begriff von dem Verhältniß gibt, in welchem die von Darius eingeführten Grundsätze der persischen Regierung und die in manchem Betracht vortrefflichen Vorschriften ihrer Religion zu dem standen, was im Staat und im Leben wirklich ausgeübt wurde. Von einer Verwaltung in unserem Sinne des Wortes war, trotz der geregelten Ordnung, welche Darius I. einzuführen gesucht hatte, im persischen Reiche kaum eine Spur zu finden. Eben so wenig war der Staat auf das Nationalgefühl und die Tüchtigkeit seiner Bürger gestützt und schon aus diesem Grunde hätten die Unternehmungen gegen Griechenland scheitern müssen, dessen Bewohner

in ihrem Nationalgeist, ihrer Vaterlandsliebe und in der Regsamkeit und freien Entwickelung ihrer Kräfte eine ganz andere Macht besaßen, als der Perserkönig in der zahllosen Menge seiner Unterthanen und in der großen Masse edler Metalle, die aus den Provinzen seines ausgedehnten Reichs in die Reichskasse zusammenfloß. Was nützten ihm die vielen Landstriche, die er beherrschte, und die große Menge seiner Unterthanen, welche zum Unterschied von den Freiheit liebenden Griechen gern und willig dienten und sogar stolz auf ihre Dienstbarkeit gegen einen Herrscher waren, dessen Glanz und Pracht ihr Auge blendete? Gab es doch mitten in seinem weiten Reiche große Striche Landes, deren Bevölkerung entweder außer etwa der Heeresfolge im Kriege ihm keine Dienste leistete, oder selbst völlig unbezwungen und ungebunden war! Andererseits löste sich in vielen Theilen des Reiches schnell das Band des Gehorsams und der Unterwürfigkeit auf, sobald unter Xerxes I. durch das Mißlingen des griechischen Feldzuges der Zauber verschwunden war, der den Thron umgab und den Herrscher als einen Halbgott erscheinen ließ. Unmittelbar nach diesem Unglück des Xerxes fielen Macedonien, Thracien und ganze Striche der kleinasiatischen Küste ab, und die seither demselben tributpflichtig gewesenen griechischen Seeplätze dieser Länder wurden ebenso viele Festungen und Kriegshäfen, aus welchen man mit Erfolg das Reich befehdete und sich auf Kosten desselben bereicherte. So wurden die mächtigen und stolzen Perser gleichsam eine Beute der kleinen griechischen Staaten; denn jene besaßen weder Schiffe, um ihre Feinde zur See zu verfolgen, noch beseelte sie mehr ein thatkräftiges Nationalgefühl, welches einen Theil der Nation oder auch nur irgend einen Satrapen angetrieben hätte, die Schmach zu rächen. In Aegypten brach seit Darius I. eine Empörung nach der andern aus und es währte nicht lange, so wußten die Führer derselben sich eine bleibende Unabhängigkeit zu verschaffen, so daß uns eine ganze Reihe von aegyptischen Herrschern genannt wird, die fast hundert Jahre lang sich gegen die persische Macht in ihrer unabhängigen Stellung behaupteten.

Die Regierung selbst ward ein Spielball der mannigfaltigsten Ränke und an dem Hofe zu Susa entschied nur die Stimme dessen, der durch Schmeichelei und Gewandtheit sich einen Einfluß zu verschaffen und denselben zu behaupten wußte. Trat einmal ein tüchtiger Mann auf, machte er sich um das Reich verdient, wie Megabyzus unter Artaxerxes I., so wurde er durch Weiber und elende Höflinge gestürzt und, wenn er anders am Leben blieb, an die Grenzen des Reiches verbannt. Ein Ausländer konnte sich noch weniger halten, wie das Beispiel des Atheners Konon zeigt, welcher etwa zehn Jahre nach dem peloponnesischen Kriege Admiral der Perser ward, ihre Seemacht zum

ersten Male furchtbar machte und ihnen die Herrschaft im aegäischen Meer entrang, zum Lohn dafür aber von einem Satrapen verrätherischer Weise in Fesseln gelegt wurde. So war denn das persische Reich im Beginn des vierten Jahrhunderts v. Chr., trotz seiner Größe und seines Reichthums, um den größten Theil seiner eigentlichen Kraft und Bedeutung gebracht und glich schwachen und feigen Menschen, welche immer sich zu dem hinzuneigen pflegen, der die meiste Macht hat oder in ihnen am meisten Furcht erweckt. Das Letztere galt damals von den Spartanern und deshalb wurden sie die Verbündeten Persiens. Kurz nach jener Zeit erhielt das persische Reich, ohne im geringsten an Macht gewonnen zu haben oder besser regiert zu sein, nach Außen eine größere Bedeutung und Wichtigkeit, weil, wie sich in der späteren Darstellung der griechischen Geschichte zeigen wird, die damals unter den Griechen entstehenden Verhältnisse den Persern eine andere Stellung gaben.

Die persische Geschichte der Zeiten nach Darius I., für welche die Schriften der Griechen unsere einzige Quelle sind, bietet in ihrem Verlauf immer häufiger den Anblick von Grausamkeiten, Verräthereien, Ermordungen und scheußlichen Barbareien dar. Diese können in einer allgemeinen Geschichte nicht einzeln berichtet werden, zumal da überdies elende und gesunkene Naturen und selbstsüchtige Schwächlinge, wie die damaligen persischen Hofleute waren, nur für ihres Gleichen eine Bedeutung haben, für jeden besseren Menschen aber ein Gegenstand des Abscheus sind. Der Hauptgang der persischen Geschichte aber, wie er in der Zeit vom Tode Darius I. bis auf Artaxerxes II. sich an das früher Erzählte anschließt, soll in der Kürze angegeben werden.

Der Sohn des Darius, Xerxes I., begann seine Regierung (485 v. Chr.) mit der Unterdrückung einer aegyptischen Empörung, welche schon unter seinem Vater ausgebrochen war und führte hierauf jenen unglücklichen Krieg mit Griechenland, welcher unter dem Namen des dritten Perserkrieges ausführlich dargestellt worden ist. Die Griechen konnten ihre Siege um so ungestörter benutzen, da Xerxes durch seine häuslichen Verhältnisse in die verdrießlichsten Händel verwickelt wurde und die Kriegsangelegenheiten ganz seinen Satrapen überlassen mußte. Zuerst zerfiel er mit seinem Bruder Masistes, weil seine eigene Gemahlin dessen Gattin aus Eifersucht grausam hatte verstümmeln lassen und als Masistes auf Empörung sann, sah Xerxes sich genöthigt, ihn mit seiner ganzen Familie aus dem Wege zu räumen. Dann schöpfte er gegen seinen ältesten Sohn Darius, der mit einer Tochter des Masistes vermählt war, Verdacht und rief denselben aus der ihm anvertrauten Statthalterschaft zurück. Ferner führte seine Tochter Amytis, die Gemahlin des mächtigen Megabyzus oder Mega-

bazus, einen so anstößigen Lebenswandel, daß der Vater ihr öffentlich Vorwürfe machen mußte. Endlich verschworen sich des Königs Günstlinge, Artabanus, der Anführer der Leibwache und der Oberkammerherr Spamitres, gegen Xerxes und brachten ihn ums Leben. Die Mörder gaben die That dem ältesten Sohn des Königs, Darius, schuld und trachteten, als dessen Bruder Artaxerxes ihn getödtet hatte, auch diesem nach dem Leben, wurden aber verrathen und umgebracht.

Der neue König Artaxerxes I., welchem die Griechen den Beinamen Langhand gaben, bestieg auf diese Weise einen Thron, an den er kein Recht hatte und behauptete denselben von 476 bis 424 v. Chr. Seine Regierung begann mit einem gefährlichen Kriege, den Artaban's Söhne und Anhänger erregten und in welchem der General Megabyzus nur mit Mühe die Sache des Königs rettete. Hierauf hatte Artaxerxes eine zweite ebenso gefährliche Empörung zu dämpfen, die von einem anderen älteren Bruder desselben ausging, welcher Statthalter in Baktrien war und sein näheres Recht an den Thron geltend machte. Auch dieser Aufstand konnte nur durch einen förmlichen Kriegszug und zwei Schlachten unterdrückt werden.

Die nächste Aufgabe für den neuen König war die Niederwerfung einer abermaligen Empörung. Aegypten nämlich hatte unmittelbar nach Xerxes Tode nicht nur das persische Joch abgeworfen und unter der Anführung des Inarus und Amyrtäus für sich unabhängig erklärt, sondern auch ein Bündniß mit den Athenern geschlossen und von diesen eine Hülfsflotte von 200 Schiffen erhalten. Der König des großen persischen Reichs schickte zur Bezwingung der Aegypter seinen Oheim Achämenes, einen Sohn des Königs Darius I., mit einer ungeheuren Land- und Seemacht ab. Er setzte jedoch selbst in dieses große Heer, welches gegen eine einzige Provinz und einen von den Athenern unterstützten Rebellen auszog, so wenig Vertrauen, daß er seine Zuflucht noch zu Bestechungen griechischer Regierungen nahm. Er sandte nämlich, als die Wiederunterwerfung Aegyptens nicht gelingen wollte, einen vornehmen Perser mit großen Summen in den Peloponnes, um die Spartaner zu einem Einfall in Attika zu vermögen und dadurch die Athener zu nöthigen, ihre Flotte aus dem Nillande zurückzurufen; dieser Versuch schlug aber fehl.

In Aegypten war es bald nach der Ankunft des persischen Heeres bei dem Orte Papremi im Delta zu einer Schlacht gekommen, in welcher Achämenes eine schwere Niederlage erlitt und selbst fiel. Auch zur See wurden die Perser mit großem Verluste geschlagen. Nach dem Siege der Aegypter schickte Artaxerxes ein neues, aus 200,000 Mann bestehendes Heer unter Megabyzus und eine Flotte von nicht

weniger als 300 Schiffen gegen sie. Dieses Heer mußte aber erst in Asien ein ganzes Jahr lang in den Waffen geübt und für den Krieg vorbereitet werden, ehe Megabyzus mit ihm nach Aegypten marschiren konnte. Die Aegypter bedrängten unterdessen die Reste des früheren persischen Heeres, welche sich in einen Theil der Stadt Memphis zurückgezogen hatten und denselben mit ausdauerndem Muthe bis zur Ankunft des Megabyzus vertheidigten. Der neue persische Feldherr wußte den Krieg bald glücklich zu Ende zu bringen. Er besiegte in einer Schlacht das verbündete Heer der Aegypter und Athener, vertrieb die Feinde aus Memphis, brachte dadurch, daß er dem Inarus vortheilhafte Bedingungen anbot, die Ersteren zur Unterwerfung und trieb sodann durch kluge Maaßregeln die Athener so sehr in die Enge, daß sie alle ihre Schiffe verloren und nur wenige von dem Heere nach Hause zurückkehrten. Inarus hatte sich gefangen geben müssen; obgleich ihm aber dabei sein Leben verbürgt worden war, so wurde er doch fünf Jahre später, auf Betreiben einer Prinzessin des persischen Hofes, die wegen des Todes des Achämenes gegen ihn erbittert war, ans Kreuz geschlagen.

So war die aegyptische Empörung nach einem sechsjährigen Kampfe allerdings unterdrückt worden (455 v. Chr.); aber einer der Anführer derselben, Amyrtäus, hatte sich in dem Sumpfland des Delta versteckt und beunruhigte bald nachher wieder den persischen Statthalter des Landes. Auch er wurde im Jahr 450 von Athen mit einer kleinen Flotte unterstützt; da jedoch die Athener dabei nur die Absicht hatten, einen Theil der persischen Macht von Cypern abzulenken und bei dem im nächsten Jahre erfolgten Tode Cimon's (449 v. Chr.) den Krieg mit den Persern für eine Zeit lang einstellten, so hatte diese Unterstützung keine weiteren Folgen. Allein die aegyptischen Unruhen dauerten von jetzt an hundert Jahre lang fort. Unter der Regierung des Darius Nothus, eines Sohnes von Artaxerxes I., ward das Land sogar völlig unabhängig und es herrschten seitdem daselbst längere Zeit hindurch Könige, welche meistens den Persern blos einen jährlichen Tribut bezahlten.

Bald nach der Unterwerfung der Aegypter durch Megabyzus hatte Artaxerxes in einem andern Theile des Reichs eine Rebellion zu bekämpfen, welche durch den am persischen Hofe stets großen Einfluß der Frauen der königlichen Familie veranlaßt wurde. Megabyzus wurde nämlich durch die Mutter des Königs bitter an seiner Ehre gekränkt; er begab sich deshalb in seine Statthalterschaft Syrien und erhob daselbst die Waffen gegen den König. Zwei Heere wurden nacheinander gegen ihn ausgeschickt, aber Megabyzus schlug beide. Endlich söhnte er sich, durch die Vermittelung seiner Gemahlin, mit dem König aus. Er fiel

jedoch kurze Zeit nachher wegen eines Verstoßes gegen das Hofceremoniell schon wieder in Ungnade und ward in eine Stadt am rothen Meer verbannt. Auch diesmal wurde er, durch den Einfluß seiner vielvermögenden Gemahlin, nach fünf Jahren wieder begnadigt. Er kehrte an den Hof zurück, starb aber bald nachher. Auch sein Sohn Zopyrus empörte sich nach des Vaters Tode und entfloh, als er sich nicht behaupten konnte, nach Athen. Von Athen aus wollte er sich eine eigene Herrschaft in Karien gründen, verlor aber bei diesem Versuch das Leben.

Artaxerxes I., welcher 424 v. Chr. eines natürlichen Todes starb, hatte von seiner rechtmäßigen Gemahlin nur einen einzigen Sohn. Er hinterließ aber außerdem noch 17 Söhne von Kebsweibern und diese hatten insgesammt Statthalterschaften oder sonstige hohe Stellen inne. Der rechtmäßige Erbe, Xerxes II., hatte daher kaum den Thron bestiegen, als er von einem dieser Halbbrüder, Sogdianus, gestürzt wurde. Sogdianus verschwor sich nämlich mit einem angesehenen Höfling gegen ihn und ermordete 45 Tage nach Artaxerxes Tode den König Xerxes während eines festen Schlafes, in welchen er durch Trunkenheit verfallen war. Der Mörder bestieg hierauf den Thron und suchte sich auf demselben vor Allem dadurch zu befestigen, daß er den mächtigsten seiner Halbbrüder, Ochus, welcher Statthalter einer Provinz war und am Hofe viele Verbindungen hatte, nach Susa lockte. Dieser aber rüstete und zog mit seinem Heere gegen Sogdianus aus. Einige andere Satrapen schlossen sich ihm an und der Anführer der königlichen Reiterei ging zu ihm über. Sogdianus ließ sich hierauf durch angebotene Unterhandlungen täuschen, fiel so in seines Bruders Gewalt und ward von diesem, nach einer Regierung von sechs und einem halben Monat, aus der Welt geschafft.

Ochus bestieg jetzt unter dem Namen Darius II. den Thron. Er erhielt von den Griechen, zur Unterscheidung von anderen persischen Königen, den Namen Nothus, d. i. der Unechte oder der Bastard. Unter seiner Regierung, welche von 421 bis 404 währte, sank das Reich stets tiefer: die Satrapen wurden in ihren Provinzen fast zu unabhängigen Fürsten und der König ließ sich ganz von seiner Gemahlin Parysatis, einem herrschsüchtigen Weibe, und einigen Günstlingen leiten. Die Geschichte Persiens ist namentlich unter diesem Könige mit Grausamkeiten, Verräthereien, Empörungen angefüllt, bei welchen besonders die Königin Parysatis thätig war. Das für die allgemeine Geschichte Wichtigste ist die Kabale der Parysatis zu Gunsten ihres Lieblingssohnes, Cyrus des Jüngeren, und deren Folgen.

Parysatis, welche in Wahrheit unter Darius II. Namen die Regierung führte, hatte 13 Kinder gehabt, von denen jedoch neun schon früh

starben. Von den übrigen vier ward der älteste Sohn, Artaxerxes, von seinem Vater zu seinem Nachfolger in der Regierung bestimmt; einen der jüngeren aber, welchem die Mutter den, sonst nur von Königen oder Thronerben geführten, Namen Cyrus gegeben hatte, suchte diese auf jede Weise zum Nachtheil seines Bruders zu heben. Sie verschaffte ihm die Stelle eines Oberstatthalters in den westlichen Provinzen von Kleinasien, weil diese ihn mit den Griechen in Verbindung brachte und ihn in den Stand setzte, seinem Bruder durch griechische Soldtruppen gefährlich zu werden. Cyrus suchte vor Allem die Spartaner für sich zu gewinnen, und übte dadurch, wie erzählt worden ist, auch einen großen Einfluß auf den Ausgang des peloponnesischen Krieges.

Kaum war Darius Nothus gestorben, als Tissaphernes, der Unterstatthalter von Jonien und Karien, dem neuen Könige Artaxerxes II., welcher seines starken Gedächtnisses wegen den Beinamen Mnemon erhielt, die Anzeige machte, daß Cyrus mit Empörungsgedanken umgehe. Auf diese Nachricht wollte Artaxerxes seinen Bruder hinrichten lassen. Parysatis wußte ihn aber davon abzubringen und bewog ihn sogar, daß er dem Cyrus seine seitherige Stelle von neuem übertrug. Der junge Prinz konnte sich also nun mit aller Muße gegen seinen Bruder rüsten. Vergebens wiederholte Tissaphernes seine Warnung; Cyrus benutzte einen Zwist, den er um einiger jonischen Städte willen mit Tissapherues hatte, um einen schicklichen Vorwand zur Fortsetzung seiner Rüstungen zu haben und der König ließ sich dadurch um so leichter täuschen, als er den nun ausbrechenden Krieg zwischen Cyrus und Tissaphernes nicht ungern sah, weil Beide, um ihre Rechte zu wahren, die Abgaben für die streitigen Städte an die königliche Schatzkammer pünktlich entrichteten. Als Cyrus auf diese Weise ein großes Heer gesammelt hatte, brach er unter dem Vorwande, Unruhen in Pisidien und Cilicien dämpfen zu wollen, nach dem Innern des Reiches auf. Den Kern seines Heeres bildeten 13,000 griechische Söldner, welche mit Unterstützung der Spartaner in verschiedenen Theilen Griechenlands angeworben worden waren und an deren Spitze ein spartanischer Flüchtling Klearchus stand.

Cyrus drang tief in das persische Reich ein und traf neun deutsche Meilen von Babylon, bei dem Orte Kunaxa, mit dem von Artaxerxes selbst angeführten königlichen Heere, das wie gewöhnlich aus einer ganz ungeheuren Menschenmasse bestand, zusammen. Hier kam es zu einer Schlacht, in welcher Cyrus selbst, nachdem er seinen Bruder, im heftigen Nahekampf des Gefolges der beiden feindlichen Brüder, mit eigener Hand verwundet hatte, von dessen Umgebung getödtet ward. Der asiatische Theil seiner Truppen ergriff nach des Prinzen Tod die

Flucht, die 13,000 Griechen aber hatten während dessen nicht nur den ihnen gegenüberstehenden Flügel der Feinde geschlagen, sondern erfochten, nach der Niederlage ihrer asiatischen Mitkämpfer, auch über den übrigen Theil des persischen Heeres einen glänzenden Sieg (401 v. Chr.). Die Griechen, deren Lager während der Schlacht geplündert worden war, wiesen nach derselben die Aufforderung des Perserkönigs, sich ihm auf Gnade und Ungnade zu unterwerfen, zurück und faßten, obgleich ihre Zahl jetzt nur noch 10,000 betrug, den Beschluß, mit den Waffen in der Hand sich mitten durch das fremde und feindliche Land in die Heimath durchzuschlagen, von welcher sie ein Marsch von 300 deutschen Meilen trennte.

Dieser Marsch, welcher gewöhnlich der Rückzug der Zehntausend heißt, ist von Xenophon, einem der Führer derselben, in einem besonderen Werk beschrieben worden. Er ist eine der berühmtesten Kriegsthaten des Alterthums und zeigt die Vorzüge der griechischen Welt in ihrem vollsten Glanze; denn die kühne und glücklich ausgeführte Unternehmung der 10,000 Griechen gehört nicht etwa ihnen allein, sondern ihrer Zeit, ihrer Nation und der damaligen Bildung derselben als Gemeingut an, und macht den Kontrast zwischen dem Werthe persischer und griechischer Staatseinrichtung und Cultur auf das Klarste anschaulich. Eine Handvoll Griechen bot dem König des ungeheuren persischen Reiches, seinen großen Heeresmassen und allen Ränken seiner Satrapen Trotz; griechische Bildsamkeit und Gewandtheit, ihre heimische Freiheit, deren veredelnde Kraft sich auch bei diesen Söldnern nicht verleugnete, trug den Sieg über das Mechanische und Unverrückte persischer Einrichtungen davon, griechische Wissenschaft über orientalische Geistesarmuth, griechische Taktik über persische Unordnung, wahres Ehrgefühl endlich und echter Nationalstolz über Ränke, Feigheit und knechtischen Sinn.

Der Weg, welchen die Zehntausend einschlugen, war nicht der ihres Marsches nach Kunaxa, sondern er ging durch Mesopotamien, Medien, Armenien und am südlichen Ufer des schwarzen Meeres hin nach Thracien. Die tapferen Griechen kannten in diesen Ländern weder Weg noch Steg, hatten keine Karten und keine zuverlässigen Wegweiser, mußten durch Wüsten und Wildnisse, durch verschneite Gebirge und Schluchten, durch barbarische Völker und durch die zu den Waffen aufgerufene Bevölkerung ganzer Landstriche sich ihre Straße bahnen und erreichten nichtsdestoweniger mit einem verhältnißmäßig nur geringen Verluste die Grenzen ihres heimathlichen Welttheils.

Bald nachdem sie ihren Marsch angetreten hatten, schloß Artaxerxes durch den Satrapen Tissaphernes, welchem die Statthalterschaft des Cyrus übertragen worden war, einen Vertrag mit ihnen, kraft dessen

sie ungestört nach Hause ziehen, von Letzterem an der Spitze eines persischen Heeres begleitet und allenthalben mit den nöthigen Lebensmitteln versehen werden sollten. Tissaphernes ließ aber die Griechen mehr als zwanzig Tage auf seine Rückkehr aus dem Lager des Königs warten. Als er endlich zurückgekommen war und die Griechen auf dem Wege durch Medien begleitete, zeigte er sich sehr argwöhnisch und veranlaßte immer häufigere Reibungen zwischen seinen und den griechischen Truppen, weshalb Klearchus, der Oberanführer der Letzteren, den Satrapen um eine Unterredung ersuchte. Tissaphernes gewährte dieselbe, und Klearchus begab sich voll Vertrauen auf die Redlichkeit des feindlichen Führers mit seinem ganzen, aus 24 Ober-Offizieren bestehenden Kriegsrath in das persische Lager. Hier wurden alle gleich nach ihrer Ankunft treuloser Weise verhaftet und ihr Gefolge niedergehauen. Bald nachher wurden sie selbst in die Residenz des Königs geschleppt und hier insgesammt hingerichtet.

Die Perser hatten gehofft, daß durch ihren treulosen Streich die Griechen in Verwirrung gebracht und so mit leichter Mühe besiegt werden würden; sie waren aber nicht wenig erstaunt, als, zum Unterschied von der Beschaffenheit und dem Geiste ihrer eigenen Heere, auf einmal und wie von selbst aus den Gemeinen und Subaltern-Offizieren der Griechen eine neue Generalität und neue Unteranführer hervorgingen. Im griechischen Heere wurden nämlich alle Stellen jährlich neu besetzt, es fand bei ihnen nicht, wie bei den unsrigen, ein Vorrücken statt, und kein Offizier hatte einen bleibenden Rang, sondern derjenige, welcher in dem einen Jahre die Stelle eines Offiziers bekleidet hatte, diente nicht selten im darauf folgenden als Gemeiner. Aus diesem Grunde konnte fast jeder gemeine Soldat den Offizier ersetzen, und es war ein Leichtes, neue Anführer für die größeren und kleineren Abtheilungen des Heeres zu ernennen. Xenophon, welcher seither den Zug weder als Offizier noch als Gemeiner, sondern blos als Freund und Begleiter eines der Generale mitgemacht hatte, war der Erste, der nach der treulosen That des Tissaphernes bei seinen Landsleuten darauf drang, daß man der persischen Aufforderung zur Unterwerfung nicht Folge leiste, sondern mit den Waffen in der Hand sich durch das feindliche Land durchschlage. Von den um ihn versammelten Obersten und Hauptleuten trat nur ein einziger gegen diesen Vorschlag auf; er erweckte deshalb bei den Uebrigen Verdacht, und als man ihn genauer betrachtete, erkannte man an seinen durchbohrten Ohren, daß er von Geburt kein Grieche, sondern ein Perser sei. Sogleich wurde er ausgestoßen und Xenophon nebst vier Anderen zu Nachfolgern der von den Persern gefangen genommenen Generale ernannt.

Xenophon war seitdem die Seele des griechischen Heeres, und ihm, der das Zutrauen desselben mit vollem Rechte besaß, verdankte dieses seine Rettung. Er war so klug, nur in des Spartaners Cheirisophus Namen als Führer des Nachtrabs zu commandiren, obgleich es diesem an allem Talente und an den nöthigen Kenntnissen fehlte, um seine Landsleute aus dem Innersten des persischen Reichs nach Hause zurück zu führen. Xenophon wollte nämlich, da die Spartaner durch den peloponnesischen Krieg die Herren von Griechenland geworden waren, eines Theils sich selbst ihnen nicht verhaßt machen und konnte anderen Theils seine eigenen Leute durch die Furcht vor einem spartanischen Anführer besser in Zucht halten. Unter einer trefflichen taktischen Leitung, die den jedesmaligen Umständen und Lokalitäten angemessen war, setzten die Griechen, von den Persern beständig verfolgt und angegriffen, ihren Marsch bis in die schroffen und unwirthlichen Gebirge um den oberen Tigris fort. Hier stießen sie auf das wilde, kriegerische Volk der Karduchen, welche gleich den heutigen Kurden, die vielleicht ihre Nachkommen sind, noch nie unterworfen worden waren und jede friedliche Unterhandlung über den Durchzug durch ihr Land zurückwiesen. Die Perser, welche nicht in dasselbe einzudringen wagten, gaben jetzt die Verfolgung der Zehntausend auf; diese aber zogen in das steile und rauhe Felsenland der Karduchen und gelangten, trotz der steten Angriffe seiner Bewohner, durch die Ueberlegenheit ihrer Disciplin und Kriegserfahrung, in sieben Tagen bis zur entgegengesetzten Seite des Gebirges und an die Grenze von Armenien. Der Marsch durch das Land der Karduchen war der schwierigste Theil ihres ganzen Zuges gewesen und hatte ihnen mehr Leiden und Verluste gebracht, als alle Angriffe des persischen Heeres.

Auf dem Marsche durch Armenien hatten die Griechen wieder durch persische Ränke zu leiden. Tiribazus, der persische Statthalter dieses Landes, schloß mit ihnen einen Vertrag, welcher dem des Tissaphernes gleich war, brach denselben aber bald wieder. Er wurde dafür mit dem Verluste seines Lagers bestraft, welches die Griechen erstürmten und plünderten. Mehr, als durch die Hinterlist feiger Feinde, litten die Griechen, welche im Monat Januar Armenien durchzogen, durch die Winterkälte und große Schneefälle, sowie durch den Kampf mit einigen kleineren Volksstämmen dieses Landes. Endlich gelangten sie, vier Monate nach der Schlacht bei Kunaxa, ans schwarze Meer, das sie als heimathliche See mit tiefer Bewegung und lautem Freudenruf begrüßten, und nach Trapezunt, der ersten griechischen Stadt, wo sie eine freundliche Aufnahme fanden und ihre glückliche Ankunft auf heimathlichem Boden durch Opfer und Kampfspiele feierten. Von hier setzte ein Theil von ihnen zu Land, ein anderer zur See den Rück-

marsch weiter fort. Jetzt aber, wo griechische Luft sie wieder umwehte und die Furcht vor den Barbaren geschwunden war, riß Zwietracht und Raubgier unter ihnen ein, und selbst die Bürger griechischer Pflanzstädte am Südufer des schwarzen Meeres suchten ihrer, als sehr drückender Gäste, sobald als möglich wieder los zu werden. Unter häufigen Plünderungen und nicht ohne großen Verlust gelangten sie durch Bithynien nach Byzanz und von da in das Innere von Thracien, dessen damaliger Beherrscher, Seuthes, die zu rohen, kriegslustigen Abenteurern ausgearteten Ueberreste der Zehntausend in seine Dienste nahm. Sie halfen demselben während einiger Monate seine Herrschaft über verschiedene thracische Stämme ausbreiten. Endlich ließen sie sich von den Spartanern, welche damals das persische Reich bekriegten, anwerben, und kehrten so wieder nach Asien zurück.

Der Ueberrest der ganzen Schaar belief sich auf 6000 Mann; der Weg, den dieselbe vom Schlachtfeld bei Kunaxa an bis etwa in die Mitte der Südküste des schwarzen Meeres zurückgelegt hatte, betrug nicht weniger als 464 deutsche Meilen. Sie hatten diesen Weg in acht Monaten gemacht. Ihr ganzer Zug aber von Ephesus bis Kunaxa und von da bis in jene Gegend des schwarzen Meeres umfaßte 15 Monate (vom Februar des Jahres 401 bis zum Beginn des Juni 400 v. Chr.), der Marsch von hier an bis zu ihrer Vereinigung mit dem spartanischen Heere in Kleinasien (im März 399 v. Chr.) neun Monate.

Xenophon, der bei diesem denkwürdigen Zuge am meisten sich verdient gemacht hatte, kehrte, nachdem er den Rest der Zehntausend zu dem spartanischen Heere in Kleinasien geführt hatte, nach Griechenland zurück. Einige Jahre nachher nahm er an dem Zuge, den sein Freund, der spartanische König Agesilaus, gegen die Perser machte, Antheil und focht bei dessen Rückkehr auch an seiner Seite in der Schlacht bei Koronea mit. Während er mit Agesilaus in Asien war, wurde er durch einen Volksbeschluß aus seiner Vaterstadt verbannt, weil er an einem Kriege gegen den damals mit Athen verbündeten Perser-König Antheil genommen und durch seine aristokratische Gesinnung und seine Vorliebe für das spartanische Staatswesen den Haß der Demagogen und die Eifersucht des Volkes erregt hatte. Nach der Schlacht bei Koronea ging er mit Agesilaus eine Zeit lang nach Sparta, und ließ sich dann auf einem in der Nähe von Olympia gelegenen Landgute nieder, welches er entweder von den Spartanern zum Geschenk erhalten, oder mit seinen in Asien erworbenen Reichthümern sich gekauft hatte. Hier und in Korinth, wo er später lebte, schrieb er einen Theil seiner Werke. Die gegen ihn ausgesprochene Verbannung aus Athen wurde zwar nach langer Zeit wieder zurückgenommen, wahrscheinlich

kehrte er aber nie wieder in seine Vaterstadt zurück; er bewog jedoch später seinen Sohn Gryllus, an einem Kriegszuge der Athener Theil zu nehmen. Gryllus fiel in der Schlacht bei Mantinea, und es wird erzählt, daß dem greisen Vater die Nachricht von dem Tode seines Sohnes gerade in dem Augenblicke hinterbracht worden sei, als er am Altare stand, um den Göttern zu opfern. Xenophon war nach dem bei den Griechen üblichen Brauche, daß man sich bei festlichen Gelegenheiten bekränzte, mit einem Kranze geschmückt. Er nahm seinen Kranz vom Haupte, hörte aber die Nachricht vom Tode seines Sohnes mit der größten Fassung an und sagte: er wisse, daß er nur einen Sterblichen erzeugt habe. Als man ihm erzählte, daß Gryllus sehr tapfer gefochten habe, setzte er den Kranz wieder auf, vollbrachte sein Opfer und verknüpfte dasselbe mit einem Gebete, in welchem er den Göttern für die Trefflichkeit seines Sohnes dankte. Xenophon starb zu Korinth im 90. Jahre seines Lebens (355 v. Chr.).

3. Geschichte Griechenlands von der Wiederherstellung der athenischen Verfassung bis zum Ausbruch des böotischen Krieges.

Die Theilnahme der 13,000 Griechen an des Cyrus Empörung war nur eine Privatsache solcher Griechen gewesen, die sich von Cyrus hatten anwerben lassen, und hatte deshalb keinen unmittelbaren Einfluß auf das zwischen Persien und Griechenland bestehende Verhältniß. Der Krieg selbst aber, zu welchem diese Söldner geworben worden waren, war allerdings nicht ohne Einfluß auf den Gang der griechischen Geschichte und gab namentlich zur Wiederherstellung der Unabhängigkeit Athens die entfernte Veranlassung. Tissaphernes hatte nämlich seinem Könige in diesem Kriege sehr wesentliche Dienste geleistet und war zum Dank dafür mit der angesehenen und mächtigen Satrapenstellung, welche Cyrus besessen hatte, bekleidet worden. Sobald er nach Kleinasien gekommen war, machte er von seiner neuerlangten Macht dadurch Gebrauch, daß er die griechischen Städte Joniens, die in der letzten Zeit unabhängig gewesen waren, zu unterwerfen suchte. Diese wandten sich sogleich nach Sparta um Hülfe, und hier ging man auf ihr Gesuch ein. 1000 Heloten, denen man zur Belohnung für ihre im Kriege geleisteten Dienste vorher das Bürgerrecht geschenkt hatte, und 4000 Mann aus anderen peloponnesischen Staaten wurden, unter der Anführung Thimbron's, nach Kleinasien geschickt (im Herbst des Jahres 400 v. Chr.). Thimbron, welcher sein Heer noch durch die Truppen griechischer Städte Kleinasiens und durch die Reste der Zehntausend verstärkte, führte zwar den Krieg nicht ohne Glück, war aber in der Belagerungskunst zu unerfahren, als daß er

für die Umſtände getaugt hätte. Außerdem drückte er durch die Plünderungsſucht ſeines aus allerlei Volk beſtehenden Heeres die mit Sparta verbündeten Städte in Kleinaſien ſo ſehr, daß dieſe ihn in Sparta verklagten und man ſich veranlaßt ſah, ihn bald wieder abzurufen. An Thimbron's Stelle ward (im Herbſt des Jahres 399 v. Chr.) Derkyllidas gewählt, welcher ſeinen Vorgänger an Gewandtheit und Schlauheit übertraf und bis zum Jahre 397, wo er einen Waffenſtillſtand ſchloß, einen glücklichen Krieg mit Tiſſaphernes führte.

So ſtanden die Angelegenheiten Kleinaſiens, als der ſpartaniſche König Agis I. ſtarb und deſſen Bruder Ageſilaus mit Hülfe Lyſander's auf den Thron von Sparta gelangte (397 v. Chr.) Lyſander hatte damals in ſeiner Vaterſtadt viel von ſeinem ſeitherigen Einfluß verloren und auch auf den Inſeln und in den kleinaſiatiſchen Städten waren die von ihm gemachten Einrichtungen nach und nach in Verfall gerathen oder abgeſchafft worden. Er wollte aber um jeden Preis wieder eine Rolle ſpielen, und die Erfüllung dieſes Wunſches konnte er nur dann erreichen, wenn er von neuem an die Spitze eines Heeres geſtellt wurde. Dazu bot ſich ihm beim Tode des Agis, wie es ſchien, eine treffliche Gelegenheit dar. Agis nämlich, welcher nur einen einzigen Sohn, Leotychides, hinterließ, hatte während ſeines Lebens ſelbſt ſtets behauptet, daß dieſer nicht ſein Sohn, ſondern ein Baſtard des Alcibiades ſei. Obgleich er nun auf dem Todbette dieſen Leotychides noch als ſeinen Sohn anerkannt hatte, ſo machte doch Agis Bruder Ageſilaus dieſem ſeinem Neffen die Aechtheit ſeiner Geburt ſtreitig. Lyſander unterſtützte dabei den Oheim gegen den Neffen, weil Ageſilaus hinkend und von unanſehnlichem Aeußern war und es deswegen ſchien, als wenn er keine Bedeutung im Kriege erhalten und überhaupt ein Werkzeug deſſen, der ihm zur Regierung verholfen habe, ſein werde. Allein Lyſander ſah bald, daß er ſich in ſeinen Erwartungen betrogen habe. Ageſilaus bemühte ſich nicht allein gleich nach ſeiner Thronbeſteigung, den Oberbefehl in Aſien zu erhalten, ſondern er war auch einer der ausgezeichnetſten Feldherrn der Spartaner und überhaupt einer der bedeutendſten Männer, welche ihre Geſchichte kennt. Zunächſt begrenzte er mit Kraft eine Verſchwörung, welche unter den unterdrückten Klaſſen gährte und an deren Spitze ein gewiſſer Kinadon ſtand, erhielt das gewünſchte Commando, und obgleich Lyſander ihn anfangs auf ſeinem Feldzuge begleitete, ſo entſpann ſich doch bald heftige Zwietracht zwiſchen beiden Männern, und Lyſander nährte den Gedanken, durch eine förmliche Revolution in Sparta ſeinem Ehrgeize Befriedigung zu gewähren.

Ageſilaus hatte bei dem aſiatiſchen Kriegszuge, deſſen Leitung ihm übertragen worden war, die geheime Abſicht, die Perſer nicht blos

aus dem Besitze der griechischen Städte Kleinasiens zu verdrängen, sondern auch in ihrem eigenen Lande anzugreifen und im Innern von Asien Eroberungen zu machen. Der spartanische König entwickelte gleich bei dem Beginn seines Zuges die größten militärischen Talente, und Xenophon, der sich seinem Heere anschloß, unterstützte ihn durch seinen Rath und die kurz zuvor bei dem berühmten Rückzug von ihm gemachten Erfahrungen. Agesilaus landete im Frühling des Jahres 396 v. Chr. bei Ephesus und überraschte den Satrapen Tissaphernes, welcher im Vertrauen auf den mit Derkyllidas abgeschlossenen Waffenstillstand seine Rüstungen nur langsam betrieben hatte, nicht wenig. Der Perser bat sogleich um die Fortdauer des Waffenstillstandes und versprach dagegen dem Agesilaus, die verlangte Anerkennung der Unabhängigkeit der kleinasiatischen Griechen von seinem Könige zu erwirken; Agesilaus gewährte deshalb das Gesuch des Satrapen und blieb mit seinem Heere in Ephesus. In der kurzen Zeit, während welcher der spartanische König hier verweilte, entwickelte sich jener Zwist zwischen ihm und Lysander. Der Letztere nämlich, welcher eine wichtige Stelle im Kriegsrathe bekleidete, stellte bei den kleinasiatischen Griechen, unter denen er ehemals fast wie ein Gebieter aufgetreten war, sein früheres Ansehen wieder her und bildete eine Art von Hof um sich. Er war beständig von einem großen Gefolge von Dienstbeflissenen und von Leuten, die um seine Gunst buhlten, umgeben, so daß er öffentlich gewissermaßen als König, Agesilaus aber als ein bloßer Privatmann erschien. Dadurch erbitterte Lysander sowohl den Agesilaus, als auch seine Collegen im Kriegsrath aufs höchste, verlor, indem Agesilaus jedem Gesuch, das von ihm unterstützt wurde, geflissentlich die Gewährung versagte, allen Einfluß, und spielte zuletzt in den Augen des Heeres und der Kleinasiaten eine so demüthige Rolle, daß er selbst seine Entfernung wünschte. Agesilaus gab ihm eine Sendung nach dem Hellespont, von wo Lysander bald darauf nach Sparta zurückkehrte.

Als Tissaphernes seine Rüstungen beendigt und aus dem Inneren des Reiches eine bedeutende Verstärkung erhalten hatte, kündigte er den Spartanern den Waffenstillstand auf und verlangte ihren augenblicklichen Abzug aus Kleinasien. Agesilaus, der ihm an Kräften durchaus nicht gewachsen war, wußte während des Sommers die zwischen Tissaphernes und Pharnabazus, den beiden Satrapen Kleinasiens, bestehende Uneinigkeit trefflich zu seinem Vortheile zu benutzen und zugleich auf eine sehr schlaue Weise einem entscheidenden Kampfe auszuweichen. Die darauf folgende Winterszeit benutzte er, um sein Heer einzuüben, es zu verstärken und sich von den griechischen Städten Kleinasiens die ihm fehlende Reiterei zu verschaffen. Im nächsten

Sommer rückte er, während Tissaphernes sich von ihm täuschen ließ, schnell gegen Sardes vor, schlug die dieser Stadt zu Hülfe eilenden Truppen und machte große Beute. Tissaphernes hatte in der Königin Parysatis, die ihm den Tod ihres Lieblingssohnes Cyrus nicht verzeihen konnte, längst eine gefährliche Feindin am Hofe und mußte jetzt die Vortheile, welche Agesilaus über ihn erhalten hatte, mit dem Leben büßen. Tithrauſtes ward an seine Stelle ernannt und nahm ihm auf Befehl des Königs das Leben. Der neue Statthalter trat sogleich mit Agesilaus in Unterhandlung, schloß mit ihm einen halbjährigen Waffenstillstand und bewog ihn, sich mit seinem Heer in die Provinz des Pharnabazus zu begeben. Agesilaus zog hierauf plündernd nach Phrygien, wo Pharnabazus sich durch einen Waffenstillstand aus der Verlegenheit half, und traf sodann die nöthigen Vorkehrungen, um mit seinem sieggewohnten Heere in das Herz von Asien vorzudringen. Schon wollte er, im Frühjahr 394 v. Chr., aus Phrygien dahin aufbrechen, schon war auf diese Weise die Axt an den morschen Stamm des persischen Reichs gelegt, als die Verhältnisse Griechenlands den spartanischen König zur Rückkehr nach Europa nöthigten.

4. Der böotische Krieg.

In den meisten Staaten Griechenlands nämlich herrschte große Unzufriedenheit mit der Art, wie Sparta seine wiedererlangte Oberherrschaft die Schwächeren fühlen ließ, und manche Staaten, wie namentlich Athen, hegten überdies den lebhaften Wunsch, ihre seit dem Ende des peloponnesischen Krieges nur scheinbare Unabhängigkeit wieder in eine wirkliche zu verwandeln. Diese Stimmung wurde durch die Brutalität der Beamten, welche Sparta von Zeit zu Zeit mit Aufträgen in die eine oder die andere Stadt sandte, immer wieder von neuem angeregt. Außerdem erweckte die Härte, mit welcher die Spartaner an einigen ihnen verhaßten Staaten Rache nahmen, einerseits zwar Furcht vor ihrer Uebermacht, andererseits aber auch großen Haß und die Sehnsucht nach einer Veränderung, durch welche die schwächeren Staaten gegen eine ähnliche Behandlung gesichert würden. Die Spartaner hatten unter Andern, gleich nach dem peloponnesischen Krieg, die Eleer und die in Naupaktus und auf der Insel Kephallenia angesiedelten Messenier ihren Groll auf eine sehr rohe Art fühlen lassen. Die Ersteren wurden zur Strafe dafür, daß sie im Jahre 420 v. Chr. ein Bündniß mit Argos und Athen geschlossen und nachher den spartanischen Bürgern den Zutritt zu den olympischen Spielen verwehrt hatten, nicht allein mit großer Kriegsmacht angegriffen, sondern ihr Land wurde auch ein ganzes Jahr hindurch auf systematische Weise

verwüstet, bis sie endlich durch sehr drückende Zugeständnisse sich Ruhe und Frieden erkauften. Unmittelbar nach dieser grausamen Bestrafung der Eleer wandte sich das spartanische Heer gegen die einzigen freien Ueberreste des unglücklichen messenischen Volkes; diese wurden aus ihren beiden Wohnsitzen vertrieben und mußten den Boden des griechischen Mutterlandes ganz verlassen. Sie begaben sich theils nach Sicilien, theils nach der Pflanzstadt Cyrene in Africa, wo sie Söldnerdienste nahmen.

Auf diese Weise erregten die Spartaner durch ihren Druck und ihre Mißhandlung griechischer Staaten fast überall einen so großen Unwillen, daß derselbe nothwendiger Weise bei der ersten Veranlassung in einen Krieg ausbrechen mußte. Dieser Anlaß wurde durch des Agesilaus Unternehmungen in Asien gegeben. Der Satrap Tithraustes hatte nämlich nicht sobald die Absicht des spartanischen Königs, das persische Reich durch einen Zug ins Innere von Asien selbst anzugreifen, erkannt, als er den Beschluß faßte, den in Griechenland unter der Asche glimmenden Funken des Hasses gegen Sparta zur Flamme anzufachen. Er schickte einen gewandten Mann, Timokrates von Rhodus, mit bedeutenden Geldsummen nach Griechenland, um daselbst Unruhen zu erregen, und diesem fiel es nicht schwer, die leitenden Männer in Theben, Korinth, Argos und anderen Staaten zu gewinnen.

Zu gleicher Zeit drohte der spartanischen Uebermacht von Asien her noch eine andere große Gefahr. Der athenische Feldherr und Admiral Konon, welcher mit dem kleinen Ueberrest der bei Aegospotamoi vernichteten Flotte nach Cypern entflohen war, hatte daselbst bei dem Beherrscher der Stadt Salamis, Evagoras, eine freundliche Aufnahme gefunden. Konon strebte, auch fern von seiner Vaterstadt, nach der Wiederherstellung der Unabhängigkeit derselben und erkannte, daß dies am sichersten vermittelst einer gehörig ausgerüsteten und gut angeführten persischen Flotte erreicht werden könne, weil Sparta nur zur See besiegbar war. Evagoras, der ein Vasall des persischen Königs war, hatte deshalb, in Verbindung mit Pharnabazus, den erfahrenen athenischen Seemann seinem Oberherrn als einen Mann empfohlen, der die persische Seemacht wiederherstellen und im Kriege mit Sparta wichtige Dienste leisten könne, und Konon war selbst an den Hof des Königs gereist, um seinen Plan besser durchsetzen zu können. Artaxerxes ging auf Konons Vorschläge ein und ließ die zur Ausrüstung einer genügenden Zahl von Schiffen nöthigen Gelder anweisen. In kurzer Zeit war eine ansehnliche Flotte in See, welche von Pharnabazus und Konon befehligt wurde.

In Griechenland brach schon im Jahre 395 v. Chr. der Krieg gegen

Sparta aus. Ein Streit zwischen den Phokiern und den opuntischen Lokrern, welcher an und für sich nur einer jener vielen Zwiste war, die in Griechenland zwischen den einzelnen Landschaften fast ohne Aufhören Statt fanden, wurde als Vorwand gebraucht. Die Thebaner leisteten den Lokrern Hülfe und nöthigten dadurch die Phokier, sich an die Spartaner zu wenden. In Sparta war man längst gegen die Thebaner aufgebracht und konnte es ihnen nicht verzeihen, daß sie, stolzer als die übrigen Griechen, die Gebote der Spartaner einige Male zurückgewiesen und auf diese Weise ihren Entschluß, sich der herrschenden Macht nicht unbedingt zu fügen, zu erkennen gegeben hatten. Man wollte also den dargebotenen Anlaß benutzen, um die Thebaner zu demüthigen, und gewährte den Phokiern die gewünschte Hülfe. Lysander erhielt den Auftrag, nach Phokis zu reisen und daselbst ein Heer zu sammeln, während der König Pausanias II. die Truppen der peloponnesischen Bundesgenossen zusammenziehe. Beide sollten an einem bestimmten Tage bei der böotischen Stadt Haliartus zusammentreffen. Die Thebaner ihrerseits hatten sich an die Athener um Hülfe gewandt und diese schickten zu ihrer Unterstützung ein Heer ab. So entstand ein Krieg gegen Sparta, welcher der böotische Krieg genannt wird, weil Böotien fast ausschließlich sein Schauplatz war.

Lysander erschien an dem bestimmten Tage vor Haliartus, Pausanias aber zog in langsamem Marsche nach Böotien und kam nicht zur rechten Zeit an. Lysander ließ sich ohne ihn in einen Kampf ein, weil er entweder seinem Glücke zu sehr traute, oder einer Schlacht nicht länger ausweichen konnte. In dieser Schlacht bei Haliartus (395 v. Chr.), in welcher der Sieg unentschieden blieb, verlor Lysander selbst das Leben, sein aus Phokis und einigen benachbarten Staaten zusammengerafftes Heer aber ging, seines Führers beraubt, in der darauf folgenden Nacht aus einander. Am nächsten Tage erschienen zu gleicher Zeit Pausanias und die von Thrasybul commandirte Hülfsschaar der Athener auf dem Schlachtfeld. Pausanias und sein Kriegsrath wagten nicht, den Feind anzugreifen, sondern ließen sich mit demselben in eine Unterhandlung ein, um die Leichen ihrer in dem Treffen gebliebenen Landsleute bestatten zu können. Es wurde eine Uebereinkunft getroffen, in welcher zum ersten Mal seit undenklicher Zeit ein spartanischer König sich dazu verstand, die Auslieferung der Gefallenen durch das Versprechen des Abzugs aus dem feindlichen Lande zu erkaufen. Auf diese Weise verließ Pausanias zum Triumph der Athener und Thebaner, welche das abziehende spartanische Heer mit Spottreden überhäuften, das Schlachtfeld und kehrte nach Sparta zurück. Er wurde deshalb zu Hause vor Gericht gestellt und zum Tode verurtheilt, wich aber, wie einst sein Vater Pleistonax, der Strafe durch die Flucht aus.

Er begab sich nach der arkadischen Stadt Tegea, wo er nach einigen Jahren starb.

Jetzt bildete sich in Griechenland unter dem Einfluß persischer Intriguen und persischen Geldes ein mächtiger Bund gegen Sparta. Theben, welches an der Spitze der böotischen Städte stand, Athen, Korinth und Argos vereinigten sich, um die spartanische Oberherrschaft zu brechen und bald schlossen sich auch die euböischen Städte, die Akarnanen und andere Völkerschaften an diesen Bund an. Dies nöthigte die Spartaner, Agesilaus mit seinem Heere aus Asien zurückzurufen. Ein Eilbote brachte ihm, gerade als er die Ausführung seines großen Eroberungsplanes beginnen wollte, den Befehl der Rückkehr, und Agesilaus durfte nicht säumen, diesem Befehle Folge zu leisten. Er zog sich schnell aus Phrygien zurück und setzte, nachdem er 4000 Mann zur Beschützung der griechischen Städte in Kleinasien zurückgelassen hatte, über den Hellespont. Während er von hier in Eilmärschen weiterzog, war es in Griechenland bereits zu einem weiteren Zusammenstoße gekommen. Ein aus mehr als 25,000 Mann bestehendes Heer der Verbündeten nämlich war aufgebrochen, um in Lakonien einzufallen, und die Spartaner hatten demselben etwa 15,000 Mann unter dem Commando des Aristodemus, welcher als Vormund seines Vetters, des jungen Sohnes des Pausanias, die Regierung führte, entgegengeschickt. Beide Theile trafen bei Sikyon zusammen, wo dann (im Juli 394 v. Chr.) ein Treffen geliefert wurde, in welchem das spartanische Heer zwar einige Vortheile erkämpfte, keineswegs aber entscheidend siegte.

Während auf diese Weise in Griechenland das Glück die Spartaner wenigstens nicht geradezu verließ, wandte sich dasselbe auf dem Meere ganz von ihnen ab. Agesilaus hatte die Unvorsichtigkeit begangen, das Commando der spartanischen Flotte dem tüchtigen Seemann Pharax abzunehmen, um es seinem Schwager Pisander zu übertragen, der zwar Muth und Kühnheit besaß, aber nicht Erfahrung genug im Seekrieg hatte. Dieser traf in der Nähe der karischen Stadt Knidus mit der von Konon und Pharnabazus befehligten persischen Flotte zusammen und erlitt eine Niederlage, durch welche die spartanische Ueberlegenheit zur See gänzlich vernichtet ward. Pisander selbst verlor dabei mit vielen seiner Leute das Leben und 50 große Kriegsschiffe mit 500 Mann geriethen in die Gewalt der Sieger (im Anfang des August 394 v. Chr.). In Folge dieser Schlacht mußten die Harmosten der Spartaner aus fast allen Städten der kleinasiatischen Küste und der benachbarten Inseln weichen, ihre Schiffe waren nicht mehr im Stande, das Meer zu behaupten, und die Athener konnten ungehindert ihre Flotte wiederherstellen.

Agesilaus, welcher bei seinem Rückzug aus Asien denselben Weg nahm, den einst Xerxes genommen, erhielt die Nachricht von dieser unglücklichen Schlacht an der Grenze von Böotien. Er hatte sich durch Thessalien mit den Waffen durchschlagen müssen, weil die mit Theben verbündeten Bewohner der dortigen Städte Larissa, Skotussa und Pharsalus seinen Marsch durch ihr Land aufzuhalten suchten. In Böotien erwartete ihn die vereinte Macht der Böotier, Athener, Argiver, Korinther, Aenianen und Euböer, sowie der ozolischen und opuntischen Lokrer. Um der entmuthigenden Wirkung, welche die Nachricht von Pisander's Niederlage auf den bevorstehenden Kampf hätte ausüben können, zuvorzukommen, täuschte er seine Truppen durch die Anzeige, daß zwar sein Schwager geblieben sei, daß aber die Flotte desselben einen Sieg errungen habe. Bei der böotischen Stadt Koronea lieferte er hierauf, im August 394 v. Chr., eine Schlacht, über deren Ausgang die Berichte der griechischen Geschichtschreiber einander widersprechen. Nach der Versicherung des mit Agesilaus befreundeten Xenophon trugen die Spartaner einen vollständigen Sieg davon, nach anderen Angaben aber waren sie blos im Stande, das Schlachtfeld zu behaupten. Beide Theile fochten mit großer Tapferkeit und Erbitterung, und der Verlust an Todten war für die Spartaner und ihre Feinde gleich groß; Agesilaus empfing selbst mehrere Wunden und seine aus 50 jungen Männern bestehende Umgebung verlor größtentheils das Leben. Das spartanische Heer behauptete indeß den Wahlplatz und errichtete am nächsten Tage ein Siegeszeichen auf demselben; die Feinde aber trugen, um ihre Todten beerdigen zu können, auf einen kurzen Waffenstillstand an, was bei den Griechen als ein Eingeständniß der Niederlage angesehen wurde. Dagegen sah sich aber auch Agesilaus außer Stand, den Krieg fortzusetzen, und zog sich alsbald nach der Schlacht in seine Vaterstadt zurück. Mag man nun den Ausgang der Schlacht ansehen, wie man will, so steht doch außer allem Zweifel, daß durch dieselbe die spartanische Uebermacht zu Lande nicht wieder hergestellt ward.

5. Der korinthische Krieg.

Die Fortsetzung des Krieges nach der Schlacht bei Koronea wird gewöhnlich mit dem Ausdruck korinthischer Krieg bezeichnet, weil der Kampf seitdem hauptsächlich in der Umgebung der Stadt Korinth geführt wurde; denn die Spartaner machten Sicyon, ihre Gegner aber Korinth zu ihrem Haupt-Waffenplatz. In diesem Kriege wurde keine größere Schlacht geliefert und meistens behielten die Spartaner zu Lande, die Verbündeten zur See die Oberhand. Den größten Vortheil hatten die Athener, weil sie durch diesen siebenjährigen Kampf

der Spartaner mit einem Theile von Griechenland Zeit und Gelegenheit erhielten, ihre Flotte wieder herzustellen. Ueberhaupt lag die Haupt-Entscheidung im Kampfe zur See. Der Landkrieg hat nur dadurch eine allgemeine Wichtigkeit, daß damals zuerst der athenische General Iphikrates die ganze neue Taktik, welche er geschaffen hatte, anwandte, und daß überhaupt in diesem Kriege zuerst die große Aenderung, die jetzt in dem griechischen Militärwesen eintrat, sichtbar zu werden anfing.

Diese Aenderung in dem Kriegswesen hing mit der gesammten Entwickelung des griechischen Volks zusammen und bestand hauptsächlich darin, daß der Krieg jetzt mehr und mehr ein Handwerk und eine Wissenschaft ward. Bis zur Zeit des Iphikrates hatte das griechische Militärwesen mit den Einrichtungen jedes einzelnen Staates im innigsten Zusammenhange gestanden und war deshalb auch von den Erfindungen Einzelner weniger abhängig gewesen. Die Taktik, das Aufschlagen des Lagers, die Marschordnung, die Wahl der Stellungen und viele andere Dinge dieser Art änderten sich allerdings den Fortschritten der Zeit gemäß, die Kriegsübungen aber, sowie die Zusammensetzung und Bewaffnung der Heere waren eine rein nationale Sache und in Sitte und Verfassung gegründet. Jeder Bürger war zum Kriegsdienste verpflichtet und dieser wurde durchaus nicht als ein besonderer, für sich bestehender Beruf, sondern als ein Theil der bürgerlichen Pflichten und des Staatslebens angesehen. Deswegen war auch diejenige Klasse der Bürger, welche den Kern des Staates bildete und denselben vorzugsweise leitete, zugleich der Kern des Heeres oder das schwerbewaffnete Fußvolk, neben welchem es nur wenige leichte Truppen gab. Aus eben demselben Grunde war auch bei allen griechischen Völkerschaften außer den Thessaliern die Reiterei ihrer Zahl nach so unbedeutend, daß ihr Verhältniß zum Fußvolk in unseren Zeiten oft lächerlich, wenn nicht geradezu unmöglich sein würde. Die Ursache davon lag zwar zum Theil in dem Boden des Landes, weil auf diesem eine große Reitermenge weder zu gebrauchen, noch auch leicht zu ernähren war, zum Theil aber auch darin, daß alle Bürger zum Kriegsdienst verpflichtet waren, die Mehrzahl derselben aber nicht im Stande war, ein Pferd zu unterhalten. Die Spartaner behielten dieses geringe Verhältniß der Reiterei immer bei und fühlten das Bedürfniß einer starken Cavallerie nie, außer auf des Agesilaus Feldzug in Asien, wo sie sich von den Einwohnern des Landes mit leichter Mühe die nöthigen Reiter verschafften. Die Athener dagegen, welche viel weniger als die Spartaner an ihren alten Einrichtungen festhielten, sahen schon früh den Nutzen der Reiterei ein, und bedienten sich in ihrem ersten Kriege mit den Spartanern ihrer thessalischen Bundesgenossen mit

dem besten Erfolg; bald nachher aber eroberten sie auf der Insel Euböa ebene Landstriche, welche sich zur Pferdezucht besser eigneten, als das felsige Attika, und seitdem unterhielten sie selbst eine Reiterei.

So dauerte das alte Kriegssystem der Griechen mit nur wenigen Veränderungen bis zur Zeit des Iphikrates fort. Durch Iphikrates aber, durch den thessalischen Herrscher Jason, durch die Thebaner Epaminondas und Pelopidas und durch die beiden großen Könige von Macedonien, Philipp II. und Alexander den Großen, ward dasselbe völlig umgestaltet. Diese Veränderungen wurden dadurch herbeigeführt, daß die freien Bürger sich dem Kriegsdienst immer mehr entzogen und durch Söldner ersetzt werden mußten. Seitdem war der Kriegsdienst ein besonderer Beruf und das Militärwesen von den Staatseinrichtungen weniger abhängig; dieses mußte sich also auch von jetzt an selbstständiger entwickeln und ward zugleich ein eigentliches Gewerbe und eine Wissenschaft: gerade wie im 14. und 15. Jahrhundert unserer Zeitrechnung die Condottieri oder Söldner-Hauptleute Italiens die Schöpfer der neuern Taktik und Strategie wurden, oder vielmehr zu beiden Wissenschaften den ersten Grund legten.

Die Kriege des griechischen Volkes wurden von dem Beginn des vierten Jahrhunderts v. Chr. an größtentheils durch Soldtruppen geführt. Es gab seitdem in Griechenland gewissermaßen ganze Heere von Söldnern. Diese lebten von den ewigen Fehden der griechischen Staaten, bei welchen sie sich den Meistbietenden verkauften, sowie von dem persischen Kriegsdienste, den sie als ein Haupterwerbsmittel ansahen und aus welchem sie ebenso, wie in neuerer Zeit die Schweizer-Offiziere aus Frankreich oder Italien, mit fremdem Gelde und fremden Lastern in ihre Heimath zurückkehrten. Die griechischen Staaten mußten diese Soldtruppen natürlich ganz anders disciplíniren und einrichten, als es die alten Bürgerheere gewesen waren, deren Beschaffenheit und Uebung dem Herkommen und den Gesetzen ihres Staates entsprochen hatte. Dadurch kam ebenso, wie in den angegebenen Zeiten in Italien, das ganze Kriegswesen in die Hände der Hauptleute oder Führer der Söldnerschaaren. Unter diesen ragt am meisten Iphikrates aus Athen hervor, indem die von ihm gebildeten Soldaten damals ebenso sehr gesucht wurden, wie in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts in Italien die Truppen eines Braccio, Carmagnola und Franz Sforza.

Iphikrates gehörte, als der Sohn eines Schusters, der unter den Griechen verachtetsten Klasse freier Bürger an; er hob sich aber, wie Franz Sforza, vermittelst seiner kriegerischen Verdienste zu fürstlichem Glanze empor. Er vermählte sich zuletzt mit der Tochter eines durch Pracht und Luxus ausgezeichneten thracischen Fürsten und führte in

diesem Lande ein höchst schwelgerisches Leben. Seine große Bedeutung in der Geschichte der Griechen besteht darin, daß er mit atheniſchem Geiſte die Taktik und Bewaffnungsart seiner Landsleute vervollkommnete und, wie Friedrich der Große, aus zuverlässigen geworbenen Volke ein brauchbares Heer schuf. Iphikrates führte zuerst in den griechischen Heeren die sogenannten Peltasten als ein Haupt-Corps ein. Diese Waffenart stand in der Mitte zwischen den Schwerbewaffneten und den leichten Truppen, und führte statt des schweren Ovalschildes der Bürgerhopliten einen leichtern Rundschild (Pelta), leichtere Brust- und Beinbedeckung, leichtern Helm, dagegen schwerere Angriffswaffen, einen längeren Speer und längeren Degen als die früher Schwerbewaffneten. Die Peltasten vereinigten so in gewisser Art die Vorzüge beider Waffenarten, und Iphikrates erreichte durch die Einführung und Einübung derselben zwei wichtige Vortheile: er erleichterte nämlich dadurch seinem Heere die Bewegung in den Fällen, in welchem es darauf ankam, nicht sowohl eine entscheidende Schlacht zu liefern, als vielmehr zu überraschen, einzuschließen, hinzuhalten und zu übervortheilen, und die Peltasten dienten ihm außerdem ganz besonders dazu, einen Feind, dem man in seiner ihm eigenthümlichen Kriegsart nicht gleichkommen konnte, durch eine ihm fremde zu verwirren. Dies gelang dem Iphikrates vollkommen, und er verdankte einen großen Theil seines beginnenden Ruhmes der Ueberraschung eines spartanischen Regiments, welches er 392 v. Chr. in der Nähe von Korinth plötzlich überfiel und die Waffen zu strecken zwang, eine Sache, die an und für sich und als bloße Waffenthat betrachtet, nicht von großer Bedeutung war.

Der korinthische Krieg, in welchem des Iphikrates Aenderungen zuerst angewandt wurden, dauerte bis zum Jahre 387 v. Chr., und ward nicht auf dem festen Lande, sondern durch die Ereignisse zur See entschieden. Die Spartaner wurden durch die Unternehmung des Pharnabazus und Konon gleich anfangs (394 v. Chr.) aller ihrer Besitzungen jenseits des aegäischen Meeres beraubt, es blieben ihnen nur die am Hellespont gelegenen Städte Abydus und Sestus unterworfen. Im Frühling des nächsten Jahres (393 v. Chr.) ward die Küste von Lakonien selbst durch die feindliche Flotte verheert und die wichtige Insel Cythere von den Persern besetzt. Zugleich brachte Konon dem Pharnabazus die Ueberzeugung bei, daß die Wiederherstellung der Festungswerke von Athen für die Perser vortheilhaft sei, weil durch die Wiederbelebung der Macht Athens der spartanischen Uebermacht der festeste Wall entgegengesetzt werden würde. Konon erhielt von dem Satrapen die persische Flotte und eine bedeutende Summe Geld, um dies auszuführen, und segelte sogleich nach Athen. Hier bot die ganze Bürgerschaft ihre Kräfte auf, um die Mauern so schnell als

möglich wiederherzustellen, die Matrosen der persischen Flotte und viele mit dem persischen Golde gedungene Arbeiter, sowie die Böotier und einige andere befreundete Staaten legten mit Hand an, und so erhielt Athen in kurzer Zeit seine Festungswerke wieder. Auch die Mannschaft der atheniſchen Flotte ward seitdem mit persischem Gelde bezahlt.

Von diesem Augenblick an verzweifelten die Spartaner, daß sie ihre alte Stellung in Griechenland würden behaupten können, wenn nicht die persische Unterstützung den Athenern entzogen und ihnen selbst zugewendet würde. Sie suchten deshalb das Letztere auf diplomatischem Wege mit der Aufopferung der Freiheit ihrer kleinasiatischen Landsleute zu erreichen, und schickten einen besonders gewandten und in den persischen Hofkünsten erfahrenen Mann, Antaleidas, nach Kleinasien, um den Satrapen Tiribazus, welcher neben Pharnabazus einen Theil von Kleinasien als Statthalter regierte, für Sparta zu gewinnen und mit dessen Hülfe dem Freunde der Athener, Pharnabazus, entgegenzuarbeiten. Auf die Nachricht hiervon schickten sogleich auch die Athener, Böotier, Korinther und Argiver Gesandte an Tiribazus. Antaleidas erklärte dem Letzteren, daß die Spartaner dem persischen König alle Städte Kleinasiens überlassen, und außerdem auch über keine Insel und keinen Staat Griechenlands die Herrschaft in Anspruch nehmen, sondern diese völlig unabhängig lassen wollten, und daß also die Perser thöricht handeln würden, wenn sie fortführen, Geld und Menschen auf einen Krieg gegen Sparta zu verschwenden. Dies leuchtete dem Tiribazus ein, und wer die Beschaffenheit des heutigen türkischen Reichs kennt, wird es nicht auffallend finden, daß jetzt dieser Satrap, obgleich des Pharnabazus Einfluß in Susa sehr groß war, dennoch geradeswegs gegen denselben auftrat. Er wagte zwar nicht, dem Letzteren ganz offen entgegen zu handeln, unterstützte aber die Spartaner einstweilen insgeheim mit Geld und vertröstete die Athener und ihre Bundesgenossen damit, daß er erst die weiteren Befehle des Königs einholen wolle. Ehe er jedoch zur weiteren Verfolgung seines Planes nach Susa abreiste, ließ er den gefährlichsten Gegner der Spartaner, Konon, in's Gefängniß werfen. Zum Vorwande der Verhaftung nahm er irgend eine demselben angedichtete Handlung. Das weitere Schicksal Konon's ist nicht zuverlässig bekannt; er wurde der einen Nachricht zu Folge nach Susa geschleppt und dort getödtet, nach einer andern aber entkam er später aus seiner Haft und starb bald darauf eines natürlichen Todes.

Um dieselbe Zeit etwa verloren die Athener auch einen anderen ausgezeichneten Feldherrn, ihren ehemaligen Befreier vom Joche der Dreißig, Thrasybul. Dieser hatte im Jahre 390 v. Chr. mit einer kleinen Flotte glückliche Unternehmungen an der Küste von Thracien

und Kleinasien gemacht, wurde aber im Frühling des folgenden Jahres, als er an der pamphylischen Küste Contributionen erhob, von den Einwohnern überfallen und in seinem Zelte erschlagen.

Tiribazus erreichte am Hofe des Perserkönigs aus unbekannten Gründen seinen Zweck nicht und der Krieg zwischen den Persern und Spartanern dauerte noch einige Jahre fort. Allein im Jahre 388 v. Chr. erschien Antalcidas wieder zu demselben Zweck, wie früher, an der kleinasiatischen Küste, reiste sogleich in Begleitung des Tiribazus nach Susa und war diesmal glücklicher. Tiribazus wurde von dem König bevollmächtigt, die Friedensunterhandlungen zu führen und Antalcidas erlangte in Susa Bedingungen, wie er sie wünschte. Er erhielt zugleich die Erlaubniß, die Annahme dieses Friedens von Seiten der Griechen mit der Drohung zu fordern, daß, wenn die Athener und ihre Verbündeten denselben zurückwiesen, der König die Spartaner gegen sie unterstützen würde.

Die Athener, welche wieder so mächtig geworden waren, daß sie die Herrschaft zur See behaupten zu können hofften, wollten anfangs dieser Drohung Trotz bieten und sich nicht zu dem im Namen des persischen Königs gebotenen Frieden bequemen; allein sie konnten ihr Widerstreben nicht lange durchführen, weil das Glück sich gegen sie gewendet hatte. Ihr Freund Pharnabazus war nach Susa gegangen, wo er sich mit einer Tochter des Königs vermählte und sein Nachfolger oder Stellvertreter in Kleinasien, Ariobarzanes, war mit Antalcidas befreundet und den Spartanern gewogen. Der Letztere und Tiribazus vermehrten die kleine spartanische Flotte, welche damals von Antalcidas commandirt wurde, durch persische Schiffe, so daß dieselbe in den Stand gesetzt ward, nicht allein die See zu halten, sondern auch den athenischen Getreideschiffen die Fahrt aus dem schwarzen Meer zu verwehren und so die Stadt Athen wegen ihrer Versorgung mit Lebensmitteln in Verlegenheit zu bringen. Diese Lage der Athener benutzte der schlaue spartanische Senat, um den mächtigsten der verbündeten Gegner von den übrigen zu trennen. Er ließ die persische Regierung oder vielmehr den mit dem Ordnen der griechischen Angelegenheiten beauftragten Tiribazus bewegen, in Einem Punkte den Athenern nachzugeben. Diese nahmen nämlich die Herrschaft der Inseln Lemnos, Imbros und Skyros, welche sie seit Cimon's Zeit unausgesetzt besessen hatten, auch fernerhin in Anspruch, während der zwischen Antalcidas und Tiribazus verabredete Friedensvorschlag die Unabhängigkeit aller griechischen Inseln aussprach. Durch die Abänderung dieses Artikels wurden die Athener zufriedengestellt, so daß jetzt die Perser den Griechen den Frieden geradezu dictiren konnten (im Juli 387 v. Chr.).

Von allen griechischen Staaten, welche an dem Kriege Antheil

genommen hatten, waren Gesandte an Tiribazus geschickt worden. Diese beschied der Satrap wie ein Gebieter vor sich, um seine Befehle über die Art, wie es mit ihren Angelegenheiten gehalten werden solle, zu vernehmen. Als sie versammelt waren, zeigte er ihnen das an der Friedens-Acte befindliche Siegel seines Königs und las ihnen dann den Inhalt desselben vor, oder mit anderen Worten, er verkündete ihnen, gleich als wenn er es mit Untergebenen zu thun hätte, den Befehl des Königs. Dieser Friede des Antalcidas, wie er gewöhnlich genannt wird, lautet wörtlich: „Artaxerxes der König erkennt für Recht, daß alle Städte Kleinasiens, von den Inseln aber Klazomenä und Cypern ihm angehören, alle übrigen griechischen Städte dagegen, kleine wie große, unabhängig sein sollen, außer Lemnos, Imbros und Skyros; diese sollen wie vor Alters den Athenern gehören. Alle Staaten aber, welche diesen Frieden nicht annehmen, werde ich in Verbindung mit denen, die ihn annehmen, bekriegen, zu Wasser und zu Lande, mit Schiffen und mit Geld.“ Von allen griechischen Staaten nahmen nur die Thebaner diesen Frieden nicht an; allein die Spartaner gaben sich zu Vollstreckern des persischen Willens her und rüsteten ein Heer unter der Anführung des Agesilaus aus, um Theben zur Unterwerfung unter die Gebote des Perserkönigs zu zwingen. Da fügten sich auch die Thebaner, welche, von allen Bundesgenossen verlassen, es nicht zum Aeußersten kommen lassen durften.

Dieser für Griechenland schmachvolle Friede brachte wichtige Aenderungen in den Verhältnissen der Griechen und der Perser hervor. Die Spartaner, die sich bei der ganzen Betreibung der Sache, ohne alle Rücksicht auf die Nationalehre und das allgemeine Wohl des griechischen Volkes blos von selbstsüchtiger Klugheit hatten leiten lassen, erhielten durch den Antalcidischen Frieden die Sorge für die Vollziehung desselben und erlangten auf diese Weise ihr früheres Uebergewicht in Griechenland wieder. Die griechischen Staaten aber kamen durch diesen Frieden in ein ganz neues Verhältniß zu dem persischen Reich, welches seinerseits durch denselben auf einmal nach Außen hin eine viel größere Bedeutung erhielt. Jetzt war eine Zeitlang der Perserkönig der Leiter der allgemeinen Angelegenheiten Griechenlands, und jene ewigen Zwiste der einzelnen griechischen Staaten unter einander hatten stets den Erfolg, daß der Hof zu Susa und die Satrapen in Kleinasien als Wächter, Schiedsrichter und Gebieter den Zustand der Dinge ordneten und lenkten.

Diese neue Stellung, welche das persische Reich jetzt einnahm, dauerte fort, bis die großen macedonischen Könige Philipp und Alexander die Macht des griechischen Volkes in ihrer Hand vereinigten, und endlich das Schattenbild eines Reiches zerstörten, welches nur

durch die Uneinigkeit der Griechen fortgedauert und wieder einen Schein von Macht gewonnen hatte. Auf den inneren Zustand des Staates hatte diese größere Bedeutung desselben nach Außen gar keinen Einfluß, sondern dieser Zustand blieb wie er war, oder vielmehr er verschlimmerte sich noch mehr. Was wir in jener Zeit von der inneren Geschichte Persiens erfahren, gibt ein schauderhaftes Bild von Verwirrung und Entartung. Es wurden unter Andern auf Betreiben der Paryſatis alle diejenigen qualvoll gemordet, welche in irgend einer Weise zum Untergang des jungen Cyrus beigetragen hatten, selbst solche, die vorher vom König für ihre Mitwirkung belohnt worden waren. Auch Tissaphernes ward ein Opfer der rachgierigen Paryſatis, welche seine Ueberlistung durch Agesilaus benutzte, um bei Artaxerxes den Verdacht eines geheimen Einverständnisses mit den Spartanern gegen ihn zu erregen und so den Befehl seiner Hinrichtung zu erwirken. Dagegen bewirkte Statira, die Gemahlin des Königs, welche ihre Schwiegermutter bitter haßte, daß, trotz der Fürbitten der Letzteren, die von Tissaphernes gefangen genommenen Ober-Offiziere der griechischen Söldner als Freunde des Cyrus getödtet wurden. Zur Strafe dafür wurde sie aber von Paryſatis vergiftet, obgleich sie auf jede Weise sich gegen die Rache derselben zu sichern gesucht hatte. Statira nahm nämlich, wenn sie einem Gastmahl der Paryſatis beiwohnte, keine Speise an, von welcher nicht diese zuvor ein Stück gegessen hatte. Die in allen Listen erfahrene Paryſatis aber ließ eines Tages die eine Seite des zum Zerlegen des Fleisches dienenden Messers mit Gift bestreichen, und das von dieser berührte Stück der Königin reichen, während sie selbst das andere nahm. Auf diese Weise gelang es ihr, die gehaßte Feindin aus dem Wege zu räumen. Der König schöpfte beim plötzlichen Tode seiner Gemahlin Verdacht gegen seine Mutter, ließ deshalb die Diener derselben auf qualvolle Weise foltern und tödtete, um sich zu rächen, ihre Freundinnen.

Ebenso, wie am Hofe, drehte sich auch in den Provinzen die Regierung um persönliche Interessen und Ränke. Gegen das Ende der Regierung Artaxerxes II. empörten sich zu gleicher Zeit der damalige Beherrscher von Aegypten und die durch die Spartaner unterstützten Satrapen von Phrygien, Mysien und Lydien, welche mit einigen kleineren Vasallen des Königs und mit den griechischen Städten der Küste sich gegen ihre Oberherren verschworen hatten. Der Statthalter von Mysien aber, den diese zu ihrem Oberanführer erwählt hatten, benutzte den Aufstand, um seine Verbündeten zu verderben und sich selbst auf ihre Kosten zu heben. Er trat mit dem König in geheime Unterhandlung und gewährte demselben dadurch die Möglichkeit, den Aufstand wieder zu unterdrücken. Ebenso versuchte bei einer Empörung des

Statthalters von Kappadocien, Datames, der eigene Schwager desselben, diesen zu verrathen, um sich selbst empor zu bringen. Mit den tributpflichtigen Herrschern von Aegypten, die den Empörern in Kleinasien und Syrien stets Hülfe leisteten, wurden ebenfalls mehrere Kriege geführt, welche insgesammt keinen andern Erfolg hatten, als daß die Perser Geld und Menschen verschwendeten, ohne dieses Land wieder unterwerfen zu können.

6. Das Verfahren der Spartaner gegen Theben und Olynth nach dem Frieden des Antalcidas.

Die Spartaner gebrauchten das Uebergewicht, welches der Antalcidische Frieden ihnen wieder verschafft hatte, nicht weniger übermüthig, als sie nach der Unterwerfung Athens gethan hatten, und brachten sich dadurch bald von neuem um ihre Machtstellung. Schon im ersten Jahre nach dem Abschluß jenes Friedens verlangten sie unter dem Vorwande, daß Mantinea in der letzten Zeit feindliche Gesinnungen gegen Sparta zu erkennen gegeben habe, von den Bürgern dieser arkadischen Stadt, welche nach und nach aus fünf offenen Flecken entstanden und den Spartanern zu mächtig geworden war, daß sie ihre Mauern schleifen und so in ihren frühern machtlosen Zustand zurückkehren sollten. Als die Mantineer sich weigerten, dies zu thun, ward ein Heer unter dem König Agesipolis I., dem Sohne des Pausanias II., gegen sie ausgeschickt, ihr Gebiet verwüstet und ihre Stadt belagert. Agesipolis brachte hierauf vermittelst eines durch Mantinea fließenden Flüßchens eine plötzliche Ueberschwemmung hervor, durch welche nicht nur die Häuser der Stadt sehr Noth litten, sondern auch die aus ungebrannten Ziegeln erbaute Festungsmauer einstürzte. Jetzt waren die Mantineer der Willkür der Spartaner preisgegeben. Sie mußten ihre Stadt, welche von den Spartanern zerstört wurde, verlassen, und sich wieder in ihre Dorfgemeinden auflösen (385 v. Chr.). Ebenso gewaltsam verfuhr Sparta gegen den im nördlichen Theil des Peloponnes liegenden kleinen Staat von Phlius, welcher unter Androhung eines Krieges genöthigt wurde, seine verbannten Mitbürger wieder aufzunehmen, obgleich der Antalcidische Friede allen Staaten Griechenlands Unabhängigkeit und Selbstständigkeit zuerkannt hatte.

Am rücksichtslosesten schritt der herrschsüchtige spartanische Senat da ein, wo das Streben nach einer Vereinigung mehrerer Staaten sich zeigte. Auch unter den Arkadern, deren Städte und Flecken seither durch kein gemeinsames Band vereinigt waren, war damals die Neigung zu einem Föderationssystem aufgekommen und dies namentlich hatte die Macht von Mantinea für Sparta gefahrdrohend erscheinen lassen. Eine Föderation bildete sich auch auf der Halbinsel Chalcidike im Norden.

Dort war die Stadt Olynth durch ihren Handel so reich geworden, daß sie ein Heer von 10,000 Mann unterhalten konnte. Sie beherrschte damals auch ein Stück des benachbarten Landes Macedonien und hatte den Plan einer Verbindung der sämmtlichen griechischen Städte von Chalcidike entworfen, nach welchem die Abgeordneten von diesen in Olynth sich versammeln und gemeinschaftlich die Regierung des Bundes der chalcidischen Städte führen sollten. Diese Art von Staatenverbindung, zu welcher die Olynthier bereits eine beträchtliche Zahl von Städten bewogen hatten, war eine eigentliche Conföderation im engeren und neueren Sinne des Wortes; eine solche aber war bis dahin den Griechen wesentlich fremd geblieben, da alle ihre Vereine entweder so locker waren, daß sie kaum diesen Namen verdienten, oder von den mächtigeren Staaten als ein Mittel und Name für die Unterwerfung der schwächeren gebraucht wurden. Zwei chalcidische Städte, Akanthus und Apollonia, sahen auch den von den Olynthiern vorgeschlagenen Verein als eine Verbindung der letzteren Art an, zumal da Olynth ihnen im Fall der Weigerung des Beitritts mit Gewalt drohte. Sie riefen daher, dem angeborenen Trieb der Griechen nach Vereinzelung und unbeschränkter städtischer Unabhängigkeit folgend, die Spartaner um Beistand an, indem sie sich auf den Antalcidischen Frieden stützten, welcher für alle Griechen bindend sei, und für dessen Aufrechthaltung Sparta sich verbürgt habe.

Die Spartaner, welche durch den Frieden des Antalcidas wieder als leitender Staat an die Spitze von Griechenland gestellt worden waren, hätten, wenn es ihnen um die griechische Freiheit zu thun gewesen wäre, die Olynthier unterstützen müssen, statt sie zu bekriegen; denn Olynth hatte einen mächtigen Bund griechischer Staaten gebildet, den benachbarten macedonischen König aus seiner Residenz Pella verdrängt, ihn in die größte Verlegenheit gebracht, und auf diese Weise die griechische Freiheit von der Grenze Thessaliens an bis tief nach Macedonien hinein und bis an den Bosporus auf sichere Stützen gestellt. Allein die Spartaner sahen sich durch das Gedeihen dieses Staatenbundes in ihrer eigenen Machtstellung gefährdet und sagten daher den Akanthiern und Apolloniern ihre Hülfe bereitwillig zu. Sie schickten sogleich eine Anzahl Truppen unter Eudamidas als Hülfs-Corps voraus (382 v. Chr.) und beauftragten den Phöbidas, den Bruder des Eudamidas, aus den mit Sparta verbündeten Städten ein Heer zusammenzuziehen und mit demselben seinem Bruder nachzufolgen. Eine Partei in Sparta verband mit diesem Feldzuge zugleich den Plan, die Stadt Theben, welche an der Spitze von vierzehn böotischen Städten stand und wegen dieser Macht gefährlich schien, durch einen plötzlichen, mitten im Frieden unternommenen Ueberfall zu demüthigen und an

Sparta zu fesseln: und Phöbidas führte die Sache wirklich aus. Ob der spartanische Anführer dabei mit oder ohne Erlaubniß seiner Regierung handelte, ist ungewiß und kann auch nicht aus dem nachherigen Verfahren der Letzteren gegen Phöbidas erkannt werden; denn dieser wurde zwar, nachdem er die Burg von Theben, die Kadmea, besetzt hatte, in Sparta zu einer Geldbuße verurtheilt, weil er einen so wichtigen Schritt ohne Auftrag des Senats gethan habe, die Spartaner zogen aber ihre Besatzung nicht wieder aus der Burg zurück.

In Theben war, wie überall in den griechischen Städten, die Bürgerschaft in zwei Parteien getheilt, und von den beiden Polemarchen oder höchsten Beamten der Stadt stand der eine, Ismenias, an der Spitze der demokratisch Gesinnten, der andere, Leontiades, war das Haupt der oligarchischen Partei. Der Erstere ließ ein Verbot ergehen, nach welchem kein Bürger von Theben an dem spartanischen Kriegszuge Theil nehmen sollte; der Letztere dagegen trat mit Phöbidas, der auf seinem Marsch in Böotien Halt gemacht und nahe bei Theben sein Lager aufgeschlagen hatte, in geheime Unterhandlungen und versprach ihm eine bedeutende Verstärkung seines Heeres, wenn er ihm und seiner Partei zur Unterdrückung ihrer Gegner und zur Herrschaft von Theben behülflich sein wolle. Phöbidas verstand sich dazu und Leontiades wählte zur Ausführung des mit dem spartanischen Anführer verabredeten Schlages einen Tag, an welchem alle Weiber der Stadt sich zur Feier eines religiösen Festes auf der Burg versammelten und deshalb deren Thore geöffnet waren. Die Spartaner erschienen plötzlich vor Theben und Leontiades führte sie ohne Widerstand in die Stadt ein.

Mit Hülfe der spartanischen Besatzung auf der Burg nahmen hierauf Leontiades und seine Partei die beabsichtigten Aenderungen in der Regierung vor. Diese oligarchische Revolution wurde ohne Schwierigkeit und in der bei solchen Gelegenheiten gewöhnlichen Art und Weise ausgeführt: Ismenias ward verhaftet, seine Partei aufs Grausamste verfolgt und viele Bürger dadurch zur Flucht bewogen. Diese, 400 an der Zahl, wandten sich zum größten Theile nach Athen. Leontiades reiste sogleich nach Sparta, um dort das Verfahren des spartanischen Heeres beschönigen zu helfen. Phöbidas wurde zwar zur Bezahlung einer Geldsumme verurtheilt, aber nicht weil er etwas Ungerechtes unternommen, sondern weil er gegen die spartanische Kriegszucht gefehlt und ohne höheren Auftrag gehandelt habe; die Sache selbst wurde also nicht mißbilligt und eben so wenig die Besatzung aus der Burg von Theben zurückgezogen. Man schickte im Gegentheil drei spartanische Commissäre nach Theben, welche mit Abgeordneten der Verbündeten Spartas ein Gericht bilden sollten, um über des Leontiades

und seiner Partei Anklage gegen Ismenias zu entscheiden. Dadurch, daß auch Männer aus andern griechischen Städten zu dem Gerichte hinzugezogen wurden, wollte man sich den Schein der Gerechtigkeit geben; allein diese Richter wurden von den drei spartanischen Commissären beobachtet und geleitet und standen also ganz unter dem Einflusse Spartas. Dem Ismenias ward vorgeworfen, daß er in verrätherischer Absicht mit dem Perserkönig in Verbindung getreten sei, Geld von ihm erhalten habe und vorzugsweise an dem Ausbruch des böotischen und korinthischen Krieges schuld gewesen sei. Man machte also dem Ismenias Verbindungen zum Verbrechen, welche Antalcidas und andere Griechen in noch viel ausgedehnterem Maaße gesucht und unterhalten hatten und erhob gegen ihn blos die ganz allgemeine Beschuldigung, daß er ein hochstrebender Kopf und ein Unruhstifter sei. Die Ankläger konnten auf seine Vertheidigung nichts erwidern, Ismenias wurde aber dessen ungeachtet als ein unruhiger und gefährlicher Mensch für schuldig erklärt und hingerichtet.

Nachdem auf diese Weise auch Theben unter das Joch der Spartaner gebeugt war, wandten sich diese mit großer Macht gegen Olynth. Die Olynthier waren den Spartanern auf die Dauer nicht gewachsen, obgleich sie eine Eidgenossenschaft der griechischen Städte an der macedonischen und thracischen Küste gegründet und eine furchtbare Macht in ihren Mauern vereinigt hatten. Eudamidas selbst hatte den Krieg mit Glück begonnen, war aber nach kurzem Kampfe vor der Stadt Olynth gefallen. Hierauf erschien Teleutias, der Bruder des Agesilaus, welcher an Phöbidas Stelle den Oberbefehl erhalten hatte, mit 10,000 Mann in Chalcidike. Sein Heer wurde noch durch die Soldtruppen des macedonischen Königs und anderer benachbarten Fürsten unterstützt, welche alle wegen der wachsenden Macht Olynths in Gefahr waren, von der Küste abgesperrt zu werden. Teleutias erfocht zwar einige kleine Vortheile, verlor aber im Jahr nach seiner Ankunft (381 v. Chr.) ein Haupttreffen vor den Thoren von Olynth und kam selbst dabei ums Leben. Die Spartaner sahen jetzt ein, daß zur Besiegung der Olynthier eine größere Anstrengung erforderlich sei, als sonst die Unterwerfung eines einzelnen griechischen Staates erheischte und schickten ihren König Agesipolis I. mit einer beträchtlichen Verstärkung gegen Olynth.

Dies geschah in demselben Jahre, in welchem auch der zweite König von Sparta, Agesilaus, abgesandt wurde, um einen andern freien Staat mit ungerechtem Kriege zu bedrängen. Die Phliasier nämlich, welche kurz vorher zur Wiederaufnahme ihrer verbannten Mitbürger genöthigt worden waren, hatten diesen die eingezogenen Güter nicht zurückgegeben und sollten mit Gewalt dazu gezwungen werden. Sie

leisteten zwar einen verzweifelten Widerstand, wurden aber nach einer Belagerung von 20 Monaten durch Hunger zur Unterwerfung gebracht. Den Olynthiern erging es nicht besser. Agesipolis selbst führte den Krieg gegen sie nicht lange, da er bald nach seiner Ankunft in Chalcidike an einer Krankheit starb; sein Nachfolger im Commando aber, Polubiades, schloß die Stadt Olynth zu Wasser und zu Lande enge ein. Die Olynthier konnten sich gegen die überlegene Macht ihrer Feinde nicht behaupten, und da bald auch der Hunger in ihrer Stadt wüthete, so mußten sie nach einer langen Einschließung sich den Umständen fügen. Sie erhielten den Frieden unter der Bedingung, daß sie Bundesgenossen Spartas würden, dem macedonischen König die eroberten Theile seines Landes zurückstellen und ihren Bund mit den andern Städten der thracisch-macedonischen Küste auflösen sollten. So wurde die Macht dieser Städte wieder vereinzelt und damit der Herrschaft der Spartaner unterworfen.

VI. Thebanische Zeit.

1. Die Befreiung Thebens von der Herrschaft der Spartaner.

Als die Macht der Olynthier gebrochen und Theben den Spartanern unterworfen worden war, schien Spartas Ansehen und Herrschaft größer als je zu sein. Um so überraschender war es, als die an sich unbedeutende Verschwörung einiger thebanischen Flüchtlinge auf einmal an's Licht brachte, wie hohl das Gebäude der spartanischen Macht durch ihren Mißbrauch geworden sei. Dies ging besonders daraus hervor, daß die thebanische Revolution gerade in dem Augenblick erfolgte, als Sparta sich von neuem in der Herrschaft von Griechenland festgesetzt hatte. Die Befreiung Thebens, welche drei Jahre nach der Besetzung der Stadt durch die Spartaner plötzlich bewerkstelligt ward, ging, wie das in Revolutionen der Fall zu sein pflegt, vermuthlich nicht gerade von Freunden der Freiheit oder von moralisch hochstehenden Menschen aus; denn von den drei großen Männern, welche allein von allen Thebanern zugleich das wahre Interesse ihrer Vaterstadt erkannten, und sich von der Rücksicht auf die Ehre und Freiheit derselben unbedingt leiten ließen, war der eine, Pelopidas, bei jener Verschwörung anfangs nur eine Nebenperson, die beiden andern Epaminondas und Gorgidas aber stellten sich erst nach dem Sturz der herrschenden Partei der neuen Ordnung der Dinge zur Verfügung.

Die in Theben herrschende oligarchische Partei, deren Leiter Leon-

tiades und die beiden Polemarchen Archias und Philippus waren, überließ sich im Vertrauen auf die spartanische Besatzung auf der Burg einer großen Sorglosigkeit, und stürzte dadurch sich selbst ins Verderben. Ein scheinbarer Anhänger der Oligarchie, Phyllidas, der Staatsschreiber und Vertraute der Polemarchen, beschloß, die Sicherheit, mit welcher die Beherrscher von Theben im Besitze der erlangten Gewalt lebten, zu ihrem Sturze zu benutzen und verband sich zu diesem Zwecke mit einigen Flüchtlingen in Athen. Mit diesen, an deren Spitze Mellon stand, verabredete Phyllidas einen Plan, nach welchem die Häupter der Oligarchie theils bei einem Gastmahle, theils in ihren eigenen Wohnungen überfallen und getödtet werden sollten; denn er hielt sich überzeugt, daß nach dem Tode derselben das zur Freiheit aufgerufene thebanische Volk sich augenblicklich zu Gunsten der Demokratie erheben werde.

Nur sieben der Verschworenen, unter ihnen Mellon und Pelopidas nahmen an der Ausführung dieses Planes Theil. Sie verließen als Jäger verkleidet Athen, nahmen den Weg nach Böotien, näherten sich dann in Bauerntracht der Stadt Theben, gingen mit anbrechender Nacht unerkannt durch die Thore, und begaben sich in das Haus ihres Mitverschworenen Charon. Hier hielten sie sich den ganzen folgenden Tag hindurch verborgen. Am Abend dieses Tages wohnten die beiden Polemarchen einem schwelgerischen Mahle bei, während dessen sie von den Verschworenen ermordet werden sollten. Sie hatten sich, wie es heißt, kaum niedergelassen, als ihnen angezeigt wurde, daß in der Stadt das Gerücht gehe, es wären einige Vertriebene heimlich zurückgekehrt und hätten sich in das Haus Charon's versteckt. Sogleich wurde dieser vorbeschieden; Charon wußte sich aber so geschickt zu verstellen, daß die nur auf den Genuß bedachten Polemarchen sich von ihm täuschen ließen und die gemachte Anzeige für ein leeres Gerede hielten. Selbst einen von Athen geschickten Brief, welcher die Anzeige der Pläne der Verschworenen enthielt, soll Archias mit den Worten, es sei jetzt keine Zeit für Geschäfte, uneröffnet bei Seite gelegt haben. Phyllidas hatte den Polemarchen versprochen, zu dem Mahle auch Frauen kommen zu lassen, und ohne daß jene etwas Arges ahnten, traten nun plötzlich die als Weiber verkleideten Verschworenen in das Zimmer. Sie fielen über die Polemarchen her und ermordeten dieselben mit leichter Mühe. Hierauf begaben sie sich sogleich nach der Wohnung des Leontiades und anderer Oligarchen, und tödteten auch diese ohne Schwierigkeit. Leontiades, ein mäßiger Mann, hatte so eben gespeist und saß bei seiner Gattin, welche nach der Sitte griechischer Frauen sich mit Spinnen beschäftigte. Phyllidas ließ ihm von außen sagen, daß er eine Meldung von den Polemarchen

zu überbringen habe; er wurde hierauf sogleich in das Haus eingelassen, und drang mit drei Begleitern schnell nach dem Zimmer des Leontiades. Dieser griff zwar sogleich zu den Waffen, und tödtete auch einen der Gegner, erlag aber doch bald den Streichen der Anderen (December 379 v. Chr.). Als auf diese Weise die Führer der Gegenpartei aus dem Wege geräumt waren, befreite man die zahlreichen Staatsgefangenen aus ihren Kerkern und rief die Bürger der Stadt zur Freiheit auf. Diese Aufforderung fand allgemeinen Anklang; alsbald kamen auch die übrigen Verbannten von der attischen Grenze her nach Theben, und die Demokratie wurde wieder hergestellt.

Von diesem Augenblick an traten die meisten Verschworenen in den Schatten, und Pelopidas, Epaminondas und Gorgidas erhielten die Leitung der Dinge. Zum großen Glück für Theben war die Burg nicht genügend mit Lebensmitteln versorgt, weil man an die Möglichkeit eines plötzlichen Ueberfalles gar nicht gedacht hatte. Die Burg ward eingeschlossen und die Besatzung derselben schon im Januar zu einer Capitulation gezwungen, nach welcher sie freien Abzug erhielt. Diese Capitulation wurde in Betreff der Spartaner selbst gewissenhaft gehalten, die in die Burg geflüchteten Thebaner aber wurden von ihren Gegnern getödtet, und sogar die Kinder derselben mit kaltem Blute niedergemetzelt. Der spartanische Befehlshaber ward in Sparta hingerichtet, weil er die Burg übergeben hatte, ohne die Ankunft von Entsatz-Truppen abzuwarten.

Nach dem Abzug der Spartaner mußten die Führer des thebanischen Volkes vor allen Andern drei Dinge ins Auge fassen, die Hülfe der Athener für den bevorstehenden Krieg mit Sparta zu gewinnen, ihre Mitbürger gegen den unausbleiblichen Angriff der Spartaner gehörig zu rüsten, und zur Behauptung der wieder erlangten Freiheit die frühere Hegemonie Thebens über die böotischen Freistädte wieder herzustellen. Die beiden letzteren Punkte wurden durch das Talent der großen Männer Epaminondas und Pelopidas erreicht, den Beistand der Athener aber verschaffte den Thebanern ein glücklicher Zufall. Die thebanischen Demokraten hatten nämlich in Athen viele Freunde, zwei von den damaligen Strategen oder höchsten Militärbeamten Athens hatten dieselben bei ihrem Versuche zum Sturz der Oligarchie sogar insgeheim unterstützt, und die den Thebanern gewogenen Bürger in Athen warteten nur darauf, daß ihnen ein passender Vorwand gegeben würde, um das Volk zum Kriege mit Sparta bewegen zu können. Diesen Vorwand verschaffte ihnen die Unvorsichtigkeit des Spartaners Sphodrias. Der König Kleombrotus I. nämlich, welcher im vorhergehenden Jahre (380 v. Chr.) beim Tode seines Bruders Agesipolis I. den spartanischen Thron bestiegen hatte,

war auf die erste Nachricht von der Belagerung der thebanischen Burg mit Truppen nach Böotien geeilt, zum Glück für Theben aber zu spät gekommen, weil die Athener ihm den Durchgang durch Attika nicht gestatteten, und er deshalb einen Umweg machen mußte. Er kehrte daher bald wieder nach Hause zurück, nachdem er eine kleine Schaar unter Sphodrias in der böotischen Stadt Thespiä zurückgelassen hatte. In Athen war die Mehrzahl der Bürger zur Unterstützung der Thebaner so wenig geneigt, daß man sogar, um mit den Spartanern nicht in Feindschaft zu gerathen, die beiden Strategen, welche die thebanische Revolution unterstützt hatten, zur Verantwortung zog, und daß der eine derselben hingerichtet wurde, während der andere durch die Flucht der gleichen Strafe entging. Das unkluge Benehmen des Sphodrias aber erleichterte das Bestreben derer, welche in Athen auf den Krieg mit Sparta hinarbeiteten, und hätte das athenische Volk auch wider Willen zur Unterstützung der Thebaner nöthigen müssen. Sphodrias glaubte entweder selbst oder ließ sich durch Leute, die den Thebanern gewogen waren, zu dem Glauben verleiten, daß er durch einen schnellen Marsch den athenischen Hafen Piräus überrumpeln und dann durch den Besitz des Haupthafens von Athen diese Stadt von jedem für Sparta nachtheiligen Beschlusse abhalten könne. Er mußte zwar den gemachten Versuch gleich nach seinem Einmarsch in Attika wieder aufgeben, beleidigte aber durch denselben die Athener auf das empfindlichste, und gab den Freunden Thebens unter ihnen einen rechtmäßigen Vorwand zum Kriege an die Hand, zumal da Sphodrias wegen des eigenmächtigen Bruches des zwischen Sparta und Athen bestehenden Friedens nicht bestraft, sondern in Folge der Verwendung des Königs Agesilaus vor Gericht freigesprochen wurde. Die Athener rüsteten also eine Flotte aus und verbanden sich mit Theben und einigen anderen Staaten zur gemeinschaftlichen Bekriegung Spartas. In den nächsten Jahren, in welchen Sparta zuerst unter Agesilaus und dann unter Kleombrotus Truppen gegen Theben aussandte, konnten diese, hauptsächlich wegen des Beistandes der Athener, die damals von Chabrias zu Lande wie zur See mit ebensoviel Glück als Geschicklichkeit angeführt wurden, nichts ausrichten, sondern sie mußten immer wieder unverrichteter Sache nach Hause zurückkehren.

2. Epaminondas und Pelopidas.

Theben erhielt durch das Talent der beiden einzigen großen Männer, welche es besessen hat, diejenige Einrichtung und Stellung, vermöge deren es nicht nur den Spartanern die Spitze bieten konnte, sondern auch auf einige Zeit die Hauptstadt von Griechenland wurde und die Hegemonie in Griechenland erlangte, welche seither die Spar-

taner und vor diesen die Athener besessen hatten. Der leitende Geist dieser Männer ist in dem Gange der thebanischen Angelegenheiten überall unverkennbar, und Theben wäre ohne sie ebensowenig zu der Stellung gelangt, die es in den nächsten Jahrzehnten einnahm, als es dieselbe nach dem Tode dieser beiden großen Bürger behaupten konnte.

Die Thebaner, sowie die Bewohner des Landes Böotien überhaupt waren ihrem Stamm-Charakter nach von den Athenern und Spartanern sehr verschieden und durchaus nicht geeignet, eine Bedeutung, wie diese sie hatten, dauernd zu behaupten. Sie waren von jeher den gröberen Genüssen ebensosehr ergeben, wie man dies von den Bewohnern eines gesegneten Landes im südlichen Deutschland behauptet, und hatten sich durch das Wohlgefallen an Schwelgereien stets so sehr vor den übrigen Griechen ausgezeichnet, daß sie deshalb bei diesen sogar sprichwörtlich geworden waren. Ein Volk aber, bei welchem das Essen und Trinken eine so große Bedeutung hat, ist nicht im Stande, einen geistigen Aufschwung auf die Dauer zu bewahren und längere Zeit hindurch große Anstrengungen für höhere Güter zu machen. Jene vorherrschende Richtung der Böotier erhielt durch alle Zeiten hindurch eine gewisse Rohheit und Härte bei ihnen; ihre Genußsucht machte sie außerdem egoistisch, und bannte aus ihrem Gemeinwesen die Triebfedern der Ehre und Vaterlandsliebe, so daß in ihrem Staatsleben nichts enthalten war, was ganze Generationen hätte antreiben können, alle ihre Kräfte dem Staate zu widmen. In Böotien bestanden z. B. ebenso, wie überall in Griechenland, jene Einrichtungen, welche aus dem Streben des griechischen Volkes, das Leben und den Genuß mit den Künsten, dem Staat und seinen höchsten Zwecken zu verbinden, hervorgegangen waren, und es fanden deshalb auch in den böotischen Städten gemeinschaftliche Mahle der einzelnen Gemeinden und ihrer Unterabtheilungen, wie auch größere Gastereien bei Gelegenheit religiöser Feste Statt; allein diese echt griechische Sitte verlor bei den Böotiern schon früh ihre ursprüngliche Bedeutung, und nahm einen ganz anderen Charakter an, als bei den Athenern und anderen Griechen. In Athen entstanden selbst in der späteren Zeit, in welcher der Geist dieser Stadt bereits entartet war, neben solchen öffentlichen Schmausereien und Bewirthungen viele Privat-Vereinigungen, welche von einzelnen Mitgliedern Stiftungen für Mahle, die an bestimmten Tagen gehalten werden sollten, erhielten; solche Vermächtnisse wurden aber nicht des bloßen Schmausens wegen gemacht, sondern um beim geselligen Mahle sich der Vereinigung zu freuen oder geistreiche und gelehrte Unterhaltungen zu pflegen. Die philosophischen Secten oder Schulen zu Athen, wie z. B. die Anhänger des Plato und Aristoteles hatten solche gemeinschaftlichen Mahle und Fonds für dieselben, und

die Stifter machten besondere Vorschriften, wie es mit diesen gehalten werden sollte: ganz anders in Theben. Es wurden dort zu jenen Zeiten viele Klubbs und Brüderschaften errichtet und von einzelnen Mitgliedern derselben Stiftungen gemacht, aber der Zweck war nicht die Unterhaltung und die Freude des Zusammenseins, sondern die größere Ueppigkeit und Wohlfeilheit des Genusses; diese bloßen Schmausegesellschaften nahmen in Böotien so sehr an Zahl zu, daß es daselbst viele Bürger gegeben haben soll, welche als Mitglieder solcher Vereine jeden Monat zu mehr Schmausereien berechtigt waren, als der Monat Tage hatte.

Bei diesem Geiste des thebanischen Volkes ist es nicht zu verwundern, daß die unter des Epaminondas und Pelopidas Leitung errungene Macht desselben nur kurze Zeit dauerte, oder daß, wie ein griechischer Schriftsteller sich ausdrückt, Thebens Macht mit der Leiche des Epaminondas zu Grabe getragen wurde. Auf der andern Seite stellt aber eben diese angeborene Unfähigkeit der Thebaner, die Hegemonie von Griechenland zu behaupten, die Größe jener beiden Männer erst recht ins Licht.

Epaminondas und Pelopidas, welche schon früh durch innige Freundschaft mit einander verbunden waren und mit vereinter Kraft für die Erhebung Thebens arbeiteten, waren ihren äußeren Verhältnissen wie ihrem inneren Wesen nach von einander sehr verschieden. Pelopidas war, wie Epaminondas, von vornehmer Geburt, und er besaß einen großen ererbten Reichthum, während sein Freund von Hause aus arm war und es sein ganzes Leben hindurch blieb. Pelopidas war eine verständige und mehr nach außen als nach innen gerichtete Natur, welche nur für das praktische Leben geschaffen war, und liebte neben den Staatsgeschäften und dem Kriege vorzugsweise die Uebungen der Ringschule und die Jagd. Er stand seinem Freunde an Bildung des Geistes weit nach, war aber wegen seiner rein praktischen Richtung und der erlangten Gewandtheit im äußeren Leben mehr als Epaminondas für diplomatische Verhandlungen befähigt, und zeichnete sich in diesen um so mehr aus, als er neben seiner großen Geschicklichkeit im Unterhandeln zugleich die Ehre eines von edleren Motiven geleiteten Mannes aufrecht zu erhalten wußte. Beide Männer besaßen einen angeborenen höheren Adel, welcher den Grundzug ihres Wesens bildete, und welcher der Betrachtung ihres Handelns und Wirkens eine in rein menschlicher Hinsicht wohlthuende Seite gibt. Beide gehören zu den größten Staatsmännern des griechischen Alterthums, sowohl dem Endziele ihrer Bestrebungen nach, als auch in Betreff der Einsicht und Gewandtheit, mit welcher sie dasselbe zu erreichen suchten. Beide, namentlich aber Epaminondas, waren als Feldherren

ausgezeichnet, und ragen über ihre Zeitgenossen Agesilaus, Iphikrates und Chabrias nicht blos durch ihre Kriegsthaten hervor, sondern auch durch den umfassenden und schöpferischen Geist, mit welchem sie die Kriegskunst auf eine neue Stufe der Entwickelung hoben. Sie schufen ein ganz neues System der Taktik und Strategie, welches bald nachher von den macedonischen Königen Philipp und Alexander weiter ausgebildet wurde; und obgleich der damals in Griechenland herrschende Geist und die ganz veränderte Kriegskunst fast überall das Anwerben von Miethstruppen herbeigeführt hatte, so setzten Epaminondas und Pelopidas doch ihre Heere nur aus Bürgern zusammen, wußten diesen aber nicht blos Geschicklichkeit und Gewandtheit im Gebrauche der Waffen und in den Bewegungen zu geben, sondern auch einen Geist einzuhauchen, vermöge dessen dieselben ebensowohl der Tapferkeit der Spartaner, als der kriegerischen Tüchtigkeit der berühmtesten Söldnerschaaren gewachsen waren.

Epaminondas zeichnete sich nicht weniger durch seine sittliche Größe und seine wissenschaftliche Bildung, als durch seine Feldherrn-Eigenschaften und seine praktischen Kenntnisse im Staatswesen aus. Er besaß philosophische Erkenntniß und widmete sein ganzes Leben hindurch die Zeit der Muße ebenso den wissenschaftlichen Beschäftigungen, wie sein Freund Pelopidas den Vergnügungen der Jagd und der Ringschule. Seine Beredsamkeit und seine Einsicht in das menschliche Wesen und die Verhältnisse der griechischen Völkerschaften waren so groß, daß er einst, als er zugleich mit den Gesandten anderer Staaten den Friedensunterhandlungen in Sparta beiwohnte (372 v. Chr.), durch seine Darstellung der spartanischen Herrschsucht und Tyrannei den Spartanern vielleicht ebensosehr schadete, als Pelopidas einige Jahre früher durch den Sieg bei Tegyra ihrem militärischen Rufe geschadet hatte. Des Epaminondas Grundsätze waren denen der athenischen und spartanischen Generale seiner Zeit so durchaus entgegengesetzt, daß man sie mit den Grundsätzen der pythagoräischen Schule verglich, und ihn selbst zuweilen einen Pythagoräer nannte, weil er den Unterricht des Lysis oder eines der wenigen Männer genossen hatte, die sich rühmen konnten, die Lehren dieser Schule rein bewahrt zu haben. Seine von Natur milde und menschenfreundliche Seele wurde stets von Motiven edlerer und höherer Art geleitet. Namentlich aber bildete seine Einfachheit, Mäßigkeit und Uneigennützigkeit einen schneidenden Gegensatz gegen den herrschenden Geist seiner Zeit.

Die auf diesen sittlichen Vorzügen beruhende äußere Erscheinung des Epaminondas zeigt zugleich in der Art, wie die Mit- und Nachlebenden seines Volkes dieselbe beurtheilten, einen großen Unterschied zwischen den Lebensansichten der alten und neueren Zeit. Epaminondas

war ein Mann, welcher, arm geboren, auch arm bleiben wollte, ungeachtet dessen aber durch seine äußere Erscheinung seinen Landsleuten nicht allein keinen Anstoß gab, sondern sogar in ganz Griechenland bis an sein Ende die erste Rolle spielte. Während selbst in den republikanischen Staaten unserer Zeit äußere Repräsentation von hohen Staatsämtern unzertrennlich scheint, konnte dagegen unter den Griechen auch in den Zeiten des Verfalls der Reichthum nirgends den Rang geben, auf welchen das Verdienst ein Recht hat und das griechische Volk war und blieb weit entfernt, das Festhalten an der einfachsten und natürlichsten Lebensweise für lächerlich zu halten und einen, der dies that, einen Sonderling zu nennen, wie dies bei uns zu geschehen pflegt. Den besten Beweis davon gibt das Beispiel des Epaminondas, welches diese rühmliche Seite des griechischen Nationalgeistes auf das glänzendste anschaulich macht. Epaminondas ward, wie die Philosophen Sokrates, Antisthenes und Diogenes, unter seinen Landsleuten gerade dadurch ein Gegenstand der Bewunderung, daß er die Geringschätzung der äußeren Zierden des Lebens bis zum Uebermaaße trieb. Ja, Epaminondas übte sogar, gerade weil dieser, der neueren Zeit fremde Charakterzug den Griechen eigenthümlich war, durch diese Einfachheit seines äußeren Lebens einen besonders großen Einfluß auf sein Volk aus und fühlte sich zum Theil eben durch diese Wahrnehmung zu derselben bewogen. Er besaß, wie berichtet wird, manches Hausgeräthe nicht, welches selbst in den Wohnungen ganz geringer Leute sich fand, und er soll, auch als er an der Spitze seiner Vaterstadt stand, nur einen einzigen Mantel besessen haben, so daß er, so oft dieser gewaschen wurde, einige Tage hindurch nicht ausgehen konnte; er hatte aber bei dieser Aermlichkeit, die er doch leicht hätte beseitigen können, den edlen Zweck, daß er seinen Landsleuten zeigen wolle, wie wenig das Leben eigentlich erfordere, und wie thöricht es sei, sich beständig zu plagen, um sich die Mittel zum Leben zu verschaffen, die man doch so wohlfeil haben könne.

Als einst ein persischer Gesandter ihn durch ein Geschenk von 30,000 Goldstücken für das Interesse seines Königs gewinnen wollte, nahm Epaminondas dies nicht nur nicht an, sondern er verbot auch dem Gesandten den ferneren Aufenthalt in Theben. „Wenn deines Herrn Absichten", sprach er zu ihm, „meinem Vaterlande vortheilhaft sind, so bedarf es keiner Geschenke; sind sie es aber nicht, so vermag alles Gold der Welt mich nicht für dieselben zu gewinnen. Ich selbst verzeihe dir, daß du mein Herz nach dem deinigen beurtheilt hast; aber ich kann dir den Aufenthalt in Theben nicht länger gestatten, weil du mit deinem Golde auch Andere in Versuchung führen könntest." Ein anderes Mal wies er 2000 Goldstücke, welche der mächtige thessalische

Fürst Jason bei seiner Anwesenheit in Theben ihm geben wollte, gerade weil sie von diesem ihm angeboten wurden, zurück, obgleich er in großer Geldverlegenheit war, und bei dem bevorstehenden Ausmarsch des Heeres sich genöthigt sah, zur Anschaffung seines Feldgeräthes zwölf Thaler von einem Freunde zu borgen. Als er einst auf einem Feldzuge erfuhr, daß sein Waffenträger einen Gefangenen für vieles Geld freigegeben habe, verabschiedete er denselben mit den Worten: „Gib mir meinen Schild zurück und kaufe dir eine Trödlerbude; denn da du jetzt ein Reicher geworden bist, so wirst du nicht ferner Muth und Lust haben, dich der Todesgefahr auszusetzen." Wer so handelte, der konnte mit mehr Erfolg, als jeder Andere, gegen die Entartung seiner Landsleute, die Rohheit und Sinnlichkeit seiner Böotier und die in ganz Griechenland herrschende Habgier und Eigennützigkeit auftreten. In diesem Sinne antwortete Epaminondas selbst einst, als an einem festlichen Tage in Theben Alle sich beim Weine belustigten, einem seiner Bekannten auf die Frage, warum er allein sich der Theilnahme an der allgemeinen Lust entziehe: „Damit ihr Andern euch desto ruhiger der Sorglosigkeit überlassen könnet." Auch mußte ein Staat, an dessen Spitze ein solcher Mann stand, ganz anders in seinen Unternehmungen gedeihen, als z. B. Athen, dessen damals größte Männer, ein Iphikrates, Chabrias und Timotheus, vorzugsweise nach Reichthum, Genuß und Glanz strebten, so daß sie zugleich den Gesetzen der Moral ungetreu und in ihren Vermögensumständen zerrüttet wurden.

3. Von der Befreiung Thebens an bis zur Schlacht bei Leuktra.

Die beiden großen Thebaner verschafften ihrer Vaterstadt, bald nachdem auch die Athener die Waffen gegen Sparta erhoben hatten, die nöthige Macht und militärische Einrichtung, durch welche sie dem Kampfe mit dem Feinde gewachsen waren. Durch die Theilnahme der Athener am Kriege wurden die Spartaner gleich anfangs von einem Angriff auf Theben abgehalten und Pelopidas und Epaminondas nahmen diese Zeit wahr, um die erforderlichen Maaßregeln für den Krieg zu treffen. Epaminondas vervollkommnete das ganze Kriegswesen seiner Vaterstadt, Pelopidas aber bildete die sogenannte heilige Schaar, welche Gorgidas errichtet hatte, vollständig aus. Dieses Corps, das später in den Schlachten sich einen ausgezeichneten Ruhm erwarb, bestand aus 300 auserlesenen jungen Männern, welche durch eine besonders enge Kameradschaft inniger mit einander verbunden waren, als sonst die Soldaten der einzelnen Truppen-Abtheilungen zu sein pflegten, und die zugleich durch Vaterlandsliebe und durch das stolze Bewußtsein, die ersten und tapfersten im thebanischen Heere zu sein, begeistert und angetrieben wurden. Anfangs fochten sie unter die

anderen Truppen vertheilt, seit dem Treffen bei Tegyra aber stets als ein besonderes unzertrennliches Corps.

Unterdessen hatten die Spartaner zweimal (378 und 377 v. Chr.) ein Heer unter Agesilaus gegen die Thebaner und Athener ausgeschickt, ohne etwas ausrichten zu können. Das eine Mal war Agesilaus am Berge Cithäron mit den Feinden zusammengetroffen, wurde aber durch ein neu ausgedachtes Manöver des Athenischen Generals Chabrias genöthigt, sich ohne einen eigentlichen Kampf wieder zurückzuziehen. Chabrias hatte nämlich, als Agesilaus zum Angriff vorrückte, seine Truppen mit auf das Knie gestemmten Schilden und mit gefällten Speeren in einer geschlossenen Masse aufgestellt, und ihnen befohlen, nicht vom Platze zu weichen, sondern die Feinde ruhig gegen sich heranziehen zu lassen. Agesilaus, welcher bereits die seitwärts stehenden Thebaner vergebens zurückzudrängen versucht hatte, konnte nicht hoffen, diese feste Masse zu durchbrechen und zog sich daher zurück. Bald darauf führte er nach einigen unbedeutenden Scharmützeln sein Heer wieder nach Hause. Chabrias erlangte durch diesen Erfolg seiner taktischen Erfindung einen so großen Ruhm, daß die Athener, als sie später ihm eine Ehren-Statue errichteten, ihn in der erwähnten Stellung abbilden ließen. Auch im nächsten Jahre, wo er wieder in Böotien erschien, konnte Agesilaus nichts ausrichten: er wurde, als er sich der Stadt Theben näherte, sogleich zum Rückzug genöthigt, und kehrte nach einiger Verwüstung des Landes wieder nach Sparta zurück.

Im dritten Jahre (376 v. Chr.) wurde Agesilaus selbst durch eine Krankheit an der Anführung des Heeres gehindert, und die Spartaner übertrugen sie deshalb seinem Mitkönig Kleombrotus I. Auch dieser wurde am Cithäron durch die vereinte Macht der Thebaner und Athener zu baldiger Rückkehr genöthigt. Nun rüstete Sparta eine Flotte aus, um Athen der nöthigen Zufuhr von Lebensmitteln zu berauben und dadurch von seinem Verbündeten abzuziehen; allein auch dieser Versuch mißlang; die spartanische Flotte wurde bei der Insel Naxos von der stärkeren athenischen unter Chabrias gänzlich geschlagen und verlor die Hälfte ihrer Schiffe. Als hierauf (375 v. Chr.) die Spartaner ein neues Landheer nach Böotien schickten, suchten ihnen die Athener durch einen Seezug zuvorzukommen. Sie rüsteten nämlich schnell eine zweite Flotte aus und sandten dieselbe, während die andere im Norden des aegäischen Meeres kreuzte, unter dem ausgezeichneten General Timotheus, einem Sohne Konon's, zur Beunruhigung des Peloponnes ab. Timotheus führte seinen Auftrag mit großem Erfolge aus: er umschiffte den Peloponnes, eroberte die Insel Korcyra, und gewann, als die Spartaner endlich eine Flotte gegen ihn auslaufen ließen, einen bedeutenden Erfolg zur See wider sie.

Um dieselbe Zeit wurden die Spartaner auch zu Lande in einem Treffen geschlagen. Pelopidas hatte sich mit der heiligen Schaar und einer kleinen Zahl Reiter bei dem böotischen Städtchen Tegyra gelagert; hier stießen unerwartet zwei spartanische Regimenter auf ihn, und Pelopidas brachte diesen, obgleich dieselben seinen Truppen an Zahl mindestens um das doppelte überlegen waren, eine gänzliche Niederlage bei. Es war dies seit lange wieder das erste Mal, daß ein spartanisches Corps auf offenem Felde von einer schwächeren feindlichen Macht besiegt wurde, und Pelopidas erwarb sich deshalb durch diesen Sieg den größten Ruhm bei allen griechischen Völkerschaften, welche, wie ein alter Schriftsteller übertreibend sich ausdrückt, damals zuerst überzeugt wurden, daß nicht blos die Ufer des Eurotas streitbare und tapfere Männer hervorbrächten. Auch gab diese Schlacht zuerst den Thebanern das vollständigste Vertrauen zu sich selbst. Insbesondere nahm seitdem die heilige Schaar den höchsten Rang der Tapferkeit für sich in Anspruch: und in der That blieb sie von jenem Treffen an bis zu der Schlacht bei Chäronea, in welcher sie zugleich mit der Unabhängigkeit Griechenlands ruhmvoll unterging, stets unbesiegt.

Diese glücklichen Ereignisse und Umstände der ersten Kriegsjahre wurden von Epaminondas und Pelopidas, welche dieselben mit herbeiführen halfen, sehr geschickt benutzt, um ihrer Vaterstadt den verlorenen Vorrang unter den böotischen Städten wieder zu verschaffen, und auf diese Weise aus den vereinten Kräften der Landschaft eine große Macht zu bilden. Böotien, dessen Einwohnerzahl nicht geringer war, als die von Attika, bildete von alten Zeiten her einen Staatenbund, dessen Abgeordnete sich auf dem Gebiete der Stadt Koronea zu versammeln pflegten, und welchem besondere vom Bunde erwählte Beamte, Böotarchen genannt, vorstanden. Theben war früher das Haupt des böotischen Bundes gewesen, hatte aber durch den Frieden des Antalcidas diese Stellung verloren. Epaminondas und Pelopidas verschafften ihrer Stadt den früheren Vorrang wieder, und Theben leitete von jetzt an nicht etwa blos als Vorort die gemeinsamen Angelegenheiten des Bundes, sondern es wurde überhaupt Herr und Meister in Böotien. Hätte Athen damals nicht seine ganze Aufmerksamkeit auf den Krieg mit Sparta gerichtet gehabt, so würde es schwerlich zugegeben haben, daß die gesammte Macht eines so beträchtlichen Nachbarlandes in die Hände der Thebaner überging. Erst als dies geschehen war, richteten die Athener ihre Aufmerksamkeit auf diese sie so nahe berührende Veränderung, erst dann gaben sie, wiewohl zu spät, die Verbindung mit Theben auf und näherten sich den Spartanern. Die Veranlassung zu diesem Bruche zwischen beiden Staaten wurde

von den Thebanern selbst gegeben, und zwar durch den Mißbrauch, welchen sie von ihrem erlangten Uebergewichte machten, und durch die Herrschsucht, mit der sie ihre Macht auch über die Grenzen von Böotien auszubreiten suchten.

Die Thebaner überfielen und eroberten nämlich die gegen sie feindlich gesinnten Städte Platää und Thespiä, schleiften die Mauern der letzteren und machten die erstere dem Erdboden gleich. Die vertriebenen Bürger von Platää flüchteten mit ihren Weibern und Kindern nach Athen, und baten diese von Alters her ihnen befreundete Stadt, welche bereits auf die wachsende Macht Thebens eifersüchtig war, um Hülfe. Die Athener nahmen nicht allein die heimathlosen Platäer in ihre Stadt auf und ertheilten ihnen das Bürgerrecht, sondern sie wurden durch das Verfahren der Thebaner auch zu dem Gedanken eines Friedens mit Sparta getrieben, weil sie zu keiner Zeit den Thebanern den Besitz von Thespiä und Platää gestatten zu dürfen glaubten. Dazu kam, daß damals die Thebaner auch die Selbstständigkeit von Phokis bedrohten und zugleich eine Seemacht einzurichten anfingen. Sie bereicherten sich damals im Kriege, während Athen ärmer ward, weil das naheliegende Aegina durch seine Kapereien seinen Handel beunruhigte. Die Athener fingen also Unterhandlungen mit Sparta an, und zogen auch den Perser-König, den sie schon vorher mit Gesandtschaften bestürmt hatten, von neuem in die griechischen Angelegenheiten. Diese Verhandlungen führten nach einigen Zwischenvorfällen, durch welche dieselben unterbrochen wurden, endlich zu einem Kongreß der griechischen Staaten, der in Sparta gehalten ward (372 v. Chr.).

Auch die Thebaner hatten der Einladung zu diesem Kongreß Folge geleistet und ihren Epaminondas als Gesandten geschickt. Bei dieser Gelegenheit gab sich die Beredsamkeit dieses Mannes auf die glänzendste Weise vor den Vertretern des gesammten Griechenlands kund. Die Selbstständigkeit aller griechischen Staaten, wie der Antaleidische Friede sie verlangte, war jetzt für Athen, welches durch die wachsende Macht der ganz Böotien beherrschenden Thebaner bedroht ward, ebenso vortheilhaft und erwünscht, als für Sparta, dessen Einfluß außerhalb des Peloponnes ganz aufgehört hatte. Nur Theben mußte dabei verlieren, weil ihm dadurch jene Herrschaft genommen worden wäre. Sparta und Athen kamen also über einen dem des Antaleidas ähnlichen Friedensschluß überein, welcher, wie es scheint, überdies noch durch die Drohungen persischer Gesandten unterstützt wurde. Alle griechischen Staaten nahmen diesen Friedensvertrag an, Theben aber erklärte sich hierzu nur unter der Bedingung bereit, daß es denselben ebenso im Namen von ganz Böotien unterzeichnen dürfe, wie Athen ihn für das Land Attika und Sparta zugleich für Lakonien und Messe-

nien unterzeichnet hatte. Epaminondas stellte zugleich den Gesandten der griechischen Staaten mit eindringlichen Worten die eigentlichen Absichten dar, welche dem Begehren der Selbstständigkeit der böotischen Städte von Seiten Spartas zu Grunde lagen, indem er, mit Hinweisung auf die Vergangenheit und auf die politischen Verhältnisse Griechenlands, seine Landsleute vor der spartanischen Herrschsucht warnte. Er brachte dadurch ebensosehr den König Agesilaus, der im Namen Spartas die Verhandlung zu leiten hatte, in Verlegenheit, als er die Gesandten der anderen Staaten in Erstaunen setzte, und durch seine Darstellung den Spartanern dauernd schadete. Der Vertrag wurde zwar von allen anderen Staaten, aus Furcht vor Sparta, angenommen; allein der Eindruck, den des Epaminondas Worte gemacht hatten, blieb, und äußerte bald nachher, als Spartas Ansehen durch einen großen Sieg der Thebaner einen Stoß erlitt, seine Wirkung.

Nachdem auf diese Weise Theben sich vom Frieden ausgeschlossen hatte, war der Augenblick gekommen, wo es sich zeigen mußte, ob Epaminondas und Pelopidas ihren Staat wirklich ganz umgeschaffen und zu einer der größeren Mächte Griechenlands erhoben hätten. Von jetzt an erscheinen deshalb auch beide Männer als Hauptpersonen der allgemeinen Geschichte, zumal da Agesilaus durch seine Kränklichkeit mehrfach verhindert wurde, persönlich im Felde zu erscheinen. Zu einem entscheidenden Kampfe mußte es der ganzen Lage der Dinge nach sehr bald kommen. Die Spartaner zogen in Folge des Friedens ihre Truppen und Harmosten aus allen Orten zurück, befahlen aber ihrem Könige Kleombrotus, welcher mit einem Heere in Phokis stand, aus diesem Lande nicht sogleich nach Sparta zurückzukehren, sondern zuerst in Böotien einzubrechen, und die Thebaner zur Wiederherstellung der Unabhängigkeit der dortigen Städte, zur Annahme des Landfriedens, wie er auf dem Congreß zu Sparta festgesetzt worden, zu zwingen. Kleombrotus marschirte daher mit seinem ganzen Heere nach Böotien. Die Thebaner schickten sogleich ihre Kriegsmacht unter der Anführung des Epaminondas und Pelopidas gegen ihn aus, obgleich ihr Heer dem spartanischen an Zahl weit nachstand, und doch der offene Kampf, den sie jetzt mit dem Kerne der spartanischen Macht auszufechten hatten, nothwendiger Weise ein entscheidender werden mußte. Man erzählt, daß das thebanische Volk nicht ohne Bangigkeit diesem Kampfe entgegengesehen habe, und die alten Schriftsteller haben uns manche wahre oder erdichtete Anekdote überliefert, welche diese Stimmung und im Gegensatz gegen dieselbe, die Festigkeit und Entschiedenheit der beiden Leiter des thebanischen Volkes bezeichnen. Als z. B. Pelopidas beim Abmarsch des Heeres aus Theben von seiner Gattin Abschied nahm, und diese ihn mit Thränen bat, auf die Erhaltung

seines Lebens bedacht zu sein, soll er ihr die Antwort gegeben haben: „Daran mag der gemeine Soldat denken, des Anführers Pflicht aber ist es, Sorge zu tragen, daß das Leben der Anderen erhalten werde!“ Als auf dem Marsche des Heeres ein übles Vorzeichen die Truppen erschreckte, rief ihnen Epaminondas sogleich den berühmten Homer'schen Vers zu: „Ein Wahrzeichen nur gilt, das Vaterland zu erretten!“

In der Ebene von Leuktra, zwischen den Gebirgszügen des Kithäron und des Helikon, war es, wo die beiden Heere zusammentrafen (6. Juli 371 v. Chr.): nachdem Epaminondas und Pelopidas die Mehrzahl der Böotarchen, von welchen ein Theil kein Vertrauen zum Kampfe hatte fassen können, für den kühneren Beschluß gewonnen hatten. Von beiden Seiten wurde mit großer Tapferkeit gefochten; der Muth der heiligen Schaar aber, die Tüchtigkeit und Gewandtheit der thebanischen Reiterei und vor Allem das große Feldherrntalent des Epaminondas, welcher bei Leuktra zum ersten Male die von ihm ausgedachte schiefe Schlachtordnung anwandte, entschieden den Sieg für die Thebaner. Kleombrotus hatte sein Heer in der Form eines halben Mondes aufgestellt und aus dem von ihm selbst commandirten Kern desselben die rechte Seite gebildet. Epaminondas gab deswegen seinem Heere eine schiefe Stellung und vereinigte an der fünfzig Mann tiefen Spitze derselben, auf dem äußersten linken Flügel, den tüchtigsten Theil seiner Truppen. So griff er mit dem Kern und der größten Masse seiner Krieger den rechten Flügel der Spartaner an und suchte hier die Entscheidung, während sein eigener rechter Flügel das Gefecht nur hinzuhalten bestimmt war. Die spartanische Schlachtlinie wurde durch die unerwartete Art des Angriffes, die Ueberlegenheit der thebanischen Reiterei und die Tapferkeit der heiligen Schaar bald durchbrochen und in Unordnung gebracht, und als auch der König und seine Umgebung nach einem hartnäckigen Kampfe gefallen waren, vermochte keine Anstrengung den verlorenen Sieg wieder zu erringen. Die Spartaner zogen sich fliehend zurück und erkannten, indem sie durch einen abgesandten Herold um einen Waffenstillstand und um die Auslieferung der Todten baten, selbst ihre Gegner als Sieger an.

Dieser Sieg der Thebaner bei Leuktra war der härteste Schlag, der den spartanischen Staat treffen konnte; denn zum ersten Male seit dem Beginn der sicheren Geschichte wurden die Spartaner von einem an Zahl schwächeren Heere in einer großen offenen Feldschlacht geschlagen, und der Eindruck, welchen diese Niederlage auf die andern griechischen Staaten machte, war, ungeachtet des in der Schlacht erlittenen verhältnißmäßig geringen Verlustes, für das Ansehen und den Einfluß der Spartaner entscheidend: der Zauber, der die spartanischen Heere seither unüberwindlich gemacht hatte, war jetzt für immer zer-

stört. In Sparta selbst war man, auf die Nachricht von dieser Niederlage, vor allem Andern darauf bedacht, zur Rettung der geschlagenen Truppen rasch ein neues Heer auszurüsten. Der Oberbefehl über dasselbe wurde dem Archidamus, einem Sohne des Agesilaus, übertragen, da dieser selbst von seiner Krankheit noch nicht wieder hergestellt war. Die Thebaner hatten gleich nach der Schlacht einen Herold an die Athener gesandt, um dieselben zu einer neuen Bundesgenossenschaft aufzufordern, und mit ihrer Hülfe dem geschlagenen spartanischen Heere den Rückzug abzuschneiden; allein die auf Thebens Macht eifersüchtigen Athener wiesen das Gesuch zurück, und so gelangten die besiegten Spartaner ungefährdet aus Böotien nach Megaris, wo Archidamus mit seinen Truppen sich mit ihnen vereinigte und sie nach Hause zurückführte. Man hätte gegen sie nun eigentlich die Bestimmungen eines alten Gesetzes, welches die Flucht auf dem Schlachtfelde mit entehrenden Strafen belegte, anwenden sollen; allein man ließ wegen der Menge der Schuldigen diesmal die Sache auf sich beruhen, dem Rath des Agesilaus gemäß, der mit dem Ausruf: „Laßt das Gesetz heute schlafen und erst morgen wieder erwachen", das rechte Wort für das, was die Staatsnothwendigkeit verlangte, traf.

4. Von der Schlacht bei Leuktra bis zum neuen Frieden des Perserkönigs.

Die Schlacht bei Leuktra würde allen Kampf in Griechenland geendigt haben, wenn die Thebaner sich zu dem Gedanken hätten erheben können, den so lange schon der Willkür der Spartaner unterworfenen Peloponnes zu befreien, ohne dabei für sich selbst einen Vortheil zu suchen. Dazu bot sich ihnen unmittelbar nach jener Schlacht durch die Bestrebungen der Arkadier eine treffliche Gelegenheit dar. In fast allen Staaten dieses Volkes regte sich nämlich damals das Streben nach der Vereinigung zu einem engen Bunde. Ein großer Theil der Arkadier, an dessen Spitze Lykomedes von Mantinea stand, wünschte, daß alle Städte ihres Landes zu einem Bund unter einer gemeinschaftlichen demokratischen Regierung zusammentreten. Dieser Plan hatte aber nicht allein die Aristokraten der einzelnen Staaten gegen sich, sondern mußte auch gleich anfangs die Spartaner bewegen, alles Mögliche zur Hintertreibung einer Sache aufzubieten, durch welche eine Anzahl vereinzelter schwacher Nachbarorte in eine große und gefährliche Gesammtmacht vereinigt werden sollte. Sie nahmen von dem Hülfegesuch der aristokratischen Regierungen des Landes Veranlassung, diese für sie so bedenklichen Bestrebungen zu unterdrücken, und schickten, 369 v. Chr., ein Heer unter Agesilaus nach Arkadien. Dieses vermochte aber nichts auszurichten und kehrte im Beginne des Winters

nach Lakonien zurück. Unterdessen hatte der demokratische Theil der Arkadier die Eleer, Argiver und Thebaner um Hülfe ersucht, und die Letzteren erschienen bald nach dem Abzug der Spartaner in Arkadien, wo die Truppen der beiden ersteren Kantone sich an sie anschlossen.

Dieses Heer war von Epaminondas und Pelopidas, denen die übrigen Böotarchen den Oberbefehl allein überlassen hatten, befehligt, und bestand aus nicht weniger als 40,000 Schwerbewaffneten. Der Umstand, daß sich in demselben auch Truppen der Lokrer, Phokier, Akarnanen, sowie der Thessalier und aller Städte Euböas befanden, zeigt, wie bedeutend damals die Macht Thebens war. Mit diesem Heere und einem großen Theil der Arkadier beschloß Epaminondas in Lakonien selbst einzufallen, obgleich die Athener sich bereits wieder mit den Spartanern verbunden und unter des Iphikrates Anführung ein Heer abgeschickt hatten, welches die Thebaner in Arkadien beunruhigen und ihnen den Rückweg aus dem Peloponnes versperren sollte. Die Eroberung des spartanischen Landes konnte deshalb Epaminondas durchaus nicht hoffen, zumal da auch einige peloponnesische Staaten den Spartanern Hülfstruppen schickten; allein er drang doch bis in die Nähe der Stadt Sparta selbst, deren Boden seit mehr als 500 Jahren kein auswärtiger Feind betreten hatte, und verherrlichte dadurch den Namen der Thebaner in den Augen des gesammten Griechenlands (im Januar 368 v. Chr.). Auch führte er damals die glänzendste That aus, die im ganzen Kriege geschah; er rief ein 300 Jahre früher durch die Spartaner vernichtetes Volk wieder ins Leben. Nachdem nämlich Epaminondas Lakonien in verschiedenen Richtungen durchstreift und verwüstet hatte, rückte er in Messenien ein und rief die unterdrückten Bewohner dieses Landes zur Freiheit, zu neuem staatlichen Leben auf. Mit Hülfe der Arkadier und einiger andern Verbündeten gründete er an einem passenden Orte eine neue Stadt, die den Namen Messene erhielt, legte eine Anzahl Thebaner als bleibende Besatzung in dieselbe, vertheilte die Felder unter die befreiten Bewohner der Umgegend und ließ durch ausgesandte Boten die in der Fremde lebenden Nachkommen der alten Messenier zur Rückkehr in ihre wiederaufgerichtete Heimath auffordern. Mit der Einigung der Arkadier, mit der Wiederherstellung Messeniens wurde der Grund zur dauernden Ohnmacht Spartas gelegt.

Nachdem auf diese Weise die Thebaner auch im Peloponnes als die erste Macht Griechenlands aufgetreten waren, zog Epaminondas mit seinem Heere wieder nach Böotien zurück, ohne daß die Athener ihn daran zu hindern versucht hätten. Noch in demselben Jahre fiel Epaminondas zum zweiten Male in den Peloponnes ein. Die Athener und Spartaner hatten sich nämlich enger als je mit einander verbun-

den und den Perser-König, sowie den mächtigen Beherrscher von Syrakus, Dionysius I., um Hülfe gebeten; der Erstere hatte Geld, der Letztere Hülfstruppen geschickt, und ein zahlreiches Heer war von den verbündeten Feinden Thebens ausgerüstet worden. Epaminondas wurde deshalb von neuem in den Peloponnes gesandt, wo die Arkadier unter der Anführung des Lykomedes durch einen verheerenden Zug nach Lakonien den Krieg bereits begonnen hatten. Die Athener und Spartaner besetzten schnell die korinthische Landenge, um die Thebaner vom Einfall in den Peloponnes und von der Verbindung mit den ihnen befreundeten Arkadiern, Eleern und Argivern abzuhalten; allein Epaminondas eröffnete sich durch die große Einsicht und Gewandtheit, mit welcher er den schwächsten Punkt der feindlichen Linien erkannte und benutzte, mit leichter Mühe den Durchgang, verwüstete einen Theil der feindlichen Gebiete und hätte beinahe das wichtige Korinth erobert, wenn nicht die Tüchtigkeit des atheniſchen Generals Chabrias diese Stadt noch gerettet hätte. Bald nachher kehrten die Thebaner wieder aus dem Peloponnes nach Hause zurück; wahrscheinlich war die Unzuverlässigkeit der Arkadier und die drohende Stellung, welche Alexander, der Beherrscher der thessalischen Stadt Pherä, im Norden von Theben annahm, die Ursache dieses schleunigen Rückzuges.

Die Arkadier hatten durch ihre Vereinigung in einen Bundesstaat, durch die im Peloponnes eingetretene Verwirrung, sowie durch die Schwächung der Spartaner und das unangefochtene Aufblühen der neuen Stadt Messene eine Wichtigkeit erhalten, wie sie sie früher niemals gehabt hatten. Im Bewußtsein dieser Bedeutung war ihr Zutrauen zu sich selbst gewachsen, sie fingen an, nach dem Vorrang unter den Peloponnesiern zu streben, und Lykomedes von Mantinea, ein Mann von Kopf und Unternehmungsgeist, der die Umstände sehr geschickt zu benutzen wußte, leitete seine Landsleute in diesem Streben ganz vortrefflich. Er hatte den Bau einer neuen Hauptstadt Arkadiens bewirkt, welche den Namen Megalopolis erhielt, und in der ein aus 10,000 Bürgern bestehender Ausschuß des arkadischen Volkes seinen Sitz erhielt, um die allgemeinen Angelegenheiten zu leiten. Auf den Rath des Lykomedes suchten diese Zehntausend im Interesse der Arkadier der Zunahme der thebanischen Macht vorzubeugen, und vereitelten so die Absichten des Epaminondas, der an Spartas Stelle Theben zum Oberhaupt der peloponnesischen Völkerschaften machen wollte.

Die Lage der Dinge erhielt durch diese in Arkadien eingetretene Wendung, durch die Einmischung der Perser in die griechischen Angelegenheiten und durch die unten näher anzugebenden Vorfälle in Thessalien eine ganz neue Gestalt. Die Verhältnisse Griechenlands verwickelten sich immer mehr, und die drei großen Männer Thebens,

Epaminondas, Pelopidas und Gorgidas, hatten oft jeder auf einer andern Seite und mit andern Feinden zu thun. Wegen dieser Verwickelungen aber und wegen der zunehmenden Bedeutung, welche dadurch die Perser als Schiedsmacht in den Angelegenheiten Griechenlands erlangten, erhielten jetzt die diplomatischen Waffen das Uebergewicht über die kriegerischen. Die Thebaner sahen sich genöthigt, einen Gesandten an den persischen König zu schicken, dessen Satrap Ariobarzanes im Herbst des Jahres 368 v. Chr. den Anführer seiner griechischen Söldner, Philiskus, zur Herstellung des Friedens nach Griechenland gesandt hatte, und den die Thebaner durch die Zurückweisung der von Philiskus überbrachten Bedingungen beleidigt hatten. Zu dieser wichtigen Sendung wurde Pelopidas ausersehen, und in Folge derselben schickten auch die übrigen Staaten Gesandte nach Susa (367 v. Chr.). Der persische König hatte dadurch die Freude, eine ganze Schaar griechischer Gesandten an seinem Hofe zu sehen, die von ihm einen Frieden erbaten und sich die Bedingungen desselben vorschreiben ließen.

Die Unterhandlungen am persischen Hofe haben Pelopidas fast berühmter gemacht, als alle seine Feldzüge; denn er verstand, auf eine zugleich sehr geschickte und durchaus ehrenhafte Weise die Perser ganz und gar für das Interesse seiner Vaterstadt zu gewinnen. Dies wurde ihm freilich durch den Charakter der persischen Regierung, sowie durch die gemeine Gesinnung des einen der beiden Gesandten von Athen sehr erleichtert. Die feigen Schwächlinge, welche in Persien die Regierung in Händen hatten, waren gewohnt, sich an den Stärkeren anzuschmiegen; sobald sie daher das spartanische Uebergewicht in Griechenland durch die Thebaner zerstört sahen, wandte sich ihr Vertrauen den Letztern zu. Von den athenischen Gesandten suchte nur der Eine, Leon, das Interesse seines Staates zu wahren; der Andere, Timagoras, dagegen dachte blos an die Ehren und Reichthümer, welche seine Anwesenheit am persischen Hofe ihm brachte. Pelopidas benutzte die Zwietracht der beiden athenischen Gesandten und die niedrige Denkungsart des einen derselben ganz vortrefflich: er überließ dem Timagoras alle Geschenke, Ehren und Bequemlichkeiten, welche die Perser boten, und gewann dadurch diesen gemeinen Menschen so sehr für sich, daß derselbe aus Freude über die eingeernteten Reichthümer und Ehren sich ganz und gar an Pelopidas anschloß. So erhielt dieser das Uebergewicht bei den Verhandlungen, und die Perser überließen ihm, die Friedensbedingungen selbst anzugeben, welche den griechischen Staaten im Namen des Königs auferlegt werden sollten. Die betrogenen Athener verurtheilten zwar den Timagoras, der mit einer großen Menge von Gold, Silber, Teppichen, Sklaven und anderen Geschenken nach Hause zurückkehrte, wegen seines Verrathes zum Tode; dies hielt aber bei der

herrschenden sittlichen Entartung Andere nicht ab, solche Gesandtschaften nach wie vor zu ihrer eigenen Bereicherung zu benutzen. Hatte doch einige Zeit vorher der athenische Gesandte Epikrates, als er in der Volksversammlung der Bestechung durch den Perserkönig beschuldigt ward, statt aller Rechtfertigung sich mit dem scherzhaften Antrage geholfen, daß man jährlich, anstatt neun Archonten zu wählen, die neun ärmsten Bürger als Gesandte nach Persien schicken solle! Das Volk lachte über den launigen Vorschlag und verzieh dem treulosen Gesandten seine Verkäuflichkeit.

Der von Pelopidas erlangte Friedensvertrag, welcher mit dem persischen Staatssiegel versehen und den Gesandten im Namen des Königs vorgelesen wurde, enthielt die Bestimmung, daß Sparta die Unabhängigkeit Messeniens anerkennen, Athen seine Kriegsschiffe aus der See zurückziehen und abtakeln solle, und daß im Weigerungsfalle beide Staaten von den übrigen Griechen und vom Perserkönig bekriegt werden sollten. Mit dieser Friedens-Akte reiste Pelopidas, von einem vornehmen Perser begleitet, nach Griechenland zurück und die Thebaner ließen hierauf sogleich durch Boten alle Staaten zu einer Versammlung in Theben einladen. Die Athener und Spartaner wiesen diese Aufforderung zurück; die anderen Staaten aber schickten Gesandte nach Theben. Hier las der persische Begleiter des Pelopidas, im Namen seines Herrn und mit Hinweisung auf das königliche Siegel, den Friedensvertrag vor und verlangte die sofortige Annahme und Beschwörung desselben. Die Versammelten trennten sich jedoch mit der Erklärung, daß sie hierzu keine Vollmacht hätten. Die Thebaner schickten hierauf Gesandte an die einzelnen griechischen Staaten, um sie zur Annahme des königlichen Friedens zu bewegen; allein die Korinther, zu welchen diese Gesandten zuerst kamen, gaben ihnen die vernünftige Antwort, sie sähen nicht ein, warum sie eine Vorschrift des persischen Königs, der sie ja gar nichts angehe, annehmen und beschwören sollten. Alle andern Staaten folgten dem Beispiele der Korinther. Dadurch ward freilich nichts aus dem Frieden, welchen Pelopidas zu erlangen gesucht hatte; allein seine Unterhandlungen hatten doch den wichtigen Erfolg, daß der Perserkönig jetzt seiner eigenen Ehre wegen das Geld, welches bisher den Spartanern zugeflossen war, den Thebanern geben mußte.

5. Geschichte der Thessalier bis zu dieser Zeit.

Um dieselbe Zeit, als die Thebaner sich zur Hauptmacht in Griechenland erhoben, erhielten auch die Thessalier zum ersten Mal eine größere Bedeutung in der Geschichte des griechischen Volkes. Ja, es hatte damals sogar eine Zeitlang das Ansehen, als wenn die Thessalier eine

Hauptrolle in Griechenland spielen sollten; sie wurden aber durch die Art ihres Volkscharakters und ihrer staatlichen Zustände daran gehindert. Hätten sie eine andere politische Einrichtung, eine Betriebsamkeit, wie sie bei so vielen griechischen Staaten sich fand, und Einigkeit unter sich selbst gehabt, so würden die Thessalier vielleicht statt der Macedonier zur Herrschaft von Griechenland gelangt sein.

Die Thessalier waren in ihren Sitten und Einrichtungen von den übrigen Griechen sehr verschieden und dagegen den Macedoniern ähnlich. Ihr Land zerfiel in eine Anzahl kleiner Staaten, welche in einen Bund vereinigt waren, und eine gemeinschaftliche Oberbehörde oder vielmehr das Schattenbild einer gemeinsamen Regierung hatten. Es wurde nämlich von Zeit zu Zeit eine Bundesversammlung von Abgeordneten aller Staaten und Völkerschaften gehalten, mit dieser hatte es aber eben dieselbe Bewandtniß, wie mit den Bundesversammlungen aller Staaten von ungleichen Kräften: sie waren eine leere Form, welche nur dann, wenn einmal ein fähiger und kräftiger Mann sich zum Herrn aufgeworfen hatte, durch militärischen Zwang auf kurze Zeit eine Bedeutung erhielt.

Die einzelnen Staaten hatten eine Art Feudalverfassung, welche auf die seit uralter Zeit bestehende Leibeigenschaft der sogenannten Penesten oder der unterdrückten Bauern gegründet war. Der herrschende Theil des Volkes war ein Adel, dem das Grundeigenthum und die leibeigenen Bebauer desselben gehörten, und welcher dadurch, sowie durch seine Bewaffnung, seine Sitten und Gewohnheiten eine auffallende Aehnlichkeit mit der Ritterschaft des Mittelalters hatte. Der thessalische Adel bildete zugleich mit dem macedonischen die einzige schwere Reiterei, die im alten Griechenland vorkommt, während die Vasallen desselben in großen Schaaren als Leichtbewaffnete dienten. Von Kopf bis zu Fuß gepanzert und auf gepanzerten Rossen reitend, glichen die Edlen des thessalischen Volkes auch in dieser Hinsicht den Rittern des germanischen Mittelalters. Ritterliche Spiele und beutereiche Kriegszüge waren ihre Lust, und die in den macedonischen Heeren Philipp's und Alexander's des Großen dienenden thessalischen Ritter erhielten deswegen, gleich den in die Fremde ziehenden nordischen Helden und den Warägern in Konstantinopel, immer den glänzendsten Theil der Beute, und wurden von Zeit zu Zeit mit diesen Schätzen nach Hause entlassen, um dieselben im Kreise der Ihrigen zu genießen und jüngere Ritter in den gewinnbringenden Dienst nachzuziehen.

Ein kriegerisches Leben ist bei einem schnellen und bequemen Erwerb von Reichthümern und bei dem Bestehen großer, adeliger Häuser, von denen eins das andere überglänzen will, leicht mit Genußsucht und mit dem Streben nach Pracht und Aufwand verbunden. Diese

bildeten daher auch Haupt-Charakterzüge des theſſaliſchen Adels, und zwar bis zu dem Grade, daß die Schwelgerei desſelben bei den übrigen Griechen zum Sprichworte ward. Der theſſaliſche Adel hatte aber deswegen auch das Schickſal, welches der venetianiſche, römiſche und ſpaniſche im Mittelalter und der polniſche in der neueren Zeit gehabt hat. Er ward nämlich ſchon frühe einigen wenigen Familien dienſtbar, welche die größten Güter oder, nach der Weiſe des Mittelalters zu reden, die erſten Baronieen des Landes beſaßen, in deren Händen deshalb auch gewöhnlich die Regierung war. Dazu kommt noch, daß, wie das Beiſpiel der ſpäteren Spartaner zeigt, eine verdorbene Oligarchie, beſonders in militäriſchen Staaten, ebenſo leicht in Tyrannei übergeht, als eine entartete Demokratie. Es gelang aus dieſem Grunde in Theſſalien von Zeit zu Zeit einem der Edlen, ſich zum alleinigen Gebieter in einem Staate aufzuwerfen. Solche Herrſcher machten dann auch andere Staaten des Landes von ſich abhängig und ſchufen ſich auf dieſe Weiſe mitunter ein ausgedehntes und mächtiges Fürſtenthum. Dieſe Herrſchaften hatten jedoch insgeſammt nur eine kurze Dauer, theils weil zufällige Umſtände bald ihren Untergang herbeiführten, theils aber auch wegen der Schwierigkeit, einen an zügelloſe Willkür gewöhnten Adel, wie der theſſaliſche war, in Gehorſam zu halten; auch trug die Unzuverläſſigkeit und der Mangel an Anhänglichkeit, welche ebenfalls einen Haupt-Charakterzug des theſſaliſchen Volkes bildete, nicht wenig zum ſchnellen Untergang ſolcher Fürſtenthümer bei.

Zur Zeit der Befreiung Thebens vom Joche der Spartaner hatte ſich in der Stadt Pharſalus Polydamas und in Pherä Jaſon der Regierung bemächtigt. Polydamas gründete ſeine Herrſchaft auf Rechtlichkeit, auf Vaterlandsliebe und auf jene glänzende Gaſtfreundlichkeit, welche dem ritterlichen Adel Theſſaliens eigenthümlich war, ganz beſonders aber auf das perſönliche Zutrauen und die Ergebenheit, die er ſich bei den adeligen Familien ſeiner Vaterſtadt zu erwerben gewußt hatte. Dieſe vertrauten ihm aus freien Stücken die Burg von Pharſalus an und überließen ihm die Verwaltung aller Einkünfte des Staates nebſt der Entſcheidung über die Ausgaben desſelben. Polydamas legte ihnen nur ein Mal jährlich Rechenſchaft ab und verwaltete die Staatsgelder ſo, daß er das Fehlende aus ſeinem eigenen Vermögen ergänzte und nachher, wenn Ueberſchuß da war, die vorgeſtreckten Summen wieder zurücknahm. Ganz verſchieden von dieſen Stützen der Gewalt waren die Mittel, welche Jaſon zur Befeſtigung ſeiner Herrſchaft anwandte. Auch er hatte, was bei den Herrſchern jener Zeit ſelten war, Moralität und einen edleren Sinn, allein die ſittlichen Rückſichten mußten bei ihm zurückſtehen, ſo oft ſie mit ſeiner

Herrschsucht in Widerspruch geriethen. Außerdem suchte er seine Herrschaft vor allen anderen Dingen besonders dadurch zu sichern, daß er bedeutende Schätze sammelte, ein starkes Söldnerheer unterhielt und sich Verbindungen in Theben verschaffte.

Jason, welcher sein Gebiet durch die Unterwerfung vieler anderen Städte nach und nach sehr erweiterte und den Beherrscher von Pharsalus an Macht, Reichthum und Glanz weit übertraf, wünschte beide Fürstenthümer mit einander zu vereinigen und aus Thessalien einen einzigen Staat zu bilden. Er sah aber keine Möglichkeit, den Beherrscher von Pharsalus zu verderben und suchte daher dadurch seinen Zweck zu erreichen, daß er denselben durch Freundschaft an sich knüpfte. Er lud, nicht lange nach der Schlacht bei Leuktra, den Polydamas zu einer Zusammenkunft ein, um mit ihm zu berathen, wie man den Krieg zwischen Sparta und Theben zum Besten Thessaliens benutzen könne. Jason wußte dem Beherrscher von Pharsalus die Ueberzeugung beizubringen, daß man mit den vereinten Kräften Thessaliens ganz Griechenland unterwerfen könne und gewann ihn dadurch ganz und gar für seine Pläne. Beide schlossen eine enge Verbindung mit einander, deren nächstes Ziel die Vereinigung Thessaliens in einen einzigen Staat bildete. Durch den Beistand des Polydamas wurde hierauf Jason von dem Adel zum Tagos oder Oberanführer von ganz Thessalien ernannt.

Jetzt schuf sich Jason eine stehende Kriegsmacht, welche in Griechenland ihres Gleichen nicht hatte, und bildete dieselbe so aus, daß sie sich mit jedem andern Heere messen konnte. Seine Truppen bestanden zuletzt aus nicht weniger als 20,000 Hopliten oder Schwergerüsteten, einem zahllosen Heere von Leichtbewaffneten und einer gut organisirten schweren Reiterei. Die Letztere war ganz national und ritterlich, Pferd und Mann mit schwerer Rüstung versehen. Jason selbst, ein körperlich kräftiger und durch Anstrengungen abgehärteter Mann, leitete, wie später der große macedonische König Philipp, unabläßig die Uebungen dieses Heeres. Er hielt auch im Frieden die Truppen in beständiger Bewegung und suchte durch Belohnungen und Strafen, durch sorgsame Pflege der Soldaten und durch stete Aussonderung aller nur einigermaßen untauglich Gewordenen unter ihnen die Disciplin, die Kraft und den Geist seines Heeres zu erhalten. Seiner großen militärischen Einsicht gemäß nahm er auch nicht selten Aenderungen in der Organisation seiner Truppen vor und vervollkommnete dadurch ihre Tüchtigkeit immer mehr. Mit diesem Heere breitete Jason seine Herrschaft weit über die Grenzen von Thessalien hin aus. Die Dryoper, Doloper und andere kriegerischen Völkerschaften der thessalischen Grenzgebirge wurden von ihm unterworfen, und der

Beherrscher des macedonischen Reiches, welches damals durch innere Zwistigkeiten zerrissen war, ward unter der Form einer Bundesgenossenschaft sein Vasall. Auch die rohen Bewohner von Epirus mußten seinen Fahnen folgen und begannen in Folge davon damals zum ersten Mal, sich zu einer Civilisation zu erheben und dadurch einen Rang unter den Staaten der alten Welt einzunehmen.

Von den nördlichen und westlichen Nachbarländern Thessaliens wandte Jason sein Auge auf die Staaten des eigentlichen Griechenlands und suchte sich allmälig den Weg zur Herrschaft über die südlichen Griechen zu bahnen. Er machte mehrere Reisen nach Athen und Theben, trat mit den großen Feldherren dieser Staaten, Pelopidas und Timotheus, in freundschaftliche Verbindung und suchte durch fürstliche Großmuth und königlichen Glanz die gebildeteren Völkerschaften Griechenlands und ihre leitenden Staatsmänner für sich zu gewinnen. Dem Thebaner Epaminondas bot er einst, wiewohl vergebens, ein Geschenk von 2000 Goldstücken an; dem Athener Timotheus zu Gefallen eilte er, als dieser vor seinem Volke eine für seine Ehre und sein Leben gefahrdrohende Anklage zu bestehen hatte, nach Athen, um gleich einem Privatmann durch seine persönliche Verwendung ihm die Gunst des Volkes gewinnen zu helfen. Jason war übrigens durch die Anwendung solcher Mittel dem bald nach ihm auftretenden macedonischen König Philipp ähnlich und schlug auch in anderer Beziehung denselben Weg ein, auf welchem der Letztere zur Herrschaft von Griechenland gelangte. Wie dieser, so suchte auch Jason zuerst in dem Lande Phokis festen Fuß zu fassen, um von dort aus zur gelegenen Zeit in Böotien eindringen zu können; und wie Philipp, begann auch er, als seine Pläne gegen Griechenland reif waren, damit, daß er die Festungswerke der Städte, die ihm im Wege lagen, schleifen ließ. Unmittelbar nach der Schlacht bei Leuktra luden ihn die Thebaner zu einem Bündniß ein; er nahm die Einladung an und erschien mit seinen Truppen bei Leuktra; statt aber den Thebanern zur Vernichtung des geschlagenen spartanischen Heeres behülflich zu sein, suchte er die Rolle eines Vermittlers zu spielen, um sich durch den Namen eines Friedensstifters ein größeres Ansehen, das einer selbstständigen Stellung in den Augen der Griechen zu geben.

Jason hatte nicht das Glück, das von ihm erstrebte Ziel zu erreichen; der Tod riß ihn vor der Zeit hinweg und Thessalien verlor dadurch die Ehre, diejenige Stelle in der Weltgeschichte einzunehmen, welche nachher Macedonien durch seinen König Philipp erhielt. Jason's Bestreben wäre indessen, auch wenn nicht ein plötzlicher Tod seinem Leben ein Ende gemacht hätte, wohl dennoch erfolglos geblieben; denn es standen ihm drei Umstände als unüberwindliche Hindernisse im

Wege, mit welchen der glücklichere Philipp nicht zu kämpfen hatte. Er war ein großer Usurpator und sein Adel war also eifersüchtig auf seine Macht, wogegen der macedonische dem Philipp als seinem rechtmäßigen König ergeben war und seinen Geboten Folge leistete. Jason stützte ferner seine Herrschaft vorwiegend auf Miethvölker, nicht, wie Philipp, auf eine nationale Heeresmacht; er war also stets der Gefahr ausgesetzt, daß seine Truppen bei der geringsten Unzufriedenheit ihn verließen. Er lebte endlich in einer Zeit, wo die Thebaner zwei Männer an ihrer Spitze hatten, welche weit mehr Talent und Einfluß besaßen, als Jason, und wo auch Sparta und Athen größere Feldherren aussenden konnten, als zu Philipp's Zeit.

Jason fiel durch Meuchelmord. Er hatte ungeheure Anstalten gemacht, um bei den bevorstehenden pythischen Spielen dem griechischen Volke seine ganze Macht und allen seinen Glanz zu zeigen; er hatte für die bei diesen Spielen zu haltenden Opfer nicht weniger als 1000 Stiere und 10,000 Stück kleineres Vieh zusammenbringen lassen. Seine gesammte Kriegsmacht war bereits zusammengezogen worden, um mit ihm nach Delphi zu ziehen, als er in öffentlicher Audienz durch sieben junge Thessalier, die sich gegen ihn, den Wohlthäter ihres Landes, verschworen hatten, ermordet ward (370 v. Chr.). Zwei von den Mördern wurden gleich nach geschehener That durch die Garden Jason's niedergehauen; den fünf andern gelang es, durch schnelle Flucht dem gleichen Schicksal zu entgehen. Diese wurden in Athen und in andern griechischen Städten, wohin sie sich flüchteten, als Tyrannen-Mörder mit lautem Jubel und großen Ehren empfangen. Keinem der Jubelnden fiel es ein, daß diese Jünglinge durch die Ermordung eines menschenfreundlichen Regenten ihr Heimathland in endlose Verwirrung, in fortdauernde Zwiste und in die Gewalt blutdürstiger Räuber stürzten.

Jason's Brüder, Polydor und Polyphron, folgten ihm nach seinem Tode ohne irgend eine Schwierigkeit im Besitz seiner Herrschaft nach. Sie glichen aber ihrem Vorgänger nicht im mindesten. Polyphron räumte seinen Bruder bald aus dem Wege und ermordete auch den pharsalischen Fürsten Polydamas, ward aber selbst nicht lange nachher von einem nahen Anverwandten, Alexander, getödtet (369 v. Chr.). Dieser, einer der ruchlosesten Tyrannen Griechenlands, herrschte elf Jahre lang über Thessalien; er behauptete die durch Mord erlangte Herrschaft durch Gräuelthaten der ärgsten Art und seine Regierung bestand in einer fortlaufenden Reihe von entsetzlichen Grausamkeiten und unaufhörlichen Kriegen. Gleich anfangs empörte sich ein Theil der thessalischen Städte, an deren Spitze die Stadt Larissa und die daselbst ansässige mächtige Familie der Aleuaden stand. Die Empörten riefen den König von Macedonien, Alexander II., zu Hülfe,

dieser aber benutzte die dargebotene Gelegenheit, um vielmehr seine eigene Herrschaft auszubreiten. Er besetzte Larissa und andere Städte mit seinen Truppen. Es wandten sich daher die Thessalier, um seiner wieder los zu werden, nach Theben, und die Thebaner schickten ihnen ein Heer unter Pelopidas, kurz zuvor, ehe dieser als Gesandter nach Susa reiste.

Pelopidas kam unter sehr günstigen Umständen nach Thessalien. Der macedonische König hatte selbst fremde Hülfe nöthig, weil sein Halbbruder Ptolemäus Alorites ihm den Thron streitig machte. Er gab daher freiwillig den Besitz der thessalischen Städte auf. Pelopidas reiste, nachdem er die Thessalier mit ihrem Herrn ausgesöhnt hatte, nach Macedonien, um auch hier als Vermittler aufzutreten. Er legte die Streitigkeiten der macedonischen Prinzen bei und kehrte dann nach Theben zurück (367 v. Chr.). Wahrscheinlich war es bei dieser Gelegenheit, daß er den nachher so berühmt gewordenen König Philipp, einen jüngeren Bruder Alexander's II., als Geisel mit sich nach Theben nahm, wo derselbe einige Zeit blieb und durch den Verkehr mit Epaminondas und Pelopidas in seiner Entwickelung und Bildung nicht wenig gefördert wurde.

Die von Pelopidas in Macedonien gemachten Anordnungen bestanden nur kurze Zeit und er mußte, unmittelbar nach seiner Rückkehr aus Persien, sich abermals mit den Angelegenheiten dieses Landes befassen. Der König Alexander wurde nämlich von seinen nächsten Anverwandten ermordet. Ptolemäus Alorites bemächtigte sich des Thrones und die Thebaner sahen sich dadurch veranlaßt, zwei Commissäre, Polopidas und Ismenias, nach Macedonien zu schicken, um den minderjährigen Brüdern des Ermordeten, Perdikkas und Philipp, ihre Rechte zu sichern. Die Sendung der beiden Thebaner hatte den gewünschten Erfolg: Ptolemäus verstand sich dazu, die Regierung nur im Namen und als Vormund des Perdikkas zu führen und sie demselben seiner Zeit zu übergeben.

Als Pelopidas und Ismenias durch Thessalien nach Theben zurückreisten, begingen sie im Vertrauen auf den Glanz und die Größe der thebanischen Macht die Unvorsichtigkeit, einer Einladung Alexander's von Pherä Folge zu leisten und mit demselben ohne militärische Begleitung zu einer Unterredung zusammenzukommen. Alexander ließ beide festnehmen und gebunden ins Gefängniß werfen. Eine solche Verletzung des Völkerrechts konnten die Thebaner nicht ungerächt lassen, sie schickten zur Bestrafung derselben sogleich ein Heer unter dem Böotarchen Kleomenes ab. Dieser Zug gab durch seinen Ausgang auf eine recht anschauliche Weise zu erkennen, daß nicht Theben, sondern Epaminondas und Pelopidas es waren, welche den Spar-

tanern und Athenern den Vorrang in Griechenland entrissen hatten; denn die Unternehmung mißglückte nicht allein ganz und gar, sondern das Heer selbst kam auch in die größte Gefahr und wurde nur dadurch vom Untergang gerettet, daß zuletzt Epaminondas statt jenes Böotarchen den Oberbefehl übernahm. Die Athener schlossen nämlich, obgleich sie selbst wenige Jahre zuvor die Mörder des edlen, gerechten und ihnen befreundeten Jason mit Ehren überhäuft hatten, ein Bündniß mit dem ruchlosen Tyrannen Alexander und schickten ihm eine kleine Flotte nebst 1000 Mann Truppen gegen Pelopidas, den Befreier von Griechenland, zu Hülfe. Andererseits aber wurde der thebanische Anführer, welcher im Vertrauen auf die Thessalier sich bis tief in ihr Land vorgewagt hatte, von diesen nicht unterstützt. Dadurch gerieth das thebanische Heer in die größten Verlegenheiten und es wäre verloren gewesen, wenn nicht Epaminondas, welcher damals kein Amt bekleidete, sich freiwillig an dem Zuge betheiligt gehabt hätte. Ihm überließ der Böotarch, als er sich gar nicht zu helfen wußte, das Commando und Epaminondas führte das Heer glücklich nach Hause zurück. Die Thebaner unternahmen sogleich einen zweiten Zug nach Thessalien und dieser hatte besseren Erfolg. Alexander fand es klüger, die beiden Gefangenen wieder freizugeben, als sich in einen längeren Kampf mit Theben einzulassen; die Thebaner aber waren zu sehr mit andern griechischen Staaten beschäftigt, als daß sie mehr als eine billige Genugthuung verlangt hätten.

Uebrigens ist die thessalische Geschichte zur Zeit Alexander's von Pherä durch einige Schriftsteller des Alterthums auf eine romanhafte Weise ausgeschmückt worden. Diese haben uns von dem Tyrannen und seinem Gefangenen, Pelopidas, Anekdoten überliefert, welche das deutliche Gepräge der Unwahrheit an sich tragen, weil sie uns einen, erwiesener Maaßen durch kalte Klugheit ausgezeichneten, Tyrannen als einen höchst unbesonnenen Herrscher und den verständigen und überlegten Staatsmann Pelopidas als einen thörichten Prahler darstellen. Der Letztere soll nach diesen erdichteten Berichten dem Alexander aus dem Gefängniß haben sagen lassen, daß es widersinnig von ihm sei, so viele unschuldigen Menschen unter seinen Unterthanen zu tödten, während er einen Feind am Leben lasse, welcher den ersten Augenblick seiner Befreiung benutzen würde, um sich zu rächen. Als dem Alexander die Aeußerung überbracht wurde, sagte derselbe, wie es heißt, zu seiner Umgebung: „Warum ist denn Pelopidas so begierig zu sterben?“ Pelopidas aber soll dem Gefangnenwärter diese Frage mit der Erklärung beantwortet haben: „Damit der Tyrann durch meine Tödtung den Göttern und Menschen noch mehr verhaßt werde und dadurch um so eher seinen Untergang erleide!“ Ebenso, wie mit dieser Anekdote,

verhält es sich auch mit der Erzählung von dem Verhältniß, in welches Thebe, die Gemahlin Alexander's, zu Pelopidas getreten sein sollte. Diese Frau, eine Tochter Jason's, welche später die Ermordung ihres Gemahls veranlaßte, soll aus Bewunderung der Größe des Pelopidas sich von Alexander die Erlaubniß erbeten haben, denselben im Gefängniß zu besuchen. Als sie dem Pelopidas sagte, sie bedaure sein Weib und seine Kinder, soll dieser ihr erwidert haben: „Du selbst bist zu beklagen, daß du die Gattin eines Wütherichs bist." Ja, der Erzähler dieser Anekdote geht sogar so weit, zu behaupten, daß die Unterredung der Thebe mit Pelopidas ihr zuerst Abneigung gegen ihren Gemahl eingeflößt und sie zur Hinwegräumung desselben bewogen habe.

Alexander, dem die verwickelten Verhältnisse Griechenlands sehr zu Statten kamen, drückte die Thessalier so hart, daß sie zuletzt seine Tyrannei nicht länger ertragen konnten und die Thebaner um ein Hülfsheer ersuchten. Da jetzt bei der allgemeinen Unzufriedenheit eine mächtige Gegenpartei gegen Alexander entstanden war und deßhalb ein neuer Zug gegen diesen die größte Wahrscheinlichkeit des Erfolges für sich hatte, so gewährten die Thebaner die erbetene Hülfe und sandten den Pelopidas mit einem starken Heere ab, an welches gleich nach seiner Ankunft im Lande sich viele Thessalier anschlossen. Es kam bald zu einem Treffen, in welchem Alexander den Vortheil der Oertlichkeit und der überlegenen Truppenzahl für sich hatte, die Thebaner aber dessen ungeachtet den Sieg davon trugen. Pelopidas selbst verlor in diesem Treffen das Leben. Von dem Wunsche getrieben, Rache an seinem Feinde zu nehmen, hatte er sich durch seinen Ungestüm und die Hitze des Kampfes zu sehr hinreißen lassen und war, den Tyrannen selbst aufsuchend, bis zur Leibwache desselben vorgedrungen, wurde aber von dieser umzingelt und nach einem heldenmüthigen Kampfe getödtet (364 v. Chr.). Sein Tod und der Wunsch, ihn zu rächen, trieb die Thebaner zu einer außerordentlichen Anstrengung an und sie erfochten einen vollständigen Sieg. Pelopidas Leiche wurde in feierlichem Zuge nach Theben gebracht und die thessalischen Verbündeten verherrlichten nicht allein durch zahlreiche Begleitung und glänzende Feierlichkeiten sein Leichenbegängniß, sondern sie ehrten auch sein Andenken durch Statuen, die sie ihm setzen ließen.

Durch die von Alexander erlittene Niederlage erlangten zwar viele thessalischen Städte ihre Freiheit wieder, doch war die Macht des Tyrannen noch keineswegs gebrochen; denn er erscheint in der nächsten Zeit wieder so mächtig, daß er sogar eine kleine Flotte ausrüsten, griechische Inseln berauben und den Athenern Schiffe wegnehmen konnte. Er setzte seine Räubereien zu Wasser und zu Lande noch Jahre lang fort, bis er endlich das Opfer einer Verschwörung

ward. Seine eigene Gemahlin verband sich mit ihren Brüdern Tisiphonus und Lykophron zu seinem Sturze; sie versteckte dieselben im Schlafgemach und Alexander wurde, als er durch Trunkenheit in tiefen Schlaf verfallen war, von ihnen ermordet. Das ganze Land jubelte über diese That, Thebe und ihre Brüder riefen die Thessalier zur Freiheit auf und wurden dafür mit Ehrenbezeugungen überhäuft; allein die Mörder des Tyrannen, die sich seines Schatzes bemächtigt und seine Miethstruppen gewonnen hatten, wollten nichts weniger als die Freiheit des thessalischen Volkes wiederherstellen. Sie rissen vielmehr selbst die Herrschaft an sich und geriethen dadurch in einen Kampf mit den Städten des Landes, durch welchen Philipp von Macedonien herbeigezogen und zum Herrn von Thessalien gemacht wurde.

6. Geschichte der Griechen vom Frieden des Perserkönigs bis zur Schlacht bei Mantinea.

Während die Thebaner mit einem Theile ihrer Macht durch die Angelegenheiten Thessaliens öfters in Anspruch genommen wurden, hatte sich bei den Arkadiern die Aenderung im demokratischen Sinne, welche sie zugleich von der alten Verbindung mit Sparta loslöste, immer mehr entwickelt und die zwischen Theben und dem Peloponnes bestehenden Verhältnisse erhielten dadurch eine andere Gestalt. Der Kongreß des arkadischen Volkes faßte, ungeachtet des fortdauernden Krieges mit Sparta, auf Lykomedes Rath den Beschluß, den Athenern ein Bündniß anzutragen. Die Letzteren trugen anfangs Bedenken, darauf einzugehen, weil es ein seltsamer Widerspruch war, daß sie zugleich mit den Spartanern und mit deren Feinden im Bunde sein sollten. Endlich aber nahmen sie den Vorschlag an, da sie den Spartanern einen Dienst zu erweisen glaubten, wenn sie die Arkadier dem Bunde mit Theben ganz und gar entzögen. Lykomedes reiste selbst nach Athen, um die näheren Bedingungen einzuleiten und brachte die Sache auch zu Stande; allein unglücklicher Weise landete er bei seiner Rückkehr in einem peloponnesischen Hafen, in welchem sich viele durch die Demokraten vertriebenen arkadischen Aristokraten befanden; diese erschlugen ihn (366 v. Chr.) und mit seinem Tode zerrann sein ganzer Plan. Die Arkadier begnügten sich seitdem mit Raubzügen gegen die Spartaner und andere benachbarte Völkerschaften. Besonders suchten sie die Eleer, mit denen sie damals in einen heftigen Zwist gerathen waren, durch verheerende Einfälle heim und plünderten dabei einst auch den reichen Tempel von Olympia; an der heiligen Stätte selbst, wo sonst alle griechischen Stämme vereint ihre Feste feierten, kam es zu einem blutigen und erbitterten Kampfe. Jenen Tempelraub mißbilligten die Mantineer und ein Theil der andern arkadischen Städte und so

geriethen jetzt die Arkadier unter sich selbst in Zwietracht. Diejenigen Städte, welche sich des Tempelraubes schuldig gemacht hatten, wandten sich an die Thebaner und ersuchten sie um Hülfstruppen. Obgleich der größere übrige Theil der Arkadier für einen allgemeinen Frieden war und sich die Einmischung der Thebaner verbat, so setzte doch Epaminondas, aus Furcht, daß Theben seinen Einfluß im Peloponnes ganz verlieren möchte, den Beschluß eines Kriegszuges nach Arkadien durch. Mantinea und die andern arkadischen Städte der Gegenpartei schickten hierauf Gesandte nach Athen und Sparta und erhielten von beiden Staaten die Zusage einer kräftigen Unterstützung.

Im Frühling des Jahres 362 v. Chr. zog Epaminondas mit einem aus Böotiern, Euböern, Lokrern und Thessaliern zusammengesetzten starken Heere in den Peloponnes, wo außer dem thebanisch gesinnten Theil der arkadischen Städte auch noch die Sikyonier, Argiver und Messenier ihre Truppen mit demselben vereinigten. Epaminondas schlug bei der arkadischen Stadt Tegea sein Lager auf. Er hoffte, daß der Schrecken des thebanischen Namens den feindlich gesinnten Theil des arkadischen Volkes zur freiwilligen Unterwerfung bringen würde, sah sich aber bald in seiner Erwartung getäuscht. Als er hierauf erfuhr, daß Agesilaus mit seinen Truppen in Arkadien eingerückt sei, beschloß er die Entfernung des spartanischen Heeres aus Sparta zu benutzen, um diese Stadt zu überrumpeln. Er brach plötzlich auf, marschirte eine ganze Nacht hindurch und erschien mit Tagesanbruch vor Sparta. Allein Agesilaus hatte noch zur rechten Zeit von dem heimlichen Abzuge des Epaminondas Kenntniß erhalten und nach Sparta Eilboten geschickt, welche dem feindlichen Heere um wenige Augenblicke zuvorkamen. Archidamus, des Agesilaus Sohn, traf sogleich die nöthigen Maaßregeln und alle Einwohner, selbst Knaben und Greise, griffen zu den Waffen. Die Thebaner drangen zwar in die durch keine Mauern geschützte Stadt ein und gelangten bis auf den Marktplatz; die außerordentliche Tapferkeit der Spartaner aber und die plötzliche Erscheinung des Agesilaus, welcher mit seinen Truppen herbeigeeilt war, verbreiteten Schrecken unter die Thebaner und Epaminondas mußte wieder aus der Stadt zurückweichen. Er schlug in der Nähe derselben ein Lager auf; da aber die ganze Kriegsmacht der Mantineer den Agesilaus begleitet hatte, so zog Epaminondas bald wieder weiter, um gegen Mantinea dasselbe zu versuchen, was ihm gegen Sparta mißlungen war. Das Schicksal war ihm auch hierbei entgegen; denn kurz vor ihm war ein athenisches Corps in Mantinea angelangt. Dieses schlug die angreifenden Thebaner zurück und rettete so die Stadt.

Epaminondas hatte durch sein Erscheinen im Peloponnes bis dahin noch gar nichts bewirken können, im Gegentheil, das Mißlingen zweier

Züge hatte seinem Feldherrnruhm Eintrag gethan. Diesen konnte er nicht besser als durch einen Kampf im offenen Felde wieder herstellen; er entschloß sich daher zu einer Schlacht. Diese Schlacht, welche am 4. Juli des Jahres 362 v. Chr. bei Mantinea geliefert wurde, war die blutigste des ganzen Krieges; denn es ward in derselben zum zweiten Mal um den ersten Ehrenplatz in Griechenland entscheidend gekämpft. Der Kern der spartanischen Bundesmacht stand, 22,000 Mann stark, dem aus 33,000 Mann bestehenden Heere der Thebaner und ihrer Verbündeten gegenüber. Von beiden Seiten wurde mit der größten Tapferkeit gestritten, der Sieg aber ward den Thebanern zu Theil. Sie verdankten denselben nicht ihrer überlegenen Zahl, sondern der Erfahrung und dem Talente des Epaminondas, des größten Feldherrn seiner Zeit. Dieser wußte zuerst durch eine Scheinbewegung seine Gegner zu täuschen, dann wandte er auf eine schnelle und unerwartete Weise diejenige Schlachtordnung an, durch welche er auch bei Leuktra gesiegt hatte, und durchbrach auf diese Weise die feindlichen Linien. Die Schlacht war bereits vollständig gewonnen und die Feinde wichen überall zurück, als Epaminondas selbst eine tödtliche Wunde erhielt. Sein Fall brachte in dem thebanischen Heere Verwirrung und Schrecken hervor und hatte zur Folge, daß der bereits errungene Sieg nicht benutzt ward; die Schaaren der Feinde stellten sich von neuem auf und der Rest des Tages verging unter einzelnen Kämpfen mit abwechselnden Siegen und Niederlagen. Beide Theile, und zwar die Spartaner zuerst, baten um die Auslieferung ihrer Todten, beide errichteten Trophäen und nahmen auf diese Weise die Ehre des Tages für sich in Anspruch; die Wahrheit ist, daß die Thebaner siegten, sich aber durch den Tod des Epaminondas abhalten ließen, den Sieg zu ihrem Vortheile zu benutzen.

Epaminondas war nach seiner Verwundung aus dem Schlachtgewühle getragen worden und lag, von seinen Freunden umgeben, in einem Zelte. Ein Wurfspeer war in seine Brust gedrungen und die Aerzte erklärten, daß er rettungslos verloren sei und in demselben Augenblicke sterben müsse, in welchem der Speer herausgezogen werde. Epaminondas fragte nach seinem Schilde und war sehr erfreut, als er die Gewißheit erhielt, daß der Schild nicht in die Hände der Feinde gefallen war. Hierauf äußerte er einige Besorgniß über den Ausgang der Schlacht; als man ihm aber sagte, daß die Thebaner gesiegt hätten, befahl er den Speer aus der Wunde herauszuziehen und starb wenige Augenblicke nachher mit der Ruhe und Freudigkeit, welche das Bewußtsein eines thätigen und segensreichen Lebens gewährt. Die Geschichtswerke der späteren rhetorischen, d. h. nur auf schöne Darstellung und auf Erregung des Gemüths bedachten Schriftsteller, zu welchen auch

der durch seine Biographieen berühmt gewordene Plutarch gehört, sind mit interessanten Anekdoten und mit erdichteten geistreichen Reden der Helden älterer Zeiten angefüllt und sie haben auch den Tod des Epaminondas mit solchen Erzählungen ausgeschmückt. Sie berichten von dem sterbenden Helden unter Anderem Folgendes: einer von denen, welche den Epaminondas in seinen letzten Augenblicken umgaben, habe ihn laut beklagt, daß er kinderlos sterbe; Epaminondas aber habe demselben die Worte zugerufen: „Nein, ich sterbe nicht kinderlos, denn ich hinterlasse ja zwei unsterbliche Töchter, die Schlachten bei Leuktra und Mantinea!"

Die Schlacht bei Mantinea war die letzte des langen Krieges, welcher zwischen Sparta und Theben geführt wurde. Beide Theile fühlten sich so erschöpft, daß unmittelbar nachher von selbst Ruhe eintrat. Eben diese allgemeine Ermattung aber führte vor Ablauf des Jahres einen Frieden herbei, welcher unter der Vermittlung persischer Gesandten geschlossen wurde. Durch ihn ward jedem Staate seine Selbstständigkeit gesichert und auch das messenische Volk für unabhängig erklärt. Der spartanische Stolz ließ eine solche Bedingung nicht zu und deshalb wies Sparta allein von allen griechischen Staaten diesen Frieden zurück. Dessen ungeachtet stellten auch die Spartaner die Befehdungen der andern Griechen ein, sie nahmen auf diese Weise den Frieden der That nach an, ohne ihren Beitritt zu demselben auszusprechen. Sie suchten dafür auf eine andere Weise ihr Ansehen wieder herzustellen und zugleich ihre erschöpfte Staatskasse zu füllen; sie schickten nämlich einen Theil ihrer Truppen nach Aegypten, wo der König Tacho nicht allein seine Unabhängigkeit von dem persischen Reiche behauptete, sondern auch die empörten Satrapen Vorderasiens in ihrem Kampfe unterstützte. Da die Letzteren um die Zeit der Schlacht bei Mantinea wieder unterworfen worden waren, und Tacho deshalb einen Angriff durch die gesammte persische Macht befürchten mußte, so hatte er sich an die Spartaner gewandt und sie um die Zusendung von Hülfstruppen unter dem Commando des Agesilaus gebeten. Seine Bitte wurde erfüllt und Agesilaus fuhr mit 1000 spartanischen Schwerbewaffneten nach Aegypten, wohin auch der von Tacho geworbene athenische General Chabrias als Admiral der aegyptischen Flotte kam.

Agesilaus gerieth bald mit Tacho in Zwist, weil dieser sein Versprechen, ihn an die Spitze seiner ganzen Kriegsmacht zu stellen, nicht hielt, und dem spartanischen König nur das Commando über die griechischen Soldtruppen gab. Als daher Tacho mit einem Theil seines Heeres nach Syrien gezogen war und ein herrschsüchtiger Aegypter Nektanebus II., die Abwesenheit desselben zu einer Empörung benutzte, erklärte sich Agesilaus mit seinen Truppen für diesen. Tacho

verzweifelte, weil er gegen griechische Truppen nichts ausrichten konnte, an der Wiedererlangung der verlorenen Herrschaft und nahm, im Gedränge zwischen den Persern und seinem Nebenbuhler, seine Zuflucht zu der Gnade des persischen Königs. Agesilaus befestigte seinen Schützling im Besitz des aegyptischen Thrones und schiffte sich sodann, mit großen Schätzen belohnt, zur Rückreise nach Sparta ein. Ein Sturm zwang ihn unterwegs, in einem Hafen der Cyrenäer zu landen; hier erkrankte er und starb im 80. Jahre seines Lebens (361 v. Chr.).

7. Der Bundesgenossenkrieg der Athener.

Wenige Jahre nach dem Ende des Kampfes mit Theben geriethen die Athener in einen gefährlichen Krieg mit einer Anzahl griechischer Seestaaten, welche zwar ihre Bundesgenossen waren, durch das Verfahren Athens aber sich genöthigt sahen, mit vereinter Kraft gegen sie aufzutreten. Die Athener hatten nämlich seit Konon's Rückkehr aus Asien nach und nach ihr ehemaliges Uebergewicht zur See wieder erlangt; sie sahen aber nicht ein oder wollten nicht einsehen, daß die Zeiten nicht mehr dieselben waren, und statt gegen die mit ihnen verbündeten Seestädte, von welchen einige sehr mächtig geworden waren, mit der größten Behutsamkeit zu verfahren, legten sie denselben einen übermäßigen Tribut auf und duldeten sogar, daß ihre Feldherren bei der Eintreibung desselben die härtesten Erpressungen übten. Selbst die einsichtsvolleren unter diesen, ein Timotheus und Iphikrates, hatten sich solche Mißhandlungen erlaubt, um die Staatskasse und sich selbst zu bereichern. Die große Erbitterung, welche diese Raubsucht erzeugte, war schon von Epaminondas zu dem Versuche benutzt worden, eine Verbindung der griechischen Seestaaten unter Thebens Schutze zu Stande zu bringen. Der Erfolg dieser Bemühung, welche er durch Errichtung einer eigenen thebanischen Seemacht unterstützte, war jedoch unbedeutend. Dagegen gelang es im Jahre 358 v. Chr. dem König Mausolus, welcher als persischer Vasall über Karien herrschte, einige mächtigen Seestädte zu einem Kriege gegen Athen zu vereinigen.

Das Land Karien bestand längere Zeit hindurch aus mehreren kleinen Fürstenthümern und von den Herrschern derselben war jene Artemisia I., die in der Schlacht bei Salamis so viel Klugheit und Entschlossenheit gezeigt hatte, am berühmtesten geworden. Einer der Nachfolger dieser Fürstin von Halikarnassus war Mausolus. Dieser Mann machte sich ebensosehr durch verschmitzte und arge Erpressungen, wie sie in neuerer Zeit nur irgend ein türkischer Pascha üben kann, als durch seinen Glanz und die großartigste Unterstützung der Künste und Wissenschaften berühmt. Seine Gemahlin Artemisia II., welche

ihm in der Regierung nachfolgte, überbot ihn sogar noch in der letzteren Beziehung. Um das Andenken ihres Gemahls, den sie ungemein liebte, auf die glänzendste Art zu ehren, setzte sie den griechischen Redekünstlern einen Preis für die beste Lobrede auf ihn aus und ließ außerdem durch die größten Künstler ihrer Zeit ein Grabmal erbauen, welches so prachtvoll war, daß es zu den sieben Wundern der Welt gerechnet wurde, und daß der Name desselben, Mausoleum, bis auf unsere Tage zur Bezeichnung eines besonders prächtigen Grabmals gebräuchlich geblieben ist.

Mausolus, der während seines ganzen Lebens seine Herrschaft zu erweitern trachtete, strebte auch nach dem Besitze der wichtigen Insel Rhodus, und entwarf, um diese zu erlangen, den Plan zu einem Bunde gegen Athen. Er wußte die Inseln Chios, Rhodus und Kos und die mächtige Stadt Byzanz zu dem Entschlusse zu bewegen, daß sie sich mit ihm zu gegenseitiger Hülfeleistung wider die Athener verbanden. Diese schickten auf die Nachricht davon sogleich eine Flotte mit Landungstruppen unter Chabrias und Chares nach der Insel Chios. So begann 358 v. Chr. der sogenannte Bundesgenossenkrieg der Athener, welcher drei Jahre hindurch mit großer Erbitterung geführt wurde. Die Verbündeten schickten den Chiern eiligst Hülfe und machten es den Athenern unmöglich, etwas gegen diese auszurichten. Bei der vergeblichen Belagerung der Hauptstadt der Insel verlor sogar der eine der athenischen Anführer, Chabrias, gleich anfangs sein Leben. Er war bei dem Versuch der Flotte, in den Hafen der Stadt einzudringen, mit seinem Schiffe allein in denselben gelangt und sodann von seinen Landsleuten abgeschnitten worden. Die Mannschaft seines Schiffes rettete sich größtentheils durch Schwimmen, er selbst aber zog einen ehrenvollen Tod der Flucht vor und erlag tapfer fechtend den Pfeilen der Feinde. Dieser Mann war, ungeachtet seines schwelgerischen Lebens, einer der tüchtigsten Feldherren der Athener gewesen; man rühmte von ihm, daß er im Laufe seines Lebens nie eine Schlacht verloren, daß er 15 Städte erobert, 70 feindliche Schiffe nach Athen gebracht, 3000 Gefangene gemacht und mehr als 120 Talente oder 312,000 Gulden (173,000 Thaler) als Beute in die Staatskasse geliefert habe. Selbst die Feinde sollen ihn so sehr geachtet haben, daß die Chier, obgleich er zuletzt gegen sie focht, doch die von ihnen ihm früher zuerkannten Ehren aufrecht erhielten.

Chares sah sich genöthigt, die Belagerung von Chios nach großem Verluste wieder aufzugeben und die Bundesgenossen gingen jetzt von der Vertheidigung zum Angriff über. Sie verheerten die Inseln Imbros und Lemnos, die ältesten Besitzungen der Athener im aegäischen Meere, machten auf das wichtige Samos einen Angriff und plünderten

auch andere den Athenern befreundete Inseln. Athen rüstete daher, zu Anfang des zweiten Kriegsjahres, eine neue Flotte aus, welche von Iphikrates und Timotheus commandirt wurde. Diese vereinigte sich mit den Schiffen des Chares, und griff, 120 Segel stark, die Stadt Byzanz an. Dadurch wurden die Feinde genöthigt, die Belagerung der Hauptstadt von Samos aufzuheben, um den Byzantiern zu Hülfe zu eilen. Als beide Flotten im Hellespont zusammentrafen, erhob sich zufällig ein heftiger Sturm. Iphikrates und Timotheus hielten es daher für rathsam, von dem Beschluß, eine Schlacht zu liefern, abzugehen. Chares dagegen wollte dem Winde zum Trotz durchaus ein Treffen geliefert haben und ließ seine beiden Collegen, als sie sich nicht in seinen Willen fügten, deshalb in Athen verklagen. Iphikrates und Timotheus wurden abberufen und vor Gericht gestellt, weil sie, wie ihnen vorgeworfen ward, sich von den Rhodiern und Chiern hätten bestechen lassen. Iphikrates wußte durch die vielen Leute in Athen, welche unter ihm gedient hatten, den Richtern zu imponiren und wurde freigesprochen, Timotheus dagegen zu einer Geldbuße verurtheilt, die von so ungeheurer Höhe war, daß ihre Bezahlung unmöglich war und er als Verbannter seine Vaterstadt verlassen mußte, in welche er nie wieder zurückkehrte.

Durch die Entfernung dieser beiden ausgezeichneten Generale — denn auch Iphikrates zog sich vom öffentlichen Leben zurück — ward das Ende des Krieges unerwartet schnell herbeigeführt. Chares hatte nämlich jetzt den Oberbefehl allein und ließ sich in eine Unternehmung ein, welche die Athener bald zum Frieden zwang. Artabazus, der Satrap von Jonien, der sich gegen seinen Herrn empört hatte, bat den atheniſchen Anführer um Hülfe und dieser leistete ihm dieselbe, entweder weil er dem erschöpften Athen durch die Bezahlung seiner Truppen mit dem Gelde des Satrapen einen Dienst zu leisten glaubte, oder weil sein aus Miethlingen bestehendes Heer, dem der Sold nicht regelmäßig ausgezahlt wurde, ihn dazu zwang. Chares unterstützte den empörten Perser mit seiner ganzen Macht und erhielt dafür von diesem alle Gelder, die zur Besoldung und Unterhaltung seiner Matrosen und Soldaten erfordert wurden. Anfangs hatten die Athener darüber große Freude; sie erfuhren aber bald zu ihrem Schrecken, daß sie dadurch in eine große Gefahr gebracht worden waren. Der Perserkönig, Artaxerxes III. oder Ochus, ließ ihnen nämlich durch eine besondere Gesandtschaft drohen, daß er, wenn sie nicht auf der Stelle ihre Schiffe und Truppen aus den Gewässern von Kleinasien zurückzögen, ihre Feinde sowohl mit Geld, als auch mit 300 Schiffen unterstützen würde. Den Athenern blieb jetzt nichts Anderes übrig, als den Krieg mit ihren früheren Bundesgenossen durch einen schleunigen Frieden

zu beendigen, zumal da auch der König Philipp II. von Macedonien ihnen von Tag zu Tag furchtbarer wurde, und da außerdem in Griechenland selbst ein neuer Krieg entstanden war. Im Friedensvertrage mußten sie sich dazu verstehen, ihre Feinde als völlig freie und unabhängige Staaten anzuerkennen (355 v. Chr.) und sie verloren das kaum wiederhergestellte Uebergewicht zur See zum zweitenmale.

VII. Die Unterwerfung Griechenlands

unter die Oberherrschaft der Macedonier.

1. Geschichte Macedoniens bis auf König Philipp II.

Der Anfang der macedonischen Geschichte verliert sich, wie die älteste Geschichte jedes Volkes, in Sagen und Mythen. Die Macedonier, deren Abstammung nicht sicher bekannt ist, scheinen dem eigentlichen Kerne des Volkes nach griechischen Ursprungs gewesen zu sein; darauf deutet wenigstens der Umstand, daß die macedonischen Könige den Herkules für ihren Stammvater hielten. Auch die übrigen Griechen hatten diese Ansicht und ließen deshalb die Könige von Macedonien zu den olympischen Spielen zu, an denen Niemand Theil nehmen durfte, der nicht seine griechische Abkunft beweisen konnte. Die Sage nennt uns eine ganze Reihe von Königen, welche in der ersten Zeit über Macedonien geherrscht haben sollen. Die älteste Dynastie führt den Namen der Temeniden, weil Karanus, der erste jener Könige, ein Nachkomme des Herakliden Temenus gewesen sein soll.

Macedonien bestand in der ältesten Zeit aus dem Lande Emathia, welches im Hintergrunde des Busens von Salonichi um die Flüsse Axius oder Wardar und Haliakmon oder Bistritza lag. Die Bewohner desselben hatten schon früh mit den Päoniern und anderen benachbarten Völkern von illyrischer oder thracischer Abkunft blutige Kriege zu führen und wurden durch die an der Küste gegründeten griechischen Colonieen fast gänzlich vom Meere abgeschnitten. Jene Völkerschaften waren in kleine und von einander unabhängige Staaten zertheilt und die Macedonier konnten sich daher leicht gegen dieselben behaupten, zumal da sie Anhänglichkeit an ihre Könige besaßen und diese weniger darnach strebten, die benachbarten Völker zu unterdrücken, als vielmehr ihnen einige Bildung mitzutheilen und sie dem macedonischen Staate förmlich einzuverleiben. Die Macedonier selbst standen zwar

den Bewohnern des eigentlichen Griechenlands und seiner Colonieen an Bildung nach, hatten aber doch schon früh Antheil an der unter denselben aufblühenden Cultur, und unterschieden sich dadurch stets von den roheren Stämmen, welche ihr Land umgaben. Dies geht daraus hervor, daß ihre Könige schon früh an den olympischen Spielen Theil nahmen, zur Zeit der Perserkriege das athenische Bürgerrecht erhielten, mit Athen von alter Zeit her im Verhältniß der Staatsgastfreundschaft standen und also schon längst mit den übrigen Griechen in einem fortdauernden Verkehr waren. Auch mußten die griechischen Pflanzstädte, welche an ihrer Küste gegründet wurden, einen fördernden Einfluß auf die Cultur des macedonischen Adels und Volkes haben, da ja die Blüthe und der Handel dieser Colonieen auf ihrem Zusammenhang mit dem inneren Lande beruhten.

Das macedonische Volk war wegen der beständigen Kriege mit seinen rohen Nachbaren arm und ward dadurch lange Zeit in seiner weiteren Entwicklung gehemmt. Unter Darius I. mußte es sich den Persern unterwerfen und ihnen Tribut zahlen, es erhielt aber dafür eine bedeutende Erweiterung seines Gebiets nach Thracien hin. Diese Tributpflichtigkeit begann unter dem Könige Amyntas I. und endete unter dessen Sohne Alexander I. Der Letztere mußte mit einem persischen Heere gegen die Griechen ziehen und ward von Mardonius zu der früher erwähnten Botschaft an die Athener gebraucht. Nach der verderblichen Niederlage der Perser bei Platää erwarb er sich um seine griechischen Landsleute das Verdienst, daß er die nach dem Hellespont entfliehenden Reste des persischen Heeres bei ihrem Durchzug durch sein Land überfiel und größtentheils vernichtete. Sein Sohn Perdikkas II., welcher in der ersten Hälfte des peloponnesischen Krieges lebte, trat in eine noch nähere Verbindung mit den Griechen und befolgte eben dieselben Grundsätze, welchen später Philipp seine ersten Fortschritte verdankte. Während nämlich die freien griechischen Staaten blutigen Krieg mit einander führten, suchte er zuerst Herr in seinem eigenen Lande zu werden, seine Unterthanen an einen regelmäßigen Kriegsdienst zu gewöhnen, und dann die Zwietracht der Griechen zur Befestigung und Erweiterung seiner Macht zu benutzen. Er nahm im Beginn des peloponnesischen Krieges lebhaften Antheil an dem Zwiste zwischen Potidäa und Athen, schloß sich nachher ganz an die Spartaner an und unterstützte die griechischen Colonieen auf der Halbinsel Chalcidike in ihrem Bemühen, sich dem Drucke der Athener zu entziehen. Freilich ahnte er nicht, daß er, als er jene Pflanzstädte ermunterte, Olynth zu befestigen und zu ihrem Vereinigungspunkt zu machen, seinen Nachfolgern gefährlichere Feinde gebe, als die Athener jemals gewesen waren.

Nach seinem Tode entstanden heftige Thronstreitigkeiten, welche, nach der Ermordung des rechtmäßigen Kronerben, damit endeten, daß Archelaus, ein natürlicher Sohn des Perdikkas, den Thron bestieg. Dieser König ist von allen macedonischen Herrschern bis auf Philipp II. der wichtigste und berühmteste, weil er das von seinen Vorgängern oft versuchte und immer wieder durch die Umstände gehemmte Unternehmen, das macedonische Volk bleibend auf eine höhere Stufe der Cultur zu erheben und den übrigen Griechen näher zu bringen, wirklich durchführte. Er legte die ersten Städte, Landstraßen und Festungswerke an, ermunterte den Ackerbau und die Gewerbe und richtete sein Heer nach griechischen Grundsätzen ein. Außerdem verschaffte er auch der höheren Bildung der griechischen Nation einen Einfluß in seinem Lande, und machte sich bei den übrigen Griechen durch den thätigen Antheil, den er an ihrer Poesie und Kunst nahm, sehr beliebt. Er gewährte Dichtern und Künstlern die freundlichste Aufnahme, so daß sein Hof ein Sammelplatz der gebildeten griechischen Welt ward. Er trat mit Euripides und andern Tragikern seiner Zeit in persönlichen Verkehr, erwies ihnen an seinem Hofe ausgezeichnete Ehren und ließ ihre Stücke mit großer Pracht aufführen. Die Zimmer seines Palastes ließ er durch den berühmten Maler Zeuxis ausmalen, und er bezahlte für diese Arbeit gegen sieben Talente oder fl. 17,300 (9600 Thlr.), eine Summe, die man nach dem damals viel größeren Werth des Geldes bis auf das Sechs- oder Achtfache erhöhen muß, um sie nach unsern Begriffen schätzen zu können. Aus allen Gegenden Griechenlands strömte man an des Archelaus Hof, um diese berühmten Gemälde zu sehen.

Nach dem Tode dieses Königs brachen von neuem blutige Zwistigkeiten um den Thron aus. Nicht weniger als fünf Prinzen des königlichen Hauses machten auf denselben Anspruch und stritten lange gegen einander, bis endlich einer derselben, Amyntas II., sich mit Hülfe der Thessalier im Besitze der Herrschaft behauptete. Auch dieser König stand in ununterbrochenem Verkehr mit den Griechen und suchte, wie sein Vorgänger, die Sitten und Künste derselben in seinem Lande einzuführen. Unter ihm gerieth Macedonien durch den Plan der Olynthier, eine Eidgenossenschaft aller griechischen Städte an der macedonischen und thracischen Küste zu bilden, in die Gefahr, für immer von der Küste ausgeschlossen und in einen Zustand der Abhängigkeit versetzt zu werden. Die Olynthier hatten bereits ihre Macht auf Kosten des macedonischen Königs sehr ausgebreitet, und diesen sogar schon aus seiner Residenz Pella vertrieben, als die beiden Pflanzstädte Apollonia und Akanthus die Spartaner zu Hülfe riefen. Amyntas unterstützte in dem Kriege, welcher hierauf zwischen den Olynthiern und

Spartanern geführt wurde, die Letzteren sehr eifrig, und erhielt nach der Besiegung der Ersteren den Besitz von Pella wieder. Doch blieben die Olynthier auch als spartanische Bundesgenossen immer noch sehr beschwerliche Nachbaren.

Nach Amyntas Tode trat wieder eine Zeit der Verwirrung ein. Die Gemahlin desselben, Eurydike, welche schon ihm selbst nach dem Leben getrachtet hatte, suchte auch ihre eigenen Söhne, die sie dem Amyntas geboren hatte, den Alexander II., Perdikkas III. und Philipp II., zu verdrängen, um den Thron ihrem Geliebten Ptolemäus, welcher von seiner Geburtsstadt den Beinamen des Aloriten führte, zu verschaffen. Dies und die Herrschsucht des Ptolemäus, dessen verwandtschaftliches Verhältniß zu Amyntas und seinen Söhnen nicht sicher bekannt ist, veranlaßte viele Verwicklungen und einen öfteren Thronwechsel. Dadurch wurden die Thessalier, Athener, Thebaner und Thracier in die Angelegenheiten Macedoniens gezogen, sie übernahmen wechselsweise eine mehr oder weniger entscheidende Rolle und machten zum Theil die macedonischen Könige von sich abhängig. Alexander II. bestieg nach Amyntas Tode zuerst den Thron, wurde aber, während er seine Macht auf Kosten der Thessalier auszubreiten suchte, von Ptolemäus bedroht. Dadurch ward Pelopidas, den die Thessalier gegen Alexander zu Hülfe gerufen hatten, nach Macedonien gezogen. Er legte den Zwist Alexander's mit Ptolemäus bei, zwang den Ersteren, welcher im Besitz des königlichen Thrones befestigt wurde, allen Ansprüchen auf Thessalien zu entsagen, und nahm den jungen Prinzen Philipp II. als Geisel mit nach Theben. Es ist jedoch nicht ganz ausgemacht, ob Philipp damals oder bei einer andern Gelegenheit den Thebanern als Geisel übergeben wurde.

Die durch Pelopidas bewirkte Aussöhnung hatte nicht lange Bestand. Ptolemäus Alorites tödtete, in Verbindung mit Eurydike, den König Alexander und bemächtigte sich, unter dem Namen eines Vormundes des jungen Perdikkas, der Regierung. Die Macedonier wollten ihn aber nicht als Regenten anerkennen, und erklärten sich der Mehrzahl nach für einen gewissen Pausanias, über dessen Recht an den Thron uns Nichts bekannt ist. Ptolemäus und Eurydike riefen gegen diesen den athenischen General Iphikrates zu Hülfe, welcher damals die auf der thracischen Küste gelegene Stadt Amphipolis bekriegte, deren Verlust die Athener noch immer nicht verschmerzen konnten. Pausanias wurde durch Iphikrates vertrieben, kehrte aber bald wieder zurück. Er hatte jedoch kaum den Thron wieder bestiegen, als eine thebanische Gesandtschaft in Macedonien erschien, um die Rechte des in Theben lebenden Philipp und seines Bruders Perdikkas zu sichern. Pelopidas und Ismenias, die beiden thebanischen Gesandten, verjagten den Pausanias

zum zweiten Male und ordneten die Angelegenheiten des Landes in der Weise, daß Ptolemäus gegen das Versprechen, die Regierung nur als Vormund des Perdikkas führen zu wollen, den Thron bis zur Großjährigkeit desselben behalten sollte. Ptolemäus regierte nur noch kurze Zeit; er wurde schon im nächsten Jahr (366 oder 365 v. Chr.) von seinem Mündel Perdikkas ermordet.

Perdikkas III. herrschte ebenfalls nicht lange: er ward im Kampfe mit den Illyriern erschlagen. Sein Sohn Amyntas war, als der Vater starb, noch ein Kind. Aus diesem Umstand suchten die Feinde Macedoniens Vortheile zu ziehen, und das Land gerieth dadurch in die größte Gefahr. Die räuberischen Illyrier hatten bereits unter ihrem Häuptling Bardyllis einen Theil von Macedonien besetzt; Athen schickte ein Heer, um Argäus, einen Enkel des Archelaus, auf den Thron zu erheben, weil sie nachher mit dessen Hülfe die Stadt Amphipolis wieder erobern zu können hofften; die Thracier rüsteten sich zu einem Einfall in das Land und wollten den von Iphikrates und den Thebanern vertriebenen Pausanias als Herrscher einsetzen; endlich verwüsteten auch die rohen Päonier die ihnen benachbarten Striche von Macedonien. In dieser bedenklichen Lage trat Philipp II. auf (361 v. Chr.), und rettete nicht allein das Land aus den ihm drohenden Gefahren, sondern erhob dasselbe auch nach und nach zur ersten Macht des ganzen südöstlichen Europas. Er war anfangs nur vormundschaftlicher Regent an seines jungen Neffen Amyntas Stelle, wurde aber bald nachher, als er die Freiheit der Macedonier gerettet hatte, von dem Volke als wirklicher König anerkannt. Den bei Seite geschobenen Amyntas vermählte Philipp später mit einer seiner Töchter.

2. Philipp II. von Macedonien.

Philipp II., der durch seine 25jährige Regierung (von 361 bis 336 v. Chr.) einer der wichtigsten Männer der alten Geschichte geworden ist, war schon als kleines Kind von seinem Vater Amyntas II. den Illyriern als Geisel übergeben worden und hatte beim Beginn seiner Jünglingsjahre noch einmal dasselbe Loos. Er ward nämlich, wie angegeben, von Pelopidas als Geisel mit nach Theben genommen. In welchem Jahre und bei welchem Anlasse dies geschah, ist nicht sicher bekannt; wahrscheinlich brachte ihn Pelopidas im Jahre 367 v. Chr. nach Theben. Eben deshalb weiß man auch nicht mit Bestimmtheit, wie lange Philipp in Theben verweilte; sein Aufenthalt daselbst umfaßte aber wenigstens drei Jahre, ein alter Schriftsteller versichert sogar, daß Philipp neun Jahre in Theben geblieben sei. Philipp's längere Anwesenheit in Theben ist in jedem Fall einer der wichtigsten Umstände seines Lebens; denn er erhielt hier eine geistige Entwickelung

und Anregung, wie sie ihm seine eigene Heimath nie hätte geben können. Er lebte zu Theben mit Epaminondas und dessen Freunden in täglichem Verkehr, besuchte von dort aus andere griechische Freistaaten, ward mit dem athenischen Redner Isokrates, mit den Philosophen Plato und Aristoteles und andern großen Männern Griechenlands bekannt, und hatte so die beste Gelegenheit, griechische Kunst und Wissenschaft, sowie die bürgerlichen Einrichtungen und das Kriegswesen seiner Zeit mit Muße zu studiren. Die einzelnen Umstände seines Lebens in Theben sind freilich gänzlich unbekannt.

Ueber seinem ersten Erscheinen in Macedonien schwebt dasselbe Dunkel, wie über seinem Aufenthalt in Theben. Nach der einen Angabe wäre er auf die Nachricht von dem Tode seines Bruders Perdikkas III. aus Theben nach Macedonien entflohen; nach einer andern und viel wahrscheinlicheren aber war er schon vorher nach seiner Heimath zurückgekehrt. Je dunkler indessen Philipp's frühere Geschichte ist, desto glänzender und gewisser ist sein Verdienst in der folgenden Zeit. Er rettete, obgleich er bei seiner Thronbesteigung erst 23 Jahre alt war, Macedonien vom drohenden Untergang, und ordnete die ganze Verwaltung auf eine neue und festere Weise, nachdem alles, was seine Vorfahren gethan hatten, um Land und Volk nach griechischer Art einzurichten und griechisch zu bilden, in den letzten Jahren untergegangen und das Reich seiner Auflösung nahe gebracht worden war.

Philipp befreite Land und Thron mit großer Gewandtheit bald von ihren Feinden. Er benutzte die Habsucht des thracischen Königs und brachte ihn durch Geld dahin, daß er den Kronprätendenten Pausanias nicht länger unterstützte. Nachdem er so seine Herrschaft gegen die Thracier sicher gestellt hatte, wandte er sich gegen den furchtbarsten seiner Feinde, die Athener, welche dem Argäus 3000 Mann Hülfstruppen geschickt hatten. Er verfolgte den Schützling der Athener, der in Macedonien nirgends Anhang gefunden hatte, und sich deshalb mit seinen Truppen wieder zurückzog, besiegte ihn in einem Treffen, in welchem Argäus selbst das Leben verlor, und machte dabei viele Gefangene. Diesen gab er insgesammt ohne Lösegeld die Freiheit, gegen die Athener unter ihnen aber benahm er sich besonders aufmerksam und freigebig, weil er durch Großmuth die Freundschaft Athens zu gewinnen wünschte. Er behandelte dieselben sehr freundlich, gab ihnen ihr ganzes Gepäck zurück und entließ sie mit einem Schreiben, in welchem er dem athenischen Volke seinen Wunsch aussprach, die freundschaftlichen Verhältnisse, die einst zwischen seinem Vater und Athen bestanden hätten, wiederherzustellen. Er versprach zugleich, daß er die Stadt Amphipolis, welche mit Athen seit langer Zeit um ihre

Unabhängigkeit kämpfte, nicht unterstützen wolle. Die durch Philipp's Großmuth zur Dankbarkeit verpflichteten Athener nahmen sein Anerbieten an, und erneuerten den mit Amyntas geschlossenen Freundschafts-Vertrag.

Nachdem Philipp auf diese Weise sich seines gefährlichen Feindes nicht nur entledigt, sondern denselben auch für sich gewonnen hatte, richtete er seine Waffen gegen die Barbaren. Er benutzte den glücklichen Umstand, daß der König der Päonier kurz vorher gestorben war, und wandte sich zuerst gegen dieses Volk. Mit leichter Mühe wurde dasselbe in einer offenen Feldschlacht besiegt, aus Macedonien verjagt und sogar zur Tributpflichtigkeit gezwungen. Hierauf marschirte er mit seiner ganzen Kriegsmacht gegen die Illyrier, welche durch Bardyllis bereits an eine regelmäßige Kriegführung gewöhnt worden waren. In einer blutigen Schlacht, in welcher beide Theile aufs hartnäckigste stritten, und in der Philipp den ersten Beweis seines großen Feldherrntalents ablegte, wurden die Illyrier gänzlich geschlagen. Sie sollen in derselben nicht weniger als 7000 Mann verloren haben, und mußten sich zu einem Frieden bequemen, in welchem sie alle von ihnen besetzten Städte Macedoniens wieder herausgaben.

Diese Begebenheiten fielen in die drei ersten Regierungsjahre Philipp's. Als wirklicher König war Philipp von seinem Volke schon ein Jahr nach dem Tode seines Bruders Perdikkas anerkannt worden. Seit der Besiegung der Illyrier war er nicht allein darauf bedacht, sein Reich zu erweitern, sondern er begann auch im Innern desselben Einrichtungen zu machen, durch welche der Grund zur macedonischen Weltherrschaft gelegt wurde. Diese Aenderungen in der Organisation des Staates und des Heeres, welche Philipp nach und nach vornahm, bedürfen wegen ihrer großen Wichtigkeit einer ausführlicheren Darstellung.

Philipp vereinigte alle Tugenden und alle Fehler seiner Zeit in sich. Er war seinen angeborenen Talenten nach zum Feldherrn, Staatsmann und Alleinherrscher geschaffen, und besaß alle Mittel, um den Griechen die monarchische Regierung, die eine unabweisbare Nothwendigkeit geworden war, annehmlich zu machen. Sein letztes Ziel war die Herrschaft über Griechenland und die Vereinigung der, seither durch stete innere Kriege gelähmten Kräfte des griechischen Volks zur Eroberung des persischen Reiches; aber Philipp wollte seine Herrschaft nicht auf die Unterdrückung der Freiheit gründen, sondern die bestehenden Verfassungen und Formen erhalten, und als oberster Leiter an der Spitze einer wahrhaft freien Nation stehen, weil er nicht verkannte, daß die Kraft des griechischen Wesens, die er sich dienstbar machen wollte, eben auf dieser Freiheit beruhte. Dieses Ziel erreichte er nicht

etwa durch die außerordentliche Klugheit, welche ihn bei seinen einzelnen Unternehmungen leitete, sondern durch seinen Scharfblick, seine tiefe Kenntniß der menschlichen Natur und Verhältnisse, und durch die Stellung, die er vermittelst seiner geistigen Bildung der Zeit und der Nation gegenüber einnahm. Seine hohe Bildung und sein angeborener Sinn für jede Wissenschaft und Kunst machten ihn der Ehre würdig, das Oberhaupt des gebildetsten Volkes zu sein. Sie leuchten aus seiner ganzen Handlungsweise hervor, und geben sich in allen seinen Unternehmungen zu erkennen. Philipp zeigte stets hohe Achtung gegen jede Art geistiger Bestrebungen, erwies Dichtern, Künstlern, Schauspielern und Rednern von Talent ausgezeichnete Ehren, und suchte in seinem eigenen Lande griechische Sitten und griechischen Geist dadurch zu verbreiten, daß er die Bürger der eroberten griechischen Küstenstädte seines Landes in das Innere des Reiches versetzte, und dagegen Macedonier in die Küstenstädte verpflanzte. Am schönsten zeigte sich diese Seite von Philipp's Wesen in dem Umstand, daß er den Philosophen Aristoteles, welcher alle Kenntnisse und geistigen Bestrebungen der Griechen in sich vereinigte, zum Lehrer und Erzieher seines Sohnes Alexander auserkor, besonders aber in der feinen Art und Weise, mit der er diesen Mann um die Uebernahme dieser Stellung ersuchte. Philipp schrieb nämlich unmittelbar nach der Geburt seines Sohnes dem Aristoteles, mit welchem er schon in seiner Jugend in Verkehr getreten war, einen Brief, der hier Platz finden mag, obgleich seine Echtheit nicht unbezweifelt ist: „Ich zeige dir an, daß ich einen Sohn erhalten habe. Ich bin den Göttern dankbar, nicht sowohl daß mir ein Sohn geworden ist, als vielmehr daß derselbe gerade in der Zeit geboren ward, in welcher ein Aristoteles lebt; denn ich hoffe, daß er von dir erzogen und gebildet und dadurch meiner selbst und seiner hohen Bestimmung würdig werden wird. Ich halte nämlich für besser, gar keine Kinder zu hinterlassen, als solche, die ihren Vorfahren Unehre machen!“

In sittlicher Rücksicht stand Philipp höher, als die entarteten Republikaner seiner Zeit; seine wahrhaft königliche Großmuth, seine Freundlichkeit und selbst sein Privatleben bildeten einen auffallenden Kontrast gegen die gewinnsüchtige, sophistische Gemeinheit der meisten Staatsmänner, welche damals die Republiken der griechischen Welt leiteten. Philipp war jedoch nicht frei von einzelnen und zum Theil groben Lastern, und steht in dieser Beziehung seinem Sohne weit nach. Allein auch diese Sittenlosigkeiten waren gewiß nicht so arg, als sie in den uns erhaltenen Schriften des Alterthums von politischen Gegnern des großen Königs oder von republikanisch gesinnten Geschichtschreibern dargestellt werden. Philipp liebte unter Anderem den Trunk; aber

die Sitten und Einrichtungen des macedoniſchen Volkes waren von der Art, daß bei ihnen, gerade wie unter den germaniſchen Völkern des Mittelalters, Gelage und Feſte eine wichtige Rolle ſpielten, und daß, ſowie noch im Anfange des 18. Jahrhunderts an deutſchen und nordiſchen Höfen, ein guter Staatsmann und Diplomat auch ein ſtarker Trinker ſein mußte. Dieſe Eigenſchaft war alſo einem macedoniſchen König ebenſo unentbehrlich, wie die Gewandtheit und Feinheit im geſelligen Leben, welche Philipp ebenfalls in hohem Grade beſaß; und auch Philipp's Sohn, Alexander, der den Trunk nicht liebte, nahm deshalb doch wenigſtens den Schein davon an, und ſuchte durch ſeine Unterhaltung den Generalen und Hofleuten Zeit und Gelegenheit des Trinkens zu verlängern. Außerdem erzählt aber auch derſelbe Schriftſteller, welcher den König Philipp wegen ſeiner Neigung zum Trunk am heftigſten tadelt, daß Philipp, wenn er zur Unzeit dem Weine gefröhnt, ſich auf die Nüchternheit ſeines Feldherrn und Staatsmannes Antipater verlaſſen habe.

Ebenſo, wie mit der Trunkſucht Philipp's, verhält es ſich mit den andern Laſten, welche von ihm berichtet werden. Sie waren ihm zur Erreichung ſeiner politiſchen Zwecke förderlich, weil dadurch der macedoniſche Adel enger an ihn gefeſſelt, und die Griechen, die an ſeinen Hof kamen, für ihn eingenommen wurden. Er ſelbſt trug aber außerdem Sorge, daß dieſe Laſter ſeine Staatsgeſchäfte und Intereſſen nicht beeinträchtigten. Philipp hatte an Poſſenreißern Gefallen, und trieb ſelbſt öfters Poſſen; dies hing aber theils mit ſeiner Liebe zur Geſelligkeit und mit ſeiner Laune zuſammen, theils erfriſcht ja oft nichts den männlichen Geiſt mehr und hält ihn mehr munter, als eine Kinderei zur rechten Zeit. Auch machten gerade die Sänger, Tänzer, Luſtigmacher und Spieler, welche er zuweilen vor ſich ließ, ſowohl ſeinen eigenen Leuten, als auch den entartetengriechiſchen Rednern und Parteihäuptern und dem an dergleichen von jeher gewöhnten theſſaliſchen Adel den Aufenthalt an ſeinem Hofe in hohem Grade angenehm. Außerdem ſagt derſelbe Schriftſteller des Alterthums, deſſen Bemerkung über Philipp's Trunkſucht ſo eben erwähnt wurde, zur Ehre dieſes Königs, daß Philipp den Anblick des Antipater geſcheut habe, wenn er einmal zur Unzeit ſich mit dergleichen Dingen abgab. Bedenkt man endlich noch, welche Kraft und welches Temperament Philipp beſaß, und wie angeſtrengt und umfaſſend zu allen Zeiten ſeine Thätigkeit war, ſo wird man in Betreff dieſer Laſter eher geneigt ſein, einen ſolchen Mann zu entſchuldigen, als die meiſten zugleich entarteten und müßigen Griechen ſeiner Zeit.

Auch die Art und Weiſe des äußeren Lebens dieſes Königs zeigt den großen Staatsmann und Feldherrn, der im Verfolgen eines

würdigen Zieles die leeren Formen und eitlen Genüsse, welche dem Alltagsmenschen das Wichtigste sind, verschmäht und nur dann, wenn sie wirklich einen Werth haben, zuläßt. Philipp lebte im Kreise seiner Generale und Freunde einfach; wenn aber Feste gehalten oder Fremde und Gesandte griechischer Staaten empfangen werden sollten, dann mußte sein Hof die glänzendste Gestalt annehmen. Er suchte bei solchen Gelegenheiten den eitlen Athenern und anderen Griechen durch Großartigkeit und Pracht zu imponiren; alles Kleinliche und alle Kargheit waren dann verbannt; und die für die Gesandten getroffenen Einrichtungen, die Bewirthung derselben, die Sorge für ihre Behaglichkeit und die ganze Art seiner Gastfreundschaft überhaupt war so beschaffen, daß sie auf alle, selbst auf die feindlich Gesinnten, den beabsichtigten Eindruck nicht verfehlten.

Bei dem Streben nach der Oberherrschaft in Griechenland hatte Philipp den Vortheil, daß die Griechen selbst ihm durch ihre Zersplitterung dazu behülflich waren. Schon durch die in dem Geiste und den Verhältnissen dieses Volkes eingetretene Veränderung war dem macedonischen Eroberer vorgearbeitet. Die herrschende Genußsucht und Geldgier verschafften seinem Golde Eingang; das mehr und mehr in Aufnahme gekommene Söldnerwesen lieferte seinem Heere die besten Rekruten; und endlich mußte schon allein das Treiben des um Sold dienenden Raubgesindels und seiner Hauptleute viele unter den Griechen zu der Ueberzeugung drängen, daß es bei weitem besser sei, wenn einem erblichen und durch verfassungsmäßige Formen eingeschränkten Herrscher auch die freien Staaten unterworfen würden, als wenn irgend ein roher Soldat oder Glücksritter sich denselben als Gebieter und Herr aufdränge.

Wie der neue Zustand der Dinge, welchen Philipp und sein Sohn in Griechenland herbeiführten, von diesen beiden Königen nicht etwa dem eigentlichen Sinne des Wortes nach geschaffen wurde, sondern in der Zeit selbst lag, und durch die Bemühungen Beider nur benutzt und entwickelt ward, so waren auch die Veränderungen und Einrichtungen, welche Philipp in seinem Stammlande Macedonien machte, schon längst vorbereitet. Philipp sammelte und ordnete die Ergebnisse dessen, was seine Vorfahren für die Umbildung des macedonischen Volkes stückweise gethan hatten, förderte die seither durch mancherlei Hindernisse zurückgehaltene Entwickelung desselben auf eine schnelle Weise, und führte die Bestrebungen früherer Könige zum Ziele.

Um diese von Philipp vollendete Umbildung und neue Einrichtung des macedonischen Königreichs klar zu erkennen und richtig zu beurtheilen, muß man den Nationalcharakter und die herkömmlichen Sitten der Macedonier berücksichtigen. Die macedonischen Einrichtungen hatten

ursprünglich viel Aehnlichkeit mit den thessalischen, und in den Sitten wie in der Verfassung hatte sich bei den Macedoniern vieles aus der ältesten heroischen Zeit erhalten. Die Macedonier hatten, wie die Griechen des Homerischen Zeitalters, eine große Menge von Sklaven, sie liebten, wie diese, die Jagd, die Kriegsübung und den Waffentanz, und hatten auch die in der älteren griechischen Zeit allgemein herrschende Sitte, bei Tische zu sitzen, statt sich, wie die späteren Griechen thaten, zu lagern. Ebenso war auch das starke Trinken, welches überhaupt von jeder ritterlichen Heldenzeit unzertrennlich zu sein scheint, unter den Macedoniern herrschend; man pflegte viel und aus großen Humpen zu trinken, und die Trunkenheit war bei den Mahlen dieses Volkes eine nicht seltene Erscheinung, die Niemanden auffiel.

Auch die Einrichtung des Reiches hatte viel Aehnliches mit der der alten Griechen und Germanen. Der König, obwohl der erste Mann des Volks, verkehrt mit dem Adel auf dem Fuße der Gleichheit, wie in der Heroenzeit, und auch das Volk hatte dieselbe Stellung wie in den Tagen Homer's. Es konnte z. B. in Macedonien, wie bei den Homerischen Helden, kein Beschluß ohne die Zustimmung des Volkes oder doch wenigstens ohne den Schein einer solchen Zustimmung gefaßt werden. Ferner gehörte das Leben des Einzelnen der gesammten Nation an; deshalb war auch in Macedonien die Steinigung, d. h. eine durch die Hand Aller vollzogene Hinrichtung die herkömmliche Art, die Todesstrafe zu vollziehen. Der macedonische Adel war kriegerisch und mächtig, wie der thessalische; allein er hatte nicht, wie dieser, Leibeigene, sondern die Bauern waren freie Grundbesitzer, die sich jedoch dem Adel gern anschlossen, wenn dabei Ehre und Vortheil zu erlangen war. Das Volk stand also zu den edlen Familien des Landes in einem ähnlichen Verhältniß, wie diese zu dem König.

Nach allem diesem war ein macedonischer König das Oberhaupt einer mehr oder weniger militärischen Aristokratie. Er besaß, wie ein König der Homerischen Zeit, nur dann eine selbstständige Macht, wenn er kriegerische Talente, eine mächtige Persönlichkeit hatte, also die dictatorische Gewalt eines Generals sich anzueignen wußte, und nöthigenfalls den ihm ergebenen und von ihm bezahlten Haufen zu seinen Zwecken zu benutzen verstand. Die beständigen Unruhen, von welchen die macedonische Geschichte redet, rührten daher, daß die in ihrem Einfluß auf den Staat gehemmten Könige nach einer unumschränkten Gewalt strebten, Widerstand in der Nation fanden, und mit Prätendenten zu kämpfen hatten, welche diese ihnen entgegensetzte. Durch solche unaufhörlichen inneren Zwistigkeiten sank, wie in Deutschland, das Ansehen und die Kraft der Nation fremden Völkern gegenüber sehr herab. Die Thessalier, sobald sie einmal unter sich einig geworden waren,

überwältigten Macedonien, und erhoben daselbst Könige auf den Thron oder stürzten sie. Die rohen Illyrier und andere räuberische Nachbarvölker brachen häufig in das Land ein und plünderten. Auf diese Weise unterlag das kräftige und kriegerische Volk der Macedonier nicht selten der Willkür anderer Nationen, weil durch seine politischen Einrichtungen häufig innere Zwiste hervorgerufen wurden, welche seine Kraft lähmten und zersplitterten.

Philipp änderte die bisherige Verfassung von Macedonien; aber er that dies in einer wahrhaft nationalen Weise und so, daß seine Aenderungen nicht als eine völlig neu geschaffene politische Einrichtung, sondern nur als eine kräftigere und eigenthümlichere Entwickelung der Nation anzusehen sind. Er ließ die Macedonier in ihren Rechten ungekränkt, wandelte aber die mehr oder weniger militärische Aristokratie, welche von jeher im Reiche bestanden hatte, in eine völlig militärische um, und suchte sie von dem Herrscher abhängig zu machen. Den Adel wußte er dadurch, daß derselbe ihn bei seinen Jagden, Kriegen und Festen umgab, an seine Person zu fesseln. Philipp nahm sich dabei wohl in Acht, die Hofordnung des persischen Königs und seiner Satrapen nachzuahmen, oder Schranken und Klassen zu errichten; denn seiner Ueberlegenheit bewußt, bedurfte er solcher Formen nicht, er blieb deshalb immer der Erste unter Gleichen. Außer seinen Macedoniern, die den Kern seiner Macht bildeten, verschaffte er sich in Thracien, in den eroberten griechischen Städten und in Thessalien noch eine andere, weit größere Macht, über welche er, obgleich auch diesen Völkern mit nur wenigen Abänderungen ihre Rechte gelassen wurden, unumschränkt gebieten konnte. Ungeachtet es möglich gewesen wäre, mit Hülfe dieser Macht sich eine unbeschränkte Regierung in Macedonien zu schaffen, fiel es doch weder dem König Philipp noch seinem Sohne Alexander ein, ihre Monarchie in eine Despotie umzuwandeln. Beide zeigten im Gegentheil stets Achtung für freie griechische Kraft und für die bei ihrem eigenen Volke bestehenden constitutionellen Formen. Dadurch hatten beide Könige aber auch den Vortheil, daß ihre Macht und ihre Bestrebungen nicht die Macht und Angelegenheit eines Einzelnen, sondern die der Nation waren. Das alte Recht und das Selbstgefühl der Macedonier blieb bestehen, und der macedonische Adel in Philipp's Heer bildete einen politischen und militärischen Rath, den man fast mit dem römischen Senat der früheren Zeiten vergleichen kann. Auch die fremden Völker, welche Philipp seinem Scepter unterwarf, die Thessalier, Griechen und Thracier, behandelte er auf die ihnen eigenthümliche Weise. Er ließ denselben ihre Rechte und gewohnten Einrichtungen, und änderte nur so viel an denselben, als nöthig war, um seine Herrschaft sicher zu stellen und über die erworbene Macht unge-

hindert verfügen zu können. Bei jedem dieser Völker hatte er einen besonderen, dem Charakter desselben angemessenen Hauptzweck: das eine diente ihm vorzugsweise für seine Kriege, das andere zur Vermehrung seiner Einkünfte, oder auch blos, um durch dasselbe einen Berührungspunkt mit andern Völkern zu erhalten.

Philipp's Macht war, ungeachtet aller beibehaltenen Freiheit und Gesetzmäßigkeit, eine eigentliche Militärmacht. Eben deshalb ist die von ihm gemachte Einrichtung des Heeres von großer Wichtigkeit. Sie hing enge mit Philipp's politischer Einrichtung des Reiches zusammen, und beide Dinge zusammengenommen waren das, was ihm vorzugsweise die Oberherrschaft in Griechenland verschaffte und sicherte. Philipp bildete die Kriegswissenschaft selbst weiter aus und gründete darauf, daß er sie bei seinem Heere anwandte, die Macht, welche nachher seinem Sohne die Herrschaft der Welt verschaffte. Er benutzte dabei alle Erfindungen der ausgezeichneteren Söldner-Hauptleute, ihrer selbst aber bediente er sich nur dann, wenn sie in seinem Heere auf die höchsten Ehrenplätze Verzicht leisteten und mit bloßem Geld-Vortheil vorlieb nahmen.

Die verschiedenen Truppengattungen, aus welchen Philipp sein Heer zusammensetzte, behielten die eigenthümliche Bewaffnungsart der einzelnen Theile des Landes, denen sie angehörten, und diese wurden nur soweit abgeändert, als es die Verbindung zu einem geordneten Ganzen und die militärische Nothwendigkeit erforderte. Wir finden daher in Philipp's Heer alle Truppengattungen, von der schwer gerüsteten Ritterschaft, wie sie das Mittelalter kennzeichnet, an bis zu den Panduren und Kosacken des 18. Jahrhunderts. Alexander und die aus seiner Schule hervorgegangenen Generale schritten auf dieser von Philipp betretenen Bahn weiter fort und benutzten alles, was sie auf ihren Eroberungszügen bei irgend einem Volk Passendes fanden, für ihre militärischen Einrichtungen.

Den eigentlichen Grundbestandtheil von Philipp's Heer bildete die macedonische Nationalmacht, welche er nach der Art der griechischen schwerbewaffneten Bürgermacht oder der sogenannten Hopliten eingerichtet hatte. Er fügte derselben aber, zum Unterschied von dieser, auch eine nationale Reiterei oder eine Garde zu Pferd bei, welcher nicht allein die Griechen nichts Aehnliches entgegenstellen konnten, sondern die sogar vor den Rittern des römischen Volkes, die wir später kennen lernen werden, in Rücksicht auf Zahl, Uebung und Bewaffnung, Vorzüge hatte. Das Fußvolk war aus dem Volke geworben und bildete die sogenannte Phalanx; die Reiterei dagegen war der auserlesene Theil des macedonischen Adels. Beide stellten gleichsam den Kern der macedonischen Nation vor, und fochten als solcher, nicht aber

als bloße Soldaten im Dienste eines Eroberers. Philipp's und Alexander's Heer war also eine Nation und hatte Nationalgefühl und einen eigenen Willen; dasselbe ward daher auch nie zum todten Werkzeug, und Alexander mußte auf seinem Zuge in das ferne Indien umkehren, sobald seine Truppen sich weigerten, weiter mit ihm zu ziehen. Die Phalanx stellte die Masse des Volkes vor und wurde als solche auch dann jedes Mal versammelt, wenn ein Gericht über Leben und Tod zu halten oder ein Beschluß von allgemeiner Wichtigkeit zu fassen war. Ebenso repräsentirte die zur Phalanx gehörige Reiterei, in Verbindung mit einer Garde zu Fuß, welche für den besonderen Dienst um die Person des Königs bestimmt war, den macedonischen Adel und setzte dem Freiheitsstolz der Griechen ein nicht minder kräftiges Nationalgefühl und Nationalstolz entgegen.

Die Phalanx, bei welcher Philipp die in Macedonien von alter Zeit her gebräuchlichen Evolutionen beibehielt, Alexander aber die der Spartaner einführte, war anfangs nur 16,000 Mann stark, wurde aber später sehr vermehrt. Sie ward, wenn der Boden und die Umstände es erlaubten, 16 Mann hoch aufgestellt und bildete dann eine eng verbundene eiserne Masse, welche auch als Masse wirkte. Ihre Beweglichkeit erhielt sie durch die Leichtbewaffneten und Reiter, die stets auf den Flügeln standen. Die Soldaten hatten Schwerter, welche, wie die römischen, zugleich zu Hieb und Stich eingerichtet, jedoch größer und schwerer zu handhaben waren, als diese. Die Hauptwaffe aber war die Sarissa, ein nicht weniger als 21 Fuß langer Speer. Wegen dieser Länge ragten die Sarissen der fünf ersten Glieder vorn an der Fronte hervor; die übrigen Glieder legten ihre Speere auf die Schultern der vor ihnen Stehenden, wodurch die Schwenkungen erleichtert wurden. Die Schilde waren so groß, daß sie den ganzen Körper deckten.

Die zur Phalanx gehörende Reiterei, welche das Agema der Hetären, d. h. die „Schaar der Freunde" und Genossen des Königs genannt wurde, und zugleich auch einen Theil der königlichen Garde bildete, scheint nie stärker als 1200 Mann gewesen zu sein. Sie war in Ilen oder Schwadronen abgetheilt, die den Abtheilungen der Phalanx entsprachen. Die einzelnen Schwadronen waren wahrscheinlich so zusammengesetzt, daß jede aus dem Adel einer andern Gegend Macedoniens bestand. Die Anführer der Schwadronen hatten wegen dieses Umstandes und vermöge ihrer Geburt einen angesehenen Rang. Diese Reiterei war durchaus schwer gerüstet, wie die der Thessalier, deren Einrichtung wahrscheinlich zum Muster genommen war.

Die Garde zu Fuß oder die königliche Leibwache führte den Namen Pezetären, d. h. Freunde oder Genossen zu Fuß, und wurde wegen

ihrer langen Schilde oft auch das Corps der Hypaspisten d. h. der Schildtragenden genannt. Sie bestand aus 3000 Mann, und ihre Bewaffnungsart war von der der Phalanx einigermaaßen verschieden und glich derjenigen, welche Iphikrates seinen Peltasten gegeben hatte: Linnenpanzer, leichte Fußbekleidung, langes Schwert, Schild wie die Phalangiten, statt der Sarisse einen kürzeren Handspieß. Außer diesem Corps gab es noch eine andere Garde zu Fuß, welche aus dem niederen macedonischen Adel genommen war, und die Schaar der Argyraspiden, d. h. der Garde mit silbernen Schilden, hieß, weil sie Schilde hatte, die mit silbernen oder übersilberten Platten belegt waren. Die Argyraspiden scheinen nach dem Muster der sogenannten Peltasten oder halb schwer, halb leicht bewaffneten Fußgänger des Iphikrates gebildet worden zu sein; sie hatten einen leichteren Schild und einen weniger schwer zu handhabenden Speer, als die Soldaten der Phalanx. Die dadurch bewirkte größere Beweglichkeit machte, daß dieses Corps besonders häufig verwandt wurde und nicht wenig zum Kriegsruhm der Macedonier beitrug.

Aus diesen verschiedenen Truppenarten bestand der rein macedonische Theil von Philipp's Heer. Die Truppen der unterworfenen und verbündeten Völker benutzte Philipp je nach ihrer besonderen nationalen Bewaffnungs- und Streitart. Aus dem thessalischen Adel z. B. bildete er eine schwer gerüstete Garde zu Pferde, welche ebenso stark war, als die des macedonischen Adels und dieser an Tüchtigkeit gleichstand; die halbrohen thracischen Stämme dagegen lieferten ihm theils Bogenschützen, theils eine leichte Reiterei, die etwa mit den Kosacken und Husaren der neueren Zeit zu vergleichen ist.

3. Philipp's II. Verhältniß zu Griechenland bis zum dritten heiligen Krieg.

Nachdem Philipp die Angriffe innerer und äußerer Feinde auf sein Reich zurückgeschlagen hatte, suchte er die Macht und die Grenzen desselben zunächst nach der Küste hin zu erweitern, und namentlich die Athener von derselben zu verdrängen. Diese führten mit der Stadt Amphipolis, welche sich ihnen nicht unterwerfen wollte, schon seit langer Zeit Krieg, sie waren aber gerade damals nicht allein zugleich mit den Euböern und Thebanern in Zwist gerathen, sondern ihre ganze Macht wurde auch durch den ausbrechenden Bundesgenossenkrieg in Anspruch genommen. Philipp benutzte diese Lage der Athener, und bot ihnen an, Amphipolis für sie zu erobern, wenn sie dagegen die in ihrer Gewalt befindliche macedonische Küstenstadt Pydna, einen Ort von viel geringerer Bedeutung, ihm überlassen wollten. Die Athener ließen sich durch dieses Anerbieten täuschen, und Philipp brach sogleich

auf, um Amphipolis zu erobern. Durch das Einverständniß mit einer Partei in Amphipolis gelang es ihm, sich dieser Stadt zu bemächtigen (358 v. Chr.); er trat dieselbe aber nicht den Athenern ab, sondern vereinigte sie mit dem macedonischen Reich.

Hierauf war Olynth, obgleich diese Stadt vorher den Königen von Macedonien stets feindlich gewesen war, durch ein Bündniß an Philipp's Interesse geknüpft. Der König trat den Olynthiern die Stadt Anthemus, welche von ihnen schon so lange in Anspruch genommen wurde, ab, und versprach ihnen bei der Eroberung der am Busen von Salonichi gelegenen und den Athenern unterworfenen Städte Pydna und Potidäa Hülfe zu leisten, weil er diese lieber in ihrer als der Athener Gewalt sehe. Beide Städte wurden von ihm eingenommen und hierauf sogleich den Olynthiern übergeben; denn es galt dem schlauen König damals noch nicht, diese Plätze selbst zu besitzen, sondern blos darum, daß die Athener ihrer Festungen in seinem Lande und dessen Nähe beraubt würden. Die Eroberung von Pydna fand wahrscheinlich im Jahre 358 v. Chr. Statt, die der Stadt Potidäa aber, welche eine lange und hartnäckige Belagerung aushielt, im folgenden Jahre. Einige Geschichtschreiber des späteren griechischen Alterthums erzählen, daß Philipp an demselben Tage, an welchem er Potidäa einnahm, zugleich drei freudige Nachrichten erhalten habe, nämlich die von der Geburt seines Sohnes Alexander, die von dem Siege seines Viergespanns in den olympischen Spielen und die Nachricht von einem andern Siege, welchen sein General Parmenio über die von neuem in Macedonien eingebrochenen Illyrier erfochten hatte. Eine sorgfältige Untersuchung der Begebenheiten lehrt jedoch, daß jene Schriftsteller die wirkliche Zeitfolge der Ereignisse dem theatralischen Effect, welchen ein solches Zusammentreffen hervorbringen mußte, aufgeopfert haben. Der Sieg über die Illyrier und der in Olympia mögen wohl kurz vor der Eroberung von Potidäa gewonnen worden sein; die Einnahme von Pydna aber fällt vermuthlich in das vorhergehende Jahr, und Alexander wurde höchstwahrscheinlich erst im Jahre 356 v. Chr. geboren.

Philipp benahm sich bei dem Streben, die athenische Macht aus der Nähe von Macedonien zu verbannen, sowie bei seinen ferneren Bemühungen um die Erweiterung seiner Herrschaft mit bewunderungswürdiger Schlauheit. Er kannte seine Feinde genau und wußte sie im Interesse seiner Pläne sehr geschickt zu täuschen. Namentlich gelang ihm dies vollkommen mit den Athenern, welche sich in einem Zustande beginnender Entartung befanden. Die Athener waren damals so erschlafft, daß sie nicht allein den gemeinen Kriegsdienst, sondern sogar die Anführung großer Heere gedungenen Fremdlingen überließen.

Von einem Streben für das gemeine Beste waren überhaupt nur wenige Bürger Athens beseelt, jeder dachte an sich und seinen eigenen Vortheil; Ueppigkeit und Prachtliebe Einzelner nahmen in demselben Grade zu, in welchem der allgemeine Reichthum und die Handelsgröße Athens abnahmen; manche Bürger lebten wie Fürsten und prahlten mit dem Glanze und den Sitten verdorbener Höfe; das Unzureichende der rechtlichen Mittel der Existenz endlich trieb die angesehensten Männer des Staates zu argen Betrügereien und zu einer schmählichen Verkäuflichkeit, so daß ein längeres Fortbestehen der rein demokratischen Verfassung eine Unmöglichkeit war und der Staat in allen seinen Unternehmungen, so lange diese demokratische Verfassung ohne demokratische Tugend bestand, schlecht geleitet sein mußte. Philipp zog aus diesen Zuständen und Verhältnissen den besten Nutzen. Durch Geld verschaffte er sich in Athen eine Partei, welche das Volk für ihn bearbeitete und, wenn dieses etwa nicht für ihn zu gewinnen war, wenigstens jede entscheidende Maaßregel gegen ihn verzögerte. Diese maeedonische Partei in Athen, an deren Spitze in der ersten Zeit Philipp's, Philokrates, später aber der Redner Aeschines stand, und welcher eine andere Partei unter der Leitung des Demosthenes entgegenwirkte, ward durch Philipp's Schlauheit und Gewandtheit auf jede Weise und bei jeder Gelegenheit unterstützt. So gab er ihr z. B. bei der Eroberung von Potidäa dadurch ein treffliches Mittel an die Hand, ihn zu loben und das Volk irre zu führen, daß er damals ebenso, wie früher bei der Besiegung des Kron-Prätendenten Argäus, die gefangen genommene athenische Mannschaft auf eine freundliche und ehrenvolle Weise entließ. Und wie in Athen, so verschaffte Philipp sich auch in anderen griechischen Staaten vermittelst der Bestechlichkeit und Eitelkeit der leitenden Männer eine Partei, und machte dadurch nach und nach Griechenland von sich abhängig, noch ehe er dasselbe mit den Waffen unterwerfen konnte.

4. Philipp's Unternehmungen in Thracien und die frühere Geschichte dieses Landes.

Philipp's Pläne richteten sich, nach der Eroberung von Potidäa, zunächst auf Thraeien, und dieses seither in Bezug auf die Menschheit im Allgemeinen ganz bedeutungslose Land erhielt jetzt als Provinz von Maeedonien, sowie unmittelbar nachher als besonderes Königreich zum ersten Male eine Wichtigkeit für die Weltgeschichte. Deswegen ist es nöthig, vor der Erzählung des weiteren Verlaufs der Begebenheiten die Verhältnisse des thraeischen Volks und seine seitherige Geschichte mit wenigen Worten anzudeuten.

Die Thracier bewohnten ein Land, welches im Alterthum seiner

vielen Wälder und Sümpfe wegen ein rauheres Klima hatte, als jetzt. Sie waren in viele Völkerschaften zertheilt und durch die an ihrer Küste gegründeten griechischen Pflanzstädte vom Meere abgeschnitten. Diese Verhältnisse hatten die Wirkung, daß das thracische Volk lange auf einer niederen Stufe der Cultur stehen blieb und sich der übrigen Welt nur durch seine wilde Tapferkeit und durch die ewigen Kriege der verschiedenen Stämme unter einander bekannt machte. Unter Darius I. wurde Thracien, welches damals sehr stark bevölkert war, den Persern unterworfen. Dies war für das Land von großer Wichtigkeit; denn durch die persische Herrschaft, welche mehr als dreißig Jahre in Thracien bestehen blieb, wurden manche der dortigen Völkerschaften an eine regelmäßige Regierung gewöhnt und die wilden Bergvölker auf ihre ursprünglichen Sitze eingeschränkt. Der unglückliche griechische Feldzug des Xerxes und die Vernichtung seiner Herrschaft auf der europäischen Seite des aegäischen Meeres hatte für Thracien den wichtigen Erfolg, daß dem Lande dadurch der Anlaß zur Entstehung eines eigentlichen Staates und größeren Reiches gegeben wurde.

Dieses neugeschaffene Reich war das der Odrysen, einer in der östlichen Hälfte von Süd-Thracien, um den Hebrus-Fluß oder die heutige Maritza wohnenden Völkerschaft. Das wichtigste der Völker, welche neben den Odrysen im Westen des südlichen Thraciens ihre Sitze hatten, waren die Päonier, welche nordöstlich von Macedonien, gegen den oberen Axius oder Wardar-Fluß hin wohnten, und zu denen auch die als Bogenschützen und leichte Truppen berühmt gewordenen Agrianer gehörten. Die längs der Donau hin sich erstreckende nördliche Hälfte von Thracien hatten zu Darius Zeit die Triballer und Geten inne; jene wohnten im heutigen Serbien, diese im Osten dieses Landes bis zur Küste des schwarzen Meeres. Die Letzteren verließen aber zur Zeit Alexander's des Großen ihren seitherigen Wohnsitz und siedelten sich auf der Nordseite der Donau an.

Als die persische Herrschaft aus Thracien schwand, erhoben sich die Odrysen unter einem König, welcher Teres hieß. Sie unterwarfen sich einige kleinere Völkerschaften, und traten auch mit den benachbarten griechischen Colonieen in näheren Verkehr. Teres Sohn, Sitalkes, welcher zur Zeit des peloponnesischen Krieges lebte und mit Athen verbündet war, breitete seine Herrschaft noch weiter aus. Unter Seuthes aber, dem Neffen und Nachfolger des Sitalkes, erreichte die Macht der Odrysen ihre größte Höhe; das Reich erstreckte sich damals von der Südküste Thraciens und vom Nestus- oder Karasu-Flusse an bis zur Donau; auch griechische Colonieen wurden dem Beherrscher desselben tributpflichtig und die Einkünfte des Staates beliefen sich auf mindestens 800 Talente oder zwei Millionen Gulden

(1,160,000 Thlr.). Die odrysische Macht hatte aber kaum ihren Gipfel erreicht, als sie auch schnell zu sinken begann. Schon Sitalkes hatte am Ende seiner Regierung eine schwere Niederlage durch die Triballer erlitten, von seinem nächsten Nachfolger aber fielen schon einige der unterworfenen Stämme ab. Ihrem Beispiele folgten bald andere Stämme, und die Odrysen verloren auf diese Weise schnell ihre ganze Macht und Bedeutung. Diese Odrysen waren übrigens während ihrer Herrschaft nur bis zum Beginne einer Cultur gekommen und ihr Reich hatte aus einem Gemische vieler Völkerschaften bestanden, welche nur durch äußere Gewalt zusammengehalten wurden und nothwendiger Weise beim ersten Stoß, den die ihnen gebietende Macht erlitt, sich von einander trennen mußten. So viele Truppen auch der König der Odrysen in der Krieg führen konnte, so bildeten dieselben doch kein eigentliches Heer, sondern eine untergeordnete, zuchtlose Masse, welche nur mit den Schwärmen der Kosacken, der Tataren und ähnlicher Völker verglichen werden kann. Der Kern der Macht war sehr klein, und die odrysischen Könige der folgenden Zeit hingen deswegen auch ganz von gemietheten griechischen Truppen und deren Generalen ab.

Die von Seuthes abgefallenen Völkerschaften sanken in ihre frühere Verwilderung zurück; nur eines derselben bildete ein kleines Reich im südlichen Thracien, welches neben dem odrysischen fortbestand, es erlangte aber niemals die Bedeutung, welche dieses gehabt hatte. Der Zustand von Thracien überhaupt war in den Zeiten des Seuthes wieder, wie früher, ein verworrenes, räuberisches Treiben der einzelnen Stämme, deren Macht mit dem Glück stieg und mit dem Unglück sank. Zur Zeit des Iphikrates herrschte im südlichen Thracien Kotys, der Häuptling eines dieser Stämme. Dieser wurde durch griechische Soldtruppen, welche er in seine Dienste genommen hatte, so mächtig, daß er durch die Pracht seines Hofes und die Ueppigkeit seiner Mahle selbst die Griechen in Erstaunen zu setzen vermochte. Kotys war übrigens ein bloßer Raubfürst, der seine Herrschaft blos darum auszudehnen suchte, um seine schwelgerischen Genüsse vermehren zu können; er zeichnete sich außer seinem Reichthum und roh sinnlichen Leben nur durch Wuth und Grausamkeit aus. In Onokarsis, einer seiner Sommer-Residenzen, hatte er die schönsten Gärten und Lustwälder anlegen lassen und hier fröhnte er vorzugsweise seiner Schwelgerei und Wollust. Er trat mit Athen in Verbindung, gerieth aber nachher, wegen seiner Raubzüge gegen die atheniſchen Bundesstädte in Thracien, mit den Athenern in Krieg, und so sehr hatte das Nationalgefühl der Griechen sich abgestumpft, daß damals Iphikrates diesem Barbaren gegen seine Vaterstadt Hülfe leistete. Iphikrates heirathete Kotys Tochter, wurde aber dessen ungeachtet später von ihm entlassen, und durch Charide-

mus, einen der rohesten und ausschweifendsten Söldner-Häuptlinge, ersetzt. Kotys trieb zuletzt seine Völlerei, Wollust und Grausamkeit bis zum Wahnsinn, und starb durch die Hand zweier Bürger der thracisch-griechischen Seestadt Aenos.

Der Tod des Kotys brachte im südlichen Thracien eine große Verwirrung hervor, welche den Athenern sehr zu Statten kam. Die drei Söhne dieses Königs, Kersobleptes, Berisades und Amadokus, welche nach dem Willen des Vaters die Herrschaft unter sich theilen sollten, entzweiten sich sogleich mit einander. Kersobleptes gewann den Charidemus mit seinen Söldlingen für sich, der beiden andern Brüder dagegen nahmen sich die Athener an. In dem Kriege, welcher durch diese Verhältnisse sich entspann, wurde Kersobleptes zuletzt dahin gebracht, daß er den Athenern den Besitz des Chersonesus oder der auf der Westseite des Hellespont gelegenen Halbinsel abtreten mußte; zu gleicher Zeit aber bot die Zwietracht der Beherrscher von Süd-Thracien dem König Philipp eine vortreffliche Gelegenheit dar, seine Macht in diesem Lande auszubreiten.

Für den macedonischen König, der schon zu Kotys Zeit einen Eroberungszug nach dem südlichen Thracien gemacht hatte, war dieses Land aus mehr als Einem Grunde wichtig. Im Norden der Stadt Amphipolis, im Hochgebirg des Pangaion, befanden sich reiche Goldbergwerke, deren jährlicher Ertrag auf 1000 Talente oder 2,600,000 Gulden (1,450,000 Thlr.) angeschlagen wurde, und die, wenn Philipp sich ihrer zu bemächtigen vermochte, ihm als eine neue und überaus reiche Erwerbsquelle sehr vortheilhaft werden mußten. Außerdem verschaffte ihm die Unterwerfung thracischer Stämme ohne Mühe eine große Zahl von Truppen, die er als Leichtbewaffnete zu Fuß und zu Pferd vortrefflich gebrauchen konnte. Endlich aber wußte Philipp, daß, wenn er einmal Herr des inneren Landes sei, die griechischen Pflanzstädte auf der Küste ihm schwerlich lange würden widerstehen können und daß durch die Bezwingung dieser Städte zugleich die Athener, welchen dieselben theils unterworfen, theils verbündet waren, in ihrer Macht sehr beeinträchtigt werden würden. Philipp hatte bald nach der Einnahme von Potidäa sich der erwähnten Goldminen bemächtigt und zur Behauptung derselben in ihrer Nähe eine feste Stadt angelegt, welche den Namen Philippi erhielt und mit Griechen und Macedoniern bevölkert wurde. Nachdem er hierauf eine Zeitlang auf andern Seiten seines Reiches beschäftigt gewesen war, benutzte er den Zwist der Beherrscher von Süd-Thracien, von denen einer ihn um Hülfe gebeten hatte, zu weiteren Eroberungen in diesem Lande. Er entriß dem Kersobleptes einen Theil seines Gebietes und suchte hierauf von dort aus den Athenern den Besitz des Chersones zu verkümmern.

5. Philipp's fernere Unternehmungen und der dritte heilige Krieg bis zur Eroberung von Olynth.

Während Philipp durch Eroberungen in Thracien seine Macht vermehrte und fester gründete, hatte er auch im Süden von Macedonien seinem großen Plan der Unterwerfung von Griechenland vorgearbeitet. Er war nämlich von den Thessaliern gegen die mächtige, im Norden des Landes herrschende Familie der Aleuaden zu Hülfe gerufen worden und hatte in seinem eigenen wohlverstandenen Interesse nicht gesäumt, diesem Gesuche Folge zu leisten. Er war nach Thessalien geeilt und hatte das Land durch einen siegreichen Kampf bald von der unerträglichen Herrschaft jener Familie befreit. Dafür hatten ihm die Thessalier das Recht gewährt, in einigen ihrer Häfen und Handelsstädte Zölle zu erheben, und Philipp erfreute sich also jetzt des großen Vortheils, daß er mit Einem Fuße in diesem Lande stand und seine Herrschaft sowohl in Thessalien selbst, als auch von dort aus nach dem übrigen Griechenland hin um so leichter ausbreiten konnte.

Unmittelbar nach den Eroberungen, welche Philipp auf Kosten des Kersobleptes im südlichen Thracien gemacht hatte, wandte er sich gegen das im Lande Pierien gelegene Methone, die einzige noch unabhängige Stadt zwischen Macedonien und Thessalien. Er erschien unerwartet vor Methone, konnte die Stadt aber doch erst nach einer langen und hartnäckigen Belagerung einnehmen, bei welcher er selbst durch einen Pfeilschuß das rechte Auge verlor. Er war zwar über den Widerstand der Methoner sehr erbittert und schleifte ihre Stadt, gewährte ihnen aber freien Abzug und wies ihnen andere Wohnsitze an (353 v. Chr.).

Kaum hatte Philipp auf diese Weise die Straße nach Thessalien von allen noch übrigen Hemmnissen befreit, als ihm der phokische oder dritte heilige Krieg eine willkommene Gelegenheit darbot, zu gleicher Zeit Thessalien ganz an sein Reich zu knüpfen und einen Versuch auf das eigentliche Griechenland zu machen. Dieser Krieg, welcher von 356—346 v. Chr. geführt wurde, gab dem macedonischen König das Mittel an die Hand, auf eine gewissermaaßen rechtmäßige Weise zur Oberherrschaft in Griechenland zu gelangen, und erhielt dadurch eine bei weitem größere Wichtigkeit, als die beiden anderen heiligen Kriege, welche in früheren Zeiten geführt wurden. Die Letzteren hatten für die allgemeine Geschichte nur eine sehr untergeordnete Bedeutung; der dritte heilige Krieg aber brachte nicht allein Macedonien an die Spitze der griechischen Staaten, sondern bewirkte auch, in Folge der Beraubung des reichen delphischen Orakels, welche im Laufe dieses Krieges geschah, eine große Umwälzung im religiösen und moralischen Leben der Griechen, sowie in allen ihren auf Geld und

Geldumlauf beruhenden Verhältnissen. Dieser wichtige Krieg wurde durch die Amphiktyonen selbst herbeigeführt.

Der delphische Amphiktyonen-Bund, welcher seit uralter Zeit bestand, hatte die Beschützung des Tempels und Orakels zu Delphi und die Erhaltung des alten verwandtschaftlichen Bandes von zwölf Völkerschaften, die sonst auf mannigfache Weise von einander getrennt waren, zu seinem eigentlichen Zwecke. Ein heiliger unter furchtbaren Verfluchungen geleisteter Eid verpflichtete die Glieder des Bundes zur Unterhaltung und Beschützung des Apollo-Tempels zu Delphi, zur Sorge für die gemeinschaftlichen Feste in demselben und zur Schonung der Bundesglieder bei Krieg oder Fehde. Wenn Jemand, hieß es namentlich in diesem Eide, sich an dem Eigenthum des delphischen Gottes vergreife, dann wolle man mit Hand, Fuß und Stimme und aller Macht zur Rache gegen ihn behülflich sein. Jede der zwölf Völkerschaften, aus welchen die delphische Amphiktyonie bestand, hatte in der Bundesversammlung zwei Stimmen, welche durch eine beliebige Anzahl von Gesandten abgegeben wurden, und mitunter nicht anders als durch mehrere abgegeben werden konnten, weil manche alte Völkerschaft, wie z. B. die der Dorer und Jonier, nach und nach in mehrere Staaten zerfallen war und jeder von diesen das gleiche Recht an die zwei Stimmen seines ursprünglichen Stammes hatte. Die uralten Gesetze, welche im Amphiktyonen-Bunde kleinen und großen Staaten vorgeschrieben waren, hatten sich durch alle Zeiten hindurch erhalten, obgleich in den meisten vorkommenden Fällen nicht daran zu denken gewesen war, daß dieselben streng in Ausführung gebracht wurden. Die Versammlung stand natürlich stets unter dem leitenden Einflusse desjenigen Staates, welcher gerade das Uebergewicht hatte, und die Abgeordneten brachten auch nur dann eine Anklage vor, wenn sie die Ausführung des von ihnen gegen einen der verbündeten Staaten beantragten Spruches im Voraus erwarten konnten. Die Thätigkeit der Bundesversammlung beschränkte sich daher auch bis zur thebanischen Zeit fast blos auf die Anordnung der Feste und Opfer des delphischen Tempels, und nur sehr selten übten die versammelten Amphiktyonen eine richterliche und strafende Gewalt aus. Der Grund davon lag wahrscheinlich darin, daß die drei Hauptvölker Griechenlands, die Spartaner, Athener und Thebaner, deren untergeordnete Verbündete die übrigen Theil nehmenden Staaten waren, sich in der Versammlung ungefähr das Gleichgewicht hielten, meist im offenen Kriege mit einander waren, und daher der geistlichen Waffen, welche das Gericht der Amphiktyonen darbot, nicht bedurften. Dies änderte sich nach der Schlacht bei Leuktra. Die Thebaner, welche seitdem durch die von ihnen erlangte Stellung unter den Griechen, über die Mehrzahl der

Stimmen geboten, wollten aus dem Amphiktyonen-Bunde eine politische Maschine machen, mit der sie andere Staaten demüthigen könnten. Sie suchten also der Versammlung der Amphiktyonen eine größere Bedeutung zu verschaffen, indem sie sich das Ansehen gaben, als wenn die alte Ordnung des Cultus und die Heiligkeit des geleisteten Eides wiederhergestellt werden sollte.

Gleich nach der Schlacht bei Leuktra klagten die Thebaner den spartanischen Staat bei dem Amphiktyonen-Gericht wegen der rechtswidrigen Besetzung der Burg von Theben an. Bald nachher erhoben sie eine zweite Anklage gegen die Spartaner, weil diese, was allerdings ein Bruch des amphiktyonischen Eides war, in Böotien arge Verheerungen angerichtet und sogar ganze Städte zerstört hatten. Die Versammlung der Amphiktyonen verurtheilte, auf Betreiben der Thebaner, die Spartaner zu einer Geldbuße von 500 Talenten oder 1,300,000 Gulden (723,000 Thlr.), und fügte ihrem Spruche die Erklärung bei, daß diese Summe, wenn sie nicht innerhalb einer bestimmten Frist bezahlt würde, verdoppelt werden sollte.

Um dieselbe Zeit, in welcher dieser harte Spruch erlassen wurde, bedienten sich die Thebaner des Amphiktyonen-Bundes noch gegen einen anderen ihrer Feinde, nämlich gegen die mit Sparta befreundeten Phokier. Diesen ward ein Verbrechen daraus gemacht, daß sie gewisse Ländereien, welche dem delphischen Gotte gehörten und als solche unbestellt bleiben sollten, den Phokiern aber unentbehrlich geworden waren, angebaut hatten. Die Amphiktyonen geboten dem phokischen Volke, diese Ländereien wieder zu räumen und legten ihm zugleich eine Geldstrafe auf, welche ebenso, wie die den Spartanern auferlegte, die Kräfte der Verurtheilten überstieg. Da die Phokier sich dieser Strafe nicht unterwerfen wollten und konnten, so erließen die Amphiktyonen einen neuen Spruch, der zugleich auch die Spartaner traf und dahin lautete, daß alle Staaten, welche die von dem Amphiktyonen-Gericht ihnen auferlegte Summe nicht gezahlt hätten, mit dem Banne belegt wären (356 v. Chr.). Dieses trieb die Phokier und die Spartaner zum Kriege. Beide Völker rüsteten; aber die Spartaner fanden nicht für gut, sich mit den Phokiern, von welchen sie darum gebeten wurden, zu verbünden, sondern sie benutzten vielmehr den Krieg dieses Volkes mit den Thebanern, um, während die Letzteren im Norden beschäftigt waren, sich selbst ihre frühere Macht im Peloponnes wieder zu erringen. Sie griffen (354 v. Chr.) die Messenier und die arkadische Stadt Megalopolis an, jene, um sie wieder unter das alte Joch zu beugen, diese, um die Bewohner derselben zu zwingen, sich in die Dörfer zu zerstreuen, aus deren Vereinigung ihr Bundesstaat und ihre Bundeshauptstadt Megalopolis entstanden war. Die Thebaner eilten den

Angegriffenen mit einem Heer zu Hülfe und es kam nach einem kurzen, mit wechselndem Glücke geführten Kriege zu einem Vergleich, welcher die Dinge im alten Zustand ließ (352 v. Chr.).

Unterdessen hatten auch die Phokier ihren Krieg begonnen, welcher unter dem Namen des phokischen oder dritten heiligen Krieges durch seinen Ausgang eine große und allgemeine Wichtigkeit erhielt. Einer ihrer Mitbürger, Philomelus, welcher wegen der Rolle, die er selbst dabei zu spielen gedachte, einen Krieg wünschte, hatte die Phokier durch die Hoffnung auf den Beistand der Athener und Spartaner ermuthigt, und sie zugleich bewogen, den Kampf eiligst zu beginnen, um durch einen plötzlichen Ueberfall die Stadt Delphi mit ihrem reichen Tempel einzunehmen und sich dadurch gleich anfangs gegen die Feinde in Vortheil zu setzen. Philomelus war zum Oberbefehlshaber erwählt worden und sogleich nach Sparta gereist, wo er zwar die gewünschte Unterstützung nicht erhalten konnte, wohl aber das Versprechen künftigen Beistandes und eine kleine Summe Geld als Beitrag zu den Kosten, welche die Anwerbung von Truppen erforderte.

Philomelus sammelte darauf im Peloponnes 2—3000 Söldner und marschirte mit denselben sofort auf Delphi los. Er bemächtigte sich ohne Mühe der Stadt und des Tempels und schlug die Bewohner von Amphissa zurück, welche dem Tempel zu Hülfe geeilt waren. Nachdem er hierauf den gegen Phokis und Sparta geschleuderten Bannspruch, der in einer Säule des Tempels eingegraben war, hatte austilgen lassen, erklärte er den Delphiern, daß die Phokier keine feindseligen Gesinnungen gegen sie hegten, wohl aber ihr altes Recht in Betreff des Tempels zu behaupten wissen würden. Die Delphier hatten nämlich von jeher die Aufsicht über den Tempel für ein ihnen allein zustehendes Recht erklärt, die übrigen Bewohner von Phokis aber hatten dieses Recht auch für sich, als ein der gesammten Landschaft zustehendes, in Anspruch genommen. Schon früher war es darüber zu häufigen Streitigkeiten und einmal sogar zu einem Kriege zwischen Beiden gekommen. Die Phokier hatten damals mit Hülfe der Athener ihren Anspruch behauptet; zur Zeit Lysander's aber hatten sie, weil die Böotier und andere Völker feindlich gegen sie gesinnt waren, die Aufsicht über den Tempel wieder verloren. Sie gaben jedoch ihr Recht niemals auf und es war daher natürlich, daß Philomelus nach der Einnahme von Delphi dasselbe wieder geltend machte.

Die Thebaner nebst den übrigen Böotiern, die Thessalier und einige kleinere Völker ergriffen jetzt ebenfalls die Waffen, um die Phokier aus dem Besitz der Stadt Delphi und des dortigen Tempels zu vertreiben und das Ansehen des Amphiktyonen-Bundes gegen sie aufrecht zu erhalten. Auf diese Weise begann der zehnjährige Krieg,

in welchem die Phokier anfangs allein gegen eine ziemliche Zahl verbündeter Staaten kämpften und auch später eine verhältnißmäßig nur geringe Unterstützung von außen erhielten. Es liegt auf den ersten Blick etwas Ueberraschendes darin, daß ein kleines Land wie Phokis im Stande war, einen so bedeutenden und langwierigen Krieg zu führen; allein wenn man die Verhältnisse näher betrachtet, so wird es leicht begreiflich. Phokis war ein Bergland mit nur wenigen kleinen Ebenen und enthielt 20 Städte, welche die ganze Bevölkerung des Landes in sich schlossen; diese Städte lagen alle auf felsigen Anhöhen, sie waren wohlbefestigt und zwei von ihnen, welche als die Hauptfestungen des Landes angesehen werden konnten, waren an den beiden einzigen, in das Innere führenden Pässen erbaut, nämlich Elatea auf der von Thessalien herkommenden Straße und Parapotamii auf der böotischen. Die Phokier konnten also, ungeachtet ihrer geringen Zahl, wegen der Beschaffenheit des Bodens in ihrem eigenen Lande sich leicht vertheidigen. Sie besaßen außerdem von jeher großen Muth und eine unbegränzte Liebe zur Freiheit, und wurden in dem damaligen Kriege auch noch durch einige andere Umstände begünstigt. Ihre Gegner hatten nämlich in den Athenern und Spartanern geschworene Feinde und wenn diese auch anfangs den Phokiern nur eine geringfügige Hülfe leisteten, so mußte doch schon die allgemein bekannte Stimmung der beiden früheren Hauptstaaten Griechenlands die Phokier mit Vertrauen und Hoffnung erfüllen, auf ihre Gegner aber entmuthigend einwirken. Endlich aber setzten sich die Phokier gleich anfangs in den Besitz des delphischen Tempels, bemächtigten sich der großen Schätze, welche in demselben aufgehäuft lagen und konnten also bei der Menge brodloser Söldner, die in Griechenland umherschwärmten, leicht ein Heer anwerben, so zahlreich es die Noth erheischen mochte.

Philomelus verwandelte sogleich einen Theil der Schätze des delphischen Tempels in Geld, um sein Söldnerheer vermehren zu können. Dies war das erste Mal, daß ein griechischer Staat sich an den Schätzen des Haupttempels von Griechenland vergriff. Der einmal begangene Tempelraub, anfangs beschönigt durch den Namen einer Anleihe, wurde von den Phokiern im weiteren Verlaufe ihres Kampfes noch einige Male wiederholt und der phokische Krieg erhielt dadurch eine Bedeutung, welche weit über die Zeit desselben hinausreichte und auf das gesammte Griechenland umgestaltend einwirkte. Durch die Beraubung des delphischen Gottes wurde der religiöse Glaube der Griechen in seinem Einfluß auf die Gemüther so sehr erschüttert, daß es unmöglich ward, sein Ansehen je wieder herzustellen. Der heiligste Tempel von Griechenland blieb zehn Jahre lang in den Händen derer, welche sich an dem Eigenthum desselben auf die frevelhafteste Weise

vergriffen und mit dem aus den Tempelschätzen gewonnenen Gelde ihren Krieg führten. Welchen zerstörenden Einfluß mußte dieser zehnjährige Zustand auf das Gemüth des griechischen Volkes ausüben! Welchen verderblichen Eindruck mußte es machen, wenn man die von dem frommen Sinne der Voreltern geleisteten Weihgeschenke in den Handel gebracht und zu profanen Zwecken entweiht sah; wenn, was nicht selten geschah, feile Dirnen und andere zur tiefsten Stufe der Erniedrigung herabgesunkene Menschen von den Anführern des tempelräuberischen Heeres mit heiligen Kostbarkeiten des Apollo-Tempels beschenkt wurden! Geschah es doch, daß solche Creaturen das Eigenthum des Gottes, die heiligen Opferspenden der Vorfahren, als Schmuck trugen und daß, wie z. B. einmal in der Stadt Metapontum geschah, bei Festen gemeine Citherspielerinnen mit einem Tempelgeschenk geschmückt auftraten, welches dem delphischen Gotte einst von derselben Stadt verehrt worden war, deren Bürger jetzt diese Entweihung mit ansehen mußten! Wie konnten endlich die vielen Griechen, welche als Söldner im phokischen Heere dienten, noch länger etwas von einer Religion halten, deren höchstes Heiligthum sie selbst geplündert hatten!

Die Vernichtung des alten Glaubens, welche durch die Entartung der vorhergehenden Zeit ohnehin bereits gelitten hatte, war die wichtigste, aber nicht die einzige Folge des unseligen Krieges. Mit der Beraubung des heiligsten Sitzes der Gottheit schwand natürlich auch das Vertrauen in die Sicherheit der Tempel. Diese waren von jeher sichere Aufbewahrungsorte von Geldern, so zu sagen heilige Banken gewesen und hatten daher auch für den Handel die größte Wichtigkeit. Sie konnten dazu nicht länger dienen, sobald mit der Ehrfurcht vor ihnen auch das Vertrauen in ihre Sicherheit verschwand; auch der Handel mußte also eine große Aenderung erleiden. Diese bestand darin, daß jetzt das Geld ganz in die Hände der sogenannten Trapeziten oder Wechsler kam und daß dadurch die eigentlichen Geldgeschäfte und der Wucher in einem früher unbekannten Grade aufblühten.

Dazu kam, daß durch den Raub der delphischen Tempelschätze das baare Geld, welches unter den Griechen im Umlauf war, sehr bedeutend und sehr schnell vermehrt wurde. Es brachte dies in Griechenland ebenso die größte allgemeine Veränderung hervor, wie im neueren Europa die Einfuhr edler Metalle aus dem neu entdeckten Amerika, durch welche ebenfalls das baare Geld rasch vermehrt und der Werth desselben in gleichem Grade verringert ward. Ja, in Griechenland war die dadurch hervorgebrachte Wirkung sogar noch größer. In Europa erfolgte die Zunahme des baaren Geldes doch nur allmälig, sie fand nicht in einem einzelnen Lande, sondern in einem ganzen

Welttheile statt und die vermehrte Geldmasse vertheilte sich außerdem über die meisten Gewerbe und unter alle Stände. In Griechenland dagegen blieb die Vermehrung des Geldes ganz allein auf ein verhältnißmäßig sehr kleines Land beschränkt, sie erfolgte ferner ganz plötzlich und die neu in den Verkehr gebrachten Summen kamen sogleich in die Hände solcher Menschen, welche sie auf die schnödeste Weise vergeudeten und dadurch nur diejenige Art von Betriebsamkeit förderten, die man in allen wohlgeordneten Staaten mit dem größten Nachdruck zu hemmen sucht. Das einzige einigermaßen ähnliche Beispiel von einer solchen plötzlichen Vermehrung des baaren Geldes, welche ohne belebenden Einfluß auf die Industrie war, bietet der spanische Staat dar, dessen unmittelbar nach der Entdeckung von Amerika eintretendes Sinken seinen Grund zum Theil in dem Umstande hat, daß die Masse des Geldes zu schnell zunahm und vorzugsweise in die Hände der höchsten Stände oder bloßer Abenteurer kam.

Wir haben keine zuverlässige Angabe über die Menge edler Metalle, welche im delphischen Tempel aufgehäuft lag und durch den phokischen Krieg in Umlauf gebracht wurde. Die seit alter Zeit dahin gesandten Weihgeschenke hatten allerdings einen sehr großen Werth, sie waren jedoch nicht mehr alle vorhanden, als die Phokier sich der Schätze des Tempels bemächtigten. Dürfte man den Angaben des Diodor, eines keineswegs zuverlässigen griechischen Geschichtschreibers, Vertrauen schenken, so betrüge die ganze Summe, welche während des zehnjährigen Krieges zu Delphi geraubt und in Umlauf gebracht wurde, mehr als 10,000 Talente oder 26 Millionen Gulden (14½ Mill. Thaler), oder nach dem zu jener Zeit sechs- bis achtfach höheren Werthe des Geldes mindestens 156 Millionen Gulden (87 Mill. Thaler). Wenn man nun diese Summe sogar bis auf die Hälfte verringert und dabei in Erwägung zieht, wie wenig baares Geld selbst in unserer Zeit und in den reichsten Ländern der neueren Welt im Umlauf ist, so wird man leicht beurtheilen können, welche plötzliche und verderbliche Umwälzung aller bisherigen Verhältnisse durch das Ausmünzen der delphischen Schätze herbeigeführt wurde.

Das Erste, was Philomelus nach der Besetzung des delphischen Tempels that, war die Vermehrung der phokischen Soldtruppen von 3000 auf 10,000 Mann und die Befestigung der Stadt Delphi. Der Kampf selbst, welcher hierauf sich entspann, zeichnete sich im ersten Jahre durch nichts als durch die Grausamkeit und Wildheit aus, mit der er von beiden Seiten geführt wurde. Die Feinde der Phokier ließen alle Gefangenen als Tempelräuber hinrichten und die Phokier vergalten Gleiches mit Gleichem, bis endlich die Ersteren von ihrer Grausamkeit abstanden und so das gegenseitige Morden der Gefangenen

aufhörte. Im ersten Jahre des Krieges waren die beiden streitenden Heere an Macht einander ziemlich gleich; im zweiten aber rüsteten die Böotier und ihre Verbündeten ein großes Heer aus. Philomelus konnte daher das Feld nicht mehr behaupten und wich dem Kampfe aus. Nachdem ihm dies eine Zeitlang gelungen war, wurde er endlich im Thale des Kephissosflusses an höchst ungünstiger Stelle zu einem Treffen gezwungen. Er ward geschlagen, sein Heer ergriff die Flucht und er selbst verlor dabei sein Leben. Er war, nachdem er seine zersprengten Truppen vergebens zu sammeln gesucht hatte, in die Berge gedrängt worden und sah sich plötzlich am Rande eines Abgrundes den nachsetzenden Feinden preisgegeben. Rettungslos verloren, beschloß er, sich selbst den Tod zu geben, um nicht in die Gewalt seiner Feinde zu gerathen und stürzte sich nach einer tapferen Gegenwehr in den Abgrund hinab (354 v. Chr.). Sein Bruder Onomarchus sammelte die Reste des geschlagenen Heeres und führte sie glücklich nach Delphi zurück.

Ein Theil des phokischen Volkes war nach dem Tode des seitherigen Anführers der Meinung, daß man den unglücklichen Krieg aufgeben und sich mit den Feinden verständigen solle; allein Onomarchus, welcher aus Privatrücksichten die Fortdauer des Krieges wünschte, wußte in der Versammlung seiner Landsleute der entgegengesetzten Meinung den Sieg zu verschaffen. Er selbst wurde hierauf zum Feldherrn mit unumschränkter Gewalt erwählt. Onomarchus griff in viel größerem Maaße als sein Bruder zu den Tempelschätzen, warb neue Truppen und suchte in Thessalien Hülfe. Die Böotier ließen ihm die dazu nöthige Zeit, da sie, durch persisches Geld bewogen, einen Theil ihres Heeres nach Bithynien schickten, um dort einem persischen Satrapen gegen seinen Herrn beizustehen. Der Krieg erhielt auf diese Weise eine andere Richtung und erhöhte Bedeutung.

In Thessalien herrschte damals Lykophron, einer der Mörder Alexander's von Pherä, in Gemeinschaft mit seinem jüngeren Bruder Pitholaus über einen beträchtlichen Theil des Landes. Diesen gewann Onomarchus durch bedeutende Summen von dem Gelde, welches er aus dem Gold und Silber der delphischen Weihgeschenke hatte schlagen lassen. Zu gleicher Zeit setzte der Söldnerführer durch eben dasselbe Mittel sich auch mit Athen und Sparta in eine engere Verbindung. Mit diesen beiden Staaten insgeheim einverstanden, von Lykophron unterstützt und außerdem auch durch die Zwietracht und theilweise Unthätigkeit seine Feinde begünstigt, machte er eine Zeitlang sehr glückliche Unternehmungen. Er verheerte einzelne Striche von Lokris und Doris, brandschatzte mehrere Städte dieser Landschaften und eroberte in Böotien selbst das wichtige Orchomenos. Diese Fortschritte der phokischen

Waffen machten nicht blos den Böotiern, sondern auch den aristokratischen Familien in Thessalien bange. Die Letzteren sahen ein, daß durch die Zunahme der phokischen Macht auch der mit Onomarchus verbündete Tyrann Lykophron in seiner Herrschaft mehr befestigt werden würde. Sie baten daher den macedonischen König um Hülfe und dieser ließ sich nicht lange bitten. Er erschien mit seinem Heere in Thessalien zu derselben Zeit, als auch 7000 Mann phokischer Truppen, welche Onomarchus unter der Anführung seines Bruders Phayllus dem Tyrannen von Pherä zu Hülfe schickte, daselbst ankamen. Philipp schlug bald beide Gegner in einem entscheidenden Treffen und jagte die phokischen Hülfstruppen in die Flucht.

Auf die Nachricht von der Niederlage seines Bruders stellte Onomarchus die von ihm unterdessen in Böotien begonnenen Unternehmungen sogleich ein und eilte mit seiner gesammten Macht nach Thessalien. Philipp wurde von ihm in zwei Treffen kurz nach einander geschlagen und nur ein meisterhafter Rückzug nach Macedonien rettete den Rest seines Heeres (353 v. Chr.). Die Macedonier mußten die Thessalier ihrem Schicksale überlassen, und auch Onomarchus zog wieder nach Böotien zurück. Als die Phokier hier ihre Verheerungen von neuem begonnen hatten und endlich so glücklich gewesen waren, die Stadt Koronea zu erobern, erschien auch Philipp wieder in Thessalien. Dadurch sah Onomarchus sich gezwungen, noch einmal mit seiner ganzen Macht in dieses Land zu ziehen. Er brachte ein Heer von 20,000 Mann zu Fuß und 500 Reitern mit, Lykophron vereinigte seine Truppen mit demselben, und auch die Athener, welche jetzt fühlten, daß ihr eigenes Interesse mit dem der Phokier eng verbunden sei, hatten eine Flotte mit Landungstruppen abgeschickt, um die Phokier gegen Philipp und dessen thessalische Freunde zu unterstützen; diese Hülfe kam aber zu spät an der Küste von Thessalien an, um noch in den Kampf selbst einzugreifen. Onomarch's Fußvolk, welches nur von 500 Reitern unterstützt ward, konnte es in dem ebenen Lande mit der schweren thessalischen Reiterei nicht aufnehmen; es wurde in zwei Schlachten geschlagen und erlitt schweren Verlust. Gegen das Ende der zweiten Schlacht näherte sich die athenische Flotte unter Chares der thessalischen Küste, gerade an der Stelle, wo der Kampf Statt fand; sie konnte jedoch blos einige wenige der fliehenden Phokier retten. 3000 wurden von Philipp zu Gefangenen gemacht, die Zahl der Getödteten soll mehr als 6000 betragen haben. Unter den Letzteren befand sich auch Onomarchus. Seine Leiche wurde, wie es heißt, auf Philipp's Befehl, der sich das Ansehen gab, als führe er den Krieg im Namen des delphischen Gottes, ans Kreuz geschlagen, die andern gebliebenen Phokier aber ließ der macedonische König als solche, die

mit Fluch beladen seien und deshalb die Ehre der Bestattung verwirkt hätten, ins Meer werfen (352 v. Chr.).

Die nächste Folge der von den Phokiern erlittenen Niederlage war der Sturz der Tyrannen von Pherä, Lykophron und Pitholaus. Diese sahen jetzt keine Möglichkeit, sich länger zu behaupten, sie übergaben daher ihre Stadt freiwillig dem Sieger und zogen mit ihren Miethstruppen nach Phokis. Philipp hielt nicht für rathsam, seinen Sieg zu einem sofortigen Einfall in Phokis zu benutzen, um so weniger, da die Athener den aus Thessalien in dieses Land führenden Paß schnell besetzt hatten. Er zog dagegen aus seinem Glücke den Vortheil, daß er seine Herrschaft in Thessalien fester gründete. Während Phayllus, der Nachfolger Onomarch's im Commando des phokischen Heeres, durch nochmalige Beraubung des delphischen Gottes ein neues Heer schuf, zu welchem bald auch 1000 Spartaner, 5400 Athener und 2000 Achäer stießen, verweilte Philipp in Thessalien, um daselbst die nöthigen Maaßregeln zu treffen. Er sicherte sich dadurch, daß er einige thessalische Festungen mit macedonischen Truppen besetzte, die erworbene Herrschaft, ordnete die Verfassung der einzelnen Städte und Landschaften und knüpfte durch die Art und Weise der von ihm gemachten Einrichtungen nicht blos den Adel, sondern auch das Volk an das macedonische Reich. Philipp hob nämlich vor allen Dingen die allgemeine Bundesversammlung der Thessalier auf, führte statt derselben die vor Alters gebräuchlich gewesene Eintheilung des Landes in vier Districte oder Tetrarchieen wieder ein und gab jedem dieser vier Theile seine eigene Regierung und sein besonderes Oberhaupt; in den einzelnen Städten aber setzte er eine sehr strenge Oligarchie ein und zwar meistens in der Weise, daß die Regierung nur in den Händen von zehn Familien lag. Durch jene Eintheilung des Landes in vier mit einander nicht verbundene Provinzen machte Philipp die für seine Herrschaft gefährliche Einheit des Ganzen unmöglich; die Oligarchie aber war diejenige Regierungsform, durch welche er ein Volk, das sehr schwer im Gehorsam zu halten war, am besten beherrschen zu können glaubte. Außerdem bildeten die Familien, welche in den einzelnen Städten die oligarchische Regierung bildeten, ein Gegengewicht gegen die Beherrscher der vier Tetrarchieen; endlich aber ward durch alle diese Einrichtungen dem Ehrgeiz der herrschenden Klasse unter den Thessaliern ein Spielraum geöffnet und so häufige Streitigkeiten unter dem Adel hervorgerufen, durch welche dieser immer an Philipp, als den alleinigen Richter, gewiesen und folglich auch in Abhängigkeit von ihm erhalten wurde. Philipp verfuhr überhaupt mit der größten Vorsicht gegen die Thessalier, weil er einsah, wie nützlich und fast unentbehrlich diese Nation ihm für seine ferneren Kriegszüge war, und wie wenig er wagen

durfte, gewaltsame Truppen-Werbungen unter diesem Volke anzustellen. Er beschränkte deshalb die gewohnten Freiheiten der Thessalier nicht mehr, als durchaus nöthig war, schenkte ihnen sogar Pässe und Gegenden, welche in der letzten Zeit nicht mehr zu ihrem Lande gehört hatten, für dasselbe aber von Wichtigkeit waren, und verlangte dafür weiter nichts, als die Theilnahme der ritterlichen Mannschaft des Landes an seinen Kriegszügen.

Während der phokische Krieg die Kräfte des eigentlichen Griechenlands noch längere Zeit in Anspruch nahm, verfolgte Philipp in andern Gegenden seine Ziele. Von dem Augenblick an, wo er in Thessalien Herr geworden war, verdoppelte er seine Thätigkeit und machte damals, wie zu jeder Zeit, durch die Art, wie er sein Glück gebrauchte, sich dieses Glückes würdig. Er eilte zunächst nach dem südlichen Thracien, wo er bereits festen Fuß gefaßt hatte, benutzte sehr geschickt die Theilung des Landes unter verschiedene kleine Fürsten, vertrieb einige derselben und machte andere dadurch, daß er sich zu ihrem Beschützer aufwarf, von sich abhängig. Zu gleicher Zeit traf er die nöthigen Maaßregeln zur Errichtung einer macedonischen Flotte. Obgleich er bald darauf in Folge seiner unaufhörlichen Anstrengungen schwer erkrankte und nach der Krankheit sich von der zurückbleibenden körperlichen Schwäche kaum erholen konnte, so ließ er sich dadurch doch nicht abhalten, die nöthigen Vorkehrungen zur Ausführung eines längst schon entworfenen großen Planes zu treffen. Dieser Plan war die Unterwerfung von Olynth, der wichtigsten Stadt auf der Halbinsel Chalcidike.

Philipp gebrauchte gegen Olynth vor allen Andern dasjenige Mittel, dessen man sich zu seiner Zeit in jeder griechischen Stadt mit sicherem Erfolge bediente und welches auch der schlaue macedonische König überall anzuwenden pflegte, — die Bestechung. Unter den vielen Aussprüchen, welche theils wirklich von Philipp herrühren, theils auch, wie dies bei allen großen Herrschern zu geschehen pflegt, von der Nachwelt ihm in den Mund gelegt worden sind, ist jenes Wort am berühmtesten geworden, daß es keine Festungsmauer gebe, über die nicht ein mit Gold beladener Esel hinüber komme. Wie richtig dieser Ausspruch in Betreff der damaligen Griechen war, beweist sowohl der Umstand, daß Philipp in allen bedeutenden griechischen Städten sich durch Geld Anhänger verschaffte, als auch namentlich die Art und Weise, wie Olynth in seine Gewalt kam. Zwei angesehene Bürger der Stadt, Lasthenes und Euthykrates, wurden nebst manchen andern von dem macedonischen König durch Geld bewogen, die Verräther ihrer Vaterstadt zu werden; und so groß war die Verdorbenheit ihrer Zeit, daß diese feilen Menschen die von Philipp erhaltenen Geschenke in Olynth öffentlich zur Schau tragen durften und daß später, als der

Krieg mit Philipp bereits ausgebrochen war, es diesen beiden Verräthern gelang, sich das Command oder olynthischen Reiterei zu verschaffen.

Philipp trat, nachdem er lange die Maske der Freundschaft getragen hatte, endlich offen gegen Olynth auf. Er rüstete schnell ein Heer und eilte, die Stadt anzugreifen (349 v. Chr.). Zu spät ließen sich die Olynthier von den Freunden der Freiheit in ihrer Stadt dahin bringen, daß sie in Athen Hülfe suchten und zu spät setzten Demosthenes, dessen rednerische und staatsmännische Bedeutung mehr und mehr hervortrat, und andere Gegner Philipp's bei den Athenern durch, daß man das angebotene Bündniß der Olynthier annahm. Als dies aber endlich geschah, waren die Athener sehr saumselig mit ihrer Hülfe, während Philipp sich gerade durch den Abschluß dieses Bündnisses bewegen ließ, den Krieg doppelt eifrig zu betreiben, und so schnell als möglich die mit Olynth verbündeten kleineren Städte in Thracien wegzunehmen. Die Athener schickten, durch des Demosthenes Beredsamkeit dazu angetrieben, den Olynthiern zweimal Truppen zu Hülfe, aber an der Spitze derselben standen der elende Schwelger Chares und ein noch größerer Wüstling Charidemus, der als ein feiler Miethling bald den Athenern, bald den Thraciern, bald persischen Statthaltern seine Dienste verkaufte. Weder diese Führer noch ihre Truppen taugten etwas zum Kampfe mit einem Philipp; im Gegentheil, Charidèmus, welcher allein von beiden Anführern in die Stadt Olynth selbst drang, benahm sich sammt seinen Söldnern daselbst so zügellos lüderlich und übermüthig, daß er den Olynthiern statt der Hülfe nur eine neue Last und Gefahr brachte. Ein drittes Heer, welches Athen auf Demosthenes Betreiben nach Olynth zu schicken beschloß, wurde zu spät ausgerüstet: die Stadt war, noch ehe diese Hülfe ankommen konnte, ihrem Schicksale bereits erlegen.

Philipp nämlich war, nach Eroberung der mit Olynth verbündeten thraeischen Städte, mit seinem Heere schnell bis in die Nähe von Olynth selbst vorgedrungen und hatte die Bürger zur Unterwerfung aufgefordert, wobei er ihnen zugleich seinen festen und unabänderlichen Willen aussprach, daß sie, wie einst die Bewohner von Methone, jedenfalls insgesammt ihre Stadt verlassen müßten. Als die Olynthier seine Aufforderung zurückwiesen, begann er sogleich die Belagerung. Sie vertheidigten sich, ungeachtet der Ueberlegenheit ihrer Feinde und der Schlaffheit ihrer Freunde, aufs hartnäckigste, geriethen aber endlich durch die in ihrer Mitte lebenden Verräther in Philipp's Gewalt. Sie hatten an Apollonides einen sehr tüchtigen Anführer ihrer Reiterei und verdankten bei den verschiedenen Ausfällen, welche gemacht wurden, der Tapferkeit und Geschicklichkeit desselben manchen Vortheil; dessen ungeachtet gelang es den von Philipp bestochenen Bürgern, ihn bei

dem Volke zu verdächtigen und dieses dahin zu bringen, daß es den fähigsten Mann im ganzen Heer, angeblicher hochverrätherischer Bestrebungen wegen, nicht allein seiner Stelle entsetzte, sondern auch aus der Stadt verbannte. Ja, diese Creaturen Philipp's trieben das betrogene Volk sogar zu dem Beschlusse, daß statt des Apollonides die beiden Hauptverräther Lasthenes und Euthykrates das Commando der Reiterei erhalten sollten. Diese benutzten die erste sich darbietende Gelegenheit, um ihre Truppen in die Nähe eines feindlichen Hinterhalts zu führen und sie so den Macedoniern selbst zu überliefern. Bald nachher war die Stadt genöthigt, dem Feinde ihre Thore zu öffnen (348 v. Chr.).

Das Schicksal, welches die Olynthier zu erleiden hatten, war schrecklich. Die Stadt wurde geplündert und geschleift, die Einwohner aber zu Sklaven gemacht und theils verkauft, theils an Anhänger Philipp's in anderen griechischen Städten verschenkt. Philipp war wegen des großen Verlustes, den sein Heer durch hartnäckige Vertheidigung der Stadt erlitten hatte, sowie wegen der Aufnahme, welche zwei macedonische Hochverräther in derselben gefunden hatten, gegen die Olynthier sehr erbittert; er wollte außerdem anderen Städten ein abschreckendes Beispiel geben; er brauchte ferner Geld zur Verfolgung seiner weiteren Pläne, und endlich war die Stadt Olynth wegen ihres Reichthums, wegen ihres Ansehens unter den Griechen auf Chalcidike und wegen des stolzen Bewußtseins ihrer großen früheren Bedeutung eine allzu gefährliche Nachbarin für Macedonien, als daß Philipp sie hätte fortbestehen lassen können.

Wenn bei dem Gedanken an das schwere Geschick dieser Stadt irgend etwas tröstlich oder erfreulich sein kann, so ist es das Schicksal, welches die Verräther der Stadt zu erleiden hatten und der edle Sinn, den der macedonische König und einer seiner Gäste bei dem Siegesmahle zeigten. Lasthenes, Euthykrates und die übrigen Verräther wurden von Philipp, der sich zwar des Verrathes als eines Mittels zu seinen Zwecken bediente, die Verräther selbst aber stets, wie sie verdienten, verachtete, den Soldaten preisgegeben und von diesen getödtet. Bald nach dem Fall von Olynth hielt Philipp, bei Gelegenheit eines macedonischen Nationalfestes, auch ein Freudenmahl zur Feier der Eroberung dieser wichtigen Stadt. Beim Schlusse des Mahles wurden Geschenke an die Gäste ausgetheilt. Auch Satyrus, einer der berühmtesten Schauspieler Athens, welchen Philipp sehr schätzte, ward aufgefordert, sich eine Gunst zu erbitten und dieser ersuchte nun den König, ihm die in Olynth gefangenen und zu Sklavinnen gemachten Töchter seines Freundes Apollophanes von Pydna zu schenken, indem er sich jedes andere Geschenk verbat und die Erklärung hinzufügte,

daß er, wenn der König seiner Bitte willfahre, die Absicht habe, den Unglücklichen die Freiheit und zugleich eine angemessene Ausstattung zu geben. Apollophanes war ein persönlicher Feind Philipp's gewesen, er hatte an der Ermordung seines ältesten Bruders thätigen Antheil genommen, und es schien daher dem König eine Ehrensache, die Töchter dieses Mannes zurückzuhalten. Dessenungeachtet opferte Philipp dem Satyrus seine Rache; denn er wollte sich vor den anwesenden Gästen nicht durch den edlen und hohen Sinn des Schauspielers beschämt sehen und einen hochgeschätzten Künstler nicht unbeschenkt lassen.

6. Philipp und der dritte heilige Krieg von der Eroberung Olynths bis zu dessen Ende.

Während Philipp in Thessalien und Thracien seine Herrschaft erweiterte, wurde der phokische Krieg ohne Unterbrechung fortgesetzt, und die Lage der Dinge im eigentlichen Griechenland gestaltete sich immer mehr so, daß Philipp's Oberherrschaft zugleich unentbehrlich und unabweisbar wurde. Phayllus, welcher nach Onomarch's Tod den Oberbefehl über die Phokier übernommen und durch einen neuen Griff in die Schätze des delphischen Tempels ein bedeutendes Heer zusammengebracht hatte, verheerte einzelne Gegenden von Böotien und Lokris: so oft er aber auf offenem Felde sich mit seinen Gegnern zu messen wagte, zog er stets den Kürzeren. Schon im zweiten Jahre seines Commandos erkrankte er an der Schwindsucht und bald darauf starb er (351 v. Chr.). Die Phokier ernannten an seine Stelle Onomarch's Sohn, Phaläkus, setzten demselben aber, weil er noch sehr jung war, einen älteren Mann, Mnaseas, an die Seite. Der Letztere wurde schon im nächsten Jahre, bei einem nächtlichen Ueberfall der Thebaner, erschlagen, und Phaläkus stand seitdem allein an der Spitze des phokischen Heeres. Dieser war, wie es scheint, einem so schwierigen Geschäft, wie die Leitung eines aufgereizten Volkes es ist, nicht gewachsen; denn er wurde, obgleich er nach manchen Wechselfällen endlich große Vortheile über die Böotier erfochten hatte, von seinen Landsleuten abgesetzt (347 v. Chr.). Man hatte ihm aus der Beraubung des delphischen Tempels ein Verbrechen gemacht, und auf diesen Vorwurf hin das Commando genommen, wahrscheinlich aber geschah es blos den Athenern und Spartanern zu Gefallen, welche die Phokier damals nur sehr schwach unterstützten, und vorgeblich an der Entweihung des Tempels Anstoß nahmen.

Phaläkus mußte bald wieder in seine frühere Stelle eingesetzt werden; denn er hatte sich nicht nur eine mächtige Partei im Volke gebildet, sondern auch seine Söldner beibehalten und sich dadurch seinen Gegnern furchtbar gemacht. Der große Anhang, welchen Phaläkus

im Volke hatte, und die Menge von Soldaten, die sich als in seinen Diensten stehend ansahen, gaben diesem Manne, sobald er den Oberbefehl wieder erhalten hatte, eine übermächtige und für die Phokier verderbliche Stellung. Es wurden dadurch nicht allein die Verhältnisse überhaupt verwirrt und die glückliche Führung des Krieges erschwert, sondern das gebieterische Benehmen des Phaläkus und seiner Officiere hatte auch zur Folge, daß zuletzt selbst die Spartaner und Athener nicht länger den Phokiern beistehen konnten und diese ihrem Schicksale überlassen mußten. Diese wurden dadurch um so mehr in Noth gebracht, als jetzt allmälig auch der delphische Tempelschatz erschöpft war und ihnen also das nöthige Geld zur nachdrücklichen Fortsetzung des Krieges zu mangeln begann. Zum Unglück für sie hatten gerade um dieselbe Zeit, als Phaläkus den Oberbefehl wieder übernahm, die Thebaner den macedonischen König zu wiederholten Malen um Hülfe gebeten, und dieser war mit den thracischen und thessalischen Angelegenheiten bald so weit fertig geworden, daß er die Hände frei hatte und den Kern seiner Macht nach Griechenland führen konnte. Vergebens boten die Spartaner und Athener, als die von Macedonien her drohende Gefahr näher heranrückte, bei den Phokiern und bei Philipp Alles auf, um dieselbe abzuwenden. Einerseits ließ Phaläkus die Unterhandlungen seiner Landsleute mit beiden Staaten nicht zum Abschlusse kommen, und andererseits wußte Philipp Alle, die Athener und Phokier wie die Thebaner, sehr geschickt zu täuschen. Auf diese Weise blieben jene sich selbst überlassen, und als endlich Philipp mit seinem Heere gegen sie heranzog, wurden sie noch dazu von ihren eigenen Führern verrathen.

Philipp hatte, nach der Eroberung von Olynth, einerseits den aus Thessalien in das mittlere Griechenland führenden Paß Thermopylä, andererseits die Meerenge des Hellespont, welche als der Schlüssel des schwarzen Meeres anzusehen ist, und die für Athen wegen seines Seehandels eine besondere Wichtigkeit hatte, als diejenigen beiden Punkte ins Auge gefaßt, durch deren Besitz die Griechen seiner Herrschaft nothwendiger Weise unterworfen werden würden. Es mußte dem macedonischen König, welcher seit der Einnahme von Olynth mit den Athenern in offenem Kriege war, zunächst daran gelegen sein, dieses Volk zu besänftigen oder einzuschläfern, und so dasselbe von der Besetzung der Thermopylen und von der nachdrücklichen Vertheidigung des Chersones abzuhalten. Dies gelang ihm vortrefflich. Er machte durch ausgeschickte Schiffe die See unsicher und störte den Seehandel der Athener; er ließ ihre Inseln Lemnos und Imbros verheeren; seine Flotte setzte sogar einmal an der Küste von Attika Truppen ans Land, diese verwüsteten die Felder, und schlugen ein gegen sie ausgesandtes atheniſches

Corps in die Flucht; endlich ließ Philipp auch auf den Inseln Salamis und Euböa, also in ihrem unmittelbaren Machtgebiet, die Athener befehden. Zu gleicher Zeit knüpfte er mit einigen peloponnesischen Staaten bedenkliche Verbindungen an, bekriegte den thracischen König Kersobleptes und ließ durch seine Anhänger das athenische Volk bearbeiten. Alles dies trieb die Athener zu dem Wunsche, Frieden mit Philipp zu schließen, und beschlossen endlich wirklich, Gesandte nach Macedonien zu schicken, um mit dem Könige über einen Frieden zu unterhandeln.

Alle Parteien zu Athen, auch Demosthenes, welcher die Kräfte des Widerstands gegen Philipp erst sammeln wollte, waren in diesem Augenblick für Friede. Die erste Einleitung zu dem Friedensvorschlage war durch die beiden athenischen Schauspieler Aristodemus und Neoptolemus gemacht worden, welche damals häufig zwischen Macedonien und Athen hin und her reisten, und von Philipp ungemein geschätzt wurden. Diese Männer, die übrigens, wie alle ihre Kunstgenossen, bei den alten Griechen eine weit ehrenvollere Stellung in der Gesellschaft einnahmen, als die Schauspieler zu unserer Zeit, wurden von Philipp so sehr geachtet, daß er es ihren Mitbürgern als eine wirkliche Gefälligkeit anrechnete, wenn sie denselben auf eine Zeitlang Urlaub ertheilten, um in seiner Residenz Gastrollen zu geben. Der eigentliche Vorschlag zum Frieden, für welchen Neoptolemus und Aristodemus vorgearbeitet hatten, wurde dem athenischen Volke durch einige hervorragende Bürger gemacht, denen Philipp manche Freundlichkeiten erwiesen und namentlich ihre weggenommenen Schiffsgüter zurückgegeben hatte, weil er wohl wußte, wie viel in Athen ein angesehener Privatmann vermöge. Das Volk nahm den Antrag dieser Männer bereitwillig entgegen, da es bereits zum Frieden geneigt war, und da selbst Demosthenes zu demselben rathen zu müssen glaubte. Es wurde also beschlossen, an Philipp eine förmliche Gesandtschaft zu schicken. Unter den zehn Männern, aus welchen diese zusammengesetzt war, befanden sich die Führer der verschiedenen Parteien, und auch die beiden größten Redner, Aeschines und Demosthenes, sowie Aristodemus, der erste Schauspieler seiner Zeit, welcher dem König Philipp selbst an Würde des Benehmens und Auftretens nicht nachstand.

Die Hauptsache bei diesen Friedensunterhandlungen (347 v. Chr.) war für die Athener, nicht sowohl den Chersones gegen Philipp's Kriegsmacht und die Inseln und Seeplätze gegen seine Kaperschiffe sicher zu stellen, als vielmehr den macedonischen König von weiteren Schritten auf Euböa abzuhalten, den aufs Aeußerste gebrachten thracischen Fürsten Kersobleptes zu retten, und die Phokier, gegen welche die Thebaner Philipp zu Hülfe gerufen hatten, in den Frieden mit einzuschließen. Das Letztere war aber gerade das, was Philipp am

allerwenigsten zugeben konnte; er wünschte vielmehr, gerade weil er die Phokier gern bekriegen wollte, die Athener durch Friedensunterhandlungen so lange sicher zu machen, bis er von ihrer Verbindung mit den Phokiern nichts mehr zu fürchten haben würde. Um dies zu erreichen, bot Philipp seine ganze Schlauheit auf und gebrauchte mancherlei Mittel. Zuerst warf er Zwietracht unter die Gesandten. Dann bewies er vorzugsweise zweien unter ihnen die größte Aufmerksamkeit und Freundlichkeit, nämlich den ihm längst ergebenen Philokrates, der sich ebenfalls bei der Gesandtschaft befand, und dem großen Redner Aeschines, welcher bisher sein entschiedener Gegner gewesen war. Philipp gewann den Letzteren durch sein Benehmen ganz und gar für sich. Außerdem hielt der König die Gesandten so lange als möglich bei sich zurück, und als er sie endlich nach Hause entließ, gab er ihnen ein Schreiben an das athenische Volk mit, welches mit Versicherungen der friedlichsten und freundschaftlichsten Art angefüllt war und das Anerbieten eines Friedensvertrages enthielt.

Während man in Athen über den Inhalt von Philipp's Brief und über die von den Gesandten erstatteten Berichte hin und her stritt, setzte Philipp seine Eroberungen in Thracien fort. Nach Athen schickte er seine drei besten, auch in der Handhabung der Staatsangelegenheiten ausgezeichneten Generale, Antipater, Parmenio und Eurylochus, vorgeblich um den Frieden abzuschließen, in Wahrheit aber, um durch neue Schwierigkeiten denselben so lange als möglich zu verzögern. Als die Athener, nach langen Verhandlungen, mit diesen endlich über einen Vertrag übereingekommen waren, wurde eine zweite feierliche Gesandtschaft an Philipp abgeschickt, um den Friedensvertrag durch den König unterzeichnen und beschwören zu lassen. Die Mehrzahl dieser Gesandten, unter welchen auch Aeschines sich befand, war an Philipp verkauft, deshalb schoben sie ihre Abreise unter allerlei Vorwänden möglichst lange hinaus, und als sie endlich auf Demosthenes Drängen in Folge eines förmlichen Rathsbeschlusses abreisen mußten, brachten sie auf dem Wege nach Philipp's Residenz, Pella, wohin man von Athen aus in sechs Tagen gelangen konnte, nicht weniger als 23 Tage zu. In Pella selbst warteten sie mehrere Wochen lang auf die Ankunft des Königs, statt zu ihm nach Thracien zu reisen. Dadurch gewann Philipp die nöthige Zeit, um den Rest von Kersobleptes Reich und andere Gegenden Thraciens zu erobern und die wichtige Stadt Kardia im Chersones, sowie eine Anzahl athenischer Festungen an der thracischen Küste einzunehmen.

Nachdem es soweit gekommen war, konnte von einem Frieden, wie er zwischen Philipp's Gesandten und den Athenern verabredet worden war, nicht mehr die Rede sein. Philipp erklärte den athenischen

Gesandten, welchen nach ihrer Abreise von Athen noch Demosthenes zugeordnet worden war, daß er zwar den Athenern den Besitz des Chersones lassen wolle, daß aber die Phokier vom Frieden ausgeschlossen bleiben müßten. Zu gleicher Zeit täuschte er die Gesandten durch allerlei Versprechungen, die er ihnen jedoch meistens nur durch seine Leute heimlich zuflüstern ließ, und an welche er deswegen durchaus nicht gebunden war. Er erklärte ihnen z. B., es geschehe nur aus Rücksicht auf die Thebaner, daß er die Phokier nicht ausdrücklich in die Friedensurkunde aufgenommen haben wolle, seine wirklichen Absichten aber seien nicht gegen diese, sondern gegen die Thebaner selbst gerichtet. In Thessalien, wohin die athenischen Gesandten den König auf seinem Marsche nach Phokis begleiteten, kam endlich die eidliche Verpflichtung auf den Frieden zu Stande. Das betrogene athenische Volk wurde zwar bald enttäuscht, aber als es durch eine dritte Gesandtschaft gegen die Ausschließung der Phokier protestiren lassen wollte, war es bereits zu spät: noch ehe die Gesandten zu Philipp gelangten, hatte dieser an der Spitze eines kampfgerüsteten Heeres gegenüber den in Sicherheit gewiegten Athenern seinen Schlag ausgeführt.

Die Phokier selbst hatten, vor dem Abschluß des Friedens zwischen Philipp und den Athenern, den drohenden Sturm dadurch zu beschwören gesucht, daß sie die Letzteren um Hülfe ersuchten. Sie hatten den Athenern das Anerbieten gemacht, in die Festungen Nicaea, Thronium und Alpenus, welche in der Nähe der Thermopylen lagen, eine athenische Besatzung aufzunehmen. Die Athener waren auch darauf eingegangen, allein als die Sache zur Ausführung kommen sollte, verweigerte Phaläkus, der in Nicaea sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte, die Abtretung der drei Festungen und mißhandelte sogar die phokischen Gesandten, welche den Vertrag mit Athen abgeschlossen hatten. Nachdem hierauf die Athener ihren Frieden mit Philipp zu Stande gebracht hatten, wies Phaläkus auch das Anerbieten des spartanischen Königs Archidamus III., jene Festungen zu besetzen und die Phokier gegen Philipp zu schützen, auf eine schnöde Weise zurück. Bei den Friedensverhandlungen zwischen Athen und Philipp endlich täuschte der Letztere durch seine Vorspiegelungen nicht weniger die Phokier als die Athener. Jene beruhigten sich, als Philipp ihnen seine vorgeblich freundliche Gesinnung aussprechen ließ, besonders deshalb, weil die Athener, die Todfeinde der Thebaner, es waren, die den Frieden mit Philipp geschlossen hatten, und weil in der athenischen Volksversammlung von den angesehensten Staatsmännern die günstigsten Versicherungen über des Königs Absichten in Betreff des phokischen Volks gegeben worden waren. In Folge dieser Erklärungen hatte das athenische Volk sogar durch einen besonderen Beschluß die Phokier aufgefordert, ihre

Sache dem Spruche der Amphiktyonen zu unterwerfen, denen Philipp die Entscheidung überlassen wolle. Da auf das bestimmteste ausgesprochen worden war, daß Philipp sich bei den Amphiktyonen der Phokier annehmen würde, so setzten die Phokier dem macedonischen Heere, als es in ihr Land eindrang, nicht einmal Widerstand entgegen. Dieser würde übrigens auch nichts gefruchtet haben, weil Philipp für alle Fälle Vorkehrungen getroffen und namentlich durch Unterhandlungen mit Phaläkus sich in den Besitz der die Thermopylen beherrschenden Festungen gesetzt hatte. Phaläkus war wegen der bedenklichen Lage der Dinge auf die ihm angebotene Unterhandlung sogleich eingegangen und hatte seine Landsleute verrathen, um sich selbst und seine Söldner zu retten; er übergab die Festungen den Macedoniern und erhielt dagegen für sich und sein Raubvolk freien Abzug in den Peloponnes, von wo diese rohe Horde später abenteuernd nach Kreta und weiterhin nach Sicilien segelte.

Die beklagenswerthen Phokier ergaben sich dem macedonischen König auf Gnade und Ungnade (346 v. Chr.) und mußten auf eine harte Weise für die Sünden büßen, welche hauptsächlich von den, ihnen nicht weniger als ihren Nachbarn lästig gewesenen, Söldnern begangen worden waren. Philipp ließ die Amphiktyonen zur Entscheidung über das Schicksal der Phokier zusammenkommen und diese sprachen ein hartes Urtheil über dieselben aus. Sie sollten nämlich von dem Amphiktyonen-Bunde ausgeschlossen und dagegen an ihrer Stelle Philipp in denselben aufgenommen werden und die von ihnen seither geführten zwei Stimmen im amphiktyonischen Rathe fortan führen. Ihre Pferde und Rüstungen sollten verkauft, der Erlös zum Ersatz des dem delphischen Gotte Geraubten verwendet, und von ihren Feldern eine übermäßig starke jährliche Abgabe so lange entrichtet werden, bis der Gott vollständig entschädigt sei. Außerdem sollten alle Städte des Landes zerstört werden und den Phokiern für die Zukunft nur in kleinen Dörfern zu wohnen erlaubt sein. Endlich sollte über die Landesflüchtigen dieses Volkes und über alle Andern, welche bei dem Tempelraub thätig gewesen waren, der Fluch ausgesprochen werden. Philipp, welcher mit der Ausführung dieses Beschlusses beauftragt wurde, erhielt zugleich durch die Amphiktyonen das Recht der Oberaufsicht über den delphischen Tempel und den Vorsitz bei den pythischen Spielen. Das letztere Ehrenrecht hatten seither die Korinther besessen, es wurde ihnen aber damals genommen, weil sie mit den Phokiern verbündet gewesen waren. Auch Sparta wurde aus dem gleicher. Grunde von den Amphiktyonen durch Ausstoßung aus dem Bunde bestraft. Philipp verfuhr bei der Vollziehung des gegen die Phokier erlassenen Urtheilsspruches, welcher natürlich ganz und gar unter seinem Einfluß

gefaßt worden war, mit Härte und Grausamkeit. Die beschlossenen Zerstörungen wurden mit der größten Strenge und Rücksichtslosigkeit ausgeführt, das Land auf diese Weise halb einer Wüste gleich gemacht und Tausende von seinen Bewohnern als Sklaven nach Macedonien geschleppt, wo derselbe Schauspieler Satyrus, der beim Untergang von Olynth seine Landsleute durch Hochherzigkeit und edlen Sinn beschämt hatte, mit seinem eigenen Gelde viele von ihnen loskaufte.

Das harte Loos, welches Philipp über die unglücklichen Phokier verhängte, hat seinen Grund weniger in dem moralischen Charakter, als in der Politik dieses Mannes. Die beiden Nachbarvölker der Phokier nämlich, die Böotier und Thessalier, deren Philipp zu seinen ferneren Unternehmungen bedurfte, waren aufs heftigste gegen jene erbittert, weil sie aus Phokis eine Räuberhöhle gemacht und mit ihren wilden Söldnerschaaren zehn Jahre lang die angrenzenden Landstriche geplündert und verwüstet hatten. Wie sehr aber Philipp durch eine harte Behandlung der Phokier beiden Völkern willfahrte, kann man aus dem Umstande ermessen, daß die Abgeordneten einer thessalischen Völkerschaft bei der Amphiktyonen-Versammlung durchaus alle erwachsenen Phokier getödtet haben wollten und nur mit Mühe durch den athenischen Gesandten davon abgebracht werden konnten. Die Athener, welche durch diesen Ausgang des phokischen Krieges auf ein Mal aus ihrer Täuschung herausgerissen wurden, nahmen zwar eine erzürnte Miene an, rüsteten schnell ein Heer aus und wollten anfangs nichts von der Aufnahme Philipp's in den Bund der Amphiktyonen wissen; allein das so rasch auflodernde Feuer ihres Zornes erlosch bald wieder, sie erkannten ihre Ohnmacht der augenblicklichen unzweifelhaften Ueberlegenheit Philipp's gegenüber und fügten sich in die Umstände. Philipp selbst schickte bald darauf zur Feier der pythischen Spiele, denen Gesandte der meisten griechischen Staaten beiwohnten, macedonische Bevollmächtigte, welche in seinem Namen das Fest leiteten, und benutzte dasselbe, um diejenigen Griechen, die er mit seinen Waffen noch nicht erreichen konnte, durch die Befriedigung ihrer Eitelkeit und Schaulust für sich zu gewinnen.

7. Philipp und Griechenland in der Zeit zwischen dem dritten und vierten heiligen Krieg.

Durch die Niederwerfung der Phokier und durch die Stellung, welche Philipp infolge derselben inmitten der griechischen Staaten erhalten hatte, war für den Augenblick sein Uebergewicht entschieden, und selbst sein erbitterter Gegner Demosthenes hatte deshalb den Athenern, als sie in Zorn und Rache über Philipp's Verfahren gegen die Phokier aufwallten, zum Frieden gerathen. Indessen schien es dem

klugen König noch nicht Zeit, mit der eigentlichen Absicht, welche allen seinen Bestrebungen zu Grunde lag, hervorzutreten, sondern er wartete einen geeigneteren Zeitpunkt ab und machte es einige Jahre hindurch gerade ebenso, wie er es vor seiner Einmischung in den phokischen Krieg gemacht hatte: er bereitete durch Unternehmungen in Thracien und anderen Gegenden und durch fortwährende Schwächung der Athener die sichere Erreichung seines Hauptzweckes vor.

Er führte sein Heer aus Phokis nach Macedonien zurück, nachdem er in Nicaea und einigen thessalischen Städten eine Besatzung zurückgelassen hatte, um sich den Weg durch die Thermopylen nach Griechenland offen zu halten. Sein Hauptaugenmerk richtete er hierauf zunächst auf Thracien. In diesem Lande brachte er das ganze, auf den Kriegszug nach Phokis folgende Jahr (345 v. Chr.) zu; er machte daselbst verschiedene Anordnungen zur Befestigung seiner Herrschaft, und gründete namentlich mehrere neue Städte, in welchen er viele der gefangenen Phokier mit Macedoniern vermischt ansiedelte. Im nächsten Jahre (344 v. Chr.) unternahm der rastlos thätige Mann einen Feldzug nach Illyrien, um sich auch der im Westen seines Reiches wohnenden Bergvölker zu versichern, ehe er, was sein eigentliches und letztes Ziel war, mit den vereinten Kräften Griechenlands gegen das persische Reich zöge. Er unterwarf einen beträchtlichen Theil von Illyrien. Noch in demselben Jahre begab er sich nach Thessalien, um die von ihm daselbst gemachten Einrichtungen noch sicherer zu stellen und insbesondere die Stadt Pherä zu demüthigen, welche sich an den Gehorsam gegen ihn noch nicht hatte gewöhnen können.

In den nächsten Jahren war wieder Thracien der Hauptschauplatz seiner Unternehmungen. Während er aber dort seine Herrschaft ausbreitete, war er, wie früher, zu gleicher Zeit bemüht, rund um Griechenland herum festen Fuß zu fassen und besonders die Macht Athens, die einzige, die er fürchtete, immer mehr zu umgarnen und zu schwächen. Er suchte seinen Einfluß in Euböa zu verstärken und diese Insel mehr von sich abhängig zu machen; er wußte sich mit seinem Gelde selbst bei den durch Fleiß und Betriebsamkeit ausgezeichneten Bewohnern von Megaris eine Partei zu verschaffen, welche für ihn um so wichtiger war, als dieses Ländchen am Eingange in den Peloponnes lag; er nahm auf der Westseite von Griechenland den Korinthern die Städte Leukas in Akarnanien und Ambracia in Epirus weg; er knüpfte endlich auch in den Staaten des Peloponnes neue Verbindungen an. Neben diesen, auf einzelne Städte gerichteten Bestrebungen und Unternehmungen suchte Philipp zugleich durch Glanz und Freigebigkeit dem griechischen Volke überhaupt zu imponiren und dasselbe immer mehr für sich zu gewinnen. Alle griechischen Künstler, Dichter und Gelehrte

von Talent erfreuten sich, wenn sie an seinen Hof kamen, der ehrenvollsten Behandlung, und jeder angesehene Mann, den in seinem Staate das Unglück der Verbannung getroffen hatte, wurde von Philipp mit offenen Armen aufgenommen.

Bei den Unternehmungen, welche Philipp während der nächsten Jahre (343 bis 339 v. Chr.) in Thracien machte, war es nicht blos auf die rohen Völkerschaften des Landes, welche er bis zur Donau hin mehr oder weniger sich unterwarf, abgesehen, sondern namentlich auch auf die athenischen Bundesgenossen und die Besitzungen der Athener im Chersones. Dies verschaffte der Partei in Athen, welche in ihm den Feind ihrer republikanischen Unabhängigkeit erkannte, wieder einen größeren Einfluß und trieb die Athener bald zu einem neuen Krieg mit Philipp. Demosthenes drang vor allen andern Rednern auf Krieg und hielt um diese Zeit einen Theil jener berühmten Reden, welche nach ihrem Hauptgegenstand, philippische Reden, Philippiken genannt werden und deren Heftigkeit und schlagende Kraft die Veranlassung gab, daß dieser Name für jede in leidenschaftlichem Tone angreifende Rede gebräuchlich geworden ist. Der athenische General Diopeithes, welcher mit einer beträchtlichen Flotte zur Beschützung des Chersones abgeschickt worden war, brach zuerst den zwischen Philipp und Athen bestehenden Frieden. Er machte nämlich, während Philipp im Norden von Thracien beschäftigt war, einen Streifzug in die macedonischen Besitzungen dieses Landes. Philipp verlangte die Bestrafung des Generals wegen dieser Verletzung des Friedens, die Athener wiesen aber das Ansinnen des Königs nicht allein zurück, sondern sie ließen auch dem Diopeithes das Commando im Chersones, schickten Kaperschiffe gegen die macedonischen Fahrzeuge aus und übten allerlei andere Feindseligkeiten.

Der macedonische König rächte sich dafür an den auf dem westlichen Ufer des Marmara-Meeres gelegenen Städten Selymbria und Perinth; er blokirte die erstere und griff mit einem sehr starken Heere die zweite an (341 v. Chr.). Die persischen Satrapen von Kleinasien, welche mit Besorgniß die Macedonier an den Grenzen ihres Reiches sich festsetzen sahen, nahmen sich des bedrängten Perinth mit Nachdruck an: sie schickten ein Söldner-Corps dahin, welchem es gelang, sich in die Stadt zu werfen und machten so die Einnahme derselben unmöglich. Andererseits ließen die Athener zwanzig Schiffe absegeln, um Selymbria mit Lebensmitteln zu versorgen. Dieses Geschwader wurde unterwegs von Philipp's Flotte weggenommen und in einen macedonischen Hafen gebracht. Die Athener beschwerten sich darüber bei Philipp durch eine besondere Gesandtschaft; dieser gab zwar die Schiffe wieder heraus, schrieb aber zu gleicher Zeit an die Athener einen bitteren, höhnischen Brief, in

welchem er denselben sagte, sie möchten in Zukunft ihre obrigkeitlichen Stellen nicht solchen Männern anvertrauen, welche, wie die Absender jener Schiffe, die Macht des Staats zum Nachtheile Andrer mißbrauchten; wenn sie dies beachteten und diejenigen, welche jetzt durch die Unterstützung einer von ihm belagerten Stadt die Verpflichtungen des athenischen Volkes gegen ihn verletzt hätten, mit der gebührenden Strafe belegten, so werde er selbst sich auch befleißigen, den Frieden zu bewahren.

Philipp's Gegner, deren Haupt Demosthenes unaufhörlich thätig war, überall eine Partei des Widerstandes gegen Philipp's Pläne zu organisiren, behielten, ungeachtet aller Bemühungen seiner Anhänger, das Uebergewicht in Athen. Sie organisirten ein förmliches Kaperwesen in dem nördlichen Theil des aegäischen Meeres, oder duldeten es doch wenigsteus. Der König, welcher zu jener Zeit auch darüber, daß die Stadt Byzauz seinen Antrag auf ein Bündniß gegen Athen zurückgewiesen hatte, sehr verdrießlich war, schrieb den Athenern bald wieder einen langen Brief, der fast wie ein Kriegsmanifest lautete. Zuletzt richtete er seinen Angriff auch gegen die wichtige Stadt Byzanz. Die Athener faßten auf Demosthenes Antrag den Beschluß, daß der Friede für gebrochen erklärt und den Byzantiern Hülfe geleistet werden solle. Während nun Philipp mit ungeheuren Anstrengungen Perinth und Byzanz vergebens belagerte (341 u. 340 v. Chr.), griffen die Athener, welche ihre Flotte mit Truppen zum Entsatz von Byzanz ausgeschickt hatten, den macedonischen König auch auf der Insel Euböa an. Hier gelang es ihnen unter der Anführung Phocion's, die Besatzungen Philipp's zu vertreiben und in allen Städten der gegen ihn feindlich gesinnten Partei das Uebergewicht zu verschaffen.

Philipp war nicht im Stande, Perinth und Byzanz einzunehmen, obgleich er die größten Anstrengungen machte und alle Mittel der Belagerungskunst aufbot. Die erstere Stadt wurde durch den Muth ihrer Einwohner und die Hülfe der Perser gerettet, die Letztere durch den Beistand Athens und ihrer alten Verbündeten Rhodus, Kos und Chios. Wie sehr aber die Athener wegen der Habgier ihrer Anführer und wegen ihrer eigenen Unzuverlässigkeit allen ihren Bundesgenossen verdächtig waren, zeigte sich bei dieser Gelegenheit auf eine recht auffallende Weise. Als nämlich die athenische Flotte, deren Commando dem nichtswürdigen Chares übertragen worden war, vor Byzanz ankam, wies man ungeachtet der großen Bedrängniß, in welcher sich die Stadt befand, die von einem solchen Führer gebrachte Hülfe zurück und zwang den athenischen Admiral, mit seinen Schiffen wieder abzusegeln. Erst als der Oberbefehl der athenischen Hülfsflotte dem wackeren Phocion, dessen persönlicher Charakter überall Zutrauen einflößte, übertragen worden war, ließen die Byzantier dieselbe in ihren Hafen einlaufen.

Philipp mußte endlich die Belagerung von Byzanz, Selymbria und Perinth aufgeben und suchte jetzt vor allen Dingen das Zutrauen seines Heeres zu seinem Feldherrn-Talent durch einen andern Kriegszug wieder herzustellen. Er wandte sich mit seinen Truppen gegen einige der auf der Nordseite der unteren Donau wohnenden Nomadenstämme, welche nebst anderen ähnlichen Völkerschaften von den Griechen und Römern Scythen genannt wurden. Philipp verfolgte die Horden der Barbaren durch ihre Steppen und machte eine große Beute an Waffen, Wagen, Pferden und Menschen. Auf dem Rückmarsch aus dem Lande der Scythen wurde er durch einen Ueberfall der noch immer unbezwungenen Triballer der gemachten Beute beraubt und erhielt selbst eine gefährliche Wunde, welche eine unheilbare Lähmung nach sich zog.

8. Der vierte heilige Krieg und die Unterwerfung Griechenlands unter die Macedonier.

Man ahnte damals in Griechenland nicht, daß jetzt gerade der Augenblick nahe sei, wo Philipp Herr und Gebieter der griechischen Nation werden sollte. Er war ja kurz vorher durch die Athener gezwungen worden, ein wohlberechnetes Unternehmen aufzugeben; diese hatten alle seine Truppen aus Euböa verjagt; Phocion hatte, nach der Aufhebung der Belagerung von Byzanz, mehrere macedonische Städte an der Küste von Thracien befreit und die übrigen thracischen Besitzungen Philipp's durch einen verwüstenden Streifzug heimgesucht; endlich waren die Kapereien der Athener so bedeutend geworden, daß sogar die Ein- und Ausfuhr des eigentlichen Macedoniens gestört war. Alle diese einzelnen Nachtheile aber, welche Philipp erlitt, berührten den Kern und das eigentliche Wesen der von ihm geschaffenen Macht nicht, und die Lage der Dinge im Allgemeinen machte es den Griechen unmöglich, sich der drohenden macedonischen Oberherrschaft zu entwinden.

Es war abermals einer der sogenannten heiligen Kriege, der den macedonischen König mit seinem Heere in das Innere von Griechenland führte. Ob, wie Demosthenes versichert, Philipp selbst durch seine Anhänger den Ausbruch desselben veranlaßte, oder ob der Zufall diesen Krieg herbeiführte, ist ungewiß. Die Bewohner der lokrischen Stadt Amphissa hatten die Felder von Cirrha wieder angebaut, obgleich diese einige hundert Jahre früher dem delphischen Gott geweiht worden waren und die Amphiktyonen damals über alle, welche dieselben je wieder bebauen würden, den Fluch ausgesprochen hatten. Die Amphissäer wurden deshalb auf einer Versammlung der Amphiktyonen von Aeschines, welcher als athenischer Gesandter derselben beiwohnte, angeklagt. Es ward ihm vorgeworfen und ist wahrscheinlich, daß dies

im Einverständniß mit Philipp geschehen sei; er selbst versichert in einer der Reden, die sich von ihm erhalten haben, er sei zu dieser Anklage nur durch den zufälligen Umstand veranlaßt worden, daß der amphissäische Abgeordnete in der Amphiktyonen-Versammlung die Athener der Theilnahme an dem phokischen Tempelraub beschuldigt habe. Aeschines wies diesen Vorwurf mit der Erklärung zurück, daß die Amphissäer durch die Bebauung der heiligen Felder von Cirrha vielmehr selbst sich mit Fluch beladen hätten; er zeigte den Amphiktyonen von dem Versammlungsort aus diese Felder, durch deren Besitznahme Amphissa sich an dem Eigenthum des Gottes vergangen hatte, und riß die Versammelten durch das Feuer seiner Rede zu dem Beschlusse hin, daß die Amphiktyonen selbst, in Begleitung eines Theils der Bürger von Delphi, sich hinaus begeben sollten, um die auf jenem Grundstück befindlichen Wohnungen und Pflanzungen zu zerstören. Dies wurde auch wirklich am nächsten Morgen ausgeführt; als aber die Amphiktyonen und ihre Helfer zu dem delphischen Tempel zurückkehrten, wurden sie von den erbitterten Besitzern der Felder überfallen und entgingen nur mit Mühe ihrer Rachgier und Wuth (339 v. Chr.).

Die Amphiktyonen beschlossen hierauf in einer Versammlung, welcher auf Demosthenes Antrag die atheniſchen Gesandten nicht mehr beiwohnten, die Bestrafung der Amphissäer, und es wurde sogleich ein Heer zusammengebracht, das diesen Beschluß ausführen sollte. Unter der Anführung des Kottyphus, eines der Amphiktyonen, rückten die Truppen in das Gebiet von Amphissa ein und unterwarfen die Bewohner desselben. Hierauf wurden die Amphissäer zur Bezahlung einer bestimmten Summe Geldes verurtheilt, sie verweigerten aber die Zahlung und jagten alle diejenigen unter ihren Mitbürgern, welche den Beschluß der Amphiktyonen billigten, aus dem Lande. Dies wurde von den Amphiktyonen, in deren Rath die von Philipp abhängigen thessalischen Stämme die Mehrzahl bildeten und er selbst zwei Stimmen hatte, benutzt, um nunmehr den macedonischen König in die Sache zu ziehen. Die Amphiktyonen faßten den Beschluß, daß der von ihnen erwählte Feldherr Kottyphus zu Philipp reisen und ihn ersuchen solle, dem Gotte Apollo und den Amphiktyonen beizustehen und nicht zuzugeben, daß der Gott von den ruchlosen Amphissäern beleidigt werde, zumal da die an der Versammlung der Amphiktyonen Theil nehmenden Griechen ihn zu ihrem Anführer mit unumschränkter Gewalt ernannt hätten.

Philipp, welcher gerade damals von seinem scythischen Feldzug zurückgekehrt war, ließ sich nicht lange bitten. Er erschien schnell an den Thermopylen, und zeigte durch die Art seines Auftretens sogleich ganz andere Absichten, als diejenigen waren, die ihn vorgeblich herbei-

geführt hatten: Athen und Theben, nicht aber Amphissa, sollten der Gegenstand seines Kriegszuges sein, Philipp suchte die Herrschaft über Griechenland, nicht Rache für die beleidigte Gottheit. Die Athener hatten den Amphissäern 10,000 Söldner zu Hülfe geschickt, Philipp zog diesen entgegen und schlug sie völlig. Hierauf eroberte er die mit dem Bannfluch beladene Stadt Amphissa. Die Athener, über die jetzt nicht mehr zu verkennende Absicht Philipp's bestürzt, schickten eine Gesandtschaft an den König, welche ihn bewegen sollte, so lange Halt zu machen, bis sie Unterhandlungen mit ihm versucht hätten. Dieses Ansinnen war lächerlich und wurde auch von Philipp in seinem Antwortschreiben so behandelt.

Zu gleicher Zeit mit dieser Botschaft an Philipp hatten die Athener auch Gesandte an die meisten griechischen Staaten geschickt, um sie zu einem Bunde gegen die Macedonier zu bewegen. Die Euböer, Megarer, Korinther, Achäer und die Städte Leukas und Korcyra — so viel hatten die patriotischen Ideen und die Thätigkeit des Demosthenes und seine Gesinnungsgenossen doch gewirkt — gingen auf den Vorschlag der Athener ein, die Thebaner aber, welche durch die Lage ihres Landes zwischen Phokis, wo Philipp sich befand, und der Stadt Athen für die Letztere als Bundesgenossen gerade am wichtigsten gewesen sein würden, trugen noch Bedenken, dasselbe zu thun. Zugleich gab sich Philipp die größte Mühe, die Thebaner für sich zu gewinnen; er schrieb ihnen zu derselben Zeit, als er die athenischen Gesandten heimschickte, einen sehr freundlichen Brief und sandte Python, seinen gewandtesten Unterhändler, nach Theben, um die Verbindung mit Athen zu hintertreiben. Die Thebaner waren seit dem phokischen Kriege mit Philipp in einem gespannten Verhältniß, weil er damals nicht, wie sie gehofft hatten, Orchomenos und einige andere böotische Städte ihrer früheren Botmäßigkeit unterworfen hatte. Sie schwankten jetzt zwischen Philipp und Athen und konnten zu keinem Entschlusse kommen. Während sie noch zauderten, marschirte Philipp mit seinem Heere plötzlich auf die phokische Stadt Elatea los, welche auf der Straße von Thermopylä nach Böotien lag und deswegen für Böotien eine große militärische Wichtigkeit hatte: sie war der Schlüssel zu den östlichen Landschaften des mittleren Griechenlands. Elatea ward von den macedonischen Truppen besetzt und in aller Eile befestigt.

Der Eindruck, welchen die Nachricht von der Besetzung Elateas in Athen hervorbrachte, war ein ganz außerordentlicher. Es war Abend, als der Bote, welcher diese Nachricht überbrachte, zu Athen anlangte. Die Prytanen, welche gerade bei Tische saßen, sprangen sogleich auf und eilten fort, die einen, um die Strategen und Herolde

zu holen, die andern, um die auf dem Markte befindlichen Buden niederzureißen und zu verbrennen, damit am andern Morgen in aller Frühe das Volk versammelt werden könne. Sogleich gerieth die ganze Stadt in Unruhe und Bewegung. Am folgenden Morgen kamen mit Tagesanbruch die Buleuten und die Bürger auf dem Markt und im Rathsgebäude zusammen. Ehe noch der Rath der Fünfhundert die Botschaft besprochen und das gesetzlicher Weise für jede vor das Volk zu bringende Sache nöthige Gutachten abgefaßt hatte, waren bereits alle Bürger versammelt. Sobald hierauf der Rath mit den Prytanen in die Volksversammlung eingetreten war, wurde die empfangene Botschaft den Bürgern verkündet und sodann die übliche Frage gestellt, ob einer der Anwesenden etwas über diese Sache vorzutragen habe. Mehrmals wiederholte der Herold diese Frage, aber Alle schwiegen; selbst die Strategen, welche insgesammt anwesend waren, theilten die allgemeine Bestürzung und wußten keinen Rath. Da erhob sich endlich Demosthenes und benutzte die herrschende Stimmung, um seine Mitbürger zu einem raschen, kriegerischen, besserer Tage würdigen Entschlusse zu treiben. Auf seinen Vorschlag wurde beschlossen, daß die ganze Jugend der Stadt unter den Generalen Chares und Lysikles gegen Philipp ausgeschickt und zugleich alle griechischen Staaten, besonders aber die Thebaner, nochmals zur Theilnahme am Kampfe gegen den macedonischen König aufgefordert werden sollten. Demosthenes selbst wurde als Gesandter nach Theben geschickt. Er bemühte sich anfangs vergebens, seiner Vaterstadt den wichtigsten Bundesgenossen zu gewinnen. Erst im Frühling, nachdem bereits zweimal ein kleiner Theil des atheniſchen Heeres sich in unentschiedenem Kampfe mit den Macedoniern gemessen hatte, vermochte des Demosthenes Beredsamkeit den alten Groll der Thebaner gegen Athen zu besiegen und dieses Volk zu einem Bündnisse zu bewegen.

Jetzt erschienen die Truppen beider Staaten, durch die Macht einiger kleineren Völkerschaften verstärkt, gegen Philipp im Felde. Das verbündete Heer war 40—50,000 Mann stark. Philipp konnte demselben nur 30,000 Mann Fußvolk und 2000 Reiter entgegenstellen, aber dieses vortrefflich eingerichtete, in einer Reihe von Feldzügen geübte und von Feldherren wie Philipp, Parmenio und Antipater angeführte, von Einem Willen gelenkte Heer konnte, im Kampfe mit der eilig bewaffneten, des Krieges ungewohnten und von einem Chares und Lysikles befehligten Jugend von Athen und Theben, des Sieges schon im Voraus ziemlich gewiß sein. Demosthenes verkannte diesen großen Unterschied beider Theile: er übersah die Ungleichheit der Kräfte und Talente, die auf sein Betreiben jetzt mit einander in Kampf kamen und erwartete von der schnell aufgeloderten Begeisterung für

die Freiheit eine Wirkung, welche sie den Mächten der Wirklichkeit gegenüber unmöglich mehr haben konnte.

Die entscheidende Schlacht wurde im August des Jahres 338 v. Chr. bei dem böotischen Städtchen Chäronea geliefert. In derselben gelang es den Athenern, welche den linken Flügel des verbündeten Heeres bildeten, die ihnen gegenüberstehenden Macedonier zu werfen; auf der entgegengesetzten Seite des Schlachtfeldes aber drängte unterdessen der 19jährige Alexander, der den linken Flügel der Macedonier commandirte und an diesem Tage die erste Probe seiner großen Talente gab, die feindlichen Schaaren zurück und zwang sie zur Flucht. Die siegenden Athener setzten, statt die noch unbesiegte Phalanx anzugreifen, dem zurückweichenden Flügel der Macedonier nach und stürzten sich dadurch ebenfalls ins Verderben. „Unsere Feinde verstehen nicht zu siegen!" soll Philipp bei dem Anblick des unbesonnenen Benehmens der athenischen Feldherren ausgerufen haben. Er führte mit einer schnellen Schwenkung die dichtgeschlossene Phalanx gegen die des Sieges schon gewissen Feinde und brachte ihnen nunmehr eine völlige Niederlage bei. In die Flucht wurde auch Demosthenes mitgerissen, der wie alle übrigen an diesem Tage in den Reihen des Heeres seiner Bürgerpflicht genügte. Von den Athenern blieben mehr als 1000, 2000 geriethen in Gefangenschaft. Auch von den Thebanern wurden viele getödtet und nicht wenige gefangen genommen. Unter den Gefallenen befand sich auch die heilige Schaar der Thebaner, welche bis zu diesem Tage unbesiegt geblieben war, damals aber bis auf den letzten Mann den Tod erlitt. Die 300 Jünglinge, aus welchen dieselbe bestand, sollen ihrem Eide getreu nicht gewichen, sondern alle an der Stelle, auf der sie während der Schlacht standen, gefallen sein. Das thebanische Volk bestattete seine gebliebenen Mitbürger in einem großen gemeinschaftlichen Grabe und ließ auf demselben einen kolossalen Löwen von Stein aufstellen. In neuerer Zeit sind in der Gegend des alten Chäronea die Trümmer eines ungeheuren marmornen Löwen aufgefunden worden, welche man für die Ueberreste dieses Denkmales hält.

Am Abend nach der Schlacht hielt Philipp mit seinen Generalen ein Siegesmahl. Nachdem dasselbe in Verbindung mit einem Trinkgelage bis tief in die Nacht hinein sich verlängert hatte, soll Philipp mit seinen Gästen siegestrunken das Schlachtfeld durchwandert haben. Sie kamen zuerst an die Stelle, wo die Thebaner der heiligen Schaar, mit Wunden bedeckt, einer neben dem andern lagen; der Anblick der ruhmvoll gefallenen Helden erweckte Bewunderung und Theilnahme in der Seele der Sieger. Als sie dagegen die Leichen der Athener sahen, soll Philipp im Uebermuth eines vom Weine berauschten Glück-

lichen das atheniſche Volk verhöhnt und ſpottend die pomphaften und nur Siegeshoffnungen verkündeten Worte des Kriegs-Manifeſtes ſeiner Gegner hergeſagt haben. Der atheniſche Redner Demades aber, der ſich unter den Gefangenen befand, ſoll bei dieſem unwürdigen Benehmen des Königs demſelben mit der Freimüthigkeit, auf welche die Athener zu allen Zeiten ſtolz waren, zugerufen haben: „Warum willſt du die Rolle des Therſites ſpielen, da dir das Schickſal die des Agamemnon zugetheilt hat?“ Es wird noch hinzugeſetzt, daß Philipp durch dieſen Zuruf zur Beſinnung gekommen ſei, die Freudenkränze, mit welchen er geſchmückt geweſen, von ſeinem Haupte herabgeriſſen und dem Demades zum Dank die Freiheit geſchenkt habe.

Wie auch Philipp im trunkenen Muthe damals gehandelt oder geſprochen haben mag, er zeigte ſich in dem, was er nach der Schlacht that, wahrhaft groß und bewies der Welt durch ſein Verfahren, daß er nicht die Freiheit der griechiſchen Nation zerſtören, ſondern mit Schonung und Beibehaltung der beſtehenden Verfaſſungen und Formen herrſchen wolle. Vielleicht wäre Griechenland glücklich geweſen, wenn es dem Beſieger desſelben vergönnt geweſen wäre, alle Staaten des Landes in einen monarchiſchen Bund zu vereinigen und mit allgemeiner Zuſtimmung eine neue Ordnung der Dinge unter dem Volke zu begründen!

Philipp berührte den Boden des Landes Attika nicht, obgleich dasſelbe nach dem Siege bei Chäronea ihm offen ſtand; denn er ſah ein, daß dieſer Felſenboden ohne Freiheit ein menſchenarmes Land ſein würde. Er entließ ſogar die atheniſchen Gefangenen aus freien Stücken und ohne Löſegeld und bewilligte dem atheniſchen Volke einen ſehr günſtigen Frieden. Sie mußten der Herrſchaft über Samos entſagen, blieben aber dafür im unbeſchränkten Beſitze ihrer Freiheit und Verfaſſung und erhielten ſogar die Stadt Oropus, deren Beſitz lange Zeit der Gegenſtand blutiger Zwiſte zwiſchen ihnen und den Thebanern geweſen war. Ganz anders verfuhr Philipp mit den Thebanern, welche ihm für das büßen mußten, was die Athener verſchuldet hatten; denn er ſah wohl ein, daß dem, der Theben beſitze, Attika jederzeit offen ſtehe. So mußten jene ihre hohen Beamtenſtellen im Intereſſe und Sinne Philipp's neu beſetzen und eine macedoniſche Beſatzung in ihre Burg aufnehmen.

9. Letzte Zeit Philipp's.

So hatte Philipp den erſten und grundlegenden Theil ſeines Lebensplanes glücklich zu Ende geführt. Als weiteres und letztes Ziel ſeiner Beſtrebungen hatte er ſich die noch glänzendere Aufgabe geſetzt, mit der vereinten Kraft des von ihm beherrſchten Griechenlands und

Macedoniens das persische Reich zu erobern. Nachdem er durch die völlige Besiegung der Griechen die Gründung seines macedonisch-griechischen Reiches vollendet hatte, hätte überdies auch die Nothwendigkeit, sein Heer zu beschäftigen und seinen erschöpften Finanzen aufzuhelfen, ihn zu einem solchen Kriege drängen müssen. Bald nach der Schlacht bei Chäronea ließ er alle griechischen Staaten für das nächste Frühjahr zu einer Nationalversammlung in Korinth einladen, um diesen persischen Kriegszug zu berathen und zu beschließen. Noch in demselben Jahr, in welchem jene Schlacht geliefert worden war, durchzog Philipp mit einem Theile seines Heeres den Peloponnes, wiewohl die Berichte über diesen Zug so beschaffen sind, daß derselbe nur für sehr wahrscheinlich, nicht aber für unzweifelhaft gewiß gehalten werden kann. Philipp, dem es bei dieser Unternehmung hauptsächlich um eine kräftige Unterstützung der ihm befreundeten Staaten der Halbinsel, wie auch um eine Schaustellung seiner Macht auch in diesem Theile Griechenlands zu thun war, schlug bei Mantinea sein Lager auf und durchstreifte von da aus ganz Lakonien, ohne jedoch die Hauptstadt dieser Landschaft anzugreifen. Die Spartaner sahen sich dadurch genöthigt, in Bezug auf ihre Nachbarstaaten sich dem Verlangen des macedonischen Königs zu fügen, welcher damals die Grenzstreitigkeiten Spartas mit den Argivern, den Messeniern und zwei arkadischen Staaten entschied.

Im Frühling des Jahres 337 v. Chr. ward der von Philipp ausgeschriebene Kongreß der griechischen Nation zu Korinth gehalten. Alle Staaten hatten Gesandte zu demselben geschickt, mit Ausnahme der Spartaner und Arkadier. Philipp hätte mit leichter Mühe auch diese zwingen können, sich seinem Willen zu unterwerfen und an dem beabsichtigten Nationalkriege Theil zu nehmen; er that es aber ebensowenig, als er jemals auf den Gedanken kam, Griechenland zu einer Provinz seines Reiches zu machen. Gerade dadurch gab er aufs klarste zu erkennen, wie klug er im Gebrauch seiner Ueberlegenheit war und welche hohe Achtung er für freie griechische Kraft hatte. Er sah wohl ein, daß bei seinem großen Plane eines griechischen Nationalzuges gegen Persien ein erzwungener Gehorsam ihm eher nachtheilig als förderlich sein würde. Aus ebendemselben Grunde bestach er auch auf der Versammlung zu Korinth lieber einige der Gesandten, um durch sie das, was er wünschte, erbitten zu lassen, als daß er, was für den Augenblick leicht gewesen wäre, die Erfüllung seiner Wünsche mit Gewalt erzwungen hätte. Er wußte durch Freigebigkeit und Freimüthigkeit auch die übrigen Abgeordneten der Griechen für sich zu gewinnen, so daß keiner dem von ihm gemachten Vorschlage widersprach, mit vereinten Kräften einen Krieg gegen die Perser zu unternehmen, um die

Frevel, welche dieſe einſt an dem griechiſchen Volke verübt hatten, endlich zu vergelten und zu rächen. Ein ſolcher Feldzug wurde einſtimmig beſchloſſen, Philipp zum Oberfeldherrn mit unumſchränkter Gewalt ernannt und, was das Wichtigſte war, dem macedoniſchen König das Recht ertheilt, die Beiträge der einzelnen Staaten an Geld und an Truppen zu beſtimmen. Die geſammte Kriegsmacht, welche Griechenland ohne Macedonien damals aufſtellen konnte, wird von einem Geſchichtſchreiber des ſpäteren Alterthums, vielleicht übertrieben, auf 200,000 Mann zu Fuß und 15,000 Reiter geſchätzt.

Philipp ſtand jetzt am Ziele ſeiner Wünſche; aber die Ausführung deſſen, wofür er mit raſtloſer Thätigkeit ſein ganzes Leben hindurch gearbeitet und jetzt endlich alles vorbereitet hatte, ward ihm vom Schickſal nicht vergönnt. Schon waren die Contingente der griechiſchen Staaten aufgerufen, ſchon war eine Abtheilung des macedoniſchen Heeres unter den Generalen Parmenio und Attalus nach Kleinaſien voraus marſchirt, als Philipp vom Schauplatz abgerufen wurde, um ſeine Stelle einem Sohne einzuräumen, welcher mehr, als je ein anderer Sterblicher, mehr auch als Philipp ſelbſt, zur Unterwerfung des Orients und zur Gründung einer Weltherrſchaft befähigt war.

Philipp's Familienverhältniſſe waren in den letzten Jahren ſehr getrübt und zerrüttet. Er lebte mit ſeiner Gemahlin Olympias, einer Tochter des Königs Neoptolemus von Epirus, lange in Zwietracht und trennte ſich zuletzt von ihr, um ſich mit Kleopatra, einer Nichte ſeines Generals Attalus, zu vermählen. Bei dieſer Vermählung kam es, als alle Theilnehmer des Feſtes vom Weine erhitzt waren, zu einer heftigen Scene zwiſchen Attalus und Alexander, dem Sohne der Olympias, und ſelbſt Vater und Sohn geriethen mit einander in einen Zwiſt der ärgſten Art. Alexander zog ſich in Folge davon nach Illyrien zurück und auch die verſtoßene Olympias verließ Macedonien, um ſich nach Epirus zu begeben, wo ihr Bruder Alexander I. den königlichen Thron inne hatte. Bald nachher ſöhnte ſich Philipp wieder mit Alexander aus und dieſer kehrte an den Hof zu Pella zurück. Olympias ſuchte zwar von Epirus aus das Feuer von neuem anzufachen und namentlich auch ihren Bruder für ſeinen Thron beſorgt zu machen und zu einem Kriege mit Philipp zu bewegen; allein alle ihre Bemühungen ſcheiterten, ſobald Philipp, dem bei Beginn des perſiſchen Krieges Alles an einem friedlichen Verhältniß mit ſeinen nächſten Nachbarn gelegen ſein mußte, dem epirotiſchen Könige ſeine und der Olympias Tochter, Kleopatra, verlobte. Die Vermählung wurde in der macedoniſchen Stadt Aegä gefeiert. Philipp, welcher bei dieſer Gelegenheit, zum letzten Male vor der Abreiſe nach Aſien, ſich ſeinem Volke und den Griechen in ſeinem vollen Glanze zeigen

wollte, ließ die Vorbereitungen zu den größten und prachtvollsten Festlichkeiten treffen und versammelte alles, was irgend in seinem Reiche und in Griechenland ausgezeichnet war. Eine Menge griechischer Künstler, Dichter, Redner und Staatsmänner erschien, nebst dem macedonischen Adel und den Häuptlingen der unterworfenen thracischen und illyrischen Völkerschaften, bei diesem Feste.

Der erste Tag wurde mit Empfangsfeierlichkeiten, Festzügen und Gelagen ausgefüllt. Am zweiten sollten Wettkämpfe im Theater gehalten werden. Alle Straßen zu demselben waren durch das Gewühl der Schaulustigen belebt, als der König selbst im festlichen Schmucke, umgeben von seiner Leibwache und seinem Hofstaate, nach dem Theater zog. Erfreut über den Jubel der ihm fröhlich zujauchzenden Menge, wollte er vor dem Theatergebäude sich zutraulich dem Volke nähern und schickte seine Begleitung in das Theater voraus. In diesem Augenblicke stürzte plötzlich ein Mensch auf Philipp zu, durchbohrte ihn mit einem Dolche und entfloh auf einem bereitstehenden Pferde, während der König zu Boden sank und sogleich starb. Auf diese Weise verlor Philipp, der Gründer des macedonischen Reiches, sein Leben, und zwar gleichsam vor den Augen von ganz Macedonien und Griechenland, mitten in dem Glanze der größten Herrschermacht und kurz vor dem Beginne eines Kriegszuges, der den Bestrebungen seines thatenreichen Lebens die Krone aufsetzen sollte (336 v. Chr.).

Sein Mörder war Pausanias, ein macedonischer Edelmann und Soldat der königlichen Leibgarde. Die große Menge, welche stets das Außerordentlichste am liebsten glaubt, begnügte sich auch bei Philipp's Tode nicht mit der wirklichen, offenbaren Veranlassung, sondern suchte den Mord aus weiter hergeholten Gründen zu erklären, und manche Schriftsteller haben den Gerüchten, welche in dieser Beziehung verbreitet wurden, Glauben geschenkt und die Ermordung Philipp's der Rachsucht der Olympias, ja selbst der Mitwirkung seines Sohnes Alexander zugeschrieben. Wenn wir den Nachrichten dieser Schriftsteller trauen dürften, so wäre Pausanias nur das Werkzeug, Olympias aber die Anstifterin der That gewesen und selbst Alexander hätte um dieselbe gewußt; allein nach einer sorgfältigen Prüfung aller Umstände scheint mit ziemlicher Gewißheit angenommen werden zu müssen, daß Philipp einer bloßen Privatrache zum Opfer gefallen ist. Pausanias nämlich, ein junger Mensch von heftigem und stolzem Sinne, war durch den General Attalus empfindlich beleidigt worden und hatte den König vergebens um Genugthuung und Rache angefleht; dieser hatte den jungen Mann, der in seinem Rechte war, mit Geschenken und Ehren zufrieden zu stellen gesucht, weil er aus Schonung gegen einen ausgezeichneten General von diesem selbst keine Genugthuung

verlangen wollte. Darüber grollte Pausanias dem König. Als dieser nun sich mit des Attalus Nichte vermählte, sah Pausanias alle Hoffnung schwinden, daß ihm je Genugthuung werden würde. Seine Rachgier wandte sich seitdem gegen den König selbst und er beschloß die Ermordung desselben, indem er dabei annahm, daß Olympias und ihr Sohn diese That nicht ungern sehen würden. Auf diese Weise büßte Philipp mit seinem Leben dafür, daß er der Rachgier eines hochfahrenden Jünglings keine Befriedigung gewährt hatte. Olympias scheute sich nicht, die That laut zu billigen; Alexander aber ließ den Pausanias fangen und nebst allen denen, welche um den Mord gewußt hatten, hinrichten.

Die Nachricht von Philipp's Tod wurde in vielen griechischen Staaten mit großer Freude aufgenommen, am meisten aber bei dem atheniſchen Volke, welches bei dieser Gelegenheit seinen Leichtsinn und seine Veränderlichkeit auf eine recht sichtbare Weise zu erkennen gab. Unter allen freien Staaten, die zu dem Hochzeitsfeste der Tochter Philipp's Ehrenkronen und schmeichelnde Adressen gesandt hatten, waren die Athener diejenigen gewesen, welche sich am niederträchtigsten benahmen. Sie hatten sogar einen Volksbeschluß gefaßt, daß Philipp unter den Schutz ihrer Gesetze gestellt und jeder, der ihm nach dem Leben trachten würde, wenn man seiner habhaft werden könne, ausgeliefert werden sollte. Kaum war aber Philipp ermordet, so ließen eben dieselben Athener sich durch Demosthenes bewegen, ein feierliches Dank- und Freudenopfer zu halten und durch einen neuen Volksbeschluß den Pausanias des Ehrenkranzes für würdig zu erklären.

SBN 614488

Inhalt des ersten Bandes.

Seite

Vorwort 3

Geschichte der alten Welt.

I. Orientalische Völker 13

Einleitung 15
Chinesen 18
Indier 32
Babylonier und Assyrer 45
Aegypter 53
Israeliten 88
Phönicier 98
Meder und Perser 103

II. Völker der griechisch-römischen Zeit . . . 127

Geschichte der Griechen.

I. Einleitung.

1. Das griechische Land 129
2. Abstammung der Griechen 135

II. Aelteste Zeit der Griechen.

1. Allgemeines 137
2. Urzeit der Griechen 140
3. Heroisches Zeitalter der Griechen bis auf den Argonauten-Zug 145
4. Der Argonauten-Zug 162
5. Die Zeit des trojanischen Krieges 165
6. Charakter und Geist des heroischen Zeitalters der Griechen 177

III. Geschichte der Griechen vom Ende der heroischen Zeit bis zu dem Beginn der Perser-Kriege.

1. Die Rückkehr der Herakliden und ihre Folgen . . . 184
2. Die griechischen Colonieen 187
3. Die Griechen dieses Zeitraums im Allgemeinen . . 220
4. Geschichte der Spartaner bis zu den Perserkriegen . . 233
5. Geschichte der Athener von Theseus an bis auf die Perserkriege 252
6. Geistiges Leben der Griechen in der älteren Zeit ihrer Geschichte 277

IV. Geschichte der Griechen vom Beginn der Perserkriege bis zum Ende des peloponnesischen Krieges.

1. Beginn der Perserkriege 292
2. Der zweite Perserkrieg 295
3. Die Zeit zwischen dem zweiten und dritten Perserkriege . 300
4. Der dritte Perserkrieg 303
5. Geschichte der Griechen von der Schlacht bei Platää bis zu Cimon's Tod 325
6. Perikles und Athen 343
7. Geschichte der Griechen von Cimon's Tod bis zum Beginn des peloponnesischen Krieges 355
8. Der peloponnesische Krieg bis auf Perikles Tod . . 359
9. Der peloponnesische Krieg vom Tode des Perikles bis auf den Frieden des Nicias. 370
10. Geschichte der Griechen vom Frieden des Nicias bis zum Wiederausbruch des peloponnesischen Krieges . . . 380
11. Die Unternehmungen der Athener in Sicilien und der Wiederausbruch des Krieges in Griechenland . . . 385
12. Der peloponnesische Krieg im eigentlichen Griechenland von seinem Wiederausbruch bis zur Rückkehr des Alcibiades nach Athen 392
13. Die letzten Jahre des peloponnesischen Krieges . . . 401

V. Geschichte der Griechen in der nächsten Zeit nach dem peloponnesischen Kriege.

1. Bis zur Wiederherstellung der früheren Verfassung Athens 408
2. Persische Angelegenheiten und der Rückzug der Zehntausend 421
3. Geschichte Griechenlands von der Wiederherstellung der athenischen Verfassung bis zum Ausbruch des böotischen Krieges 432
4. Der böotische Krieg 435
5. Der korinthische Krieg 439
6. Das Verfahren der Spartaner gegen Theben und Olynth nach dem Frieden des Antalcidas 447

VI. Thebanische Zeit.

1. Die Befreiung Thebens von der Herrschaft der Spartaner 451
2. Epaminondas und Pelopidas 454

3. Von der Befreiung Thebens bis zur Schlacht bei Leuktra 459
4. Von der Schlacht bei Leuktra bis zum neuen Frieden des Perserkönigs 465
5. Geschichte der Thessalier bis zu dieser Zeit . . . 469
6. Geschichte der Griechen vom Frieden des Perserkönigs bis zur Schlacht bei Mantinea 478
7. Der Bundesgenossenkrieg der Athener 482

VII. Die Unterwerfung Griechenlands unter die Oberherrschaft der Macedonier.

1. Geschichte Macedoniens bis auf König Philipp . . . 485
2. Philipp von Macedonien 489
3. Philipp's Verhältniß zu Griechenland bis zum dritten heiligen Krieg 499
4. Philipp's Unternehmungen in Thracien und die frühere Geschichte dieses Landes 501
5. Philipp's fernere Unternehmungen und der dritte heilige Krieg bis zur Eroberung von Olynth 505
6. Philipp und der dritte heilige Krieg von der Eroberung Olynths bis zu dessen Ende 518
7. Philipp und Griechenland in der Zeit zwischen dem dritten und vierten heiligen Krieg 524
8. Der vierte heilige Krieg und die Unterwerfung Griechenlands unter die Macedonier 528
9. Letzte Zeit Philipp's 533

Druck von Ad. Spaarmann in Oberhausen